An das Publikum!

Vorliegendes **Album der Haupt- und Residenzstädte Europa's,** mit Text von dem allgemein bekannten und beliebten Dichter Ludwig Bechstein, erscheint in Sectionen zu 5 Lieferungen. Jede dieser Lieferungen enthält jedesmal die vollständige Beschreibung einer Stadt und ist ein abgeschlossenes Ganzes. Der beispiellos billige Preis einer solchen Lieferung ist nur 6 ggr. - 24 Kr! Mit der 5ten Section wird den Abonnenten ein grosser Stahlstich, bringend sämmtliche in den im Album zu besprechenden Städten sich befindenden Denkmäler, und mit dem Schlusse eine schöne Karte von Europa gratis verabreicht. Es sollen diese Gratisvertheilungen indess kein Lockmittel sein, das ALBUM zu kaufen, denn dass es sein Publikum auch ohnedem findet, davon haben wir die Beweise; vielmehr sind diese beiden Beilagen für die Besitzer des ganzen Werkes von höchstem Interesse, wenn sie nicht nothwendig sind.

Die erste Section bringt die Städte: **Berlin, München, Wien, Dresden, Leipzig.** In den folgenden Sectionen folgen alle übrigen Haupt- und Residenzstädte ganz Europa's

Untenangehängten Zettel bitten wir mit werther Namensunterschrift versehen der zunächst gelegenen Buchhandlung zu übersenden und sich monatlicher regelmässiger Uebersendung von einer Lieferung versichert zu halten

Subscribenten sammler erhalten auf 12 Exemplare das 13te gratis.

KLEINKNECHT u. SCHÄFERS Kunst-Verlag

Ich beauftrage hiermit die Buchhandlung von . . . . . in . . . . . mein . . .
Kleinknecht und Schäfers Kunst-Verlag als Fortsetzung zu senden: . . . Exempl. Album der Haupt- und Residenzstädte Europa's, herausgegeben von Bechstein und Kleinknecht

Ort . . . . . Name . . .

lbum

der

und Residenzst

Europa's,

rausgegeben

von

:chstein und V. Kleinknecht.

ection. I. Lieferung

Berlin.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag.
1843.

An das P

Vorliegendes **Album der Haupt- u**
mit Text von dem allgemein bekannten und beliebten Dichte
Lieferungen. Jede dieser Lieferungen enthält jedesmal die v
schlossenes Ganzes. Der beispiellos billige Preis eine
ten Section wird den Abonnenten ein grosser Sta
zu besprechenden Städten sich befindenden Denkmäler, und
gratis verabreicht. Es sollen diese Gratisvertheilungen ind
denn dass sein Publikum auch ohnedem findet,
diese beiden Beilagen für die Besitzer des ganzen
nicht nothwendig sind.

Die erste Section bringt die Städte: **Berlin, Münche**
Sectionen folgen alle übrigen Haupt- und Residenzstä

Untenangehängten Zettel bitten wir mit werth
gelegenen Buchhandlung zu übersenden und sich u
einer Lieferung versichert zu halten.

Subscribentensammler erhalten auf 12 Exempla

KLEINKNECHT

Ich beauftrage hiermit die Buchhandlung von . . . . .
Kleinknecht und Schäfers Kunst-Verlag als Fortsetzung
denzstädte Europa's, herausgegeben von Bechstein und Kleink
Ort . . . . . .

Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

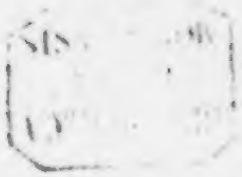
von

Ludwig Bechstein und V. Kleinknecht.

1. Section. 1. Lieferung.

Berlin.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag.
1843.



Ich

Kle

deuz

Ort

Vorwort.

Je höher sich in unsern Tagen die Reiselust steigert, hervorgerufen durch mannichfache Erleichterung der Transportmittel, um so mehr brechen sich auch, vielfach willkommen geheißen, in der Literatur solche Erscheinungen Bahn, welche dem reisenden Publikum nicht in schwerfälligen und dickleibigen Büchern, sondern in leichter, rascher und übersichtlicher Darstellung das Merkwürdigste deutscher und außerdeutscher Städte vor Augen legen. Durch die wachsende Zahl der Eisenbahnen treten sich die Länder mit ihren Metropolen einander näher, das Band der Eisenbahnen ist das Band, das die Menschheit bindet, und Cultur und Humanität knüpfen es freundlich fest und fester.

Eine neue Zeit tritt an die Stelle der alten, eine verjüngte Aera mit raschen Flügeln, Civilisation dringt mit Titanenschritten weiter, Industrie erobert ein Gebiet nach dem andern, und Erfindung, getragen von den Kräften der Physik, Chemie und Mechanik, hält einen Triumphzug vom Aufgang bis zum Niedergang. Hier gilt kein grübelndes Träumen mehr, kein saumseliges Verweilen. **Vorwärts!** ist das große, weit hin über den Erdkreis tönende Feldherrnwort der neuen Zeit. Jeder intelligente Geist huldigt ihr, bringt ihr gern sein Opfer dar, zurückbleiben kann fast keiner mehr, und wer zurück bleibt, entschwindet bald dem Auge der Vorwärtseilenden, fällt dem frühen Vergessenwerden anheim.

Während früher manche Stadt ihren Typus Jahrhunderte lang unverändert bewahrte, während noch heute manche kleine Stadt in Deutschland immer noch ganz treu dem Bilde gleicht, das Zeiller und Merian in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts von ihr beschrieben und in Kupfer stachen, erleiden die Großstädte, ja selbst die kleinen Residenzen die mächtigsten Umwandlungen nicht nur in baulicher, sondern auch in merkantiler, industrieller und socialer Beziehung. Das München, das Dresden, das Berlin ꝛc. von heute ist schon ein anderes, als das München, das Dresden, das Berlin ꝛc. von 1820. Zwanzig, dreißig Jahre sind jetzt bedeutendere Phasen der Umbildung, als früher ein bis zwei Jahrhunderte, und ein Buch über

die eine oder die andere Großstadt, vor 5 Jahren geschrieben, hat schon gewaltige Lücken. Der Städtebeschreiber unserer Zeit kann nicht für die Unsterblichkeit arbeiten, und doch hat es einen eigenthümlichen Reiz, sich in Bilder der Gegenwart zu vertiefen, Physiognomie und Charakter der Städte zu studiren und in gedrangten Rahmen wieder Andern zur Anschauung zu überliefern, die so lange lebendig bleiben mag, bis die Umwandlungen mehrer Jahre sie zur Seite drangen, und man sie höchstens noch als Erinnerungsblätter, wie es war vor so und so viel Jahren, flüchtigen Durchblicks werth erachtet.

Der Rahmen übersichtlicher Schilderung, den wir um die kleinen Total- und Einzelansichten, nebst den Plänen der berühmtesten Städte Europa's ziehen, ist ein beschränkter, und soll doch nichts Hauptsachliches vermissen lassen. Er soll den Reisenden als ein Führer dienen, freilich nicht durch jedes Gäßchen, nicht in jede Kapelle, wo irgend ein altes Bild oder eine Sculptur den Alterthumsforscher magnetisch anzieht, aber zu allen großartigen Gebauden und Palasten. Er soll ihm zunachst einen Blick vergönnen auf die Geschichte der Stadt und ihre Schicksale, dann zum Allgemeinen der geographischen Lage sich wendend, alles Wissensnöthige über klimatische Verhältnisse, Größe, Bevölkerung, Vorstädte, Einwohnerzahl ꝛc. nennen, und dann die Institution des innern socialen und bürgerlichen Lebens berühren. Alle wichtigeren Anstalten, die dem öffentlichen Nutzen, den Wissenschaften, den Künsten, den Gewerben, der Wohlthätigkeit, wie dem Vergnügen dienen, sollen angeführt werden, und auch die Umgebung der Städte Berücksichtigung finden. Selbst der unbemittelte reisende Handwerker ist durch die Billigkeit unsers Albums in den Stand gesetzt, aus ihm das Wichtigste europäischer Hauptstädte zu schöpfen, wie ihm dasselbe, nachdem es als Wegweiser gedient, auch als eine freundliche Erinnerung in den Kreis seiner Heimath begleiten wird. In diesem Sinn hoffen wir, wenn auch nicht erschöpfend, doch billige Erwartungen befriedigend, unser Album der Hauptstädte Europa's zur Vollendung zu bringen, und dem reisenden Publikum ein Werk zu überliefern, das mit äußerer Schönheit und innerer Gediegenheit zugleich auch beispiellose Billigkeit und den Vortheil sehr erleichterter Uebersichten gewährt.

Schweinfurt im Juni 1843.

Die Verleger.

Berlin.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Geschichtlicher Ueberblick.

Die prächtige Königsresidenz an der Spree, diese Metropolis der Intelligenz, der Wissenschaftlichkeit und des regsten Verkehrs, jetzt ein Stern erster Größe unter den deutschen Städten, auf welche das alte stolze, aber sinnreiche Anagramm:

Berolinum — lumen orbi

nie glänzendere Anwendung finden konnte, als in der Gegenwart — tauchte als Fischerdorf am Ufer der Spree klein und unscheinbar aus den Nebeln der Vergangenheit. Ob das eigentliche Berlin, ob sein Schwesterort Cöln älteren oder jüngern Ursprungs sei, darüber ist vielfach gestritten worden, ohne, da documentale Quellen mangeln, den verschiedenen Annahmen eine historische Basis zu begründen. Die Urzeit der Mark, und ehe das Land noch Mark hieß, und namentlich die der sandigen serpentgleichen Fläche, in welcher die Wiege der Königsstadt stand, ist naturhistorisch bar, wie ein Urwald. Ob germanische Völkerschaften in diesen ausgedehnten sumpfigen Flächen und Kiefernforsten, in diesen sandigen trostlosen Haideflächen als Autochthonen oder als Einwanderer zuerst hausten, und ob diese von den ostwärts heranringenden Slavenstämmen, Wenden und Obotriten vertrieben wurden, ist nicht so genau ermittelt, als die Forschung es wünschen möchte. Aber diese ausgedehnten Forste, und zwei einander nahe, nicht unbeträchtliche Flüsse, die sich zu mehr oder minder bedeutenden Seen ausbreiteten, gewährten der Bevölkerung, was sie zunächst in ihrem Naturzustande bedurfte, Wild und Fische, im Ueberfluß. Das wendische Wort Bor, Wald, soll einer alten Folgerung nach, den Namen hergeliehen haben, findet der Ortsname sich aber irgendwo urkundlich Perlin geschrieben, das wäre mittelhochdeutsch ein Perlîn, so wäre auch hier nomen

et omen beisammen, und das Perlchen in der Muschel der Mark Brandenburg zu einem gar stattlichen Kronjuwel herangewachsen. Sollte nun vollends der Name vom Stadtwappen oder dieses vom Namen abstammen, einem Bärlin oder Bärlein, so liegt die Deutung nahe, und identifizirt sich mit der Angabe, daß Albrecht der Bär zwar nicht Berlins Gründer, aber doch sein erweislich erster, ältester Besitzer gewesen.

Die deutschen Kaiser bestellten Mark-Grafen zum Schutze der Reichsgrenzen, daher die noch heute dauernde vorzugsweise Landes-Benennung; als erster derselben wird um 927 Siegfried genannt, er wurde Kaiser Heinrichs des Städtegründers Schwager. Im Jahre 1106 wird Berlin urkundlich erwähnt in einem Vergleich mit Potsdam, wegen der Havel-Fischerei. Albrecht der Bär soll bereits die junge Stadt mit Mauern umgeben haben. Residenz eines Fürsten aber war Berlin noch lange nicht. Doch hob sich dasselbe im dreizehnten Jahrhundert schon zur städtischen Blüthe, die Nikolaikirche, die Marien- Kloster- und Petrikirche wurden erbaut, und da die beiden noch getrennten Orte Berlin und Köln sich immermehr einander näherten, so wurden sie 1307 als eine Stadt unter einem gemeinschaftlichen Magistrat vereinigt. Handel und Wandel begann zu blühen, der Luxus entfaltete seine goldnen Flügel. Berlins verschiedene Oberherren aus den Häusern Anhalt, Bayern und Luxemburg hatten andere Wohn- und Thronsitze und Berlin bildete sich durch eigene innere Kraft zu einer Selbstständigkeit aus, die sich mehr denn einmal als offene und kräftige Opposition gegen Aufdringlichkeiten irgend einer Gewalt von außen her zeigte. Im Jahr 1334 unterfing sich der Probst Cyriak von Bernau, die ganze Gemeinde Berlins in der Marienkirche in den Bann zu thun, weil sie nicht für den Herzog Rudolph von Sachsen Partei nehmen wollte. Drinnen im Heiligthum sprach er den Bannfluch, und als er aus der Kirchthüre trat, ward er todt geschlagen. Zwar mußte diese That hart gebüßt werden, allein ohne den Sinn der alten Berliner zu beugen. Der Secretair des Bischofs Theoderich von Magdeburg beging die Frechheit, einer ehrbaren und schönen Berliner Bürgersfrau auf öffentlicher Straße anzusinnen, ihn in ein Bad zu begleiten. Sie klagte und man schlug dem Pfaffen auf dem neuen Markt für sein unzeitiges Gelüst den Kopf ab.

Auch gegen den Markgrafen Ludwig gab es Händel, deren

Folge die kaiserliche Acht war. Die arme Mark ward übrigens stiefmütterlich genug von ihren Herren behandelt, und wechselte diese schnell. Nach Ludwig des Römers Tode gelangte sie durch Erbfolgevertrag 1373 an das Haus Luxemburg. Kaiser Karl IV. belehnte seinen Sohn Wenzel mit ihr, der sie wieder an seinen Bruder Sigismund 1378 abtrat. Mittlerweile that sich ein Heer von Raubrittern zusammen, und saugte das Mark der Mark aus. Berlin aber trat an die Spitze eines märkischen Städtebundes und den räuberischen Stellmeistern und ihren Genossen trotzig und wehrhaft entgegen. Fürchterliche Brände in den Jahren 1367 und 1380 melden die Annalen Berlins; sie drohten allem errungenen Wohlstand ein Ende zu machen. Als Sigismund zum König von Ungarn erwählt worden war, verpfändete er die Mark an seinen Vetter Jodocus, 1388, der sie dem Meißner Markgrafen Wilhelm versetzte, und verkaufte die Neumark an den deutschen Orden in Preußen. Nach Jodocs Tode, 1411, löste Sigismund das Pfand wieder ein, allein da er Geld und viel Geld brauchte, um durch das Costnitzer Concil und Hussen's Verbrennung seinem Namen einen ewigen Schandfleck anzuhängen, so verkaufte er die Kurwürde und die Kurmark Brandenburg an den Burggrafen Friedrich von Hohenzollern um die Summe von 100,000 Goldgulden eben auf jenem verrufenen Concil, das so unsägliches Wehe über Deutschland und Böhmen verhing. Mit diesem Verkaufe ging dem Lande Brandenburg und der Stadt Berlin der Stern der Hohenzollern auf, und mit ihm eine neue schöne Aera des Ruhmes, wie der wachsenden Macht und Größe. Friedrich I. nahm, als er im Gefolge Kaiser Sigismunds 1418 von dem Costnitzer Concilium zurückkehrte, seine Residenz in Berlin; dieses jedoch mißtrauisch gemacht gegen jeden seiner Herrscher, eines so nahen Herrn ganz ungewohnt, trat mit einiger Keckheit entgegen, verweigerte den Huldigungseid und die pünktliche Oeffnung der Thore. Friedrichs I. großen Geist beschäftigte zu viel und zu Wichtiges, als daß er die kleine Bürgerteufelei der Berliner brechen mochte; er that für das Beste des Landes so viel er konnte, trieb den märkischen Raub-Adel zu Paaren, und wenn diese edeln Schnapphähne ihn auch, weil er Burggraf von Nürnberg war, „Nürnberger Tand" nannten, und Einer schwur: „Und wenn es auch ein Jahr lang Burggrafen vom Himmel regnete, so sollen sie in der

Mark doch nicht gedeihen", so war das eben nur märkischer Wind und Staub, denn Kurfürst Friedrich schoß mit dem einzigen Geschütz, das er hatte, die faule Grete genannt, die Raubburgen in Trümmer, und gedieh, trotz allem Wehe der Zeit und der blutigen Hussitenkriege, sammt seinem Geschlecht, und das Land gedieh mit.

Im Jahr 1440 starb Friedrich I.; er hatte seine Nachfolge so geordnet, daß sein älterer Sohn, Johann III. die Erblande, die Burggrafschaft Nürnberg und die fränkischen Fürstenthümer Bayreuth und Kulmbach, sein zweiter, dem älteren Bruder an Energie des Geistes überlegener Sohn Friedrich die Mark Brandenburg, und der dritte, Albrecht, das Fürstenthum Anspach erhielt. Friedrich II. wurde von der Stadt Berlin widerhaarig begrüßt, man schloß ihm, als er daher gezogen kam, von seinem Erbe Besitz zu nehmen, das Spandauer Thor vor der Nase zu; er stürmte es aber mit 600 Reitern, nahm der Stadt ihre Freiheiten und Privilegien, und ließ ohne Verzug auf der Cölner Seite den Bau eines Zwing-Berlin, einer tüchtigen Burg beginnen, und da bislang der Berliner Wappenbär in offensiv oppositioneller Stellung auf zwei Beinen gestanden, mußte er zur Strafe nun auf allen Vieren gehen, und den Brandenburgischen Adler auf dem Rücken tragen. Da Friedrich II. gleich jenem Thüringer Landgrafen Ludwig die Zuchtruthe über Widerspenstige wohl zu führen verstand, so wurde auch er, wie jener, mit dem Beinamen des „Eisernen" beehrt. Er schlichtete die Streitigkeiten mit dem Hause Mecklenburg, kämpfte mit Pommern um den Besitz der Uckermark und erkaufte von dem Deutschorden in Preußen um 100,000 Gulden die Neumark zurück. Nach Friedrichs II. 1471 erfolgtem Tode regierte Albert Achilles auch die Mark, und ihm folgte sein Sohn, der sprachenkundige und redemächtige Johann I., den seine Zeitgenossen den Cicero Deutschlands nannten. Er schlug in der Burg sein Hoflager dauernd auf, und erklärte 1495 Berlin zu seiner Residenz.

Dieses Kurfürsten friedlicher, den edlen Künsten und Wissenschaften zugewandter Sinn, der in den Zeitrichtungen volle Nahrung fand, (die Buchdruckerkunst war erfunden, Amerika entdeckt,) trug vieles zum Flor der Residenz bei, der sich mehr und mehr entfaltete. Lange sträubte sich Johann, dem Ansinnen der Reichstagsversammlung zu Frankfurt a. M. 1486 sich zu fügen, und auch seine Einwilligung zu einer Bücherrevision zu geben, und er

gab sie endlich nur nothgedrungen, als er damit seinem Reiche einen Landfrieden auszuwirken vermochte; ein schöner, selbst noch für die Gegenwart wichtiger und bedeutsamer Zug im Leben eines Fürsten. Merkwürdig erscheint der Umstand, daß das doch schon bedeutende Berlin unter diesem intelligenten Fürsten noch nicht einmal eine Buchdruckerei hatte.

Kurfürst Joachim I., Johann I. ältester Sohn, folgte seinem Vater in dessen Todesjahre 1499. Er hatte eine gelehrte Erziehung, und was weit mehr sagen will, eine durch und durch tüchtige Bildung empfangen, so daß auch ihm die huldigende Anerkennung der Zeitgenossen einen Ehrennamen des Alterthums gab; sie nannte ihn Nestor, nach dem weisen und wohlberedten Könige in Pylus. Er brach die letzten Regungen des Faustrechts, gründete 1506 die erste Universität des Landes zu Frankfurt an der Oder und stiftete 1506 das Hof- und Kammergericht. Zwar stellte sich Joachim I. den heilsamen geistigen Regungen und Bewegungen seiner Zeit entgegen, in der, wie in der unsrigen, manche bisher für unfehlbar gehaltene Kirchen- und Staatssatzung mit der Waage wissenschaftlicher Forschung gewogen und zu leicht befunden wurde, zwar war es Joachim, der mit aller Fülle der ihm eigenen Beredsamkeit auf dem Reichstag zu Worms Luthern persönlich gegenüber trat, ja er vergaß sich so weit in seinem Eifer, den Bruch des freien Geleits gegen Luther anzurathen, doch scheinen die Gründe, die ihn zu alle diesem bewogen, mehr in politischen Voraussetzungen, als in Abneigung gegen die geläuterte Lehre gewurzelt zu haben. Sein Nachfolger Joachim II., der seinem Bruder Johann in Folge väterlichen Testaments die Regierung der Neumark abtreten mußte, ging bald nach seinem Regierungsantritt 1535 zur Lehre Luthers über, und führte, wie auch sein Bruder in der Neumark that, die Reformation in seinen sämmtlichen Landen ein. Unter ihm zog 1539 der erste Buchdrucker nach Berlin. Joachim II. gründete das Gymnasium zum grauen Kloster, huldigte den schönen Künsten, ließ die alte Burg abbrechen, und durch den Baumeister Caspar Theiß einen neuen, stattlichen und schöneren Schloßbau beginnen. Unter seiner Regierung bekam Berlin die Wohlthat des Straßenpflasters, neben bei lag einer gewissen industriellen weiblichen Kaste die Straßenreinigung ob, zu welchem Ende sie im Geleit des Henkers, an Karren geschlossen, den Straßenkoth aus der Stadt schaffen mußte

Joachim starb 1571 ohne männliche Erben, man sagt, vergiftet durch den Hofjuden Lippold, und ihm folgte, doch nur auf zehn Tage, sein Bruder Johann II. Er konnte für Berlin nichts thun, denn als er von seiner Residenz Küstrin nach Berlin reiste, um die Huldigung zu empfangen, befiel ihn eine tödtliche Krankheit, welcher er erlag. Johann Georg, sein Sohn, voll friedlicher, aber wackerer Gesinnung, dem Landleben zugethan, aber auch der Rechte wohl kundig, gab ein, auf die Augsburgische Confession basirtes Cult- und Glaubensgesetz, Corpus doctrinae, erweiterte das Schloß, verbesserte die Polizeipflege, steuerte dem unnützen Aufwand und der Unmäßigkeit, und legte dem eigenen Hof und Haushalt die Zügel weiser Sparsamkeit an. In gleicher Weise folgte ihm Kurfürst Joachim Friedrich, der, obschon er persönliche Tapferkeit in den Türkenkriegen als Prinz an den Tag gelegt hatte, doch auch die Künste des Friedens verstand, und durch sein Primogeniturgesetz verbunden mit dem über die stete Untheilbarkeit der brandenburgischen Marken und Lande einen neuen Grund zur künftigen Bedeutsamkeit seines Landes legte. Er führte eine neue Polizei- und Kleiderordnung ein, und stiftete in Joachimsthal ein später nach Berlin verlegtes Gymnasium, das zu hoher Blüthe gelangte. Johann Sigmund, Joachim Friedrichs Sohn und Nachfolger 1608, brachte das Herzogthum Preußen zur Kur Brandenburg, dessen Landesname hernach so überwältigend um sich griff, daß eine große Zahl besonderer Ländernamen in diesem allgemeinen einer Einzelprovinz unterging. Das alte Königreich Preußen stand meist unter polnischen Scepteru, später riß der Deutschherrenorden einen guten Theil der Botmäßigkeit über das Land an sich, und die Hochmeister regierten dort als souveraine geistliche Fürsten, bis der Hochmeister Albrecht von Brandenburg 1525 das Ordenskleid ablegte, lutherisch, und als Lehensträger der Krone Polen erster weltlicher Fürst und Herzog von Preußen wurde. Der zweite Herzog war Albert Friedrich, und der dritte Johann Sigmund, sein Tochtermann, unter dem in Folge der erstrebten Verträge das Herzogthum Preußen als Erbleben von Polen zur Kurmark Brandenburg fiel, wozu noch die auf verwandtschaftliche Verhältnisse rechtlich begründeten Ansprüche auf das reiche Erbe des Landes Kleve kamen. Es ist daher unhistorisch, und mit nichts als dem späteren Königstitel des Landesregenten gerechtfertigt, wenn

ſich die Mark Brandenburg und ihre Bewohner Preußen nennen. Kurfürſt Johann Sigmund vernachläſſigte Berlin und bevorzugte Königsberg; dort traf ihn bald nach der preußiſchen Erbſchaft ein lähmender Schlagfluß; er übertrug die Regierung ſeinem Sohne Georg Wilhelm im Jahre 1619, und ſtarb bald darauf. Unter dem neuen Regenten ſah Berlin viele trübe Tage; der dreißigjährige Krieg brach aus, und dem Kurfürſten mangelte alle innere Kraft, ſein Land mindeſtens zu beſchützen; es ward Schau- und Tummelplatz verderblicher Einfälle, Bedrückungen und Beläſtigungen aller ſtreitenden Parteien. Der Regent verließ Berlin und ſah in Königsberg faſt unthätig zu, wie Kaiſerliche und Schweden ſein Land verwüſteten. Eine verderbliche Kriegspeſt raffte Tauſende der Einwohner Berlins hinweg; von ſeinen 1400 Häuſern verödeten 350 gänzlich. Im Jahre 1641 mußte Berlin ſeine eigenen Vorſtädte, die berliniſche und kölniſche, ſelbſt niederbrennen. Furchtbare Erpreſſungen und Brandſchatzungen drückten den Wohlſtand tief herab; das ganze Land ſank in unermeßliches Elend. Kurfürſt Georg Wilhelm erlebte das Ende des dreißigjährigen Krieges nicht, vielleicht gut für ihn, für das Land noch beſſer. Mit ſeinem Tode ſchloß ſich abermals eine Aera, und ſein Sohn und Nachfolger Friedrich Wilhelm, dem eine anerkennende und dankbare Nachwelt den Namen des Großen gab, trat, obſchon ein kaum zwanzigjähriger Jüngling 1640 mit energiſcher Willenskraft die Regierung an, und bewirkte das hohe Wunder einer kraftvollen Erhebung des tiefgeſunkenen Staates. Nur was er für ſeine Reſidenz that, kann hier aus der Kette ſeiner glorreichen Regierungshandlungen hervorgehoben werden. Er hob die verbrannten Vorſtädte aus ihren Trümmern, begann einen neuen großartigen Schloßbau; befeſtigte die Stadt 1658 mit Wällen und Waſſerleitungen; verſchönerte den Thiergarten, erbaute die ſtattliche, ſchöne Friedrichsſtadt; begründete die Dorotheenſtadt, und begann die erſte Anlage der Linden. Die Scheuern mußten aus den Straßen der Stadt vor die Thore wandern, alle Straßen, denen noch Pflaſter mangelte, erhielten es, und als zu dieſer Zeit die in Frankreich hart bedrückten Proteſtanten zahlreich auswanderten, und in deutſche Reſidenzen flüchteten, wo ihnen gern Anſiedelung vergönnt ward, durften ſie auch in Berlin eine Colonie begründen. Sie brachten neue Induſtriezweige mit, die ſpäter für Tauſende zu Wohlſtandsquellen geworden ſind; auch der Han-

del hob ſich wieder; 1650 wurden die Poſten eingeführt; 1662 die Spree mit der Oder durch einen Kanal verbunden; 1681 das Oberrecommerzcollegium ins Leben gerufen. Hand in Hand mit dem Aufſchwung der Induſtrie und Gewerbe ging auch jener der Künſte und Wiſſenſchaften. Der große Kurfürſt war der Gründer von vielen der großartigen Kunſtinſtitute Berlins; er legte die öffentliche Bibliothek an; unter ihm erhielt der erſte Buchhändler ſein Privilegium, wurde die erſte Zeitung begründet; Schüler- und andere Komödien wurden aufgeführt. Dabei ſtand der große Kurfürſt in zahlreichen Schlachten mit perſönlicher Tapferkeit an der Spitze ſeiner Krieger; es bedarf nur, an Fehrbellin zu erinnern. Nicht an ihm lag es, daß ſein großartigſter Gedanke, eine deutſche Seemacht zu gründen, nicht zur Ausführung gedieh. Er brachte auch Hinterpommern, Magdeburg, Halberſtadt, Minden und andere wichtige Länderſtrecken zu ſeinen Staaten.

Ihm ſuccedirte Friedrich III., ſein älteſter Sohn, 1688. Unter ihm nahm die Reſidenz immer mehr zu an Pracht und Eleganz; die Friedrichsſtadt, die dieſes Regenten Namen trägt, wurde vollends ausgebaut, der Bau des Zeughauſes begonnen, der Schloßbau vollendet. Die Künſte blühten; Schlüter modellirte die herrliche Reiterſtatue des großen Kurfürſten, die Johann Jacobi in Erz goß; Leibnitz lebte als Freund der geiſtreichen Kurfürſtin Charlotte am Berliner Hofe; die Akademie der Künſte und Wiſſenſchaften und bald darauf auch die der Maler und Bildhauer wurde begründet; die Dichtkunſt begann unter B. Neukirch und Freiherrn v. Kanitz verjüngten Aufflug. Schattenſeiten jener Zeit waren laſtende, drückende Abgaben, die ſich bis zu Erpreſſungen ſteigerten: Perückenſteuer, Kaffee- Chocolade-, Theetrinkſteuer, Jungfernſteuer der unverheiratheten Frauenzimmer von 20 bis 40 Jahren, letztere pro Jahr einen Thaler; furchtbarer und koſtſpieliger Etikettezwang, ungeheure Prachtliebe und Verſchwendung.

Das Beiſpiel einiger deutſchen Monarchen lockte den Wunſch nach einer Königskrone in Kurfürſt Friedrichs III. Seele; der Gedanke lag nahe, daß Preußen, ſo gut wie Polen, früher ein Königreich geweſen, warum konnte der Herzog von Preußen nicht auch König von Preußen heißen? Der Kaiſer hatte zwar keine ſonderliche Luſt, den ihm dieſerhalb mitgetheilten Wunſch an-

zuerkennen, allein er bedurfte der Truppen und Geldhülfe Friedrichs im spanischen Erbfolgekrieg, und da noch sonstige Wünsche und Bedingungen des Kaisers von dem Kurfürsten bereitwillig zugestanden wurden, so setzte am 18. Januar 1701 der Kurfürst sich und seiner Gemahlin zu Königsberg die Königskrone selbst auf das Haupt. Im Glanze dieser Krone strich nun die Kurwürde von Brandenburg, und man gewöhnte sich allmählig noch mehr daran, das ganze Ländergebiet des neuen Königs von Preußen, ebenfalls Preußen zu bezeichnen. Die politische Wichtigkeit dieser Königskrönung für Preußen nicht nur, sondern für ganz Deutschland, hat sich erst in der Folge auf das Glänzendste herausgestellt; dem, der die Krone zuerst trug, war sie eine goldene Bürde, mit schweren Opfern erkauft. König Friedrich I. von Preußen gründete das Oberappellationsgericht zu Berlin, erbaute Charlottenburg zu Ehren seiner zweiten Gemahlin, in der Nähe der Residenz, und starb 1713.

Preußens zweiter König, Friedrich Wilhelm I., Friedrich I. Sohn, befreite bald nach seinem Regierungsantritt die Residenz von den drückenden und seltsamen Steuerauflagen des vorigen Regiments, vergrößerte die Friedrichsstadt um mehr als die Hälfte, erweiterte die Spandauer Vorstadt, verlängerte die Lindenallee und ließ sich's sehr angelegen sein, in Stadt und Land den Gewerbsfleiß zu fördern. Dieser König war ein Verächter der Künste und Wissenschaften; die dramatische Kunst war blos durch eine wälsche Comödiantenbande aus 10 Personen vertreten, die auf der Straße spielten. Zum Präsidenten der Akademie der Wissenschaften ernannte Friedrich Wilhelm I. seinen Hofnarren, Namens Gundling. Seinem praktischtüchtigem Sinne galt die ganze spekulative Philosophie für eine Ausgeburt bärenhäuterischen Müssigganges und für der Welt unnütz; er gründete dafür nützliche Anstalten für Menschenwohl und Menschenrettung; so das Findelhaus, die Charité, das medicinisch-chirurgische Collegium zu Berlin, das Waisenhaus zu Potsdam, und hielt eine stets schlagfertige Armee von 70,000 Mann, wie er sie hatte, für das beste Mittel, auswärtige Feinde in Respekt zu halten. Er hinterließ nebst dieser Armee seinem Sohne Friedrich II. einen von ihm gesammelten Schatz von 9 Millionen Thalern. König Friedrich II., der Einzige, folgte seinem Vater 1740. Sein Name hallt noch heute ruhmvoll durch

ganz Europa. Er hob erst Berlin zu einer Stadt ersten Ranges, und gab ihr als Residenz die achtunggebietende Bedeutung, die er seinem Lande als Preußen zu verschaffen wußte. Eine sechs und vierzigjährige glorreiche Regierung gönnte ihm Zeit, neben seinen Heldenthaten auch unsterbliche Thaten des Friedens zu vollbringen, und Berlin wurde durch ihn immer größer und schöner, obschon es auch durch den siebenjährigen Krieg nicht ohne Leiden blieb, als es 1757 Oestreicher,, 1760 Oesterreicher und Russen besetzten und brandschatzten. Unter Friedrichs II. Regierung entstanden die Neubauten des Opernhauses, der katholischen Kirche, der Domkirche, des Packhofs, des Invalidenhauses ꝛc.; die Wälle wurden abgetragen, Straßen verschönert, Promenaden angelegt; 200 unschöne Bürgerhäuser ließ der König abbrechen und neue an deren Stelle bauen, die er den Besitzern der alten schenkte. Die Gebäude der neuen Ritterakademie und Manchester-Manufactur, der Bibliothek, die neue Friedrichsbrücke, die Königsbrücke, die Spittelbrücke, die beiden Thürme auf dem Gensd'armen-Markt, 8 Casernen, 2 große Montirungsmagazine, das Cadettenhaus, der Bromberger und der Brenkenhofkanal sind lauter Baudenkmale aus Friedrich des Einzigen Zeit. Eine Menge wohlthätiger Institute zur Hebung des Handels und der Gewerbe rief er in das Leben, so die levantische Compagnie, die Holzhandlungs-Compagnie, die Tabaksadministration, die öffentliche Bank mit 8 Millionen Thalern fundirt, die Seehandlungs-Compagnie u. A. Aber auch die Wissenschaftsinstitute fanden durch ihn neue Belebung. Das Jahr 1772 brachte Westpreußen zum Königreiche. Aus Friedrichs Geist entsprang der Gedanke des „deutschen Reichsfürstenbundes", gegen den Kaiser, der 1785 ins Leben trat, und den Grund zur späteren vollkommenen Souveränität der Fürsten Deutschlands legte. Friedrich II. starb den 17. August 1786, und ihm folgte, da er keine erbfähige Nachkommenschaft hinterließ, sein Neffe Friedrich Wilhelm II. Er that manches Gute und Verschönernde für Berlin, erbaute das Brandenburger und das Oranienburger Thor; der Ausbau des Marienthurmes und der vordern Fronte am Schloße Monbijour, die eiserne Kupfergrabenbrücke, die Herkules- und die Mohrenstraße sind seine Schöpfungen. Das durch des Vorgängers Vorliebe allzutief eingewurzelte französische Wesen ward durch ihn entfernt, das Tabakmonopol aufgehoben, das Oberschulkollegium begründet. Er starb am 16. Nov. 1797, und ihn succedirte sein ä[illegible]

teſter Sohn **Friedrich Wilhelm III.** Was dieſer König für ſein Land, für ganz Deutſchland geweſen, ſteht mit ewig glänzenden Lettern in den Annalen der Weltgeſchichte; für Berlin wurde er der Schöpfer einer neuen Aera, und nach den tiefſten und ſchmerzlichſten Erſchütterungen der napoleoniſchen Zeit und der ruſſiſchen Feldzüge, nach dem ſchrecklichen Sturz Preußens von der glorreichen Höhe, auf die es gehoben war, nach einem ſchier plötzlichen Uebergang aller Vollkraft in den Zuſtand völligſter Erſchöpfung — gelang des Königs großem Geiſte durch das Brechen veralteter Formen, durch das Verleihen gleicher Rechte an alle Staatsbürger ohne Unterſchied der Geburt und des Glaubens neben der ſittlichen, auch die politiſche Erhebung des Volkes wie des Staates zu bewirken. Nach dieſer Erhebung ſorgte der König für Belebung aller höheren Intereſſen ſeines Landes auf eine beiſpiellos thatkräftige Weiſe, und ſchuf in Berlin mehr als einen hohen Tempel der Kunſt. Er ſtarb am 7. Juni 1840, und ihm folgte ſein Sohn, **Friedrich Wilhelm IV.**, der jetzige König, der gleich bei ſeinem Regierungsantritt ſein Berlin nicht minder wie ſein Land entzückte und beglückte, und es nicht nur zum Thronſitz der Macht und des königlichen Glanzes, ſondern auch zum Centralpunkt geiſtigen Hochſtrebens, edler Bildung und Humanität machen will, über alles Lob erhaben, die bewundernde Anerkennung ſeiner Preußen verdienend.

Physikalisches und topographisches Bild von Berlin.

Berlin liegt unter dem 31° 3′ 29″ östlicher Länge, und 52° 31′ 12″ nördlicher Breite; die Meereshöhe über dem Ostseespiegel beträgt nur 127′. Der Boden um Berlin ist verrufen genug, doch nicht unfruchtbar, und die vielen zum Theil großen Gärten mit ihren Treibhäusern und Villen machen die nahe Umgebung der Stadt sehr freundlich und einladend. Das Klima ist sehr gesund, die Luft meist rein und doch mild, Temperaturwechsel aber ist häufig; Thermometer und Barometerstand gleicht im Allgemeinen dem im mittleren Deutschland, ebenso der Wechsel der Jahreszeiten. Die Sommerhitze erreicht bisweilen einen sehr drückenden Grad, und macht sich in Verbindung mit dem unausweichbaren Staub ungemein lästig. Außer den allgemeinen Krankheiten sind in Folge jenes häufigen Temperaturwechsels kalte Fieber, Ruhr und Entzündungen dominirend. Der Fluß, an dessen Ufer das reizende Berlin zunächst sich anbaute, ist die bescheidene Spree, von Schiller in einem nicht mehr recht passen wollenden Distichon, wenn es überhaupt je paßte, geneckt, aber fischreich, hauptsächlich an Aalen und Stinten und groß genug mäßige Schiffe zu tragen. Sie fließt zwei Stunden von Berlin, bei Spandau in die Havel, und entspringt im Grenzgebirge der Oberlausitz ohnweit Alt-Gierers.f. Ihre Breite beträgt in Berlin 212 Fuß.

Der Flächenraum der Stadt, den die 16 Fuß hohe Mauer, im Umfang von 5 Stunden umschließt, begreift ½ Quadratmeile, doch ist dieser Raum noch nicht ganz bebaut, und es ist der Stadt vergönnt, ja es ist ihre Bestimmung, ihre Größe noch weiter zu entfalten, auch ist das Wie dieser Entfaltung schon vorbedacht, und geht in schönen gradlinigen Straßenzeilen und Quartieren auf den

Rissen der künftigen Baugebiete. Lenkt sich der Blick auf die erstaunlich rasch wachsende Bevölkerung Berlins, so springt die Möglichkeit in die Augen, daß in einigen Jahrzehenden alles ausgeführt sein kann, was jetzt noch Plan ist, dann wird es kein Cöpnicker Feld mehr geben, und vielleicht auch keine Stadtmauer mehr. Im Jahr 1640, nachdem die Wehen des dreißigjährigen Krieges die Bevölkerung halbirt hatten, zählte Berlin 6000 Einwohner, und 50 Jahre später waren ihrer über 20,000; noch ein halbes Jahrhundert und man zählte 93,000 und als man 1790 schrieb, waren über 150,000 Einwohner. In immer mächtigerer Steigerung brachte fast jedes neue Decennium einen Zuwachs von circa 50,000 Seelen und so ward 1840 deren Zahl auf 330,000 befunden. Jetzt wächst die Zahl der Bevölkerung jährlich um 10,000.

Berlin trägt durchweg den Charakter einer neuen Stadt in moderner Großartigkeit; Mittelalterliches, wie in den Hanse- und den norddeutschen Städten, ist fast gar nicht wahrzunehmen. Straßen, Märkte, Thore und Lustplätze, alles athmet Eleganz, Pracht und Schönheit, auch minder große Häuser haben mein ein modern gefälliges Aeußere, man gewahrt keine Schmuck-Ueberladung, und wo die architektonische Zier in reicherer Fülle entgegentritt, ist es an öffentlichen Gebäuden und Denkmälern, wo sie hingehört.

Die Stadt wird in 7 Städte und 6 Vorstädte eingetheilt:

I. Das eigentliche Berlin, Altberlin, der älteste Theil, das Stadtherz, gleich der Insel in Paris, von der Spree und dem Königsgraben umflossen, am rechten Ufer der Spree.

II. Cölln, am linken Ufer, auch gleichsam eine Insel, durch eine breite Schleuse von den übrigen Stadttheilen gesondert, und in Alt- und Neu-Cöln getheilt. Letzteres liegt jenseits der Schleuse, und stößt an das Cöpnicker Feld.

III. Der Friedrichswerder. Dieser Stadttheil datirt seine Gründung erst aus der Mitte des 17. Jahrhunderts.

IV. Die Neustadt, oder Dorotheenstadt, deren Gründung nicht viel später, als die des Friedrichswerder fiel.

V. Die Friedrichsstadt, welche im Jahr 1678 begonnen wurde.

VI. Die Louisenstadt, welche früher die Cöpnicker Vorstadt hieß.

VII. Die Friedrich Wilhelmsstadt, erst seit 1828 zu einem selbstständigen Stadtviertel erhoben.

Von den sogenannten Vorstädten führen drei eigentlich diesen Namen, der sich auch mehr und mehr verliert, mit Unrecht, da dieselben innerhalb des Mauerringes liegen. Diese sind die Strahlauer Spandauer und Königs-Vorstadt, welche daher auch das Strahlauer Viertel, das Spandauer Viertel und die Königsstadt heißen.

Eigentliche Vorstädte außerhalb der Ringmauer hat Berlin nur drei: I. Die Rosenthaler Vorst., oder das Voigtland, auch Neu Voigtland bezeichnet, II. die Oranienburger Vorstadt, auch der Wedding genannt, weit nordwärts sich erstreckend, und III. die Potsdamer Vorstadt, auf einigen Plänen auch Friedrichs-Vorstadt bezeichnet, und aus wenigen Reihen isolirter Häuser bestehend, die sich nach Schöneberg ziehen.

Die Häuserzahl Berlins, immer im Wachsen, wird jetzt auf 7500 angegeben. Man zählt 158 Straßen und 92 kleinere Gassen, 32 öffentliche Plätze und Märkte, 16 Thore, 27 Pfarrkirchen, 10 Brücken, 600 öffentliche Brunnen. Schöne Ueberblicke von Höhenpunkten, die dem Fremden, der sich leicht in einer Großstadt orientiren will, sehr anzurathen sind, und sehr zu Gute kommen, gewähren sich vom Marienkirchthurm, am neuen Markt, vom deutschen Thurm auf dem Gensd'armenmarkt, von dem Plateau des königlichen Schloßdaches und dem der Kirche in Friedrichswerder. Der erstgenannte Standpunkt ist der höchste; der zweite einer der schönsten, inmitten der strengregelmäßigen Friedrichsstadt; der dritte, zunächst die Uebersicht vom Mittelpunkt der Stadt darbietend; und auch der vierte gewährt wieder ein von den übrigen verschiedenes Rundgemälde. Schöne Prospekte bieten außerhalb den Thoren Berlins die Ansichten vom Thiergarten aus, von Götze's Weinberg vom Kreuzberg, vor dem Hallischen Thore, von den Rollbergen vor dem Cottbuser Thor, und dem Windmühlenberg. Man glaube nicht bei den vielen Lokalbenennungen, die mit Berg endigen, mühsam steigen zu müssen, ein großer Theil dieser Berge ist in der That ganz unsichtbar und der höchste Gipfel wird von jedem mäßigen Kirchthurm überragt.

Eine kleine Rundreise um die Stadt, ebenso nützlich und fast unerläßlich zur Selbstbelehrung für den Fremden, der genaue Kenntniß der Städte sich anzueignen sucht, als unterhaltend durch den

raſchen Bilderwechſel in der Phyſionomie des Aeußern, bringt nicht nur zu allen ſehenswerthen Thoren, ſondern gewährt auch den Einblick in die vorzüglichſten Straßenperſpektiven, und läßt auf einen Theil der zahlreichen Paläſte Berlins flüchtige Blicke werfen. Dieſe Fahrt beginne unter den Linden, der ſchönſten, ja reizendſten Promenadenſtraßen Berlins, wie wohl wenige Städte eine ſolche aufzuzeigen haben. Vier Baumreihen ſcheiden fünf Wege, deren breiteſter, mittelſter den Fußgängern, die zwei nächſten den Reitern, die äußerſten den Fuhrwerken dienen. An herrlichen Palais entlang, wie das des Prinzen von Preußen, des Grafen von Redern, des Banquier Benecke von Gröditzberg, das ruſſiſche Geſandtſchaftshotel, das Akademiegebäude, das Gebäude des Miniſteriums des Innern, der Ingenieurſchule u. A. zieht dieſe Straße vom Brandenburger Thor an in einer Länge von 250 Ruthen und in einer Breite von 14 Ruthen, bis zum Platz am Opernhauſe, wo dieſes der Univerſität gegenüberliegt, an welchen Platz der Platz am Zeughaus ſtößt, dem das königliche Palais eine Fronte zukehrt. Steht man auf einem dieſer Plätze, einerſeits den Blick auf die nahen ſtattlichen Paläſte gerichtet, anderſeits weiter zur Ferne blickend, wo über der Schloßbrücke das königliche Schloß impoſant entgegentritt, oder in entgegengeſetzter Richtung das Brandenburger Thor, wenn auch fern, doch grandios ſich zeigt, ſo wird man unwillkürlich an den ſchönen Eindruck erinnert, den la place de concorde in Paris macht, wo, wenn der Standpunkt am Ufer gewählt wird, der Triumphbogen des Sternes, und die Tuillerien zwei ähnliche Endpunkte ſchöner Perſpektiven bilden, wie hier das Brandenburger Thor und das Königsſchloß. Das Brandenburger Thor, an Schönheit jeden andern ähnlichen Bau Europa's in die Schranken fordernd, liegt am Ende des raumreichen viereckigen Pariſer Platzes, und ſtößt dicht an den Thiergarten, dieſem umfangreichen Naturpark, das Ziel mannichfachen Vergnügens. Dieſes Thor ähnelt dem klaſſiſchen Bauwerk der Propyläen zu Athen, iſt aber größer. Es mißt 195 Fuß, 8 Zoll in der Breite, ſeine Höhe beträgt 61, mit der Quadriga 80 Fuß. Langhans iſt der Name ſeines Baumeiſters, es koſtet über eine halbe Million Thaler. Es iſt mit doriſchen Säulen geſchmückt, hat 5 Hallen, und trägt die von Kupfer getriebene Koloſſalſtatue einer Viktoria auf dem von 4 Roſſen gezogenen Wagen, ein Werk Schadow's, das die

Franzosen 1807 nach Paris entführten und das die Preußen den übermüthigen Feinden wieder aus den Zähnen rissen. Das Basrelief am Gebälke zeigt den Markgrafen Albrecht Achilles von Brandenburg, wie er in der Schlacht gegen die Nürnberger eine Fahne erbeutet.

Zwischen dem Thiergarten und der Mauer und durch die Schulgartenstraße gelangt man bald zum Potsdamer Thor, das zur Friedrichsvorstadt führt; dort endet in dem achteckigen Leipziger Platze die schöne und breite Leipziger Straße und zeigt eine stattliche Perspektive. Vor dem Thore blickt man in die Bellevue Straße des Thiergartens, und in die Potsdamer Straße hinein. Ganz nahe liegt auch der Berlin-Potsdamer Eisenbahnhof, das orthopädische Institut und der Blumengarten des Herrn Moewes, ein geschmackvolles Garten-Etablissement. Die Hirschstraße führt zum Anhaltischen Thor, wo wir auf den Berlin-Anhaltischen (Berlin-Sächsischen) Eisenbahnhof stoßen. Die Anhaltstraße, welche aus der Stadt zu diesem Thore führt, ist nicht lang, und mündet in die Wilhelmstraße ein. Die zweite Hälfte der Hirschstraße führt uns zum Hallischen Thor und dem raumreichen Runde des schönen Belle-Alliance Platzes. Vor dem Thore liegen der Hallische und der Jerusalemer Kirchhof an einander, begrenzt durch zwei Straßen, und vom Platz aus, der ein sehr schönes Eche hat, gewährt sich der Einblick in drei lange Straßen. Zur Linken läuft die Wilhelms Straße in gerader Linie bis unter die Linden, und läßt eine Menge stattlicher Gebäude erblicken, so das der königlichen Blindenanstalt, das Haus der Brüder-Gemeinde, die Prinzen-Palais Albrecht, Carl, Friedrich, August, Fürst Raziwils Palast, das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, das Justiz-Ministerium u. A. Der große mit Esplanaden geschmückte Wilhelmsplatz ziert diese schöne Straße. Zur Rechten sehen wir die nur halb so lange Lindenstraße mit dem Gebäude des Kammergerichts, der Jerusalemer Kirche ꝛc. Die Lindenstraße endet in der Commandanten-Straße, und in der Nähe ihrer Ausmündung liegt der, ebenfalls mit Bäumen besetzte schöne Tönhofs-Platz. Die mittelste Straße, in welche sich vom Belle-Alliance Platz der Einblick gewährt, ist die berühmte Friedrichsstraße, durch ihre Regelmäßigkeit und Länge ausgezeichnet. Sie führt von einem Ende Berlins bis zum andern, in der Ausdehnung einer vollen

Stunde. Sie durchschneidet die Koch-, Zimmer-, Schützen-, Krausen-, Leipziger-, Kronen-, Mohren-, Tauben-, Jäger-, Französische und Bahnen-Straße, geht „unter den Linden", und durch die Mittel-, Dorotheen- und Georgenstraße, überspringt mit der Weidendrunner Brücke die Spree und führt über den Platz bei der Thierarzneischule noch eine gute Strecke bis zum Oranienburger Thore. Von öffentlichen Gebäuden stoßen an dieselbe nur das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium, das k. chirurgische Friedrich-Wilhelms-Institut (Pepiniére) die Garde-Caserne und die Artillerie-Caserne.

Ein weiteres Umkreisen der Mauern Berlins bringt an der Gaserleuchtungs-Anstalt vorbei nach dem Cottbuser Thor, aus welchem nur eine Straße läuft, die nach Cottbus leitet. Innerhalb des Thores blickt man auf die Flächen des Cöpnicker Feldes, dessen weite Ausdehnung von mehrern Fahrstraßen durchkreuzt wird, und auf welches aus der Stadt eine Menge Häuser-Straßen stoßen, so die Husaren-, Orangen-, Küraſſier- und Dresdner-Straße, und die Stellschreiber- und Schäfer-Gasse. Weiter gelangt man zum Schlesischen Thor, von dem aus die Schlesische Straße zieht und sich, nach Cöpnick und nach Treptow leitend, bald theilt. Auf das Thor stößt nur die Cöpnicker Straße, die breit und eine gute halbe Stunde lang ist, an ihr liegen die Pionier- und Schützen-Casernen, die Train- und Proviant-Magazine. Eine zweite Straße vor dem Schlesischen Thore führt zur Spree und über die Brücke Oberbaum hinüber an das Strahlauer Thor, das die gleichnamige Straße entsendet. Aus der Stadt zieht vom Strahlauer Platz die Mühlenstraße nach dem Thore und ohnweit desselben hat die Berlin-Frankfurter Eisenbahn nicht nur ein neues Thor geöffnet, sondern auch den Gebäude-Anbau dieses sonst so entlegenen und öden Stadtviertels äußerst belebt. Der Stadtmauer zur Linken und einer weitausgedehnten Wiesenstrecke zur Rechten führt die Straße am sogenannten Klein-Frankfurt vorbei zum Frankfurter Thor. Dieses entsendet die Heerstraße nach Frankfurt an der Oder. Innerhalb des Thores blickt man in die sehr breite mit Alleen geschmückte Frankfurter Straße, welche jedoch außer dem Nicolaus-Bürger Hospital kein öffentliches Gebäude aufzuzeigen hat. Vom Frankfurter Thor ab gelangt man am Parochialkirchhofe vorbei zum Landsberger Thor, zu dem die gleichnamige Straße aus der Stadt führt. Einige Windmüh-

len präsentiren sich näher und ferner, wie Schildwachen auf die Höhenpunkte einer Sandhügelkette hingestellt, die an dieser Stadtseite Berlin bis zum Wedding umgiebt, und deren Fortsetzung unter dem Gesammtnamen „Windmühlenberg" bekannt ist. Es folgt das Königsthor, früher Bernauer Thor, das die Straße nach dem Dörfchen Weissensee sendet, und von wo aus sich der Einblick in die neue Königsstraße bietet, die auf dem Alexander-Platz endet. Dicht am Thore liegt der umfangreiche Georgen Kirchhof. An diesem vorüber gelangt man bald zum Prenzlauer Thor, auf welches die gleichnamige Straße stößt. Es folgt das Schönhauser Thor, und unterm vorzugsweise sogenannten Windmühlenberge, (keinem Montmartre,) an welchem Wellanks Weinberg, eine nette Anlage und Vergnügungslokal, mit schöner Aussicht gelegen ist, bringt die Wellankstraße zum Rosenthaler Thor. An diesem beginnt die Vorstadt Voigtland, welche außerhalb der Mauer liegt. Ihre regelmäßigen Straßen stoßen alle auf die Thor-Straße, die außerhalb der Mauer sich hinstreckt. Das Hamburger-Thor führt in die Gartenstraße, und die Chausseestraße stößt in schräger Richtung auf das Oranienburger Thor; dasselbe führt in die Friedrichsstraße, und zur Linken beginnt die schöne und vornehme Oranienburger Straße, in der der neue Posthof, das Schullehrer-Seminar und die große Landesloge liegen, nicht minder der elegante Garten des Schlosses Monbijou. Dicht vor dem Oranienburger Thor liegen der deutsche, katholische, französische und Charitée-Kirchhof neben einander. Dieselben zur Rechten lassend, gelangt man zum Neuen Thor, vor welchem die Invalidenstraße in einem schönen Exerzirplatz endet. Dort befinden sich die Gebäude der königlichen Eisengießerei. Innerhalb des neuen Thores zeigt sich der viereckige Louisen-Platz als ein heiterer Raum, mit Rasengrün überkleidet, und die schöne Louisenstraße führt bis zur Spree, wo die Marschallsbrücke in die kurze neue Wilhelmsstraße führt, die unter den Linden gegenüber der alten Wilhelmstraße ausgeht. Die winkelvolle Wegstrecke vom neuen Thor außerhalb der Mauer bis wieder zum Brandenburger Thor zu umfahren oder zu durchwandern, lohnte erst nicht der Mühe und bot nichts Merkwürdiges dar. Es ist die Gegend der königlichen Magazine, Holzplätze, und nur der Circus, wie der große Exercierplatz dürfte, letzterer wenn größere Waffenübungen stattfinden, an-

ziehend erscheinen. In neuester Zeit aber soll in dieser Gegend sich abermals ein neuer Stadttheil anbauen, dazu sollen die Exercier- und Holzplätze den Raum hergeben. Dort soll ein Museum, der Bahnhof zur Hamburger Eisenbahn und ein großes Gefängniß erstehen. Dabei muß im Allgemeinen bemerkt werden, daß sich das Publikum gern mit Nachrichten über neue Bauten und Pläne trägt, und daß viele sogenannte Straßen in den Vorstädten Berlins, nichts weniger als Straßen, sondern elende Wege sind, die sich zwischen ärmlichen einstöckigen Häusern und Hütten hinziehen, nicht gepflastert, und bei schlechtem Wetter voll lehmigen Morastes und faulender Pfützen, vermehrt durch allerlei Ausflüsse aus den Häusern, sind; dieß ist besonders nach dem Hamburger Thore zu der Fall. Der Wedding ist voll unüberwindlichen Sandes. Wer über diese Stadttheile oder über das Cöpnicker Feld kommt, glaubt nicht in eine so elegant freundliche, reinliche und proportionirte Residenz, wie Berlin ist, einzufahren.

Die wichtigen, durch Schönheit der Gebäude meist ausgezeichneten und bei dieser Umwanderung Berlins nicht namhaft gemachten Straßen, sind in Alt-Berlin: die Burg-, Heilige Geist-, Post-, Juden-, Kloster- und neue Friedrichsstraße; in der Spandauer Vorstadt die Hospital-, Rosenthaler-, Münz-, Alexander-, alte und neue Schönhäuser Straße; in der Königsstadt die Linien- und neue Königsstraße und auf der Contrescarpe. In der Strahlauer Vorstadt die große Frankfurter-, Blumen- u. Holzmarktstraße, die Mühlen-, Frucht- u. Koppenstraße ꝛc. ꝛc. Die Hauptstraßen Alt- u. Neu-Cölns bilden die Schloßfreiheit, die breite Straße, die Brüderstraße, der Mühlendamm (eine bebaute Brücke) äußerst verkehrbelebte Straßen. Im Friedrichswerder sind Kur-, Ober- und Niederwall- und alte Leipziger Straße die bedeutendsten. In der Dorotheenstraße sind nächst den Linden die Mittel-, Dorotheen- und Georgenstraße die beträchtlichsten, die der Friedrichsstadt wurden bereits genannt. Dieser Stadttheil, das wahre Neu-Berlin hat gar keine Gassen und alle Häuserfronten seiner Straßen stehen regelmäßig und nach der Schnur wie wohl uniformirte Garde-Regimenter zwischen denen die stolzen Paläste etwa wie Führer und Bannerträger sich auszeichnen. Der Einfluß des unvergeßlichen Schinkel und seiner Schule macht sich auch fast durchgängig bei allen Neubauten in Berlin geltend, und hilft große Regelmäßigkeit festhalten, wenn dieselbe auch für den ersten Blick

etwas Ermüdendes hat. Am lebhaftesten ist die an geschmackvollen zu brillanten Kaufgewölben reiche Königsstraße, welche vom Schloßplatz und der neuen Brücke ausgehend, über die Königsbrücke in die neue Königsstraße leitet; hinter der langen Brücke kreuzt dieselbe der schöne Quai an der Spree: die Burgstraße. Dort zeigen sich die malerischen Prospekte des Flusses, der ihm zugekehrte älteste gothische Theil des Schlosses, der Dom, die Börse, ein Theil des Schloßplatzes ꝛc. ꝛc.

Das moderne Berlin entfaltet die Gloire seines Glanzes am brillantesten in dem Raume, der vom königlichen Schloß bis zum Brandenburger Thore reicht. Dort erscheint es fast ganz als Palaststadt, das alte Berlin bietet im Bezug auf architektonische Alterthümlichkeit einige interessante Gebäude in der breiten Straße, in der auch die k. Ritter Akademie, die k. Reitbahn, das Obermarschallamt, und das kolnische Rathhaus liegen, nur in der Landsbergerstraße; aber auch an minder gut gebauten, armseligen, von dem Elend, dem Mangel und der Lüderlichkeit bewohnten Quartieren fehlt es nicht in dem reichen festtäglichen Berlin. Die lange mit der Friedrichsstraße parallel laufende Markgrafenstraße, die über den Gensd'armen Markt führt, ist sehr lebhaft, ebenso die in gleicher Richtung ziehende Charlottenstraße, die an dem kolossalen Schauspielhaus vorbeiführt. Die Jerusalemerstraße hat etwas alterthumlichen Charakter, und ist sehr frequent, sie hat von der gleichnamigen Kirche die Perspektive auf die Hausvogtei. Sehr schön, aber minder lebhaft ist auch die Behrenstraße; sie enthält den Eingang zu dem königlichen Bibliotheksgebäude, und geht auf dem Platze am Opernhause vorbei.

Der zahlreichen Plätze und Märkte Berlins geschah theilweise bereits Erwähnung. Sie sind im alten Berlin, wie der große und kleine Judenhof, äußerst beschränkt, nur der neue Markt macht davon eine Ausnahme. Er ist an Markttagen wimmelvoll und kann zu den allerergötzlichsten Studien des Berliner Volkslebens dienen. Der Molken Markt, gebildet durch die Ausgänge der Frankfurter Straßlauer und Poststraße und des lebhaften Mühlendammes, ist voll Kram und Trödelbudenläden, und Molken sind gar nicht die Hauptwaaren seines Verkehrs. Der Fischmarkt ist ein Freiplatz an der Fischerstraße, der an die Spree stößt, nicht

weit vom Mühlendamm, und gewährt in seinem eigenthümlichen Verkehr Interesse.

In der Spandauer Vorstadt ist der schönste der Montbijou Platz, auf welchen die Oranienburger die kleine und große Präsidentenstraße und die Ueberfahrtgasse stoßen. An ihm liegt das schöne Lustschloß Montbijou. Der Haakische Markt dient dem Gemüse- und Fleischverkauf und ist nicht groß. In der Königstadt ist der Alexanderplatz gelegen, der zu Exercierübungen dient, mit Bäumen bepflanzt und mit der Contrescarpe verbunden ist. Der Schützen-Platz, zwischen dem Königs- und Prenzlauer Thor und neben dem Marienkirchhof dient den Schützenfesten.

In der Stralauer Vorstadt liegt der Holzmarkt, mehr Straße, als Platz, und der schöne neu angelegte Stralauer Platz, neben dem sich der Magistratsholzplatz befindet.

Der Schloßplatz nimmt sowohl an Raum als an Schönheit vor allen andern Plätzen Berlins eine der ersten Stellen ein. In alle Weise belebt, gewährt er das Bild des Berliner öffentlichen Treibens. Eine Menge Straßen führen auf ihn, und die Durchfahrten des königlichen Residenzschlosses, das ihm die eine Fronte zukehrt, gewähren einen reizenden Blick auf den königlichen Lustgarten, sonst Paradeplatz, der noch größeren Raum darbietet, den die ehrwürdige Domkirche, die Börse, und das Museum wie jenseits des Canals das Zeughaus zieren, lauter majestätisch imponirende Gebäude, die dazu beitragen, diesem Raum den Charakter eines grandiosen Ernstes zu verleihen. Eine durch Dampfmaschinenkraft getriebene Fontaine in Mitten des Lustgartens wirft ihren Wasserstrahl zur beträchtlichen Höhe empor. In der Nähe reihen sich nun mehrere elegante und schöne Plätze, der am Zeughaus und Opernhaus an, die mit den übrigen größeren Plätzen bereits erwähnt wurden. Der Petrikirchplatz, auf dem die 1809 abgebrannte Petrikirche stand, ist viereckig, der Spittelmarkt unregelmäßig, sehr frequentirt und fast ganz von Handeltreibenden umwohnt.

Auf dem Friedrichswerder liegen der Hausvogteiplatz (sonst Schinkenplatz) und der Werdersche Markt (Kälbermarkt).

Alle die zahlreichen Brücken, es sind ihrer über 40, speciell namhaft zu machen, würde zwecklos sein, die durch Breite und Schönheit ausgezeichneten sind die Schloßbrücke, die Frie-

drichsbrücke, die Langebrücke, (Kurfürstenbrücke) Königsbrücke, Spandaubrücke, die Herkulesbrücke, (Monbijoubrücke,) neue Friedrichsbrücke, u. s. w.

Auf einigen der öffentlichen Plätze Berlins stehen Denkmäler, von denen viele als wahre Kunstwerke die höchste Würdigung verdienen; die wichtigsten sind: die bereits erwähnte Reiterstatue des großen Kurfürsten, auf der langen Brücke, die Alt-Cöln mit Berlin verbindet. Der große Kurfürst sitzt in römischer Tracht, mit unbedecktem gelocktem Haupt, den Commandostab erhoben, zu Roß. Vier gefesselte Sclaven aus Erzguß umgeben das weißmarmorne Untergestell, dessen Seiten bronzene Reliefs und Inschriften zieren. Das kolossale, wohlgelungene, vielbewunderte Kunstwerk steht an Grandiosität der Ausführung und Haltung keinem ähnlichen in andern Städten Europas nach.

Vor der neuen Königswache sind die von Rauch aus karrarischem Marmor gefertigten Statuen der Generale Bülow-Dennewitz und Scharnhorst aufgestellt. Die Statuen sind 8, die Postamente 10 Fuß hoch, letztere mit sinn- und geistreichen Reliefs geschmückt. Neben dem Opernhause steht die mit ihrem Postamente 26 Fuß hohe Statue der Fürsten Blücher, von Rauch modellirt, von Lequine aus dem Metall eroberter Geschütze gegossen. Den Wilhelmsplatz zieren die Statuen der vorzüglichsten Helden Friedrichs des Einzigen, in Marmor ausgeführt. Es sind die Bildsäulen des Feldmarschall Graf von Schwerin, von Adam und S. Michel, der Generale Keith und Seidlitz von Tessart, des General von Winterfeld, von den Gebrüdern Renz, General von Ziethen und des Fürsten Leopold von Dessau, beide von Schadow und mit Inschriften wie mit kriegsgeschichtlichen Darstellungen versehen.

Die von Rauch modellirte Reiterstatue Friedrichs des Großen ziert, von einer eisernen Barriere umgeben, den Platz am Ende der Linden, zwischen der Universität und dem Palais des Prinzen von Preußen. Den Platz am Hallischen Thore ziert eine broncene Victoria von Rauch auf einer 20 Fuß hohen Säule von Granit als Friedensdenkmal.

Sonstige öffentliche Werke der Kunst zeigt die Spandauerbrücke, an deren Geländer sechs große und vier kleine Kindergruppen, welche Laternen halten, angebracht sind. Die Herkulesbrücke zeigt

zwei koloſſale und gut gearbeitete Gruppen aus dem Leben des Heroen, nach dem ſie heißt, und vier Sphinxe mit Laternen. Auch die Königsbrücke zeigt anmuthige Kindergruppen und große Bildſäulen.

Da wir einmal öffentliche Denkmäler erwähnen, ſo muß auch des Nationa l - Denkmals gedacht werden, das nach einem Entwurfe Schinkels, als eine der größten Kunſtzierden Berlins, den Kreuzberg vor dem Halliſchen Thore ſchmückt. Es ſtrebt in der Form eines thurmartigen Baldachins, der über 12 Niſchen in Kreuzesform aufragt, zu einer Höhe von 6 Ruß empor, und wurde in der königlichen Eiſengießerei gegoſſen. Seine Inſchrift ſpricht die würdige und ehrenvolle Beſtimmung aus, der es geweiht wurde. Der König dem Volke, das auf ſeinen Ruf hochherzig Gut und Blut dem Vaterlande darbrachte, den Gefallenen zum Gedächtniß, den Lebenden zur Anerkennung, den künftigen Geſchlechtern zur Nacheiferung. Die Niſchen bilden gothiſche Kapellen, in deren jeder ein Siegesgenius die 12 Hauptſchlachten der Befreiungskriege repräſentirt. Dieſe Genien ſind von Rauch, Tieck, und Wichmann modellirt worden. Ein einfaches Häuschen in der Nähe dient einem Invaliden zur Wohnung, der den Fremden die das Denkmal umgebende Gallerie zu näherer Betrachtung erſchließt.

Andere Denkmale bewahren die Kirchen auf, deren weiter unter erwähnt wird, und im nahen freundlichen Charlottenburg umſchließt der Park des Schloſſes das Mauſoleum der unvergeßlichen Königin Luiſe, die Preußens Engel war. König Friedrich Wilhelm III. ihr Gemahl, ruht ihr zur Seite. Der Sarkophag und das Marmorbild der verewigten Königin ſind von Rauchs Meiſterhand, ebenſo das Standbild des verewigten Königs in gelungenſter Ausführung. Die Luiſen - Inſel im Thiergarten trägt einen kleinen Altar, den ihrer heimkehrenden Königin die Bewohner des Thiergartens 1809 ſetzen ließen, um der königlichen Familie ihre patriotiſche Freude über dieſe Rückkehr an den Tag zu legen. —

Ob die Einwohnerſchaft Berlins auch jetzt noch, wie in den zwanziger Jahren eingetheilt wird in den Militär- Adel- u. Bürgerſtand wiſſen wir nicht; dieſe Eintheilung würde aber den Regulativen vom Jahr 1808, nach denen jeder Unterthan ohne Bezug auf Geburt und Stand, frieger flichtig erklärt, und jede bevorrechtende Standesvorzüge aufgehoben wurden, ſehr widerſprechen.

Blicke in Berlins inneres Leben.

Berlin ist eine bedeutende Stadt und in der Gegenwart auf dem Uebergang in eine wirkliche Großstadt begriffen. Es enthält die Keime großstädtischer Elemente im reichen Maaße, und da bei weitem nicht immer die Häuserzahl den Begriff einer Großstadt verwirklicht, sondern die Einwohnermenge, deren Rührigkeit, geistige Höhe und Volkseigenthümlichkeit, so mag schon jetzt sich der Berliner gern dem stolzen Gedanken überlassen, Bewohner einer europäischen Großstadt zu sein.

Eigenthümlich scheiden sich in Berlin die Stände in zwei große Hauptklassen: Die Vornehmen und das Volk. Der Bürgerstand ist im Ganzen wohlhabend, der Bürger und Eigenthümer dünkt sich eine Stufe, oder einige höher zu stehen, als der bloße Bürger. Luxus macht sich oft bemerkbar, namentlich bei Hochzeiten, die gemeiniglich mit großem Kostenaufwand in einem eigens dazu gemietheten Lokal gefeiert werden. Die Fahrt zur Kirche allein wird nicht unter 10 Thalern bestritten. Sie und die seidne Robe der Braut sind unerläßlich. In solchen Dingen schlägt der Philister noch den Großstädter in den Nacken.

Der Fremde hat nach Ankunft in der preußischen Königs-Residenz, falls er länger als 24 Stunden daselbst weilen will, sei es im Gasthof oder in einem Privatlogis, Namen, Stand, Geschäft und Aufenthaltsdauer seinem Wirth zu übergeben; dieser sendet die Notiz dem Polizei-Commissarius seines Reviers zu. Der Paß aber wird in das polizeiliche Paß-Büreau, oder Polizei-Fremden-Büreau, Molkenmarkt, Nr. 1 gebracht, und dafür eine 14 Tage gültige Aufenthaltskarte gegeben, welche bei längerem Aufenthalt prolongirt wird.

Das in dem preußischen Staate mehr und mehr gehobene Nationalbewußtsein hat auch der Bevölkerung Berlins das Gepräge eines Nationalcharakters verliehen, und Berlin ist als Landes-

hauptstadt so gut Träger einer Nationalität, wie Paris. Leider fing man in der Provinz Brandenburg nachgerade an zu vergessen, daß man Deutscher sei, deutscher Abstammung, deutscher Zunge, daß auch das Regentenhaus den schwäbischen Zollern entstammte, und nicht den alten Königen Ostpreußens oder Polens. In dem, man verzeihe den Ausdruck, forcirten Preußenthum, das bis in die entlegendsten Provinzen hin durch Beamte und Militär gepflanzt wurde, lag der Keim einer Ueberhebung gegen das übrige Deutschland, welches zwar dankbar der glorreichen Erhebung der Bevölkerung des Königreichs Preußen, seiner Ver- und Mitkämpfer in den Befreiungskriegen, eingedenk blieb, jene aber nur ungern und widerstrebend duldete. Es erregte ein wehmüthiges Gefühl, in den zu Folge der Kriegsschicksale an Preußen abgetretenen Provinzen bei festlichen Gelegenheiten officiell singen zu hören: Wir sind ja Preußen, laßt uns Preußen sein! Ein corrupter Vers obendrein, denn wenn man etwas ist, wozu dann noch die Aufforderung, es zu seyn? — Doch ist jene abschließliche Nationalität milder und nachgiebiger geworden, seit Preußens deutscher König, Friedrich Wilhelm der IV. den Thron bestieg und es erkannte und aussprach, daß Einheit aller Völker deutscher Zunge die beste Schirmwaffe sei gegen fremdländische Anmaßung und Bedrängung.

Im Charakter des Berliners tritt im Allgemeinen eine gewisse Entschiedenheit, Bestimmtheit und große Neigung zur Opposition hervor. Er spricht gern viel, macht sein Wissen geltend, und läßt sich durch dieses leicht verleiten, abzusprechen. Eingenommen von den großen Vorzügen seiner Stadt, stolz, und mit Recht, auf ihre Institutionen, Schönheiten und Annehmlichkeiten tritt immer mehr Verstandesschärfe als Gemüth bei der Conversation zu Tage, einen Vorschritt in der Reihe der Weltbildung verrathend, während Gemüthlichkeit mehr eine Ausstrahlung harmloser in sich selbst zufriedener Beschränkung ist. Damit soll jedoch in keiner Weise der Bevölkerung Berlins im Großen und Ganzen das Heiligthum des Herzens, Gemüth abgesprochen werden, finde es im Einzelnen dort auch noch so viele Verächter.

Der Dialekt der Hauptstadt kommt bei der gebildeten Klasse für den Fremden minder störend zu Tage, wie beim gemeinen Volke. Der Wohlklang, die richtige Betonung, das Bewußte im Ausdruck lassen beim Sprechen Gebildeter die häufigen Verwechs-

lungen des mir und mich des j und g bald und leicht überhören. Seltsame Redefiguren mit dem häufigst angewandten man, das bisweilen mit nur identisch ist, bisweilen ganz zwecklos angewandt wird, kommen häufig vor, wie z. B. ein Heerführer die Truppen haranguirte: „Na, Kameraden, laßt uns man nicht nur tapfer sein, sondern auch sind!“ u. s. m. Der Dialekt der niederen Volksklassen mit dem steten Verwechseln des au und oo: Oogen, Boom, des ei in ee: kleen, reen, klingt keineswegs angenehm, und nähret sich dem Platten: t statt s, k statt ch, wat, dat, Männeken ꝛc. ꝛc.

Eine sehr charakteristische Eigenthümlichkeit im Volksleben der niederen Klassen Berlins ist der Humor, dessen etwas stachliges Gewächs in alle Zweige der Gesellschaft aufrankend, auf den Spitzen die Blüthen des Witzes treibt. Diese Vetternelke wurde eine Zeitlang förmliche Modeblume in der ganzen Bevölkerung vom Höchsten bis zum Niedrigsten, und Deutschland wurde überreichlich mit Berliner Witzen versorgt, davon ein großer Theil gut war, obschon viel bloßer wohlfeiler Wortwitz als Emballage des eigentlichen Spanioldöschen und Pfefferbüchsen m[illegible] unterlief.

Neben der Hinneigung zum Witz ist das Volk doch harmlos, bewegt sich frei, sicher, hängt mit begeisterter Liebe am Herrscherhause, ist ungemein betriebsam, auch durchaus tolerant. Bildung und Intelligenz sind fast allgemein verbreitet; die tausendfachen Gelegenheiten zu lernen, die trefflichen und zahlreichen Unterrichtsanstalten, die lehrreiche Anschauung der Kunst und die liberalvergönnte Benutzung der Literaturschätze, alles hilft hier fördern, und man wird daher eigentlicher Unwissenheit, blöder Beschränkung in Berlin fast gar nicht begegnen, eher der Ueberbildung und der aus dieser folgenden Selbstüberschätzung und Arroganz. Der Militairstand ist zahlreich und trefflich unterrichtet; die höheren Stellen desselben sind mehr mit Adeligen als Bürgerlichen besetzt, obschon gesetzlich Geburt bevorzugenden Einfluß nicht üben soll. Fachgelehrsamkeit ist nach jeder Richtung hin würdig vertreten, und Berlin auch in dieser Beziehung eine Centralsonne der Wissenschaftlichkeit. Kunstblüthe steht nicht minder auf hoher Stufe, obschon wie natürlich, den Phasen des Wechsels unterworfen. Von einer Berliner Malerschule kann man, wenn gleich dort nicht Mangel an tüchtigen Künstlern ist, eigentlich nicht reden. Das

Theater leuchtete lange vor, ohne daß es dem königlichen Aufwand ganz entsprochen hätte. Auch die Beschränkung der Mittel macht gediegene Leistung nicht unmöglich, und die Prätension von Seiten der darstellenden Künstler wird alsbald nachlassen, wenn sie kein gutwilliges Nachgeben mehr findet. Einmal erreicht jede Verwöhnung ihr Endziel. Die große Oper hat durch Entfernung einer obstinaten Größe zwar gelitten, doch das gleicht sich allmählich aus, und es werden sich wohl die vorhandenen Elemente vereinen, sie wieder zu ihrer Glanzhöhe empor zu heben. Der dramatischen Kunst erlosch in Seydelmann einer ihrer hellsten Sterne. Der Baum der Poesie hat niemals recht Wurzel schlagen wollen in dem märkischen Sande. Seine Musen und Grazien wurden oft verspottet. Talent mangelte nicht, aber es mangelte der Genius. Die deutsche Poesie rächte sich hart und nachhaltig für ihre Verachtung von Seiten Friedrich des Einzigen, und Berlin wurde groß, wurde stolz, wurde geistreich — poetisch ist es nicht geworden. Ob es sich poetisch machen läßt, wird die Zeit lehren. —

Wo viel Licht ist, ist viel Schatten, so auch hier in der Bildung. Wird sie durch Kunst- und Sinnenreize allzusehr getrieben, so erzeugt sich schädliche Abnormität oder Krankhaftigkeit. Jener biblischen Huldin mußte viel vergeben werden, weil sie viel gesündigt hatte, darauf bin bauen wohl die in Berlin im Stillen nachwachsenden „Locken des Lammes", für welche schon Friedrich der Einzige den Namen Mucker bezeichnend für alle Zeiten erfand. Handelt es sich bei ihrem versteckten Treiben um Glauben und religiöse Ueberzeugung, dann Toleranz auch dem irrenden Bruder, handelt es sich aber um sittenlose Ausschweifung unter dem Deckmantel der Frömmelei, um Seraphinenküsse und Wollustandächtelei in dunkeln Spelunken, dann Licht hinein und Larven ab, und mit ihnen an den Pranger der Oeffentlichkeit.

Die Nahrungszweige der Bevölkerung Berlins sind die mannichfaltigsten. Kurfürst Friedrich Wilhelm der Große kann der Gründer des ungemein blühenden Fabrik- und Manufakturwesens der Mark Brandenburg und ihrer Hauptstadt genannt werden. Die vielen theils vertriebenen, theils freiwillig ausgewanderten Ausländer, Franzosen, Pfalzer, Schweizer, Holländer, Salzburger trugen alle ihr segensreiches Palladium, Industrie, in das märkische Land. Prachtliebe der spätern Regenten, die nöthige stattliche Aus-

rüstung des Militairs hob sie, im Bunde mit jener hohen Regierungsweisheit, die Ausgaben da nicht scheut, wo es Beförderung des Volksglücks gilt, wenn auch nicht gleich Zinsen und Zinseszinsen davon in die Staatskassen zurückfließen.

Daher entstanden ein Seidenmagazin und Seiden- wie Halbseidenwaaren Manufakturen, Wollen- und Baumwollen Manufakturen, ein großes Webehaus mit 84 spanischen Stühlen, zahlreiche Ganz- und Halb-Wollentuch- und Zeuch-Manufakturen, Strumpfwirkereien, Hutfabriken, Band-, Blumen-, Blonden Manufakturen, Seidenstickereien, Manchesterfabriken, Linnen-, Kattun-, Zwirn-, Kanten-, Mousselin- und Nesseltuch-Manufakturen, Wachslinnen-, Hautelissen-, Basselissen- und Tapeten-Fabriken, Gold-, Silber-, Tressen-, Lahn- ꝛc. Manufakturen, nicht minder Manufakturen und Fabriken für andere Metallwaaren aller Art, wie für Uhren, Porcellan, Farben, Karten, Knöpfe, Leder, Felle, Saffian, Korduan, Teppiche, Töpferwaaren, Papier, Papiermachée, Dosen, Pulver ꝛc. Luxus und Mode, denen sich die Huldigung der Residenzgäste weder entziehen konnte noch mochte, riefen außerdem eine Menge einschlagender Etablissements in das Leben: Seifen, Odeurs, Puder, Pomaden, Perücken, Putz, Strohhüte u. s. w. Der Kunstbedarf zauberte Fabriken für Musikinstrumente aller Art hervor, und das stets wachsende Bedürfniß weckte Fabriken für Liqueure, Mostrich, Nudeln, Zucker ꝛc. Viele dieser Anstalten waren Anfangs königliche, mehrere sind es noch heute. Instrumentenfabrikation zum Gebrauch der Wissenschaften der Chirurgie, Chemie, Physik, Optik u. dgl. erreichten in Berlin einen Grad hoher technischer Vollendung.

Das Leben und Treiben der niederen Volksklassen Berlins, der Eckensteher, Hökerinnen, Buckkäßner ꝛc. ꝛc. hat Glasbrenner in seinen vielverbreiteten Heften „Berlin, wie es ißt und trinkt", ergötzlich und wahr geschildert.

Daß die stets in Berlin aus- und einströmende Fremdenmenge zahlreiche Gasthöfe erfordert, liegt auf der Hand. Die Gewerbsteuer rangirt dieselben in drei Klassen, und wir müssen uns darauf beschränken, nur die der ersten Klasse hier anzuführen, ohne den übrigen, in denen man auch gut logirt, zu nahe treten zu wollen. Im Leben der Gasthöfe selbst ändern Verhältnisse der Eigenthümer oft so schnell und so plötzlich, daß für die innere

Güte derselben durch die Gewerbeämter und die durch diese herbeigeführte Klassifikation weder eine Norm geboten, noch eine Garantie gewährt werden kann.

Die ersten Gasthöfe demnach sind:

Adler, goldner, im deutschen Hause. Jerusalemerstraße, Nr. 36.
„ goldner, Spandauerstraße, Nr. 73.
„ rother, Kurstraße, Nro. 38.
„ schwarzer, Poststraße, Nro. 30.
Alexander, Großfürst, Neue Friedrichsstraße, Nr. 55.
Hôtel de Brandenburg, Charlottenstraße, Nro. 42.
„ de l'Europe, Taubenstraße, Nr. 16.
„ de Hambourg, Heilige Geiststraße, Nr. 18.
„ de Petersbourg, Unter den Linden, Nro. 31.
„ de Prusse, Leipziger Straße, Nro. 31.
„ de Rome, daselbst, Nro. 39.
„ de Russie, Platz an der Bauakademie, Nro. 1.
„ de Saxe, Burgstraße, Nro. 20.
König von Portugal, daselbst, Nro. 12.
„ „ Preußen, Brüderstraße, Nro. 39.
Kronprinz von Preußen, Königstraße, Nro. 47.
Kaiser von Rußland, Spandauerstraße, Nro. 61.
Rheinischer Hof, Leipzigerstraße, Nro. 31.
Stadt Breslau, Heilige Geiststraße, Nro. 11. besonders von strenggläubigen Israeliten besucht.

Man speist in allen diesen Gasthöfen Table d'hôte, das Couvert zu 15 bis 20 Neugroschen. Gasthöfe zweiter Klasse zählt Berlin etwa ebensoviel, dritter Klasse über 60. Viele Restaurationen, wo man nur speist, über 100. Die bekanntesten derselben sind Harrach (Firma Jagert), Mainhardt, Schott (Café Royal) und Truchot (Café National) sämmtlich unter den Linden. In diesen wird ebenfalls Table d'hôte gespeist. Außerdem liegen noch unter den Linden die Restaurationen von Kreutzer Nro. 22 und Czech Nr. 72 und in der Stadt zerstreut das Café Belvedere, hinter der katholischen Kirche, Nro. 3, die von Hannemann, Königsstraße Nro. 59, Arce, Spandauerstraße Nro. 51, Kaumann, Werderscher Markt, Reich, Poststraße Nro. 1 u. A. in denen nach der Karte gespeist wird. Zahlreiche Weinstuben und Weinkeller entsprechen nicht nur ihrem Ra-

men, sondern sind auch zugleich Speisehäuser nach der Karte; ein solches Wein- und Speiselokal war jenes des für ein großes Publikum anziehenden Spaßmachers Louis Drucker. Ebenso mangelt es nicht an zahlreichen Bierstuben, meist mit Traiteurwirthschaft und Billards verbunden, und auch fremde Biere ausschänkend. Ausschließlich bayrisches Bier hat Ostermann hinter der katholischen Kirche, Nro. 2. Fast in keinem dieser Locale fehlen Tagesblätter. In noch größerer Auswahl aber und zum Theil in bedeutenden Lesekabinetten sorgen für die flüchtige Geistes- und Gedankennahrung durch Zeitungen die Conditoreien, namentlich die von Stehely, Charlottenstraße, Nro. 36. Giovanoly, daselbst, Nro. 21. Spargnapani, unter den Linden Nro. 50 und Courtin, Königsstraße Nro. 64. Höchst elegante Lokale haben außerdem die Conditoren Fuchs, unter den Linden Nro. 8. Kreutzler, daselbst Nro. 25. Josty, Stechbahn Nro. 4. Mancher Laden hat durch irgend eine vorzügliche Einzelnheit, wie Gefrornes, Pasteten, Marcipan, Chocolade u. dgl. besonderen Ruf und darin vor anderen etwas voraus. Viele haben Stammgäste gewisser Klassen, mit vieler Abschließlichkeit gegen Fremde, und wo nicht solche Stammgäste die Conversation unter sich lebhaft unterhalten, herrscht in den Salons die steife Schweigsamkeit der Suffisance.

Unter den, den Verkehr belebenden Anstalten Berlins sind folgende die wichtigsten: Das königliche Haupt-Postbureau, Königsstraße, Nro. 60 und Spandauerstraße Nro. 21 und 22. Es ist von 7 Uhr Morgens bis Abends 8 Uhr zur Briefannahme geöffnet. Sechsmal täglich befördert die Stadtpost Briefe in alle Theile der Stadt, wo auch Briefsammlungen in genügender Anzahl bestehen. Die Haupt-Briefaufgabe ist in der Königsstraße neben dem Hauptportal; ihrer Expedition gegenüber ist die der Extraposten. Was in anderen Städten Fiacker und Hauderer sind, sind in Berlin die Droschkenführer. Es giebt ein und zweispännige Droschken, sie waren eine Zeitlang wegen ihrer besonderen Langsamkeit nicht wenig verschrieen. Die Fahrtaxen sind polizeilich festgestellt. Eine Fuhre (Tour) kostet für die ersten 20 Minuten 5 Sgr. auch wenn diese 20 Minuten nicht voll gebraucht werden, und dann steigert sich dieser Satz bis zu 70 Minuten auf 15 Silbergroschen. Bei der Inanspruchnahme mehrerer Stunden werden 15 Sgr. pro Stunde berechnet. Dieß gilt für eine Person, mehr

Personen zahlen einen mäßig höheren Satz, z. B. 3 bis 4 Personen für die Stunde 17 Sgr. 6 Pf. Auch die Fahrten über Land und auf die nahen Lustorte haben ihre bestimmten Taxen für bloße Hinfahrt, oder Hin- und Rückfahrt und je nach der Wartezeit. Chausseegeld, eine selbst um die Hauptstadt noch bestehende lästige Abgabe, zahlen die Kutscher; Brückengeld, wo diese veraltete Einrichtung noch besteht, die Passagiere. Jeder Kutscher hat eine Fahrmarke, die mit der Nummer seiner Droschke übereinstimmt. Diese Marke kann sich der Fahrende einhändigen lassen, um bei etwa nöthigen Beschwerden den Kutscher mittelst derselben polizeilich belangen zu können. Reisegelegenheit findet man in Berlin stets nach jeder Richtung. Sehenswerth ist die Droschken-Anstalt in der Landsberger Straße Nro. 1 a., ein in seiner Art großartiges Institut, 1814 begründet und 1817 monopolisirt, die Residenz allein und ausschließlich mit 251 einspännigen Droschken zu versorgen. Da diese auf keine Weise mehr ausreichten, die Kutscher die Pferde schonen mußten, und letztere oft sehr untüchtig waren, so erhoben sich laute Klagen und die Concurrenz wurde frei gegeben. Dennoch stellt diese umfassende Anstalt jetzt noch 200 Droschken zur Disposition, und neben ihr versehen über 100 Fuhrherren im Winter den Bedarf mit 800, im Sommer mit 1000 ein- und zweispännigen Wagen, die auf 70 verschiedenen Stellen der Stadt, im Thiergarten und sonstigen belebten Passagen halten. Außer ihnen bestehen noch sogenannte Ober-Fuhrwerke, größere Omnibus ähnliche Wagen mit verschiedenen bestimmten Touren nach den Vergnügungsorten der Umgebung. Der Platz auf diesen kostet 2½ Sgr. Der sehr häufigen Communikation mit Berlin und Charlottenburg, aber auch größern Reisen dient das Remiser-Fuhrwerk, eine wichtige Anstalt, die an 50 Familien von Wagenarbeitern und Kutschern ernährt und beschäftigt; ihr Bureau in Carlsstraße Nro. 35.

Die bis jetzt bestehenden Eisenbahnen sind folgende: 1. die Berlin-Potsdamer, mit palastähnlichem Bahnhof vor dem Potsdamer Thore. Sie ist 3½ preußische Postmeilen lang, die in 10 Minuten zurückgelegt werden, und wurde am 30. October 1838 eröffnet. Sie ist Eigenthum einer corporativen Actiengesellschaft und mit 1 Million Thaler in 1 Jahre erbaut worden. Täglich finden 5 Fahrten nach Potsdam und zurück statt. Die

Fahrtaxe ist nach 3 Plätzen verschieden: 15 — 12½ — 7½ Sgr. Die der Bequemlichkeit der Abreisender und Ankommenden dienenden Lohn- und Packträger haben für ihre Dienstleistung ihre festbestimmte Taxe.

2. Die Berlin-Anhaltische Eisenbahn führt von Berlin nach Köthen, wo sie sich der Magdeburg-Leipziger anschließt. Ihr Bahnhof ist vor dem Anhaltischen Thore, sie selbst 19½ Meilen lang; man gelangt auf ihr nach Magdeburg, das 26, nach Leipzig das 28 und nach Dresden, das 40 Meilen entfernt ist, in 6, 8 und 12 Stunden. Die Preise der Plätze sind nach den 3 Klassen bis Köthen 55, 35 und 22 Sgr. — 40 Pfd. Gepäck hat ein Reisender frei. Nach Magdeburg I. 4½, II. 3½, III. 2 Thaler, nach Leipzig I. 5½, II. 3½, III. 2½ Thaler. Gleiche Verhältnisse finden auch statt bei den Bahnen nach Stettin, Frankfurt a. O. und Hamburg. Auch die Stettiner Bahn ist vollendet und ohnlängst eröffnet worden.

Angesehene Banquier- und Wechselgeschäft-Etablissements sind:

Anhalt u. Wagner, Brüderstraße, Nro. 5.
Breest u. Gelpke, Jägerstraße, Nro. 50.
Fetschow u. Sohn, Klosterstraße, Nro. 87.
Heymann u. Comp. Unter den Linden, Nro. 23.
Jacquier u. Securius. Stechbahn Nro. 2.
Mendelssohn u. Comp. Jägerstraße, Nro. 51.
Rousset u. Bielet. Königsstraße, Nro. 3.
Gebrüder Schickler. Gertrudenstraße, Nro. 16.
A. W. J. Schulze. Werdersche Markt, Nro. 5.

Das preußische Geld hat so zu sagen europäische Geltung. 1 Thaler beträgt 1 Gulden 45 Kreuzer rheinisch, — 3 Franc 69 Centimes, — 2 Francs, 4⅓ Batzen Schweizer Geld, (1 Franc = 10 Batzen) und 2 Schilling 11 Pence. Es giebt königl. Preußische Kassenscheine von 1, 5, 10, 50 ꝛc. ꝛc. Thalern, die stets al pari stehen. Die Goldmünzen sind Friedrichsd'or zu 5 Thr. 20 Sgr. Dukaten zu 3 Thr. 5 Sgr. Der Geldcours ist wie überall einigem Wechsel unterworfen. Doch blieb bei dem vor einigen Jahren auswärts künstlich durch Ueberschwemmung des Marktes herbeigebrachten betrüglichem Fallen des Geldes das preußische auf seiner Höhe.

Maaße und Gewichte, deren richtige Einhaltung streng überwacht wird, sind im Ganzen dem im übrigen nördlichen Deutsch-

land gleich. 3 Berliner Ellen sind 2 französische Metern. Das Getraidemaas zählt Metzen, deren 4, 1 Viertel, folglich 16, 1 Scheffel bilden. 12 Scheffel machen 1 Malter, 2 Malter eine Wispel oder Winspel. Salz wird nach Lasten, Tonnen, Scheffeln und Pfunden gemessen; Wein nach Quarts, Ankern, Eimern, Ohmen, Orbesten und Fudern, das Bier nach Nöseln, Quart, Oehmchen, Tonnen, Fässern, Kufen. Der berliner Centner hält 110 Pfund oder 5 Stein, der Stein 22 Pfund, das Pfund 32 Loth u. s. f. letzteres wie überall.

Märkte werden in Menge gehalten, Gemüse Getraide- und Fischmärkte täglich, Sonntags ausgenommen; Krammärkte, wochentlich 1mal; Jahrmärkte jährlich 6mal; Pferde und große Viehmärkte jährlich 2mal; Wollmarkt 1mal. Am belebtesten ist der Christmarkt, der lange andauernd, sich auch Abends mit Erleuchtung fortsetzt, und die Freude aller Kinder und aller — Verliebten ist.

Gesandtschaften und Residenturen auswärtiger Staaten befinden sich in Berlin 38, von denen jedoch mehrere kleinere Staaten durch einen einzigen Residenten vertreten werden. Von Hochsten und hohen Behörden haben zu Berlin ihren Sitz: Das Geheime Kabinet des Königs, und zwar eines für die Militär- und eines für die Civil Angelegenheiten, die betreffenden Bureaus befinden sich resp. hinter dem Gießhause Nro. 2 und Leipziger Straße Nro. 56. Das Geheime Kabinets- und Staats Archiv ist im Königlichen Schlosse.

Der Staatsrath steht an der Spitze der königlichen Ministerien; diese sind:

1. das Ministerium des königlichen Hauses. I. und II. Abtheilung.
2. das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten.
3. das Ministerium der Finanzen.
4. das Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten.
5. das Ministerium des Inneren und der Polizei.
6. das Ministerium für Handel und Gewerbe.
7. das Justizministerium.
8. das Kriegsministerium.

Es würde für unsern Zweck zu weitläuftig sein, alle den hohen Ministerien resortirenden Staatsanstalten aufzuführen, wem darüber Kenntnißnahme Noth thut, findet sie in dem K. Preußischen

Staatshandbuch ausführlich. Erwähnt sei nur als besondere Behörde: das königliche Kammergericht, aus drei verschiedenen Senaten: dem Oberappellations- dem Instructions- und dem Criminal-Senat bestehend. Auch reſortiren ihm das Kammergerichts Inquiſitoriat und das Hausvogtei-Gericht, das Pupillen-Collegium, das Stadtgericht und das Landgericht Berlin.

Die Stadtbehörden zerfallen in Militär- und Civilbehörden. Erstere bilden das Gouvernement mit der Kommandantur, die zweite die königl. Regierung, die Polizei-Verwaltung mit verschiedenen Bureaus, das Juſtizamt Mühlenhof, die General-Steuer-Inspection, die Gewerbsteuer-Direktion, das Hof-Postamt ꝛc. ꝛc. Die inneren Angelegenheiten des Communalweſens leitet der Magiſtrat mit zahlreichen Beamten. Die Stadtverordneten-Versammlung besteht aus 102 Mitgliedern nach der Zahl der Stadtbezirke, von denen jeder auch noch einen besonderen Bezirksvorſteher hat.

Die kirchlichen Angelegenheiten überwacht neben dem Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten das Conſiſtorium der Provinz Brandenburg; die französische Gemeinde hat ein besonderes Kirchenconſiſtorium. Der Gottesverehrung dienen 22 Kirchen der evangelisch deutschen, 5 der evangelisch französischen Gemeinde, 2 den Katholiken, 2 Bet- und Versammlungssäle der Herrnhuter, 1 Synagoge der Juden, die auch außer derſelben noch in einigen Privathäuſern Betsäle, sogenannte Schulen, haben.

Oeffentliche Anstalten für Kult und Kultur, Kunst und Wissenschaft, Sammlungen und Sehenswürdigkeiten Berlins.

Von den zahlreichen Kirchen Berlins können hier nur die hauptsächlichsten aufgeführt werden, die sich durch schöne Architektur im Aeußern, wie im Innern, oder durch Denkmäler auszeichnen.

Die Domkirche am Lustgarten, zwischen dem Schloß und der Börse, ein schöner und stattlicher Bau, enthält das königliche Erbbegräbniß und das Denkmal des Kurfürsten Johann Cicero, in lebensgroßem Erzguß. Neuere Forschung hat ermittelt, daß auch dieses sehenswerthe Monument ein Werk des berühmten Nürnberger Gießers, Peter Vischer sei, nicht, wie bisher angegeben wurde, von Matthias Tiernich aus Burgund. Auch Joachim I. Denkmal, angeblich von Johann Ream Vischer, befindet sich im Dom; das Altarblatt ist von Begas, und stellt die Ausgießung des heiligen Geistes dar. Das Kirchenschiff ist von zwei korinthischen Säulenreihen in 3 Gänge getheilt. Der Bau datirt erst von 1718, dem großen Thurme neben 2 kleine zur Seite.

Die auch einfache Dorotheenstädtische Kirche, gegründet 1678, enthält ein schönes Denkmal von schlesischem Marmor, das König Friedrich Wilhelm II seinem natürlichen Sohne, dem jung verstorbenen Grafen von der Mark setzen ließ. Es ist von Schadow. Der vor dem Oranienburger Thore gelegene Dorotheenstädter Kirchhof enthält die Gräber und Grabdenkmäler Fichte's, Hegel's, Hufeland's, Langhans u. A.

Die Garnisonkirche in der neuen Friedrichsstraße, erbaut 1722, hat dorische Säulenreihen, ein Altarbild von Begas: Chri-

nus am Oelberge, und mehrere andere Gemälde von Wach, Hensel, Rode, letztere verewigen die preußischen Helden des siebenjährigen Kriegs: Schwerin, Kleist, Winterfelt, Keith und Ziethen. Sie bewahrt einen alten Taufstein und ihre Orgel wird als eines der seltensten Kunstwerke gerühmt.

Die Friedrichswerdersche Kirche am Werderschen Markt stellt sich alterthümlich dar. Sie wurde nach Schinkels Entwurf im deutsch-mittelalterlichen Styl, und mit 2 Thürmen erbaut. Ueber dem Doppelportal ist ein sehr hohes Fenster mit einer gothischen Rosette. Sie hat einen Taufstein von Rauch und ein sehr schönes Altarblatt.

Die St. Hedwigskirche dient dem katholischen Ritus und ist nach dem Modell des Pantheon zu Rom von 1747 bis 1773 erbaut. Das Portal hat über einer Freitreppe 3 Eingänge; 3 Bildsäulen schmücken das Giebelfeld und Passions-Basreliefs stehen über den Eingängen und den beiden Nischen. Das Grundstück am Opernplatz, darauf diese Kirche erbaut wurde, schenkte König Friedrich II. der katholischen Gemeinde. Sie hat volle Ausübung ihres Gottesdienstes mit Ausnahme von Processionen außerhalb der Kirche und benutzt für jenen auch noch die kleine Kirche im Invalidenhause. Das Innere der Hedwigskirche hat noch einige neuere Kunstwerke aufzuzeigen.

Die Parochial-Kirche in der Klosterstraße datirt ihre Erbauung aus der Zeit von 1695 — 1703. Der 94 Fuß hohe Thurm hat ein Glockenspiel von 37 Glocken, das jede Viertelstunde ein Stück spielt. Die Kirche ist in Form eines Kreuzes erbaut und hat sehenswerthe Grabdenkmäler. In ihren Gewölben verwesen die Leichname nicht, sondern sie vertrocknen.

Aeltere Kirchen Berlins sind:

Die Marienkirche, nahe dem Neumarkt, urkundlich bereits 1294 erwähnt, mit einem 286 Fuß hohen Thurme, dem höchsten Berlins, der in den Jahren 1789 — 1790 aus Holzwerk in gothischem Styl erbaut wurde. Eine gänzliche Renovation erhielt diese Kirche im Jahre 1818. Zwei Reihen von 12 großen gothischen Pfeilern theilen das Schiff. Im hohen Chor steht der um 1760 gefertigte große Altar, den 3 Bilder von P. Rode zieren; merkwürdig ist ein broncener Taufstein von 1437, der auf 4 Drachen ruht, und zu dem 2 große Messingbecken gehören, die in getrieb-

ner Arbeit den englischen Guß zeigen. Dieser alten Becken sind viele in Deutschland vorhanden, namentlich im südlichen, ihre Verbreitung reicht aber auch bis Norwegen und Island. Außerdem ist noch manches Gemälde in dieser Kirche sehenswerth, nicht minder die schöne Kanzel aus Alabaster. Außerhalb, nicht vor der Kirchthüre steht ein altes Steinkreuz, ein Monument der Erinnerung; die Bürger von Berlin und Cöln mußten es setzen, und ein ewiges Licht stiften zum Gedächtniß jener raschen That im Jahr 1335, da sie den Zeloten, Propst Nikolaus von Bernau erschlugen.

Ebenfalls in das 13. Jahrhundert reicht das Alter der

Nikolaikirche. Sie liegt zwischen der Poststraße und Spandauerstraße, und hat einen weithin sichtbaren, hohen und spitzen Thurm. Ihre letzte Renovation datirt aus 1817. 18 gothische Pfeiler tragen das Deckengewölbe und theilen den Raum in das Hauptschiff und 2 Seitenschiffe. Das Altarblatt, eine Verklärung Christi, ist von Rode. Der Taufstein ist von Zinn, sehr mit Bildwerk verziert, und wurde von Sterban Lichtenhayn und seinen Gesellen 1563 gefertigt. Auch die Kanzel hat reichen alterthümlichen Schmuck und manches Epitaphium verdient Beachtung. Diese Kirche besitzt auch eine Sammlung kostbarer und seltener Bücher.

Die Kirchhöfe Berlins, zum Theil bereits erwähnt, sind meist geschmackvolle Gartenanlagen mit schönen Grab- und Denkmälern, namentlich auch von berühmten Männern. Schade, daß die Kirchhöfe so zerstreut liegen; wäre früher Jemand für Berlin auf einen so glücklichen Gedanken gekommen, wie Père la Chaise für Paris, so würde auch Berlins Todtenstadt, die etwa in der Gegend des Windmühlenberges eine passende Lage gefunden hätte, die abgeschiedenen Größen vereinen und einen erhabenen Eindruck hervorzurufen im Stande sein. Man hält viel auf Leichenpomp und wendet gern Geld auf zahlreiche Conducte. Je mehr Kutschen einem Leichenwagen folgen, je größer ist die Ehre, die dem Verstorbenen erzeigt wird, wenn auch diese begleitenden Kutschen von den Hinterbliebenen selbst bezahlt und leer sind; eine Luxus-Absurdität, die manche Familie ruiniren hilft.

Reich ist Berlin mit Wissenschafts-Anstalten bedacht. Nur andeutend können wir ihrer in diesen übersichtlichen Blättern erwähnen, und selbst hier mehr im Bezug auf ihre Sammlungen, als auf ihre Gemeinnützungen und Einrichtungen.

Die Friedrich-Wilhelms-Universität hat ihr stattliches 3 Stock hohes Gebäude am Platze vor dem Opernhause und am Ende der Lindenpromenade. Zwei Seitenflügel bilden einen Vorhof. Es war dieses Haus das Palais des Prinzen Heinrich von Preußen, Friedrich des Einzigen geliebtesten Bruders. Seine Erbauung fällt in die Zeit des siebenjährigen Krieges; es wurde 1809 der damals begründeten Universität überwiesen, welche 1810 ihre Eröffnung fand. Das Gebäude entspricht in seinen raumreichen Sälen seinem Zweck. In dem rechten Seitenflügel ist das anatomische, im linken Flügel das zoologische Museum. Ersteres, im mittleren Stock, ist dem Publikum Mittwochs und Sonnabends im Sommer von 4 — 6, im Winter von 2 — 4 Uhr geöffnet. Es enthält eine Fülle kunstvoller und interessanter Präparate. Das zoologische Museum ist mit dem Mineralienkabinet verbunden, im 3. Stock des linken Seiten- und Hauptflügels des Universitätsgebäudes. Sein Ruf ist allbekannt; es wetteifert an Vollständigkeit mit jedem andern in Europa, wird immerwährend durch Ankäufe vermehrt, und auf das sorgfältigste gepflegt und verwaltet. Dienstag und Freitag Mittags von 12 bis 2 Uhr ist der Eintritt gegen Einlaßkarten gestattet.

Mit der Universität sind verbunden: ein theologisches und philologisches Seminar, zwei Polikliniken, eine medizinische Klinik in der Charité, und ein chirurgisches Institut ebendaselbst, eines dergleichen für Augenärzte, die königliche Entbindungsanstalt mit benachbartem Gebäude, Oranienburger Straße, Nro. 29.

Die Akademie der Wissenschaften theilt mit der Akademie der Künste ein Gebäude. Es liegt unter den Linden Nro. 38, und wurde 1690 erbaut, 1765 renovirt und 1835 durch einen Neubau erweitert. Seine Uhr, Nachts transparent, dient als Normaluhr für Berlin. Das obere Stock umfaßt die Räume der Akademie der Wissenschaften, die Bibliothek, Sessionszimmer, die Sammlung von Gypsabgüssen; unten befindet sich die Druckerei der Akademie. Ein Thurm diente früher zur Sternwarte, an deren Stelle in der Telegraph getreten. Die Akademie besteht aus 4 Klassen, ernennt auch außerordentliche und Ehren-Mitglieder und Korrespondenten, und hält dreimal jährlich große öffentliche Sitzungen.

Die Akademie der Künste hält in den ihr angewiesenen

Räumen ihre Sitzungen, und außerdem finden alle zwei Jahre im September und Oktober große Kunstausstellungen Statt, welcher der Berliner Kunstverein veranstaltet. Diese Akademie besitzt eine wichtige Kupferstichsammlung, darunter auch äußerst seltene Cartone und Handzeichnungen. Vieles stammt aus dem Nachlaß des Hauptmann von Derschau in Nürnberg. Jünger aller Gebiete der zeichnenden und bildenden Kunste erhalten hier Unterweisung und Ausbildung in ihren Fächern. Die Akademie zählt ordentliche, außerordentliche und Ehren Mitglieder, und beehrt Auswärtige mit dem Ehrennamen akademischer Künstler. Unter ihr stehen die königliche Bau Akademie, und die königl. Kunst- und Gewerbschulen.

Die königliche Bibliothek liegt dem Opernhause gegenüber; das Gebäude, zwischen 1775—80 aufgeführt, hat keine äußere Schönheit, auch ist der Bau einer neuen Bibliothek beschließen, aber um so kostbarer ist der Schatz, den es in sich hält. Das Gebäude trägt die hausbackne Inschrift an der Stirne: Nutrimentum spiritus. Der Eingang in Behrenstraße Nro. 40, auf welchem Flugel auch das Lesezimmer befindlich ist, das Sommer und Winter einige Nachmittagsstunden dem Besuche Gebildeter offen steht. Die Besichtigung durch Fremde findet am besten in den täglichen Vormittagsstunden Statt, und haben sich dieselben nur in dem Büreau anzumelden. Für Bücherentleihung in die Behausung bedarf es bisweilen etwas erschwerter Bürgschaften.

Die Aufstellung der bereits über 600,000 Bände, nebst 5000 Manuscripten angewachsenen, täglich sich mehrenden Bibliothek ist zweckmäßig in die Zimmer und den Saal des unteren Stocks, und den 258 Fuß langen, 56 Fuß breiten Saal des oberen nebst den drei Gallerien vertheilt, und der Reichthum an Erstlingsdrucken, Xylographen, literarischen Seltenheiten, Miniaturen, Autographen berühmter Personen ist erstaunlich, nicht minder die Menge von Prachtwerken über alle Gebiete menschlichen Wissens.

Daß die Militär Unterrichts Anstalten in der Hauptstadt eines Königreichs, wie Preußen, in musterhaftem Stande sind, leuchtet von selbst ein.

Die k. Ritterakademie in stattlichen Gebäuden in der breiten Straße, Nro. 32 bis 34, neben dem k. Marstall, wurde von Friedrich I.

1705 errichtet und unter Direktion des Oberstallmeisters gestellt, mit ihr ist die älteste Reitbahn in Berlin verbunden, sie ist bedeckt, doch dient auch der eine der offenen Höfe dem Reitunterricht. Das Vorderhaus ist 1805 erbaut worden. Die übrigen Gebäude, in spätmittelalterlichem Style, datiren aus den Jahren 1665 bis 1670. Die neueren tragen über dem Portale Embleme der Reitkunst.

Die Kriegsschule, von Friedrich II. als Offizier- und Militair-Akademie gegründet, Burgstraße Nro. 19. seit 1810 in jetziger Verfassung, hat den Zweck, junge Offiziere fortzubilden. Ein besonderer Zweig derselben ist die k. Artillerie- und Ingenieur-Schule, ursprünglich von Friedrich Wilhelm I. ins Leben gerufen, doch getheilt, so daß die letztere in Potsdam befindlich war.

Das k. Cadettenhaus, neue Friedrichsstraße Nro. 13. ist eine eben so wichtige als sehenswerthe Anstalt, und besitzt schöne Sammlungen von Büchern, Karten, Modellen, ein physikalisches Kabinet. Der Feldmarschallssaal im Hintergebäude enthält die Bildnisse aller preußischen Regenten seit dem großen Kurfürsten, aller preußischen Feldmarschälle und Napoleons bei Jemappe erbeuteter Degen, ein Geschenk Blüchers an die Anstalt.

Das k. Friedrich-Wilhelms-Institut, welches früher chirurgische und medicinisch-chirurgische Pepiniere hieß, befindet sich Friedrichsstraße Nro. 139 bis 141, in letzterer der Eingang, und wurde von König Friedrich Wilhelm II. 1795 zum Behuf wissenschaftlicher Ausbildung der Militair-Aerzte gegründet. Das prachtvolle Gebäude räumte erst 1826 König Friedrich Wilhelm III. dem Institute ein. 90 Zöglinge werden 4 Jahre lang auf königliche Kosten erhalten, andere für Geld aufgenommen. Auch diese Anstalt besitzt werthvolle Bücher-, Präparaten- und Instrumenten-Sammlungen.

Die k. medicinisch-chirurgische Militär-Akademie ging aus König Friedrich Wilhelm I. Collegium medico-chirurgicum hervor, und ist eine rein akademische Anstalt zur höheren Ausbildung für Compagnie-Chirurgen.

Die k. Thierarzneischule, Louisenstraße Nro 11. und am Thierarzneischulplatz, Nro. 5 (Eingang) wurde von König Friedrich Wilhelm II. 1780 gegründet. Sie hat die Aufgabe, in einem dreijährigen Cursus practische Thierärzte für die Cavallerie und für das Land zu bilden; 24 Militair-Eleven werden aufge-

nommen, davon 3 auf königliche Kosten. Auch für andere Zweige praktischer Wissenschaften ist rühmlich gesorgt.

Es besteht ein k. Bergwerks-Eleven-Institut, ein k. Jägerlehrinstitut, eine k. Bauschule, letztere in einem palastartigen 1835 von Backsteinen aufgeführten Gebäude nach Schinkels Plane, 180 Fuß im Quadrat haltend. Sie liegt zwischen der Schloß- und Schleusenbrücke am Schleusenarm der Spree, und gewährt von dessen Nähe aus gesehen mit ihrem flachen Dach, dem mit Bäumen bepflanzten Platz, und den Thürmen der neuen Friedrichs-Werderschen Kirche in der Ferne gar einen schönen und stattlichen Prospekt.

Die k. Sternwarte ist ebenfalls ein neues Schinkelsches 1835 aufgeführtes Gebäude unter den Linden Nro. 103. mit besonders merkwürdiger Kuppel-Construction.

Gymnasien zählt Berlin nicht weniger als sechs. Sie heißen: das Berlinische Gymnasium „zum grauen Kloster" Klosterstraße Nro. 73, begründet 1574 und das älteste der Residenz; das Kölnische Gymnasium in der Scharrstraße Nro. 23; das Joachimsthalsche Gymnasium, Burgstraße Nr. 21 u. 22, eine Schöpfung Joachim Friedrichs vom Jahr 1607, und 1655 von Joachimsthal nach Berlin verlegt; das Friedrichs-Werdersche Gymnasium, Werderscher Markt Nro. 7. 1683 vom großen Kurfürsten errichtet; das Friedrich Wilhelms Gymnasium, Rochstraße Nro. 66, eine Schöpfung Friedrichs Wilhelm II. 1798, verbunden mit der Realschule, die Oberconsistorialrath Hecker 1747 gründete; das Französische Gymnasium, Niederlagwallstraße Nro. 1. auch College royal français, 1689 von französischen vertriebenen Protestanten begründet, und mit einem theologischen Seminar verbunden. Alle diese Gymnasien haben Bibliotheken und entsprechende Sammlungen.

Außerdem hat Berlin noch zahlreiche Parochial- und Freischulen für beide Geschlechter, der zahlreichen höhern Töchterschulen und Privaterziehungsinstitute nicht zu gedenken.

Das königl. Gewerbe-Institut, Klosterstraße Nro. 35 u. 36 ist dem Gewerbfleiß von König Friedrich Wilhelm III. gewidmet worden. Es dient dem Sitz der technischen Gewerbe-Deputation, bietet seine Lokale der technischen Gewerbschule selbst, und den Versammlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes, wie

jenen des Vereins der Kunſtfreunde und endlich auch den jährlichen Ausſtellungen des Gewerbe-Vereins.

Dem Unterricht in jeglicher körperlichen Uebung bieten ſich zahlreiche Anſtalten dar; außer den königlichen Reitbahnen gibt es auch private. Schwimmanſtalten ſind 3 vorhanden, und eine vierte verdeckte für Damen. Daß es nicht an zahlreichen Fecht- und Tanzmeiſtern fehlen kann und darf bei einem ſo großen Zuſammenfluß junger Männer, theils des Militairs, theils der Studirenden, liegt auf der Hand.

Die

Sammlungen

Berlins ſind eben ſo zahlreich als ausgezeichnet, und wir führen die wichtigſten derſelben der Reihe nach an. Ein großer und wichtiger Theil befindet ſich im

Königlichen Reſidenzſchloß. Dieſes umfangreiche, grandiöſe Gebäude, zwiſchen dem Luſtgarten, der Schloßfreiheit, dem Schloßplatz und der Spree begann Kurfürſt Friedrich II. 1451 als Burg. Dieſe ließ Kurfürſt Joachim II. abbrechen und durch Kaſpar Theis ein neues, drei Geſchoſſe hohes Schloß aufführen, und ſeine Nachfolger bauten daran fort. Dadurch aber und durch die Hemmniſſe, die der dreißigjährige Krieg dem Weiterbau in den Weg legte, wurde vieles unregelmäßig und anderes verpfuſcht. Erſt Kurfürſt Friedrich III. und König Friedrich I. ſchufen durch die berühmten Architekten Schlüter und Eſander von Göthe ein ſchönes, vollkommenes Ganzes, das durch Böhme unter König Friedrich Wilhelm I. 1716 vollendet wurde. Die ſpäteren Herrſcher thaten dann viel für die innere Ausſchmückung, wie ſie der Geſchmack in den verſchiedenen Zeiträumen bedingte. Das architektoniſch mannichfach verzierte Schloß hat die Form eines länglichen Vierecks und eine Länge von 460 — eine Breite von 276, und eine Höhe (einſchließlich der 6 Fuß hohen Gallerie) von 101½ rhein. Fuß, der Umfang beträgt 1136 Fuß. Es enthält 4 Höfe, feſtbare Säle, die zum Theil den Sammlungen dienen, die Schloßkapelle und gegen 600 Zimmer, von denen, wie ſich von ſelbſt verſteht, die Appartements Ihrer Majeſtäten, des Königs und der Königin (nach der langen Brücke zu gelegen) auf das Geſchmackvollſte dekorirt ſind. Nach dem Schloßplatze zu gehen im zweiten

Geſchoß die Zimmer des Prinzen Wilhelm von Preußen. Die unteren Räume enthalten Säle für den Staatsrath, Geſchäftslokale für das Hofmarſchall-Amt, die General-Staatskaſſe, die Schatzkammer und das Staatsarchiv. Wegen Beſichtigung hat man ſich an Herrn Kaſtellan Gebenroth, 2ter Schloßhof im 2. Geſchoſſe, zu wenden.

Die Zimmer König Friedrichs II. ſind meiſt in dem Zuſtand gelaſſen, wie ſie bei ſeinem Ableben ſich befanden; ſonſtige Staatszimmer, der Rittersaal mit Bildnereien, dem großen Königsthrone und einer reichen Ehrenpforte voll ſchöner und ſeltener Trinkgeräthe, der weiße Saal mit den Marmorbildſäulen der Kurfürſten aus dem Hauſe Zollern, und anderer berühmten Herrſcher, ſowie Gemälde, desgleichen die Schloßkapelle ſind es zunächſt, welche dem Beſchauer gezeigt werden. Außerdem enthält aber das k. Schloß auch noch 1. Die Bildergallerie, jetzt mehr als Feſtſaal dienend, da die beſten Gemälde in das Muſeum gebracht wurden, doch hängen noch ſehenswerthe Gemälde von van Dyk, Guido Reniano, Rubens und Lairesse darin. II. Die Kunſtkammer oder das Kunſtkabinet, geöffnet Dienſtag und Freitag von 11 bis 1 Uhr, gegen Einlaßkarten, welche jedoch für jeden Tag nur 30, bei Herrn Hofrath Förſter, Charlottenſtraße Nro. 22 ausgegeben werden. Es enthält belehrende Ethnographica, Völkertrachten und Geräth, auch den Federmantel des Sandwich-Inſelkönigs Tamamea, zahlreiche Chineſereien, japaniſche, afrikaniſche und auſtraliſche Sachen, und anziehende Stücke von beſonderem hiſtoriſchen Werth; Anzüge, Orden, Flöte und Tabakspfeifen Friedrich des Einzigen, Kunſtſchnitzereien, Kunſtdrechsereien, Miniaturen u. dgl. III. Den Bibliothekſaal des regierenden Königs reich mit Prachtwerken ausgeſtattet.

Das k. Muſeum auf einem Pfahlroſt über einem Spree-Canal, von 1825 bis 1830 erbaut, iſt eine wahre Zierde der Reſidenz. Es iſt in Form eines Rechtecks aufgeführt, und kehrt dem Schloß ſeine 276 Fuß haltende Längenſeite zu. Ein Schutzbau umgiebt die Kuppel, den ein leichtgeſchwungenes vergoldetes Gitter ziert, und die Vorderſeite deſſelben ſchmücken zwei Gruppen von Roßbändigern nach Phidias und Praxiteles Vorbildern auf dem Monte Cavallo in Rom. Dieſe ſchönen Bildwerke ſind von Tieck modellirt und in der k. Eiſengießerei gegoſſen. Eine 91 Fuß breite Frei-

treppe führt an der Hauptfaçade über 21 Stufen zu der von 18 jonischen Säulen gezierten, raumreichen Vorhalle, in welcher eine Doppeltreppe emporführt. Unter dieser ist der Eingang zur Rotunde, welche durch beide Stocke geht, und in welcher von oben einfallendes Licht prachtvoll auf die Statuen und den sonstigen Schmuck der Wände fällt. Eine Gallerie zur Rotunde führt ebenfalls zum Saale der Gemälde. Das Museum schließt folgende k. Sammlungen ein:

I. Die antiken Bildwerke, Broncen und Sculpturen, an der Zahl über 400, alle von Werth, manche hochschätzbar, wie der in der Tiber gefundene betende Knabe von Bronce. Einige Nebensäle enthalten eine reiche Sammlung von Arbeiten der Familie de la Robbia (Bildwerke aus gebranntem Thon, weiß glasirt und mit Schmelzarbeiten verziert.) Unter ihnen ist die erste Nummer, ein großer Altar-Aufsatz von Luca della Robbia, ein figurenreiches Prachtstück seltenster Art. Dann kostbare Majoliken, wohl von allen ausgezeichneten Meistern in dieser Kunst und in großer Anzahl. Endlich auch alte Glasmalereien (viele aus der Derschauischen Sammlung, neuere Erwerbungen aus der des Herrn Generalpostmeisters von Nagler) in 6 große Fenster vertheilt, unter den 185 Nummern manches Gute.

II. Die Gemälde Gallerie. Viel Treffliches enthaltend, zwar in der Zahl der Bilder der berühmtesten Meister den Gallerien in München und Dresden nachstehend, aber dagegen reichhaltiger wie jene in der Zahl der Meister, namentlich der altdeutschen und der italienischen Schule. Die Anordnung ist musterhaft; durch Eintheilung des Raumes in 37 Cabinette ist für eine sehr große Menge Bilder Raum gewonnen worden. Die Entwicklungsphasen der Malerkunst zu studiren und sie bis zu ihren höchsten Stadien zu verfolgen, ist hier volle Gelegenheit geboten. Zwei Abtheilungen enthalten Alterthümer der Malerei, uralte und spätere byzantinische Bilder, altitalienische und altniederländische. Die spätere italienische Schule weist Bilder von Tizian, Raphael, Correggio, Fra Bartolomeo, Guido Reni, Carlo Dolce und vielen andern Meistern ersten Ranges auf, die französische ist durch N. Poussin, Le Sueur, Charles de Brun u. A. vertreten, die spanische durch Murillo. Die niederländische Schule zählt allein 12 kostbare Gemälde Johann Huberts von Eyck, von den Seiten

flügeln eines berühmten Altars zu Gent; Lukas Kranach, Hans Holbein, dann Qu. Messis, Rubens und viele andere Niederländer sind reich vertreten.

III. Die antike Vasensammlung. Sie ist im untern Stock aufgestellt, und eine der vollständigsten und reichsten unter allen Vorhandenen; ihre Zahl übersteigt 1600.

IV. Die Gemmensammlung; mit ausgezeichneten einzigen Stücken, nahe an 3000.

V. Die Münz- und Medaillen-Sammlung, im untern Geschoß des Museums, äußerst reichhaltig, werthvoll und nett lich geordnet.

So vereinigt das k. Museum einen überaus reichen Schatz wichtiger Bildungsmittel, deren Benützung mit königlicher Munificenz vergönnt wird, doch sind nur an bestimmten Tagen die einzelnen Zweige dem großen Publikum zugänglich, Fremden und Künstlern jedoch ist täglicher Zutritt gestattet.

Von großem Interesse, namentlich für Forschungen über ägyptisches, deutsches und slavisches Alterthum sind auch die Sammlungen im königlichen

Lustschloß Monbijou. Dasselbe liegt in einem sehr schönen Garten am Ende der Oranienburgerstraße und an der Spree. Es wurde im 18. Jahrhundert erbaut, von Sophia Dorothea, der Gemahlin König Friedrich Wilhelm I. bewohnt, und jetzt enthält es eine reiche Fülle von Kunstschätzen und Geräthen alter Zeit. Es umschließt:

I. Das Aegyptische Museum, jeden Donnerstag, je nach der Tageszeit einige Stunden geöffnet. Man rühmt es als das bedeutendste in Europa. Die wichtigen Sammlungen der Herren Director Passalacqua und General Minutoli wurden durch Ankauf mit diesem Museum vereinigt. Es laßt tiefe und belehrende Blicke in das ganze eigenthümliche, wunderbare und mystische Leben der alten Aegyptier thun.

II. Das k. Museum vaterländischer Alterthümer. Eine reiche Sammlung von Urnen und Gefäßen der germanischen und slavischen Vorzeit in den mannigfaltigsten Formen und Farben, meist einer Menge von Todtenurnen, welche als Mitgaben in die Grabhügel aufgestellt waren, die uns einen gar wohl der Völker Brauch und Sitte erkannt werden mag, zumal aus einer Zeit,

aus welcher alle Schriftquellen mangeln. Die Anordnung der Aufstellung wurde nach Form und Verwandschaftsähnlichkeit der verschiedenen Gegenstände beliebt, und nur eine Sonderung der Urnen und übrigen Geräthe aus Thon von den Geräthen aus anderen Stoffen festgehalten.

Das Zeughaus, ein Prachtpalast voll architectonischer Schönheit, 1695 nach Nehrings Plane aufgeführt, 280 Fuß im Quadrat haltend, steht dem Palais K. Friedrich Wilhelms III. gegenüber. Ueber dem Hauptportal prangt eine Erzbüste König Friedrichs I. und 4 Statuen schmücken den Eingang. Im innern Hofe sind Köpfe sterbender Krieger von Schlüter sehenswerth. Das Innere bilden zwei übereinander befindliche große Säle, deren unterer schwere Geschütze, darunter viele merkwürdige, enthält; der obere läßt in schöner und sinnreicher dekorativer Anordnung alle denkbaren Kriegswaffen und Instrumente, Trophäen und Fahnen alter und neuer Zeit erblicken. Inländer haben sich den Eintritt beim Zeug-Hauptmann Herrn Jost, Müllersgasse Nro. 1., Ausländer beim K. Kriegsministerium zu erbitten. Das Zeughaus hat den ganzen Vorrath der Rüstungen und Armaturen der früheren sogenannten Harnischkammer aufgenommen, und in dieser, welche nicht zugänglich ist, sind nur noch Schlitten, Zelte und Geschirre, manche jedoch künstlich und köstlich aufbewahrt.

Neben den königlichen besitzt Berlin noch eine Menge zum Theil höchst lehrreicher und anziehender Sammlungen, theils in seinen öffentlichen Wissenschaftsinstituten, theils bei reichen Privaten. Ausgezeichnet ist die Rüst- und Waffensammlung des Prinzen Karl, Königl. Hoheit, in höchst dessen Palais, nicht minder sehenswerth ist das sogenannte Magasin d'antiques der Herren Mudr und Arnold, Königsstraße Nr. 14. Es ist eine stets reich ausgestattete, obschon nicht permanente, sondern verkäufliche Sammlung werthvoller Alterthümer und Kunstgegenstände, wie Waffen, Gemälde u. dgl. Die Sammlungen Sr. Excellenz des Herrn Generalpostmeister von Nagler, des Herrn General von Minutoli, (beide theilweise in die königl. übergegangen), die Sammlungen persischer, indischer, chinesischer und japanischer Kunstgegenstände des Herrn Grafen von Rex genießen einen Ruf, der weit über Preußens Grenzen gedrungen ist.

Die berühmtesten Künstlerateliers sind ohne Zweifel des

Besuches werth, und werden dem um Erlaubniß dazu bittenden Fremden mit Freundlichkeit geöffnet. Die namhaftesten sind die der königl. Professoren H. H. Schadow, Schadowestraße Nr. 10 und 11. Rauch, Tieck und Wach im Lagerhause, Klosterstraße Nro. 76. Wichmann, neue Wilhelmsstraße, Nr. 9. Begas auf dem Karlsbade, Nr. 10, und F. Krüger, Nr. 63.

Wissenschaftliche Vereine zum Theil mit Sammlungen verbunden, sind in nicht kleiner Zahl vorhanden. Der Verein zur Beförderung des Gartenbaues hat zu Schönberg sein Lokal und veranstaltet herrliche Ausstellungen von Blumen und Früchten in den Sälen des Akademie-Gebäudes.

Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen hält Klosterstraße Nr. 36. seine Versammlungen und veranstaltet Ausstellungen von Produkten des Gewerbfleißes.

Der Kunstverein, Verein der Kunstfreunde im preußischen Staate, macht sich vaterländische Kunstförderung zur Aufgabe, und hält alljährlich Verloosungen seiner Ankäufe von Gemälden und Bildwerken einheimischer Künstler, die im Akademie-Gebäude Statt finden. Der Beitritt steht jedem frei, der jährliche Beitrag ist 5 Thlr.

Eigentliche gelehrte Vereine sind: Die Gesellschaft naturforschender Freunde, die Deutsche Gesellschaft, der Verein für Geschichte der Mark Brandenburg, die Gesellschaft für Erdkunde u. m. A. Dem Bedürfniß literarischer Unterhaltung und Fortbildung entsprechen zunächst: die Gesellschaft für schöne Literatur, (früher Mittwochs-Gesellschaft), welche ihre Versammlungen des Montags Abends von 6 bis 9 Uhr zur Winterszeit im Café national, unter den Linden, Nr. 21, und während des Sommers im Weinhändler Schön'schen Garten-Saale, Leipziger Straße, Nr. 33 hält. Sie besteht aus Gelehrten, Literaten, Beamten und Künstlern, und die Vorträge sind auf Mittheilung der interessanten Erscheinungen in der Literatur der Gegenwart, mit Ausnahme der Arbeiten von Mitgliedern gerichtet.

Der Sonntags-Verein verfolgt eine entgegengesetzte Richtung, indem er ausschließlich Produktionen seiner Mitglieder, meist jüngerer Literaten und Literaturfreunde, zum Vortrag bringt. Er hält seine Versammlungen Sonntags im Saale des Herrn Hiebler unter den Linden.

Leihbibliotheken ſind über 10 in Berlin, meiſt mit Journalzirkeln und Leſecabinetten verbunden, von letzteren beſitzen auch einige beſonders. Das Berliner Leſecabinet des Herrn Bernſtein, Behrenſtraße, Nr. 31 und das Leſezimmer des Herrn Buchhändler Beſſer, daſelbſt Nr. 11, ſind vorzüglich und entſprechen jeder einigermaaßen billigen Anforderung.

Von den zahlreichen Inſtituten Berlins, welche theils der Kunſt, theils dem Verkehr dienen, und durch ihre Einrichtungen und ihren Betrieb ſehenswerth ſind und Beachtung verdienen, machen wir nur auf folgende aufmerkſam:

Die königl. Münze, in einem von Gentz am Werderſchen Markt an der Stelle des abgebrannten Werderſchen Rathhauſes erbauten ſehr ſtattlichen Gebäude, das ein 116 Fuß langes bronzirtes Sandſteinbasrelief ziert, ein Kunſtwerk der Schüler Schadows. Das alte Münzgebäude ſteht noch, und iſt mit dem neuen verbunden. Die intereſſanten Münzwerkſtätten in den unteren Räumen und gegen eine dem Unterſtützungsfonds zufließende Gabe täglich zugänglich, man hat ſich nur bei dem Thürſteher anzumelden. In dem oberen Lokale iſt der Sitz der Bergbaubeamtenſchaft, mit einer entſprechenden Bibliothek.

Das königl. Gießhaus für die Stückgießerei liegt hinter dem Zeughaus und iſt ſehr alt. Es werden, wenn der Bedarf es erfordert, Geſchütze jeden Kalibers gegoſſen, nicht minder Standbilder und eherne Denkmäler.

Die königl. Eiſengießerei, vorm Louiſenbade, Invalidenſtraße Nr. 38, iſt eine ſehr ſehenswerthe und wichtige Fabrik, deren Produkte über ganz Europa verbreitet und beliebt ſind. Sie liefert eben ſo niedliche Bijouteriewaaren, wie erhabene und grandioſe Monumente, und das Gewicht ihrer jährlichen Produktion beträgt 10,000 Ctr. Man kann täglich die Werkſtätte in Augenſchein nehmen, das Entrée beträgt nur 5 Sgr. In den Nachmittagsſtunden von 1 bis 6 oder 7 Uhr wird gegoſſen.

Die Maſchinenbauanſtalten Berlins, zahlreich und hochbedeutſam, und gewiß für viele Fremde intereſſant. Dampfmaſchinen aller Art werden dort gefertigt, nicht minder Gasbeleuchtungs-Apparate, Pumpwerke, Ackergeräthe, Weberei- und Spinnmaſchinen, Uhren u. dgl. Die hauptſächlichſten Firmen ſind Egell: Eiſengießerei, Chauſſeeſtraße, Nr. 3. Freund, Gaier

nenstraße Nr. 1. Hummel, Johannisstraße, Nr. 1. u. Dr. Kurbal, Petersamerstraße, Duvra, Dievenerstraße, Nr. 26. Schweggenburger, alte Jacobsstraße Nr. 5. Spanier, Holzmarkt, Nr. 20, sämmtlich Maschinenbauanstalten.

Die königl. Porcellan-Manufactur, Leipzigerstraße Nr. 4 wurde bereits 1761 begründet.

Die Bank, Jägerstraße Nr. 31. Dieses Gebäude hat ein mit jonischen Säulen verziertes Portal.

Die Börse im Lustgarten enthält die entsprechenden Säle für den merkantilen Geldmarkt und die nöthigen Geschäftslokale nebst Wohnungen der betreffenden Beamten. Mit der Börsenhalle ist ein ansehnliches Lesekabinet verbunden. Die Zeit der geschäftlichen Börsenhalle ist von 1 bis 3 Uhr.

Das k. Seehandlungs-Institut, Jägerstraße Nr. 21 ist von großer Bedeutsamkeit. Es negocirt für den Staat im Ausland, unterhält ein großartiges Waarengeschäft, versendet in eignen Kauffahrteischiffen nach fremden Welttheilen, und der Staat garantirt seine Handels-Operationen, wie hinwiederum in dringenden Fällen die disponiblen Fonds desselben dem Staat zur Verfügung stehen. Unter Aufsicht der k. Seehandlung steht:

Die Sparkasse, wie überall so auch hier, ein Wohlthätigkeits-Institut für die Mittelklassen; sie hat ihre Lokale im Berliner Rathhaus, Spandauerstraße Nr. 55. Ihr natürlicher Antipode

Die Lotterie, wie überall, so auch hier, der Mittel- und niederen Klasse verderblich, wird in einem besonderen Gebäude, dem Sitz der General-Lotterie-Direktion, Markgrafenstraße Nr. 47, als Klassenlotterie in 5 Klassen jährlich 2 Mal öffentlich unter Aufsicht königlicher Commissare gezogen. Der Einsatz auf ein ganzes Loos ist 10 Thaler, man kann auch halbe und Viertelsloose spielen. Der höchste Gewinn ist 200,000 Thaler.

Das k. Leih-Amt hat seine Lokale Jägerstraße Nr. 64 und Klosterstraße Nr. 39. Es hilft dem Privatwucher steuern, und verwendet die Ueberschüsse seiner Einnahmen zu wohlthätigen Zwecken.

Der Packhof, am neuen Packhofplatz, ist halbzirkelförmig erbaut.

Wichtige oder durch äußere Schönheit ausgezeichnete Gebäude sind außer den bereits angeführten und noch anzuführenden und außer den zahlreichen, königlichen, fürstlichen und gräflichen Palais

Die Königswache, auch neue Wache, zwischen der Universität und dem Zeughaus, 1818 nach Schinkels Angabe erbaut. Sie bildet ein ganz massives Viereck und hat die Form eines römischen Kastrums, mit vorspringenden Thürmen an den Ecken. Die Hauptfaçade nach der Straße zeigt eine schöne Säulenhalle mit einem von Bildsäulen geschmückten Giebelfeld, welches ein Fries mit Victorien trägt. Zu beiden Seiten der Wachen stehen die Marmorbildsäulen der Generale Bülow von Dennewitz und von Scharnhorst auf hohen Piedestalen, von Rauchs Meisterhand gefertigt.

Das Festungsmodellhaus, Köpnicker Straße Nr. 11 ward 1773 von König Friedrich II. als Montirungsmagazin erbaut, doch sind mehrere Zimmer für Aufstellung der preußischen und französischen Festungsmodelle eingeräumt worden, welche 1815 aus dem Hotel der Invaliden zu Paris weggenommen wurden. Die französischen Modelle sind Montags und Donnerstags von 9 bis zwei Uhr zu sehen; die Erlaubniß zur Besichtigung der Modelle preußischer Festungen aber hängt aus sehr erklärlichen und wichtigen Gründen vom Ermessen des hohen Kriegsministeriums ab.

Aus der Zahl der Casernen erhellt die zahlreiche Militärbesatzung Berlins. Jede Truppen-Abtheilung hat ihre besondere Caserne. Manche derselben sind außerordentlich raumreich, andere durch Schönheit des Baues ausgezeichnet. Innere Einrichtung bei allen entsprechend. Zu ersteren gehören die des 2ten Garde-Regiments, Friedrichstraße Nr. 107; des Regiments Kaiser Alexander, Alexanderstraße, Nr. 56; der Garde-Artillerie zu Fuß, am Kupfergraben. Zu den zweiten sind zu rechnen die Casernen des Garde du Corps Regiments, Charlottenstraße Nr. 23 und die für das Füselier-Bataillon des 2ten Garde-Regiments, in der Carlsstraße 1837 neu erbaut.

Die Exercierhäuser, welche für die Winter-Uebungen des Militärs bestimmt sind, sind einfach und raumvoll erbaut; man benutzt sie bei festlichen Gelegenheiten, an denen große Volksmengen Theil nehmen, zu willkommenen Lokalen, die sich leicht in Feentempel verwandeln lassen; das der eben angeführten Caserne in der Carlsstraße gegenüber liegende Exercierhaus diente oft schon zu solchen Zwecken, und faßt allein als Speisesaal gut 1200 Personen. Gewöhnlichen Exercitien dienen mehrere freie Plätze der Stadt, großen, der ungeheure Exercierplatz am Thiergarten.

Wachtparaden, für Viele theils in artiſtiſcher, theils in anderer Beziehung eine Art Magnet, finden täglich dreiviertel auf 11 Uhr Statt, und zwar, wenn es die Witterung erlaubt, im Freien auf dem Platz zwiſchen dem Zeughaus und der Königswache, außerdem im Zeughaus. Es werden jedesmal drei Muſikſtücke aufgeführt. Paraden, Schlittenfahrten und Leichenconducte ſind drei wichtige Dinge im öffentlichen Leben Berlins, und ganz geeignet, für ein tieferes Studium der Phyſiognomie dieſer Stadt.

Das Berliner Rathhaus an der Ecke der Spandauer Straße in Verbindung mit der Rathswaage, Königsſtraße Nr. 15 iſt neben ſeiner Hauptbeſtimmung auch der Sitz des Berliner Vormundſchaftsgerichts, und der Sparkaſſe.

Das kölniſche Rathhaus nebſt einer Waage liegt Gertraudtenſtraße Nr. 1. Eine zweite Rathswaage iſt Petriplatz Nr. 1 gelegen.

Oeffentliche und private Anſtalten für Menſchenwohl.

Dieſe ſind ſowohl in phyſiſcher als pſychiſcher Hinſicht in Berlin ſehr zahlreich. Alle anzuführen, würde die Grenze dieſer Blätter weit überſchreiten, es muß ſich auf die wichtigſten beſchränkt werden. Mit Recht wird allen Uebrigen

Die Charité, Unterbaumſtraße Nr. 7 vorangeſtellt. Es wird kaum nöthig ſein, zu bemerken, daß dieſe franzöſiſche Benennung (leider iſt durch die Einwanderungen aus Frankreich und durch König Friedrich II. Vorliebe für Frankreichs Sprache und Art noch zu Vieles in Berlin häßlich franzöſirt) von Charitas, Liebe, Milde, Gnade, Barmherzigkeit abgeleitet iſt. Die Charité iſt eine großartige muſterhafte Heilanſtalt, die täglich von 1 bis 4 Uhr beſehen werden kann. Eine Abtheilung derſelben iſt der Pflege der Irren gewidmet.

Das Invalidenhaus liegt in der Invalidenſtraße vor dem Oranienburger Thore, ſein Bau datirt aus dem Jahre 1748 von König Friedrich II. Der ſchleſiſche Krieg hatte viele Kämpfer untauglich gemacht, und die große Geſinnung Friedrich des Einzigen wollte jene nicht darben laſſen. Die Anſtalt vermag 600

Mann aufzunehmen, doch ist diese große Zahl noch nie vollzählig geworden. Ein invalider Commandant und 12 Officiere sollen diesen 3 Compagnieen vorstehen. Das Gebäude ist stattlich und enthält 2 mäßig geräumige Kirchen für die beiden christlichen Hauptconfessionen. Den am Hause liegenden Kirchhof ziert General von Scharnhorn's schönes Denkmal. Fremde lassen sich beim Commandanten melden.

Das königl. **Taubstummen-Institut**, Linienstraße, Nr. 81 und 85 wurde bereits 1798 ins Leben gerufen. Schon über 200 Taubstumme wurden durch dasselbe aus dem traurigen Zustande ihrer Hülflosigkeit gezogen und zu nützlicher Beschäftigung und Mittheilungsfähigkeit ihrer Gedanken herangebildet.

Die **Erziehungs-Anstalt für sittlich verwahrloste Kinder** wirkt in zwei besonderen Häusern für die beiden Geschlechter haltend und veredelnd. Das Haus für die Knaben befindet sich vor dem Hallischen Thore am Graben, das für die Mädchen Husarenstraße Nr. 16. Montags und Freitags von 2 bis 7 Uhr sind diese Anstalten Besuchern zugänglich.

Irrenanstalten oder Heilanstalten für Gemüthskranke bestehen außer der Charité noch mehrere von Privaten, welche jedoch sämmtlich der speciellen Oberleitung des Herrn Geheimen Raths Dr. Horn untergestellt sind.

Orthopädische Institute von ausgebreitetem Rufe hat Berlin viere, sämmtlich Privatanstalten. Diesen gesellt sich die **Anstalt für Leibes-Uebungen** des Herrn Eiselen zu, welche unter ärztlicher Aufsicht körperlichen Fehlern und Schwächen einzelner Theile abzuhelfen sucht.

Eine **natürliche Mineralquelle**, der **Gesundbrunnen**, auch Friedrichsbrunnen, weil König Friedrich I. auf der Jagd sie 1701 entdeckt hat, liegt gegen eine Stunde von der Stadt entfernt, und gibt einen Vergnügungsort ab, da sich in der Nähe ein Kaffeehaus und ein schöner schattenkühler Park befindet. Das Bad wurde 1799 angelegt und empfing den Namen **Louisenbad**.

Künstliche Mineralbäder reicht die **Anstalt für künstliche Mineralwässer** der Herren Dr. Struve und Soltmann, früher Husarenstraße Nr. 19, jetzt Thiergartenstraße Nr. 4 ganz in der Weise wie die berühmte Struvesche Anstalt in Dresden. Ein trefflich eingerichtetes Lokal verbunden mit einem schönen

Garten, und bedeckten Promenaden, richtige chemische Mischung der künstlichen Wasser, verbunden mit ihrer natürlichen Temperatur, Musik während der Trinkzeit ꝛc. ꝛc. macht diese Anstalt eben so angenehm als wahrhaft wichtig. Es ist Fremden der Zutritt während der Kurzeit gern gestattet.

Gewöhnliche Badeanstalten besitzt Berlin eine Menge, mit den meisten sind auch Douchen und russische Bäder verbunden. Die renommirtesten sind: das Walpersche Badehaus hinter dem neuen Packhof, Nr. 1; das Mariannenbad, neue Friedrichsstraße, Nr. 19; die freundlichen Bäder, neue Wilhelmsstraße, Nr. 2; das Weidendammerbad, an der Weidendammer Brücke. Das Marienbad im Thiergarten, Bendlerstraße.

Unter den eigentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten sind hervorzuheben die Waisenhäuser, aus deren nicht geringer Zahl nur genannt sein mögen das große Friedrichswaisenhaus, das Schindler'sche, Kornwasser'sche, französische, jüdische. Für Soldatenkinder besteht das Friedrichsstift und die wohlthätige Warzecks-Anstalt, Warzeckstraße, Nr. 8, eine Stiftung des 1822 verstorbenen Professors Warzeck. Sie giebt 100 Waisenkindern Pflege, Erziehung und Unterricht. Mit ihr ist die Alexandrinen-Anstalt verbunden, welche aus den erwachsenen Mädchen, die aus der Warzecks Anstalt entlassungsfähig sind, gute Kinderwärterinnen zu erziehen sucht. Man kann beide Anstalten, deren hohe Protectorinnen Ihre Majestät, die Königin, und Ihre königliche Hoheit, die Prinzessin Alexandrine, Großherzogin von Mecklenburg Schwerin sind, täglich besuchen.

Insofern auch die Freimaurerlogen Institute der Wohlthätigkeit sind, machen wir die Berliner Logen ebenfalls namhaft. Es sind deren drei, unter denen jedoch wieder mehrere Töchterlogen arbeiten.

I. Die große Nationalmutterloge zu den drei Weltkugeln, Splittgergasse, Nr. 3. Es arbeiten unter ihr die Logen zur Eintracht, zum flammenden Stern, zu den drei Seraphim und zur Verschwiegenheit. Sie hat schöne, raumreiche Lokale und einen schönen Garten.

II. Die große Landesloge von Deutschland, Oranienburgerstraße Nr. 71 und 72. Diese zählt nicht weniger als sieben Töchterlogen in Berlin, deren Namen die folgenden sind:

Drei goldne Schlüssel, goldnes Schiff, Pegase, Beständigkeit, Pilgrim, goldner Pflug, Widder.

III. Die große Loge Royal York zur Freundschaft, Dorotheenstraße Nr. 24. Unter ihr arbeiten 4 Logen: Friedrich Wilhelm zur gekrönten Gerechtigkeit, zur siegenden Wahrheit, Urania zur Unsterblichkeit und Pythagoras zum flammenden Stern.

Anſtalten für künſtleriſche Unterhaltung und geſelliges Leben.

Lebensfreude iſt ein hervorſtechender Zug im Charakter des Berliner Volks, und ihm entſprechen zahlloſe Anſtalten, die von der höchſten künſtleriſchen Produktion bis herab zur Pelichinellbude, ja bis zum Leierkaſten und von dieſem wieder empor das ewige Thema: „Freu't euch des Lebens“ erklingen laſſen; ebenſo öffnen ſich zahlloſe Räume der Geſelligkeit im höheren und niederen Sinne. Wir beginnen die Reihe der vorzüglichſten künſtleriſchen und ſocialen Inſtitute mit kurzer Schilderung der Bühnen, laſſen dann andere, die Schauluſt befriedigende Anſtalten folgen, reihen die hauptſächlichſten geſchloſſenen Geſellſchaften an, berühren Bälle, Maskeraden und Volksfeſte, und wenden uns dann der überſichtlichen Schilderung der Gärten und Luſtörter in und nahe bei Berlin zu, die allzumal an ſchönen Feiertagen belebt ſind, was dann von ſelbſt darauf hinleitet, auch der weiteren Umgebung einige Blicke zu gönnen.

Das königliche Opernhaus war ein klaſſiſcher Prachtbau, vor hundert Jahren von Friedrich dem Großen aufgeführt. Es wurde im Sommer 1843 ein Raub der Flammen, die zugleich die k. Bibliothek und andere wichtige Gebäude am Ende der Linden betrafen. Der Plan war von dem Freiherrn von Knobelsdorf nach dem Muſter des Parthenon zu Athen entworfen, und das Auditorium faßte 2400 Zuſchauer. Man ſpielte wöchentlich 3 Mal, darunter jeden Sonntag. Jedenfalls wird daſſelbe wieder aufgebaut werden.

Das königliche Schauſpielhaus liegt auf dem Gensd'armen-Markt, ſein Bau nach Schinkels Plane datirt von 1819 und 1820. Die Länge des Gebäudes beträgt 245 Fuß, die Sei-

tenflügel 115 Fuß, die Höhe, einſchließlich der Giebelgruppen 130 Fuß. Es kehrt ſeine Hauptfaçade nach Oſten, wo eine 85 breite, 25 Stufen hohe Steintreppe zum Periſtyl von ſechs canellirten jonichen Säulen emporführt. Das Frontiſpiz zeigt in plaſtiſcher Arbeit nach Tiecks Modellen den Tod der Niobe und ihrer Kinder, die Giebelſpitze und die Seiten zieren Melpomene, Polyhymnia und Thalia. Den Fries ſchmückt die Inſchrift: Fridericus Guilelmus III Theatrum et Odeum incendio consumta majore cultu restituit MDCCCXXI. Ein Ausbau über der Hauptfacade zeigt reiche und geſchmackvolle mythologiſche Bildwerkzier und auf der Spitze des Frontiſpizes erſcheint der Muſengott in einem Wagen, den geflügelte Greife ziehen, 18 Fuß hoch, in getriebener Arbeit von Kupfer. Das ſüdliche Giebelfeld läßt den Triumphzug des Dyonyſos mit Ariadne erblicken. Centauren ziehen den Wagen und auf den Spitzen der Ecken ſtehen Urania, Terpſichore und Erato. Das nördliche Giebelfeld zeigt Götter- und Heroenbilder der Unterwelt, und ein Frontiſpiz krönen Klio, Kalliope und Euterpe. Das weſtliche Frontiſpiz iſt mit der Mythe vom Pegaſus geſchmückt.

Die Eingänge für die Fußgänger ſind zu beiden Seiten der Treppe, die ſelbſt blos nur im Sommer zum Ausgang und unter ihr fahren die Wagen vor. Zu dem unteren Stocke ſind gewölbte Magazine für die Decorationen, die Kaſtellanswohnung, die Theaterhauptkaſſe und das Billetverkaufs-Bureau beſtimmt. Im zweiten Stock betritt man Parterre und Bühne. Der ſüdwärts gelegene Eingang zum Concertſaal geht über ein Veſtibule, das von 10 altdoriſchen Säulen getragen wird, und wie die Treppenräume, mit Büſten dramatiſcher Dichter und Künſtler, Scenen aus Tragikern und mythologiſchen Darſtellungen geſchmückt iſt. Der Concertſaal mit ſeinen Gallerien faßt 12 — 1500 Perſonen. Er iſt 76 Fuß lang, 41 Fuß breit, und 43 Fuß hoch und höchſt geſchmackvoll decorirt. Während der Wintermonate findet faſt jede Woche ein großes Concert darin Statt, und zur Carnevalszeit vier große Subſcriptionsbälle. Das Auditorium der Bühne hat vier Logenreihen, die auf freien eiſernen und vergoldeten Säulen ruhen. Der erſten und zweiten Loge iſt ein Balkon vorgebaut. Parquet, Parterre und Logen faſſen 1500 Zuſchauer. Der gerade, in Form eines ausgeſpannten Baldachins gehaltene Plafond zeigt die

Bilder der 9 Musen in Lebensgröße und über dem Proscenium präsentirt sich wieder ein Bacchuszug mit Ariadne. Es mangelt in dem raumreichen Gebäude nicht an Garderoben, Probesälen u. dgl. auch hat die General-Intendantur ihr Bureau in demselben.

Man spielt fast täglich, da auch eine in Berlin festengagirte französische Theatergesellschaft regelmäßige Vorstellungen giebt, und zwar wöchentlich ein bis zweimal, an solchen Tagen, wo im königlichen Opernhaus Oper gegeben wird, jedoch nur in den Monaten October bis Juni incl.

Das Königstädtische Theater, von Ottmer zu Braunschweig 1823 bis 1829 erbaut, liegt am Alexanderplatz, ähnelt im Innern dem königlichen Theater, hat ein raumvolles säulengetragenes Vestibule mit 3 Eingängen, in das durch eine Glaskuppel Licht fällt, und ist 176 Fuß breit, 150 Fuß lang. Eine Aktiengesellschaft ließ es erbauen. Man rühmt allgemein die gute Construktion des Baues und die innere Einrichtung. Das Auditorium hat 3 Reihen Logen und eine Gallerie in der Rundung von ¾ eines Zirkels, und faßt mit Parket und Parterre an 2000 Zuschauer. Seit 1829 ging dieses Theater von dem Aktienverein als Eigenthum an den königl. Commissionsrath Herrn Cerf über, der es mit Einsicht und Umsicht leitet, und dem kunstsinnigen Publicum auch den Genuß der italienischen Oper zugänglich machte.

Das Privattheater, diese wirklich anziehenden und bei vielen allen socialen Vergnügungen, in Berlin nicht mangeln, läßt sich leicht voraussetzen. Drei der vorzüglichsten nur die den geschlossenen Gesellschaften Concordia, Thalia und Urania angehörenden, zu denen man durch die Mitglieder leicht Zutritt erhalten kann. Gespielt wird gewöhnlich Sonntags, resp. alle 14 Tage, und alle haben zweckmäßige und gefällige Einrichtung. Schon manches Künstlertalent, das sich Ruf erwarb, prüfte auf solchen Theatern zuerst die jugendlichen Kräfte. Man hat in neueren Zeiten auch den Versuch gemacht, das Polichinellitheater in höhere Kreise wieder einzuführen, und es wäre in ihm ein ungemein anregendes Mittel für Entfaltung des Scherzes, Witzes, Humors geboten gewesen, allein das Uebel bei solchen Strebungen ist, daß sie oft an der Suffisance scheitern, die weder belustigt noch geneckt sein will, und bei ungemein viel wirklicher und eingebildeter mercier Weisheit doch eine Hauptsache nicht versteht — Spaß.

Die bedeutendsten Ressourcen, von denen die so ebengenannten Concordia, Alexanderstraße Nr. 26. Thalia, Blumenstraße No. 9. Urania, neue Commandantenstraße No. 26. ihre Lokale haben, sind außer diesen: das Casino, unter den Linden No. 17. die Börsenhalle, im Börsenhaus am Lustgarten, der Schachklubb, französische Straße Nro. 21. die Erholungs-Gesellschaft, die Bürger Ressource, die Theerbusch'sche, die Gesellschaft der Freude, der Brüderverein ꝛc.

Ein schönes Lokal für Vergnügen und künstlerische Genüße ist das Odeum, Thiergartenstraße Nro. 22., darin gewöhnlich Sonntag, Dienstag und Donnerstags Nachmittags Concerte gehalten werden. Ein herrlicher Saal, ein Gewächshaus und eine Menge Zimmer öffnen sich dem Genuß heiterer Geselligkeit, und alle Räume werden mit Gas beleuchtet. Dasselbe besteht noch nicht lange.

Das Elysium, auch ein großes und schönes Gesellschaftshaus, brannte ab. Ein anderes Etablissement ähnlicher Art, seit 1831 benannten habend, war das Colosseum, alte Jacobsstraße Nro. 19. für Bälle, Redouten und Concerte; sein Saal war, nach dem Concertsaale im königl. Schauspielhause der größte Berlins, 70 Fuß lang, 50 Fuß breit und 40 Fuß hoch. Es ist ohnlängst ebenfalls in Flammen aufgegangen, doch steht nicht im Zweifel, daß es wieder aufgebaut werde. Es konnte gegen 3000 Personen fassen, und war ungemein reizend decorirt. Die Concerttage waren Dienstag und Donnerstag, jedoch im Frühjahr und Herbst nur am Donnerstag, und jeden Sonnabend während des Carnevals war Redoute. Die Concerts begannen um 6 Uhr, und jenem folgte ein Ball. Berlin tanzt so gern wie Wien, daher sind Bälle, besonders im Winter sehr zahlreich und an der Tagesordnung. Von öffentlichen Bällen sind die im großen Concertsaal des königlichen Schauspielhauses stattfindenden sogenannten Subscriptionsbälle, die während der Carnevalszeit an vier auf einander folgenden Sonnabenden Statt finden, sehr besucht und beliebt. Der ganze königl. Hof nimmt persönlichen Antheil an ihnen, und man findet dann natürgemäß die Elite der Residenz und die meisten Fremden von Rang versammelt. Ohne Bälle werden nur wenige geschlossene Gesellschaften und Vereine sein.

Der Pflege der holden Kunst der Musik und des Ge-

fanges widmet ſich die Sing-Akademie am Feſtungsgraben Nro. 2. hinter der Königswache, in einem eigenthümlichen ſchönen Gebäude von Ottmer. Daſſelbe iſt 140 Fuß lang und 60 Fuß breit. Der große Concertſaal iſt 84 Fuß lang, 42 Fuß breit und 31½ Fuß hoch, mit Logen verſehen, und das in einem Halbkreis erhöhte Orcheſter faßt 300 Perſonen. Die Verſammlungen und Productionen finden an jedem Dienſtag Statt.

Liedertafeln hat Berlin zwei. Die älteſte, 1809 von Zelter gegründete, beſteht nur aus Mitgliedern der Sing-Akademie, die jüngere, ſeit 1819 beſtehende, wirkt unter der Leitung des jetzigen Direktors dieſer Akademie und beide verſammeln ſich allmonatlich einmal zu einer großen Liedertafel im engliſchen Hauſe, Mohrenſtraße, Nro. 39, zu einem heitern Abendeſſen mit Geſang.

Stabile Befriedigung der Schauluſt gewähren in nicht gewöhnlicher Weiſe:

Das Dioráma des Herrn Carl Grepius, Georgenſtraße, Nro. 12. verbunden mit einem merkantil-artiſtiſchen Etabliſſement für alle Artikel des Luxus und der Mode, ein förmlicher Bazar im Kleinen, jedoch alles zu feſten Preiſen. Ein Kunſtſaal in der erſten Etage nimmt Gemälde lebender Künſtler auf, die zum Verkauf ausgeſtellt ſind. Das Dioráma ſelbſt, täglich von 11 bis 2 Uhr zum Eintrittspreis von 10 Sgr. à Perſon geöffnet, bietet in einem reizend decorirten Lokal jene wunderſamen Gemälde voll Leben und Wahrheit, die alles, was gewöhnliche Panoramen, Kosmoramen u. dgl. vor Augen bringen, weit hinter ſich laſſen, und den Dioramen Daguerre's in Paris durchaus nicht nachſtehen.

Panoramen ſind, wenn auch nicht fort und fort, doch faſt immer in Berlin zur Schau geſtellt. Alle Empfehlung verdient darunter die maleriſche Reiſe im Zimmer des Herrn Enslin, Markgrafenſtraße Nro. 50. Sie gewährt Anſichten vieler Welthauptſtädte neben manchem Eigenthümlichen, wie z. B. eine aufgegrabene Straße in Pompeji, die einen ergreifenden Eindruck auf ein ſinniges und fühlendes Gemüth zu machen im Stande iſt. Aus Hamburg weilen oft die Herren Suhr mit ihrer maleriſchen Reiſe um die Welt in Berlin, minder bedeutende Panoramen giebt es, namentlich zur Weihnachtszeit, in Menge.

Der Circus auf dem Exerzierplatz vor dem Brandenburger Thore, gewährt der Schauluſt faſt zu allen Zeiten den Anblick

äquilibristischer und gymnastischer Künste und Spiele, von Kunstreitern, Seiltänzern, Athleten u. dgl. Das raumreiche Gebäude hat zweckmäßige Einrichtung und vermag eine zahlreiche Zuschauer-Versammlung aufzunehmen. Man spielt gewöhnlich im Winter Abends von 6 bis 8, im Sommer von 7 bis 9 Uhr.

Volksfeste feiert die Stadt Berlin als solche nicht regelmäßig und alljährlich. Zwar wären die jedes Jahr Statt findenden 3 Schießfeste auf dem Schießplatz, deren jedes sieben Tage dauert, als solche zu betrachten, zumal damit immer eine Art Jahrmarkt verbunden ist, doch kann die Theilnahme der ganzen Bevölkerung an diesen Festen nicht eine so allgemeine sein, wie es z. B. in den kleinen Städten Thüringens der Fall ist, wo das Vogelschießen zumeist das einzige öffentliche und nationale Volksvergnügen im ganzen Jahre ist. Eher verdient den Namen eines Volksfestes der Strahlauer Fischzug, dem am 21. August zahllose Schaaren zueilen, und die Dörfer Strahlau, Rummelsburg und Teltow überwimmeln, die auch außerdem gern besucht sind. Die Spree streckt dort einen Arm von der Breite eines kleinen Landsees nordwärts aus, der mehrere Inseln umarmt, und zur Fischzugzeit von zahlreichen Schiffen und Kähnen bedeckt ist.

Das Pferderennen, welches der Verein für Pferdezucht und Pferdedressur (seit 1828 bestehend) veranstaltet, findet zur Zeit des Wollmarktes Mitte Juni, zwischen den Dörfern Steglitz und Laukwitz auf einer geeigneten Ebene Statt, und sammelt jedesmal große Zuschauerschaaren.

Die ungemein große Zahl der Lustorte und öffentlichen Gärten in Berlin oder näher und ferner von der Residenz streut die Massen Vergnügungssüchtiger nach allen Richtungen auseinander, und jeder findet gewiß sein Vergnügen, wie es ihm paßt und wie er es lieben mag, zumal die Vergnügungssucht der Mittelklassen sich gern bescheidet, oft auf die Tabakspfeife und Weißbier sich beschränkt, höher hinauf Kaffe zu mitgebrachten Kuchen genießt, und sich selbst im wilden Gewühl und Tabacksqualm „anständig" unterhalten fühlt.

Die Gärten zunächst der Stadt fanden theilweise bereits schon Erwähnung. Der königliche Lustgarten mit seiner bewundernswerthen Riesen-Vase und seiner Fontaine, zwischen dem königlichen Schloß und dem Museum, dient nur dem Vergnügen

des Promenirens. Der Garten des Schloſſes Monbijou iſt täglich dem Publikum zugänglich. Jener, zu geſchloſſenen Geſellſchaften, wie reichen Privaten gehörenden Gärten, und eine große Zahl.

Der königl. botaniſche Garten liegt an der Potsdamer Chauſſee, eine kleine halbe Meile von Berlin, kurz vor Schöneberg, und iſt nur Mittwochs dem Publikum zugänglich, doch können Fremde, die ſich bei dem im Garten ſelbſt wohnenden Direktor melden, ihn täglich beſehen. Er iſt einer der bedeutendſten botaniſchen Gärten Deutſchlands, und ſchon deshalb wichtig und ſehenswerth; ſeine Einrichtung iſt die zweckmäßigſte. Dreizehn Gewächshäuſer, von denen manches 160 Fuß Länge hält, bewahren die Kinder der exotiſchen Flora, und der ganze Garten umfaßt wohl 11,000 verſchiedene Arten von Gewächſen aller Erdtheile. Er bedeckt ein Areal von 26 Morgen und 30 □ Ruthen.

Blumengarten heißen zwei geſchmackvolle Vergnügungslokale Berlins. **Der Teichmann'ſche Blumengarten**, Thiergartenſtraße Nro. 21 enthält angenehme Schattengänge und Berceaus, wie geräumige Treibhäuſer, in denen je nach der Jahreszeit ſich gebildete Geſellſchaft verſammelt und in welchen an beſtimmten Tagen Militairmuſik Concerte gehalten werden.

Der Moewes'ſche Blumengarten, Potsdamerſtraße, Nro. 30 hat angenehme Sommerlokale für Geſellſchaften und ähnliche Concerte.

Wintergärten, ebenfalls Vergnügungslokale in Treibhäuſern, oder doch mit Gartengewächſen reichlich ausgeſchmückt, und zugleich mit Muſikunterhaltung verbundene Reſtaurationen, und eine, Berlin vor vielen andern Städten eigene, ſchöne Einrichtung. Der vorzüglichſte und beſuchteſte iſt **Kaun's Wintergarten**, Königsſtraße Nr. 32; er enthält einen großen Glasſaal, der 160 Fuß Länge, 33 Fuß Tiefe und 16 Fuß Höhe hat, angemeſſen decorirt und mit einer Fülle von Treibhaus-Bäumen und Pflanzen geſchmückt iſt. An dieſen ſtößt ein geräumiger Tanzſaal; Montags und Freitags finden Concerte ſtatt, Donnerstags bisweilen Extra-Concerte. Zur Weihnachtzeit iſt das Lokal brillant erleuchtet, und in einen Bazar verwandelt. Im Sommer dienen dieſe Räume zugleich mit dem anſtoßenden Garten dem Vergnügen beſtimmter Geſellſchaften. Andere Wintergärten ſind: der Blumen-

garten zur Kaiserin von Rußland, kleine Frankfurterstraße, Nr. 1 und jener der Gebrüder Hennig, Chausseestraße Nr. 21, vor dem Oranienburger Thor.

Die königliche Fasanerie liegt an der Westseite des Thiergartens, nahe bei Charlottenburg; sie wurde mit dem dazu gehörigen Fasanengarten 1742 angelegt. Man gelangt zu ihr durch die Thiergartenstraße am sogenannten Hofjäger vorüber, auf einem angenehmen Wege; daß Hunde nicht mitgebracht werden dürfen, versteht sich von selbst.

Der Thiergarten selbst behauptet seiner Nähe und seiner vielen Annehmlichkeiten und seiner Größe halber unter allen Parken in und um Berlin die erste Stelle. Er beginnt am Brandenburger Thore und zieht sich von diesem rechts bis zu dem noch in seinen Rayon gehörigen Exercierplatz, links bis zu dem Potsdamer Thore; hier begrenzt ihn die Thiergartenstraße, dort eine Strecke lang die Spree. Er ist 280 rheinische Ruthen breit, und 716 lang, das Areal, welches er bedeckt, beträgt 147,577 □ Ruthen. Ursprünglich ein Wald, der weit in das heutige Stadtgebiet hineinreichte, diente er später, von einer Holzplanke umfriedet, wirklich als Thiergarten für Hirsche und Schwarzwild. König Friedrich I. begann seine allmählige Umwandlung in einem Park, schuf Alleen und Anlagen, und so wuchs von der fürstlichen Gunst aller Nachfolger gepflegt, der Thiergarten zu einem der reizendsten Parke Europa's heran. Zahlreiche Villen und Gastwirthschaften umgrenzen ihn, wie ihn stattliche Alleen und schmalere Wege, freilich die meisten schnurgerade, und dadurch weniger anmuthig, durchschneiden. Die wichtigsten Partien dieses Parkes sind: das prinzliche Lustschloß Bellevue mit einem besonderen ziemlich großen Park, der nur des Nachmittags zugänglich ist; ein Kaffeehaus ist in seiner Nähe befindlich; die Zelte, ein geräumiges Halbrund mit Zelten für Erfrischung und Lustbarkeiten; Rousseau's Insel, die Löwenbrücke, das Bassin u. s.

Die Lustorte der Umgegend Berlin's werden an Zahl kaum der von Paris nachstehen. Wir führen sie an, denn sie sind mit dem Berliner Volksleben verwachsen, oder vielmehr dieses mit ihnen, und zwar auf das Innigste. Jedes Thor fast führt einem oder einigen besonders zu, und jeder dient als gastliche Oase in der Sandwüste der Gegend. Vom Brandenburger Thore gelangt man

auf kürzestem Wege und in schnurgerader Richtung mitten durch den Thiergarten, an dessen Ende ein Chaussee-Zollhaus erst seinen Tribut fordert, und zwischen fortgesetzten Parkanlagen nach Charlottenburg. Dieses Städtchen von ganz modernem Anstrich liegt an der Spree, hat regelmäßige Straßen, viele Kaffeehäuser, (Morelli, Muskau und das türkische Zelt die beliebtesten) und einen netten regelmäßigen Marktplatz. Man fährt auf Personenwagen, die vor dem Brandenburger Thore halten, in 20 Minuten und billig dahin, daher allstündliche Frequenz. Die Sehenswürdigkeiten beschränken sich auf das königliche Schloß mit einem Schauspielhause, großen Orangeriehäusern und einem Park, in welchem das Mausoleum mit den Denkmalen des verewigten letzten Königspaares als ein Heiligthum der Nation steht. Dann ist noch der Karpfenteich, die Luiseninsel, mit dem Belvedere und einer neuen Damen-Schwimm-Anstalt sehenswerth. Nahe dem Belvedere stößt der Fahrweg auf die Straße, die über den Nonnendamm durch ein Buschholz nach

Spandau, eine Stadt, etwa eben so groß wie Charlottenburg, mit einer kleinen Festung, die als Strafgefangniß dient, und sonst eine militairisch-strategische Bedeutung nicht hat, führt. In der Nikolaikirche ist ein 1398 gegossener schöner Taufstein von Erz für Alterthumsfreunde interessant. Die Festung Spandau liegt mitten in einem Busen der Havel, welche sich dicht an der Stadt mit der Spree vereinigt, und in der Nähe über und unter derselben zu gewaltigen Seen sich ausbreitet, so daß wer große Wasserflächen und auf solchen zu schiffen liebt, diesem Vergnügen hier volles Genüge thun kann. Einem solchen wäre eine Lustfahrt der Havel aufwärts nach Pichelsdorf anzurathen, von wo ein noch ungleich breiteres Bassin der Havel seinen schönen Spiegel bis zur Pfaueninsel bei Potsdam erstreckt. Vom Pichelsberg, jenseits Pichelsdorf und über dem Pichelswerder mit einem guten Wirthshaus ist eine hübsche Aussicht auf den breiten Stromspiegel und die Waldgrüne des ausgedehnten Grunewaldschen Forstes. In diesem steht auch ein Lustort, das königliche Jagdschloß Grunewald, welches Kurfürst Joachim II. 1542 erbaute. Es dient als Jagdzeughaus, war aber ist noch der Sitz des Forstamtes Spandau, und das nahe Forsthaus gewährt ländliche Bewirthung. In frühern Zeiten vereinte ein Flußarm von Charlottenburg aus über diese

Richtung schon die Spree und Havel; eine ganze Reihe länglicher Seen, die zum Theil durch schmale Gräben verbunden sind, läßt diese Wahrnehmung machen; sie heißen Schlachten See, krumme See, hohle See, Lützen See, ꝛc. Wäre von Berlin ein Ausflug durch den Thiergarten nach Charlottenburg, von da nach Spandau, und über den Pichelsberg nach Grunewald gemacht worden, so würde nun der Rückweg auf angenehme Weise über das Dorf Tabbelen nach

Steglitz zu machen sein, das dicht an der Eisenbahn liegt, auf der man in 10 Minuten wieder in Berlin sein kann.

Es ist dieß ein ungemein beliebter und besuchter Ausflugsort der Berliner Bürger und ihrer Familien, hat mehrere Restaurationen und Kaffeehäuser und ein Sommertheater, in welchem man an mehreren Wochentagen und Sonntags zwei Mal spielt. Ein naher Weinberg hat auf seinem Gipfel eine Bellevue. Diese vielen Bellevuen um Berlin sind aber nichts als nackische Ironien, und verhalten sich zu wirklich schönen Aussichten gerade so, wie sich der Schneckenberg in Leipzig zu wirklichen Bergen verhält.

Der Rückweg nach Berlin führt über

Schöneberg; ebenfalls ein vielbesuchter Sommerlustort, an dessen Ende nach der Stadt zu der königliche botanische Garten liegt, und die Straßen sich nach dem Potsdamer und nach dem Hallischen Thore theilen.

Ein Ausflug aus dem eben genannten Hallischen Thore würde in ziemlich gerader Linie zwischen dem dünnen Keller, einer Bierwirthschaft, und dem Kreuzberg hindurch nach Tempelhof führen. In der Nähe des Kreuzberges, den das oben erwähnte National-Denkmal schmückt, befindet sich auch das Tivoli, ein beliebter Lustort, analog dem Londoner Vauxhall mit Bällen, Concerten, Rutschbahnen, Feuerwerken u. dgl. doch nicht stets besucht, auch analog dem Londoner Vauxhall.

Tempelhof, vor Zeiten eine Templerbesitzung, ist hauptsächlich Lustort der untern Volksklassen. Wer den Ausflug südlich fortzusetzen Belieben trägt, durch ein Land ohne Gegend, mag bis Gretzbeeren, 2 Meilen von Berlin, fahren, wo ein 20 Fuß hoher Obelisk das Andenken an die dort vorgefallene große Cavalerieschlacht am 23. August 1813 verewigt, zu deren Gedächtniß alljährlich an diesem Tage auf dem Schlachtfeld eine gottesdienstliche

und volksfestliche Feier stattfindet. Auf dieser Tour kann auch Teltow berührt werden, das wegen seiner kleinen schmackhaften Rüben, die einen eigenthümlichen Boden verlangen und nicht überall gerathen, bekannt ist.

Eine zwei Meilen weite Reise jedoch von Berlin nach Teltow der Rüben halber zu machen, bleibt der Liebhaberei anheim gestellt, wir wollen Niemand dazu verleiten. Von Tempelhof führt ein gerader Weg über die Sand-Scholle und am Uebungsplatz der Pionière vorüber mitten in die romantische, den Militairexercitien häufig dienende Hasenheide, das oft durchknallte Elysium der niedern Volksklassen. Wer Heiden liebt, findet außer ihr noch eine Menge anderer, deren Anmuthiges sich sehr ähnelt. Läßt man die Hasenheide links liegen, was gar wohl geschehen kann, ohne einen Genuß einzubüßen, so führt von Tempelhof der sogenannte grüne Weg über die alte Schanze auf einer Anhöhe, nach Ricksdorf, und von da über den Sackführer-Damm zu dem freundlichen Lustort Treptow an der Spree, wo im Böhm'schen Gasthauslokal nicht nur schöne Säle, sondern auch gute Bewirthung, Concerte und sonstige Lustbarkeiten, namentlich auch große Wasserfeuerwerke geboten werden. Ein Plateau gewährt, wie ein Berliner Fremdenführer humoristisch naiv sich ausdrückt: „eine reizende Aussicht über die ganze Umgegend und die Hauptstadt". Denn außer Sand sieht man auch Wasser, ein grünes Wäldchen und die malerisch liegende Kirche des Fischerdorfes Strahlau. Alles Mögliche! Strahlau, nicht minder ein Lustort wie Treptow und diesem gegenüber am rechten Spreeufer, wird ebenso wie dieses zur Sommerzeit zu Wasser und zu Lande fleißig besucht. Krebse und Aale, allerdings etwas lockender als Teltower Rüben, sind hier äußerst schmackhaft und in Menge zu haben. Auch das nahe Rummelsberg am Ende der Strahlauer Wasserzunge, nimmt seinen Antheil der fröhlichen Stadtleute auf, die sich in die Arme der mütterlichen Natur und zu ländlichen Genüssen stürzen. Von letzterem Ort führt ein Weg über den Lichtenberger Kitz, nach dem weitschichtig gebauten auch häufig besuchten Friedrichsfelde, wo der Park und das schöne Schloß des Herrn von Treskow interessant sind. Auf diesem Schlosse weilte 1813 — 1814 unfreiwillig König Friedrich August von Sachsen. Lichtenberg, seitwärts der Straße, wo allzahlich die Kürschner und Raschmacher ein Fest, das Mot-

tenfest, feiern, vorbei, bringt der schnurgerade Alleeweg uns direkt wieder nach Berlin und zum Frankfurter Thor hinein.

Das neue Königsthor sendet seine Straße nach Weißensee, ein Sonntagslustort der Berliner Gewerbtreibenden, daher von der fashionablen Welt nur in der Woche gewürdigt. Die Niederung von Weißensee mag einst ganz von Wasser bedeckt gewesen sein, eine große Menge sogenannter Pfuhle und Tümpel blieben dort herum zurück, und der größte derselben liegt hinter dem Orte selbst. Hohen-Schönhausen liegt ohnweit Weißensee auf einer kleinen Anhöhe und der Name des nahen Dorfes Marzahn, scheint an die slawische Todtesgöttin Marzana zu erinnern. Von Weißensee gelangt man bald über Heinersdorf und Blankenburg nach Französisch-Buchholz, wo das schöne von Lottum'sche Landhaus mit Garten und Park befindlich ist. Es werden häufig Ausflüge dorthin gemacht. Von hier lenkt sich wieder nach Berlin zu der Weg nach Nieder-Schönhausen, wo sich ein königliches Lustschloß mit Park und großen öffentlichen Garten befindet. Der Nachbarort Pankow, wohin eine direkte Chaussee von Berlin aus führt, ist wieder einer der allbeliebten Vergnügungsorte Berlins, und mit nicht wenigen Anstalten für leibliche Erquickung versehen. Hier ruhen die Komiker Scholz und Schmelke, und hier feiert man alljährlich ein Fliegenfest. Gesellschaftswagen am Schönhauser Thore fördern beständig zu billigsten Preisen Vergnüglinge hin und zurück. Der gerade Weg hat, der Kürze ohnerachtet, ungemein viel monotones und weder der Eschen-Graben noch die Dornhecke noch der Mittelgraben bieten romantische Abwechslung dar, man thut daher wirklich besser, die Tour am Sandberg vorbei nach Luisenbrunnen, (Luisenbad, Gesundbrunnen) zu nehmen, der bereits erwähnt wurde, aber minder gedeihlich sein soll, als das dasige minder besuchte Gasthaus. Man begrüßt dann gleich den Wedding, die langausgestreckte sandige Vorstadt Berlins, und fährt an der Scharfrichterei und dem Hochgericht vorbei, falls man nicht vorzieht, von Luisenbad über die Lehmgrube und am Neu-Voigtland vorüber zum Rosenthaler Thor einzupassiren.

Nun ist zwischen dem Hamburger, dem Oranienburger und dem Brandenburger Thor ein ansehnlicher Raum, und mehrere Wege ziehen dahinaus in das Flachland, aber alle ihre Radien stoßen auf Sand und heide- ähnlichem Forst. Der einzige nennens-

werthe Zielpunkt Tegel, 1½ Meile von Berlin, ist so höchst romantisch, wie dort möglich, gelegen, mindestens an einem umfangreichen See, eben dem Tegel'schen See, den viele Werder zieren. Das Schlößchen Tegel war ein Besitzthum des trefflichen Wilhelm von Humboldt und soll „merkwürdige Kunstwerke" enthalten. Tegel ist ein Zielpunkt vieler Luftpartien. Man kann durch den Charlottenburger Forst zurückkehren, der viele Sümpfe und fast mehr Dämme hat, als das stolze Werke. Nimmt man den Weg über den Neuen Damm, so grüßt man im Vorbeifahren wieder das Belvedere Charlottenburgs, läßt die Spree zur Rechten, gelangt nach

Moabit, auch eine der Daien, und sagt sich gerne, zumal Sonntags, wenn in diesem Demokriten-Paradiese alles wimmelt und man erfreut das Entzücken der Lustreisen um Berlin und zu seinen Vergnügungsorten vor Augen sieht ächt berlinisch: „Da hört alles auf."

Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein und V. Kleinknecht.

I. Section. II. Lieferung.

München.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag.
1843.

München.

Geschichtlicher Ueberblick.

Wer in den Tagen Heinrich des Löwen als ein Prophet zukunftkundigen Blickes sich erheben und verkündigt hätte, daß aus einer engzusammengedrängten düstern Steinhäusermasse, welche von nur wenigen Straßen durchzogen, ohnfern dem unwaldeten Ufer der raschen, grünen Isar, Angesichts der prachtvollen bayerischen Hochalpenkette, und auf einer weithin sich breitenden Hochebene, über welche die Salzstraße zog, sich fünf Jahrhunderte später eine Stadt von jetzt 96,000 Einwohnern und weit über 4000 Häusern erheben und nach jeder Richtung hin immer mehr zunehmen werde, dem würde muthmaßlich gar wenig Glauben geschenkt worden sein. Und dennoch ist das in jenen Tagen Unglaubliche geschehen. Der gesunde Fötus einer Stadt hat Leben gewonnen, hat sich mächtig entwikelt, und ist als Riese mit hundert Straßenarmen in die Gegenwart getreten.

Die historischen Anfänge der königl. Bayerischen Haupt- und Residenzstadt München reichen in die Zeiten der Römerherrschaft hinauf, die ihre Niederlassungen in Süddeutschland vom Bodensee bis zur Donau ausbreiteten, und sie durch wichtige Straßenzüge in Verbindung brachten. Zwar hat die vertilgende Hand der Zeit bis auf wenige mangelhafte Nachrichten jede Spur hinweggelöscht, die an eine Römerniederlassung da, wo heute München steht, erinnern könnte, während in Augsburg wie in Salzburg monumentale Zeugnisse des Römerbesitzes in Menge vorhanden sind; allein die Umgegend hat doch Trümmer von Römerbauten, Römerstraßen aufzuzeigen, und allzugünstig für eine Straßenstation war die Lage der alten Stadt, als daß sie sich nicht hätte als solche behaupten können. Doch barg sich München nach dem Verfall des Römerreichs in tiefe Schleier, und die Forschung vermag kaum, seinen

Namen früher als um 1180 mit Bestimmtheit nachzuweisen. Die Umgegend hatte sich mit wichtigen Klöstern bevölkert, unter denen Benediktbeuern, Tegernsee, Weßobrunn, Schäftlarn, vor Allen aber Freising hervorragten, dessen mächtige Bischöfe die Salzfuhren von Reichenhall mit drückenden Abgaben belasteten, wodurch Herzog Heinrich der Löwe so zum Zorne gereizt ward, daß er die bischöfliche Zollstätte zu Föhring verwüstete, und sie sammt der Münz hatte 1158 nach München verlegte.

Markt und Münze, was konnte mehr geeignet sein, das Emporblühen eines Orts zu fördern? Verkehr ist Lebenspulsader städtischen Wesens. Letzteres entwickelte sich in dem alten München stillkeimend, gemächsam, ohne daß die Geschichte Kunde davon erhielt. Aber es bauten sich Mauern auf, es stiegen Kapellen und Kirchen empor, als deren eine man die Herrgott- oder Wurs-Kapelle auf St. Peters Freithof bezeichnet hat. Es bildete sich eine Bürgerschaft und ein Patriciat. Noch wohnte erweislich keiner der Landesgebieter in der Stadt, und nur die Sage läßt Herzog Heinrich den Löwen in ihr ein Haus beßen. Ein Otto, der erlauchte Wittelsbacher, verweilte dort längere Zeit, und sein Sohn Ludwig der Strenge ward 1253 Erbauer der Burg, des alten Hofes, wie man später diese nannte.

Da nun München Fürstenresidenz geworden, mehrte sich seine Lebenskraft und blühte in freudiger Entwicklung aus. Rechte wurden erworben, Freiheiten und Privilegien gegeben, lebhafter Handel entspann sich und führte auf den bedeutenden Hauptstraßen aus Tirol, von Salzburg, Regensburg, Augsburg u. A. schon die Kostbarkeiten Italiens, die Spezereien des Orientes herbei.

Da wuchs auch die Menge des Volkes, eine Kirche faßte nicht mehr die Zahl der Gläubigen, und Bischof Konrad von Freising, auch ein Wittelsbacher, legte den ersten Grund zu dem später so prächtigen Palladium Münchens, zu der Kirche Unserer Lieben Frau; auch an Klöstern fehlte es nicht, und viele wollen, daß Münchens Name bedeutsam als Stadt der Münche anklinge, obschon zu vermuthen ist, daß der Grundlaut früher verbauten gewesen, als die mönchische Ansiedlung. Zwar zeigt auch das heutige Stadtwappen einen Mönch, der ein Buch in der linken Hand hält, allein dieses Wappen datirt aus einer Zeit, wo die Stadt schon wirklich eine urbs monachorum geworden, wo man sie

Monachium, (Kloster) und Monacum nannte. Ihr ältestes Siegel stellte ein gethürmtes Stadtthor dar, ein auf alten Städtesiegeln sehr gewöhnliches Vorkommen, und unter dem Thore einen bärtigen Manneskopf. Darüber aber breitete der Schildadler der Herzoge von Meran seine Flügel. Ein späteres Stadtsiegel stellte statt des Adlers von Meran den Löwen von Bayern auf die Mauerzinne und der Manneskopf wurde ein ganzer — Mönch. Im Jahre 1300 war München nach außen hin, namentlich gegen das nachbarliche, eifersüchtige und feindliche Freising, gefestet mit Wällen, Mauern und Thürmen, hatte einen schönen Markt, der noch der heutige Schrannenplatz ist, vier Thore nach den Himmelsgegenden und einige Einlässe. Eine geordnete Gemeindeverfassung leitete als Rath und Gemeine die städtischen Angelegenheiten, zuerst unter einem Oberhaupt, dem Stadtrichter; dann selbstständiger, bürgerlichfreier. Herzog Rudolph, Ludwig des Strengen Sohn, Churfürst zu Pfalz, begabte mit Freiheiten und ließ die Privilegien sammeln, die nun auf den Grund alter Gewohnheitsrechte eine Art Verfassungsurkunde bildeten. Dabei bildete sich auch das Stadtregiment durch den Rath immer mehr aus. Der unselige Bruderzwist zwischen Herzog Rudolph und Herzog Ludwig störte zwar eine Zeitlang die Eintracht und mit ihr die Blüthe der jungen Herzogsstadt, und zog von Seiten des Letzteren, nachdem er zum deutschen König gewählt worden, den Anhängern Rudolphs eine Züchtigung zu, doch schwand dieser Schatten bald wieder, und eine treuanhängliche tapfere Bürgerschaft half Ludwig zu Glück und Siegen, was sein dankbares Gemüth der Stadt nicht unvergolten ließ. Er, Ludwig der Bayer, liebte sein München, suchte es emporzuheben auf alle Weise; unter ihm gedieh erst recht der Handel, da er Zollfreiheit nach Nürnberg zu Wasser und zu Lande ertheilte, in München eine Hauptsalzniederlage einrichtete, und den Salzverkehr gleichsam in diese Stadt bannte. Nicht minder ließ dieser große und mächtige Regent sich Münchens äußere Verschönerung angelegen sein. Schon überschritt die wachsende Häuserzahl die alte Ummauerung und es ward zum Schutz und Trutz der äußern Stadt eine neue Stadtmauer nöthig.

Ein Brand im Jahre 1327 legte ein Drittheil der Stadt in Asche, aus der sich dieselbe nur schöner wieder erhob. Zünfte und Gewerbe aller Art kamen in Schwung und ihre Häupter wußten

sich bald genug auch Stimmrecht im Rath und in der Gemeinde zu verschaffen. Es sollten München so wenig, wie andern bedeutenden deutschen Städten, die Schwankungen in den Rechten und die Bewegungen der Parteien erlassen werden, die gewittergleich den Frühling der Städte durchschütterten, damit die Blüthe des Rechtes und der Ordnung für die Zeit ihrer späteren Reife wohlthätige Befruchtung erhielten. Die Theilung der vier Söhne Ludwig des Bayern nach seinem Tode in das hinterlassene Erbe brachte auch der Bürgerschaft neue Parteiung, voll Zwistigkeiten und Unheil, bis nach einem halben Jahrhundert und nach achtmaliger Regierungsänderung während dieses Zeitraums unter den Herzogen Ernst und Wilhelm aller Streit vertragen und beigelegt wurde. Aber Ludwig der Bärtige, der nicht Ruhe gab, überzog die Stadt und seine Brüder mit Heeresmacht von Wurmsee her, und spät erst sagten die Feuerzeichen auflodernder Dörfer den Münchnern an, was drohe. Da galt es schnellen Entschluß, kräftige Abwehr; die Münchner Bürgerschaft erhob sich und zog an der Spitze der beiden Herzoge dem Gebarteten entgegen. An der Treue der Bürger scheiterte des von Ludwig angeführten Adels Muth. Zwei blutige für die Münchner siegreiche Schlachttage machten die Orte Blutenburg und Allmg geschichtlich unsterblich in den Bayrischen Annalen; eine traurige Berühmtheit, da Brüder gegen Brüder kämpften.

Eine ruhigere Zeit brachte zweckmäßige Verordnungen des Magistrats im Bezug auf Sicherheit, Reinlichkeit und Feuergefährlichkeit, und so gingen Verschönerung, Vergrößerung und Befestigung Hand in Hand.

Das städtische Vermögen wuchs durch Zölle, Steuern und Umgelder benächtlich; der Rath konnte viele Diener und Söldner halten: Wächter, Boten, Stadtpfeifer, Büchsenmeister, Arkeleiknechte und Soldknechte zu Roß und zu Fuß; ebenso besaß der Rath das Gericht über alle Verbrechen und den Blutbann, und übte letztern fleißig, wie anderorts auch geschah, durch köpfen, henken, ersäufen, verbrennen, brandmarken, stäupen u. s. w. aus. Ein großer gefreiter Jahrmarkt, mit päbstlichem Indult verbunden, ward schon alljährlich am Tage Jacobi zu Ende des 13. Jahrhunderts gehalten, und vererbte sich von da unter dem Namen Dult bis auf unsere Tage mit immer wachsender Dauer, erst zwei, dann acht, dann vierzehn Tage, endlich vier Wochen, bis Ein

schränkung dieser langen Dauer nothwendig befunden wurde. Erst im siebzehnten Jahrhundert, nach Ausgang des dreißigjährigen Krieges, trat ein zweiter Markt, die Dreikönigsdult, ins Leben. Eine besondre Dult hält die Vorstadt Au.

Als die Wittelsbacher aufgehört hatten, gegenseitig unbrüderliche landverwüstende Kämpfe zu führen, und Albrecht des Weisen weises Hausgesetz das Primogeniturrecht für die Folge auf dem Thron der Schyren gegeben war, hob sich mit der Macht des Herrscherhauses auch Glanz und Ansehen seiner Residenzstadt. Wie das fünfzehnte Jahrhundert zu Ende ging, erbaute Herzog Siegmund die Kirche Unserer Lieben Frau mit ihren beiden Riesenthürmen. Der Bau währte 20 Jahre, von der Grundsteinlegung bis zur Weihe verflossen 26 Jahre. Man baute selbst die Privathäuser mehr mit gebrannten Steinen, als mit Holz; auch der zweifache Mauerring, der die Stadt umzog, war von Backsteinen, da die Gegend um München an Bruch- und Mauersteinen gänzlichen Mangel leidet.

Stadtmauern und Häuser wurden bemalt, manches alte oder wieder aufgefrischte Freskobild giebt noch heute davon Zeugniß; die schönen Künste begannen zu blühen. Als erster Buchdrucker Münchens wird Johann Schauer (1482 bis 1494) genannt. Ihm folgte Johann Schobser von Augsburg von 1497 bis 1520. Die Meistersänger übten ihre „holdselige" Kunst; Hans Sachs, als Schuhmachergesell auf der Wanderschaft, ward hier zum Dichter ausgebildet.

Die Kirchenverbesserung im deutschen Norden durch Luther blieb Anfangs nicht ohne günstigen Anklang in München; man druckte Schriften von Luther nach, man zögerte mit Bekanntmachung der Bannbulle Leo's X., aber Johann Eck's, des Ingolstädter Universitäts-Prolanzlers Feuereifer für die alte Lehre wendete den Sinn der Fürsten gegen die neue, nächstdem, daß manches in Luthers Lehren und Schriften jenem nicht zusagen konnte. Es begann eine trübe Zeit religiöser Verfolgung und Unduldsamkeit, die sich durch Einkerkerungen, Hinrichtungen und Landesverweisungen kund that und dem protestantischen Lehrbegriff in Bayern den Eingang abschnitt.

Mochte man nun aber mit Luthers Lehre im Allgemeinen nicht einverstanden sein, so ward doch das Bedürfniß nach einer

Läuterung des kirchlichen und geistlichen Wesens dringend fühlbar, und Herzog Wilhelm suchte diese seinem Lande dadurch zu verschaffen, daß er sich von Ignatius Loyola einige Glieder des Jesuitenordens erbat, deren reiner Wandel, Gelehrsamkeit, Thätigkeit und Tüchtigkeit das Auge der Welt mächtig auf sich und den Orden lenkte. Nicht ohne Kampf, nicht ohne Unterbrechung gelang es dem Orden, in München dauernden Wohnsitz zu gewinnen, bis er siegreich unter Herzog Wilhelm dem Frommen einen Glanzpunkt erreichte, wie in keiner andern deutschen Stadt, davon noch die herrliche, 1591 geweihte St. Michaels-Kirche und die prachtvollen Collegialgebäude Zeugniß ablegen. — Mittlerweile entzündete der dreißigjährige Krieg seine länderverwüstende Brandfackel, und der Bayernherzog Maximilian zog an der Spitze der katholischen Liga kampflustig gegen die Protestanten. Er überwältigte sie in Oberösterreich, er trug das Schwert nach Böhmen; vom weißen Berge, wo er der heiligen Jungfrau eine Triumphsäule gelobte, wehte siegreich sein Banner. So zog er sieggekrönt in München ein, und die Säule aus Erz und Marmor erhob sich, den Schrannenplatz schmückend, und von der Andacht des Volkes hochgefeiert. Aber Maximilians Siege hatten den Kampf nicht beendet. Dieser tobte fort, fern von dem teutschen Rom, bis seine Schlachtendonner unverhofft näher und näher rollten, und er wie ein schnelles Gewitter, so rasch und so drohend, am Münchner Horizont aufstieg, ehe man es dachte. Da ward in Hast viel Kostbares geflüchtet, und bangzitternd vor dem Zorne des Schwedenkönigs überreichte man diesem zu Freising die Schlüssel der Stadt und bat um Schonung. Ein großes Lösegeld forderte für diese Gustav Adolph: 450,000 Gulden, und der Schwarm des schwedischen Heeres ergoß sich über Stadt und Gegend. In reichem Maaße ward nun Intoleranz mit Intoleranz vergolten, mancher Druck verübt, mancher Raub begangen, doch edel und großmüthig benahm sich der König selbst gegen die ihm so feindlich gesinnten Jesuiten.

Eine Zeit der Trübsal kam auch noch nach Gustav Adolphs und seines Heeres Abzug über die Stadt. General Birkenfeld verwüstete die Gegend, Herzog Bernhard von Weimar und Obrist Horn bedrohten und bedrängten München, und eine Kriegsopen brach bald darauf mit Heftigkeit aus. Später wurde München in

beſſern Vertheidigungsſtand geſetzt, um die Heere des Feindes abzuhalten, was auch 1646 bei General Wrangel gelang.

Das Land war hart getroffen von der Zuchtruthe, Muthe und Wohlſtand war auf lange Zeit gebrochen; manche Gewerbe waren ganz eingegangen, andere bedeutend reducirt, und ſein Fürſt lebte noch lange genug, um den Ruin zu beweinen.

Nach Maximilians 1651 zu Ingolſtadt erfolgtem Tode beſtieg ſein Sohn Ferdinand Maria den Thron. Er half auf, wo und wie er konnte, er erfüllte des Vaters unausgeführte Gelübde. Unter ihm wurden die Karmeliter und die Theatiner nach München berufen, und gleichzeitig erhob ſich ein Bau für die italieniſche Oper und das Prachtſchloß Nymphenburg.

Ein verderblicher Brand ſuchte vernichtend 1647 die Kurfürſtenreſidenz heim, aber einige Jahrzehnte reichten hin, ſie größer zu machen, als ſie jemals geweſen.

Kurfürſt Maximilian Emanuel, Ferdinand Maria's Sohn, verwickelte ſich im verderblichen Kampfe mit Oeſterreich; er rief Frankreich's Hilfe an, und der ſpaniſche Erbfolgekrieg erſchütterte Deutſchland von einem Ende zum andern. Unterliegend in der Schlacht auf dem Schellenberge, floh er über den Rhein, und Oeſterreich griff mit eiſernen Händen dem Bayernlande an das Herz, und trug Ketten herbei für ſeine edelſten Glieder. Da erhob ſich gegen den unerträglichen Druck die Bauernſchaft im Hochgebirge, wie in den Ebenen, der Hauptſtadt Rettung, ihrem angebornen Herrn Befreiung zu bringen, und zog kampfgerüſtet heran. Aber ſchneller, wie das kernkräftige Bauernheer, war der Verrath gelegen, und ein ſchrecklicher Weihnachtsheiligabend 1705 ließ 3000 Patrioten verbluten und verderben.

Nach einem Druck von zehn langen und ſchweren Jahren, in denen ganz Bayern öſterreichiſch geworden, ward Kurfürſt Maximilian durch Frankreich's Vermittlung reſtituirt. Der Jubel des Volkes, in zahlloſen Freudenliedern ausballend, begrüßte ſeinen angeſtammten Herrſcher wieder.

Unter Maximilians Sohn, Karl Albrecht, der Anſprüche auf die Nachfolge des öſterreichiſchen Thrones machte und in Frankfurt zum Kaiſer gewählt wurde, ward 1742 München nochmals von einem öſterreichiſchen Heere in Beſitz genommen; ſeinem Sohne, Maximilian III. überließ der Kaiſer zu Füſſen nach Aufgebung al

ler Ansprüche auf Oesterreich, sein Stammland in dessen alten Grenzen zu.

Maximilian III. that viel für sein Land und seine Residenz. Er begründete die Akademie der Wissenschaften, hob den Jesuitenorden auf, begabte mit dessen Gütern Schulen und Wissenschaften, und förderte überhaupt wie er konnte, die Pflege der Bildung und edler Künste. Er starb 1777, von seinem Volke beweint und gesegnet.

München grüßte, mittlerweile zu einer Stadt von 30,000 Einwohnern emporgewachsen, in Karl Theodor von der Pfalz einen neuen Herrn, grüßte begeistert in seinen Mauern am 26. April 1782 das Oberhaupt der katholischen Christenheit, den Papst Pius VI., litt aber auch, als, durch unkluge Rede, der Kurfürst 1788 seine Residenz verließ, und sich nach Mannheim wandte.

Erst in der Mitte des Jahres 1789 gelang es demüthiger Bitte, die Verzeihung des Kurfürsten zu erlangen, und dessen Rückkehr zu erwirken, die unter hohen Freudenfesten erfolgte. Karl Theodor erbaute die Bildergallerie am Hofgarten, rief viele nützliche Anstalten ins Leben, regelte die Armenpflege, verlegte die Begräbnißplätze ausserhalb der Stadt und ward Schöpfer des reizenden englischen Gartens, dieser traulichen Oasis in der sterilen Feldflur der Münchner Hochebene.

Die französische Revolution durchzuckte mit ihren elektrischen Geistesblitzen auch das Bayernland, und trug ihre rothen Standarten bis zu den Isarufern, deren steile Abhänge die Oesterreicher besetzt hielten. Es kam zu einem mehrtägigen Kampfe, doch vermochten die Franzosen nicht, die Isarbrücke zu nehmen.

In kriegerisch bewegter Zeit segnete Karl Theodor 1799 das Zeitliche, und Kurfürst Maximilian Joseph IV. bestieg den Thron. Er ward Bayerns segnender Engel, er ward ein Vater des Vaterlandes, im schönsten und edelsten Sinne des Worts; mild, menschenfreundlich, hülfreich, und obschon es nicht in seiner Macht lag, von der Residenzstadt das Weh einer neun Monate langen Occupation durch die Franzosen fern zu halten, so gelang es ihm doch, später mit väterlicher Hand alle Wunden zu heilen, welche die eherne Hand der Zeit, der Stadt und dem Lande geschlagen. Er hob die Klosterorden sammt den Klöstern auf, suchte des Aberglaubens Reste zu tilgen, und erwarb sich die allgemeine Liebe seines Volkes.

Der Wille der Vorsehung setzte auf sein ruhmgekröntes Haupt 1806 eine Königskrone.

König Maximilian Joseph I. von Bayern that mehr für sein München, als alle seine Vorfahren; ein neuer belebender Geist ward rege. Er erhob München zu einem Erzbisthum, die Kirche Unsrer Lieben Frau zur Metropolitankirche, gründete die Akademie der bildenden Künste, erneute die der Wissenschaften, machte die Kunstschätze nutzbar und zugänglich, legte den botanischen Garten an, und gründete eine Menge nützlicher wissenschaftlicher Anstalten, während nun die Stadt sich mehr und mehr zu erweitern begann, die Wälle sich ebneten, die Gräben sich füllten. Eine Menge Paläste stiegen empor, kurz, München verjüngte und verschönte sich zusehends unter dem Scepter dieses Regenten, das kein Feldherrnstab, sondern der Zweig einer Friedenspalme war.

Den Segnungen der Regierung Maximilians setzte die Verfassung die Krone auf. Er ist unvergeßlich und wird nie vergessen werden. Nach seinem im Oktober 1825 erfolgtem Tode, der alle Bayernherzen mit gerechter Trauer und tiefer Wehmuth erfüllte, bestieg sein Sohn, König Ludwig I. den Thron.

Hatte König Maximilian Joseph I., seiner geliebten Hauptstadt einen ehrenvollen Ruf durch ganz Deutschland geschaffen, so hat König Ludwig I. diesen Ruf zu einem europäischen umgewandelt.

Seine Bauten, seine Sammlungen, deren wir im Nachfolgenden nun einzeln gedenken müssen, sind ihm unvergängliche Denkmäler. Durch ihn wurde München eine deutsche Kunststadt und ein Pilgerziel für den Kultus des Genius.

Physikalisches und topographisches Bild von München.

Münchens geographische Lage wird mannichfach verschieden angegeben. Die Stadt erhebt sich inmitten einer weitausgedehnten Hochebene an einem Gebirgsstrom, der grünen raschen Isar, deren rechtes Ufer in der Stadtnähe ein steilabschüssiges Gelände bildet. 48° 8' 30'' nördlicher Breite, 29° 14' 15'' östlicher Länge, und nach den neuesten Messungen 1368 pariser Fuß über dem adriatischen, 1669 Fuß über dem mittelländischen Meere.

Diese bedeutend hohe Lage der Stadt, höher als Steinach im Thüringerwalde und Zellerfeld im Harz, macht das Klima rauh, da noch dazu aller Schutz von Wäldern und Bergen mangelt. Die Luft ist fast beständig rein, aber auch scharf, Brustleidenden gefährlich, und Entzündungskrankheiten sind dominirend. Am häufigsten ist nach heißen Sommertagen Abends ein Ueberspringen der Temperatur in empfindliche Kälte fühlbar, was Vorsicht im Bezug auf die Kleidung nöthig macht, namentlich für die Theaterbesuchenden. Die mittlere Temperatur beträgt 5, 80 R. bis 7, 27 R. Die mittlere Barometerhöhe beträgt 26 Zoll 4 Linien. Das rauhe Klima wirkt störend auf Acker- und Gartenbau ein, nachdem zeigt sich der Niederboden des Hochplateaus steril und unfruchtbar.

Die Isar, zwischen deren altes und neues Bette sich die Altstadt von München hinbaute, hat ein rasches Gefälle, das durch mancherlei Kunstbauten geregelt und zum Tragen ziemlich großer Flöße geeignet gemacht wurde. Die Ufer am Gasteigberg, längs der Stadt hin, sind kahl und schroff, über der Stadt aber um Buchet und malerisch, noch höher, um Harlaching, sogar romantisch. Die Frühlingsüberschwemmungen führen vom Alpengebirge herab den Samen vieler Alpenpflanzen, und es erfreut den Botaniker

nicht wenig, in einer Entfernung von 15 Stunden vom Hochgebirge schon manches liebliche Kind der Alpenflora blühend zu finden, namentlich Gentianen.

Wem daran gelegen, schnell einen Totalüberblick über das zwar in seinem Kern compacte, außen aber nach allen Richtungen hin noch weit und zerstreut ausbreitende München zu gewinnen, der besteige an einem hellen Tage den einen Thurm der Frauenkirche. Hier fliegt von da der Blick über die zusammengedrängten Häusermassen der alten Stadt und ergeht sich in den heitern Räumen und breiten Straßenzeilen der Vorstädte, die sich außerhalb zwischen Gärten, freien Plätzen und Anlagen hinstrecken. Nördlich und nordwestlich liegen die imposanten königlichen Gebäude der Residenz, des Theaters, Marstalls, liegt der Max Josephsplatz, der Bazar und der Hofgarten, zieht sich die herrliche Ludwigsstraße mit ihren byzantinischen Neubauten hin; weiter westwärts bieten der Maximiliansplatz und der Karlsplatz ein prachtvolles mit Häusern geschmücktes Glacis, und darüber hinaus stehen, schier einsam wie Riesenanfänge einer werdenden Weltstadt die Pinakothek, die Glyptothek und des heiligen Bonifacius Basilika und Kloster. Dem zirkelrunden Karolinenplatz entragt ein stolzer Obelisk.

Im Westen liegt der botanische Garten umfangreich und mit schönen Glashäusern die exotische und tropische Flora, wie die der Alpen, und bietet sich zu einem angenehmen Spaziergang. Mehr aber, als alle Gebäude und Anlagen zieht nun den Blick die malerische, wunderherrliche Alpengebirgskette an, die weit im Westen, in der Gegend von Kempten beginnend, zackig und blau, mit fünfhalbtausend Fuß hohen Bergrücken auftragt, worauf immer höhere Berge folgen, bis mit einemmale plötzlich auftauchend, der Zugspitz über 10,000 Fuß hoch, mit der Spitze des Karenstein und der Alpspitz nur einen mächtigen und imposanten Gebirgsstock zu bilden scheint. Jetzt erscheint ein Zug hoher Vorberge vor die entfernte Hochalpenkette hingelagert, von denen grüne Matten herüberschimmern, auch ihre Häupter erreichen eine Höhe von mehr als 7000 bis 8000 Fuß. In gleicher Höhe steigt das Karwendelgebirge an, und die Spitze des Solstein ragt höher, als 10,000 Fuß in die Luft. Immer zwischen malerischen Wellenlinien und gezackten Spitzen wechselnd, umzieht das Gebirge, eine reizende, lächerlich scheinende Mauer, den Horizont mit zahllosen Zinnen und Hoch-

warten, Berge hinter Bergen, oft 3, 4fach hinter einander aufragend. Als einer der gigantischsten erscheint der Wendelstein, 6302 Fuß, der sich, isolirt, hoch über das Horn des 5685 Fuß hohen Breitensteins erhebt. Wild Bann und Wild-Kaiser bilden mit dem Kranzhorn eine zackige Krone, dann birgt sich eine Strecke lang das Hochgebirge ganz hinter den Vorbergen, und wie es sich mehr zur Ferne zieht, erscheinen die Gipfel des Watzmann bei Berchtesgaden, 9055 Fuß, des Sonntagshorns, des Stauffers, des Untersbergs, alle über 6000 Fuß hoch, minder ansehnlich und pittoresk. Zuletzt ragt noch im Osten der langen Kette, wie ein einsames Riesengrab, der Gipfel des Gaisbergs bei Salzburg 4355 Fuß isolirt über den Horizont der weiten Ebenen empor.

Jetzt kehrt der Blick wieder befriedigt zur Nähe zurück, überfliegt den reizenden, über stundenweiten, wenn auch ungleich schmalern englischen Garten, den an der rechten Seite die Isar, an der linken die Vorstadt Schönfeld begrenzt, und wird angezogen von der selbst in die Ferne hin reizend winkenden architectonischen Schönheit der neuen gothischen Pfarrkirche der Vorstadt Au.

Wünschte nun ein sinniger Beschauer die Vogelperspective der Stadt mit einer malerischen Ansicht zu vertauschen, so mangelt es zwar nicht an solchen von verschiedenen Punkten, aber keine gewährt ein Bild, das in voller Totalität Größe und Schönheit zugleich vor Augen legte, wie etwa die Ansichten von Wien oder Nürnberg. Vom Gasteigberge, von der Anhöhe von Giesing, von Neuberghausen und andern geeigneten Plätzen ist München oft aufgenommen und bildlich dargestellt worden, aber entweder deckt die Altstadt die neuen Straßen und Gebäude, oder letztere treten zu sehr in den Vorgrund, und lassen von der Altstadt höchstens Thürme und Giebel erblicken. Unsre Ansicht ist die erst genannte.

Die gesammte Häuserzahl Münchens, immer noch im Wachsen, wenn auch nicht mit solcher eminenten Raschheit, wie in den Jahren von 1825 bis 1830, wo man Straßen aus der Erde zu zaubern schien, beträgt neuesten Angaben zu Folge — und mit Einschluß der Vorstädte, selbst der Au, die von der Hauptstadt durch die Isar nur so geschieden ist, wie Sachsenhausen von Frankfurt, oder Stadt am Hof von Regensburg — an 4500, die der Einwohner 96,000. Die Au ist zwar selbstständige Stadt unter ei

nem beſondern Magiſtrat, man zählt ſie aber zu den Vorſtädten und arbeitet daran, ſie mit München zu verſchmelzen.

Wenn man bedenkt, daß 1824 die Häuſerzahl in Stadt und Vorſtädten (mit Ausnahme von Au und Haidhauſen) noch nicht 3000, die Zahl der Einwohner noch nicht 70,000 erreichte, ſo erſtaunt man billig über das raſche Anwachſen der Bevölkerung.

Die Eintheilung Münchens, zunächſt die der alten Stadt, wie dieſelbe um 1700 ſich noch darſtellte, war durch vier Viertel leicht überblickt, welche durch vier auf dem Schrannenplatz zuſammenſtoßende Hauptſtraßen gebildet wurden. Dieſe Viertel heißen das Graggenauer-, das Anger-, das Hacken- und das Kreuz-Viertel, und ſind durch verſchiedene Farben der Hausnummerſchilde unterſchieden. Außerdem zerfallen Stadt und Vorſtädte in 50 Diſtrikte. Die Hauptſtraßen der Innenſtadt ſind, vom Karlsthor beginnend: die Neuhauſergaſſe, die an der k. Akademie vorbei in die Kaufingergaſſe führt. Dieſe leitet auf den Schrannenplatz, von dem aus in entgegengeſetzter Richtung, unter dem Thorbogen des Rathhausthurmes hinweg, ſich der Weg „im Thal" zieht und zum Iſarthore leitet. Dieſe Richtung zieht von Weſten nach Oſten. Südwärts vom Sendlinger-Thore an leitet die langgeſtreckte Sendlingergaſſe in die Roſſengaſſe, die auf den Hauptplatz ſtößt, und zwar an ſeinem weſtlichen Ende, wo die Weingaſſe nordwärts ſchnurgerade mit der Theatinergaſſe bis zur Theatiner-Hofkirche, den Platz vor der Reſidenz und dem Odeonplatze leitet. Andre wichtigere Straßen der Innenſtadt ſind die Schwabinger-, Perusa-, Reſidenz-, Pfandhaus- und Prannaers-Gaſſe und die Promenadeſtraße, die nordwärts vom ſchönen Promenadeplatz ausläuft. Dieſen Straßen haftet mehr oder minder noch der erle Roſt der Alterthümlichkeit an, nicht alle ſind weit und freundlich, und es mangelt ihnen im Allgemeinen das Gepräge heiterer Eleganz, welche in um ſo größerm Maaße die Straßen und Gebäudereihen der Außenſtadt ſtattlich vor Augen treten läßt. Unter dieſen zeichnen ſich aus die prachtvolle Ludwigsſtraße mit der St. Ludwigskirche, dem neuen Univerſitäts-, dem Hof- und Central-Bibliothekgebäude, dem Blindeninſtitut, dem Fräuleinsſtift, dem Kriegsminiſterium, dem Herzog Max-Palais. Man kann dieſe Straße mit Recht eine Pallaſtſtraße nennen. Weſtwärts läuft mit ihr ganz parallel die Türkenſtraße, deren Hauptgebäude, die k.

Infanterie-Kaserne, ihr seine ganze Fronte zukehrt. Albertsstraße, Löwenstraße und Theresienstraße durchkreuzen die Türkenstraße, und die zahlreichen, modernen Häuser dieses ganz neuen Stadttheils zählen alle zur Maximiliansvorstadt, in deren Bereich weit hineingreift die oft von Gärten, Anlagen und Bauplätzen unterbrochenen Hauserreihen, der von Süden nach Norden ziehenden Barer-, Arcis-, Luisen- und Augustinerstraße, und der von Osten nach Westen sich erstreckenden Kasernen, Brienner-, Karls-, Mars-, Salz-, Elisen- und Schützenstraße sich befinden. Die Barerstraße, welche auf den Karlsplatz und das Karlsthor stößt, scheidet die umfangreiche und bedeutende Maximiliansvorstadt von der Ludwigsvorstadt. Nach ihr stößt die Lerchenstraße und die Landwehrstraße auf die Stadt, zwischen der und der Vorstadt sich der umfangreiche und heitere Karlsplatz ausbreitet, den südwärts die protestantische Kirche abschließt, hinter welcher, längs der freundlichen Sonnenstraße mit ihren Einzelhäusern sich breite Baumreihen hinziehen, und eine schöne Esplanade bis zum Sendlingerthore bilden.

Zwischen dem Karls- und Sendlingerthor gewähren noch 2 Straßen Eingang in die Innenstadt: die Herzogspitalgasse und das Ludwigsthor an der Josephspitalgasse. Von dem raumreichen freien Platz vor dem Sendlingerthore leiten Wege zum großen Begräbnißplatze, der fast in Form eines geschlossenen Fächers angelegt ist, wie zum allgemeinen Krankenhaus; dort vorbei führt die Straße nach Sendling und ferner nach Süden. Geht man weiter östlich abwärts durch die Müllerstraße, so wird schon mit ihr die Isarvorstadt betreten, deren Häuser ebenfalls fast alle neuer sind. Mit ihr parallel nach innen zieht am ehemaligen Graben der Stadtmauer die Blumenstraße hin, am Angerthor vorüber, und biegt um eine Ecke der Stadt wieder nordwärts. Vom Isarthor, vor dem ein freier Raum sich ausdehnt, läuft die breite Zweibrückenstraße nach den Isarbrücken, von deren größter, der Ludwigbrücke, sich eine heitre Ansicht auf die Vorstadt Au mit ihrer herrlichen Kirche und auf den Ort Haidhausen darbietet, der mit Au ganz zusammenhängend mit hübschen Häusern die Uferhöhen krönt. Dort führt eine Hauptstraße über Rosenheim nach Salzburg.

Umwandelt man ferner München durch seine Vorstädte, so gelangt man nächst der Isarvorstadt in die St. Annavorstadt.

die ebenso wie jene aus einer Menge zerstreuter Häuser, Gärten, Wiesenflächen und dergl. gebildet wird, und nichts besonders Anziehendes darbietet. Sie umschließt auch die Hofgärtenanlagen und Holzniederlagen, und wird von schmalen Armen der Isar durchströmt, die dem an sie anstoßenden englischen Garten unendlichen Reiz verleihen. Die zwischen diesem und der Ludwigsstraße hinziehende Vorstadt Schönefeld ward schon erwähnt; sie ist klein, bildet gegen den Garten gewandt die Königinstraße und Wiesenstraße, wird von der obern und untern Gartenstraße in zwei Hälften getheilt, und von der Schönefeld- und Frühlingsstraße durchschnitten.

Die Thore Münchens, die nur der alten Stadt angehören, sieben theils noch in alterthümlicher oder erneuter Schönheit, theils blieb von ihnen nichts übrig als der Name. Das Marthor, welches aus der Prannergasse auf den Maximiliansplatz führt, ist ein bloßer Ausgang, eben so führt ein Thörlein aus der Marburg auf denselben Platz, das Karlsthor hingegen steht noch altehrwürdig mit viereckigen Mauerthürmen da, und hält dem Eintretenden das Reichs- und Stadtwappen entgegen. Das Sendlingerthor hat starke Rundthürme, und eben so war das Angerthor sehr fest. Das Isarthor ist als ein historisches Denkmal durch König Ludwig erneut und prangt mit achteckigen Thürmen, mit Statuen und Fresken, die den Sieg des Kaisers Ludwig des Bayern und seinen Einzug in München nach der Schlacht bei Ampfing im rühmenden Andenken erhalten. Das Rosthor, früher Wurzerthor, das in die St. Annenvorstadt führt, ist auch eins der ältern gethürmten Thore.

Das Straßenpflaster Münchens ist nicht zu loben; das Material, dasselbe gut herzustellen, mangelt; so besteht es meistens aus Kalkgerölle und Isarkieseln, und die meisten der neuern Straßen, außer der alten Stadt, sind gut chaussirt. Die Beleuchtung der Straßen ist nicht brillant zu nennen. Mit Wasser ist die Stadt zur Genüge durch Brunnen, Brunnenwerke, Röhrenfahrten, Wasserleitungen und Kanäle versehen.

Münchens zahlreiche freie Pläne, zum Theil mit prangenden und künstlerisch schönen Denkmalen geziert, sind hauptsächlich folgende: der Schrannenplatz, der zugleich als Kornmarkt dient. An ihm befindet sich westlich die Hauptwache, östlich das alte Rathhaus; zu beiden Seiten laufen Arkaden hin, unter denen allerlei Kleinkram seinen Stapel und Verkehrsplatz hat

Auch das k. Regierungsgebäude iſt an dieſem Platze befindlich und vor ihm ein Brunnen, der beim ſogenannten Metzgerstanz eine Rolle ſpielt. Die Hauptzierde des Schrannenplatzes iſt die oben bereits erwähnte Marienſäule von Candide.

Der Frauenplatz, der die Kirche Unſrer Lieben Frau umgiebt, iſt nicht raumreich, und dient nur als Verbindung mehrerer zur Kirche führenden Straßen. Anger und Heumarkt, ſind bemerkenswerth durch das große ſtädtiſche Feuerſpritzenhaus und einige Häuſer von hochalterthümlichen Aeußern. Ohne weitere Bedeutung ſind das Platzl am Hofbraubaus, der Zeugbausplatz hinterm Theater, der Rindermarkt an der Peterskirche, die weite Gaſſe zwiſchen der Michaelskirche und dem Mauthhaus, der Viehmarkt, der Victualienmarkt, der Tandlmarkt. Ungleich wichtiger und ſchöner ſind der Promenadeplatz mit einer ſchönen Linden Esplanade, der Max Josephsplatz mit den ihn umgebenden Palaſten: Neue Königsbau, Poſt und k. Hoftheater, und dem ehernen Monumente Maximilian Joſephs von Rauch in Berlin, gegoſſen von Stiglmayer in München. Daſſelbe ſtellt den König thronend und in dem Momente dar, wo er ſeinem Volke eine Conſtitution giebt. Der Odeonplatz zwiſchen Bazar und Odeongebäude, zwiſchen der Stadt und der Ludwigsſtraße, gewährt ein heiter großartiges Bild. Der ihm nahe Wittelsbacherplatz iſt als ſolcher durch nichts ausgezeichnet, als daß ihn ſtattliche Gebäude umgeben, aber er umgiebt die koloſſale Reiterſtatue Maximilians I. nach Thorwaldſens Modell von Stiglmayer gegoſſen. Den Karolinenplatz ſchmückt das obeliskenförmige Denkmal der in dem ruſſiſchen Feldzug gebliebenen 30,000 Bayern. Zwiſchen Glyptothek und Baſilika öffnet der Ludwigsplatz einen weiten Raum. Der Maximiliansplatz, der größte und umfangreichſte aller Plätze Münchens, dient als Straße, als Promenade, und während der beiden Oulten als Markt. Karlsplatz und Sendlingerthorplatz ſtellen ſich, namentlich das Häuſerhalbrund des erſten, als beine Entrées in das Stadtinnre dar.

Alle öffentlichen Gebäude der Königsſtadt beſchreibend aufzuführen, würde den dieſer kurzen Schilderung Münchens vergönnten Raum überſchreiten, der vorzüglichſten muß ohnehin bei den Anſtalten und Zwecken, denen ſie dienen, gedacht werden.

Blicke in das innere Leben.

Die Einwohnerſchaft Münchens beſteht aus vielfachen, zum Theil fremdartigen Elementen; es hat eine Geburts-Ariſtokratie, es hat eine Geld-Ariſtokratie, es hat eine Gelehrten- und eine Künſtler-Ariſtokratie, es hat hohe und niedere Geiſtlichkeit, Militair, Studenten, Kunſtjünger, es hat einen gewerbfleißigen tüchtigen Mittelſtand, es hat endlich ein eigenthümliches Volksleben. Daher iſt nicht zu verlangen, daß die Phyſiognomie der Stadt ſich beim erſten Anblick klar und entſchieden darlege, und mit kühlem Abſprechen iſt ſo wenig gethan, als mit unbedingtem Bewundern und Lobpreißen. Der auf dem Durchflug einer Reiſetour begriffene Fremde, der vielleicht ſo lange weilt, um nach Anleitung des Büchleins „acht Tage in München" ſeine Zeit für Genuß und Anſchauung möglichſt gut zu benutzen, hat eben ſo wenig ein Urtheil als der Eingeborene, der kaum je über den Burgfrieden (das Weichbild) hinaus kam, höchſtens die nahen Luſtorte beſuchte. Man muß in München nicht nur gehörige Zeit gelebt, ſondern auch ſich in allen dortigen Geſelligkeitskreiſen bewegt haben, dann wird man ſich die Schatten derſelben nicht verhehlen, aber auch das Licht gern anerkennen und ein beſonnenes Urtheil fällen, wenn es verlangt wird.

Die niedere und mittlere Volksklaſſe der Hauptſtadt repräſentirt den Nationalcharakter der Altbayern, ſie zeigt ſich im Guten kernig, bieder, ehrlich, fleißig, natürlich mit der Schattirung von derb, ſinnlich, genußſüchtig, doch im Genuß ſich auf die Gaben der Heimath gern beſchränkend (daher unter andern die Bierconſumtion außerordentlich), im Böſen heftig, auffahrend, intolerant, weil die Frömmigkeit nicht ohne bigotte Beimiſchung iſt. Man iſt eingenommen von den Vorzügen der Heimath, und über das, was draußen beſteht oder vorgeht, zum Theil unwiſſend, oder doch gleichgültig.

Für Musik viele Vorliebe, weniger, nämlich in den niedern Kreisen, für ausgebildeten Gesang. Tanz steht unter allen Volksvergnügungen oben an, und im Fasching entwickelt sich eine Art südlichen Maskenlebens, durch Aufzüge und Auffahrten bei Tage wie bei Nacht. Man spricht deutsch mit altbayrischem Dialect; in den höheren Ständen, auch im Kaufmannsstand, wird unnöthigerweise viel französisch consumirt, letzteres ebenfalls im altbayrischen Dialect. Die Sprache, auch der Vornehmen gewöhnlichen Schlages klingt einem norddeutschen Ohr nicht angenehm. Eine Menge Worte werden falsch accentuirt, für Oper wird Oyper, für gefüllt wird gefüblt u. s. w. gesprochen. Bisweilen hört man auch Laute der italienischen Zunge, hauptsächlich von Geistlichen und Künstlern.

Die Tracht der ärmern Klasse, wie des wohlhabenden Bürgerstandes ist noch eine nationelle, die leider beim weiblichen Geschlecht durch moderne Kleider mehr und mehr verdrängt wird. Das goldne oder silberne Riegelhäubchen in ein gar kleidsamer Kopfputz, den Hals schmückt insgemein eine schwere silberne Kette, mit einer perlengezierten Spange. Eine andere Kette, an welcher silberne Gnadenpfennige und Schaustücke prangen, dient zum Schnüren des weissen Mieders, das meist von rother oder grüner Farbe ist. Ein faltenreicher Rock, über den eine Schürze fällt, wird unter dem Mieder befestigt.

Aermere und Bauerfrauen und Mädchen tragen noch die unschönen aber wohl uralten Pelzpardel auf dem Haupt, und Jacken über dem Mieder.

In den höhern Ständen herrscht Anstand, guter d. h. nicht steifer Ton, Bildung, Neigung für Wissenschaft und schöne Künste, und bei einem achtungswerthen besonnenen Festhalten an den Lehren und Gebräuchen der Mutterkirche eine edle Toleranz. Was als Gegentheil derselben von Zeit zu Zeit laut geworden, muß als Ausnahme gelten, und fand in den bessern Zirkeln selbst gerechter Mißbilligung.

Die Nahrungszweige der Einwohnerschaft Münchens sind die mannichfaltigsten. Mehr oder minder blühen alle Gewerbe, und gereichen der Bevölkerung zum Besten, da im Ganzen nicht fabrikmäßig gearbeitet und geschleudert, sondern kunstvoll und tüchtig produzirt wird.

Es blühen Walzwerke für Mehl, Kupfer; Fabriken für Wachs- und Stearinkerzen, Wagen-, Sattlerarbeiten, Oel, Tuch, Leder, Wachstuch, Stahl, Papier, Taback, Malerpinsel, Porcellan, Farben, Bronzen, Runkelzucker, Seide, Spiegel, Regen- und Sonnenschirme, Musikinstrumente u. s. w. Man hat Gold- und Silberspinnereien, Schönfärbereien, Dampfwäschen ꝛc. Münchens optische Etablissements sind hochberühmt, ebenso mehrere Mechaniker. Apotheken zählen München und Au nicht weniger als 17, Aerzte und Chirurgen etwa 120, Hebammen über 50. Besondern Flores erfreuen sich die Gold- und Silberarbeiter, deren Läden zum Theil kaum prachtvoller ausgeschmückt sein können, dann die Uhrmacher, die Spengler (Klempner), Drechsler, Huter, Büchsenmacher, Buchbinder, Sattler, Handschuhmacher, Schuhmacher, Schneider, Putzmacherinnen, Friseure, Tapeziere, Zinngießer, Glaser. Lohnkutscher und Pferdeverleiher werden häufig in Anspruch genommen, erstere sind numerirt, haben Taxen und werden von der Polizei streng überwacht; auch haben sie ihre bestimmten Plätze in verschiedenen Stadttheilen. Daß auch Metzger und Bäcker guten Verdienst haben, liegt bei einer so zahlreichen Bevölkerung am Tage. Unter den Fleischsorten dominirt Kalbfleisch zum Ueberdruß, und Spanferkeln spielen sowohl auf Tafeln, als auf den Schilden der Geflügelhändler eine ergötzliche Rolle. Gute Würste jedoch, wie man sie in Norddeutschland kennt und liebt, versteht man in München nicht zu bereiten. Das Münchner Brod ist nicht gut, man hat zudem die seltsame Gewohnheit, dasselbe mit Fenchel zu bestreuen, ein unangenehm süßliches stets an die Apotheke erinnerndes Gewürz. Milch und Butter wird meist vom Lande eingeführt, auch letztere ist nicht vorzüglich; erstere rufen Weiber, die einen einspännigen Karren lenken, in den Morgenstunden mit einem schrecklichen eintönigen Geschrei aus. Das Hauptgewerbe Münchens, neben zahlreichen Gasthäusern, Kaffee- und Speisehäusern, ist Bierbrauerei und Bierschank. Darüber wäre ein Buch zu schreiben. Das Münchner Bier ist trefflich, berühmt und beliebt, aber doch ist München noch nicht die Hauptbier- oder Bierhauptstadt des Königreichs Bayern. Eine andere Stadt steht im Rufe, das beste Bier zu liefern, und das ist das heitre an der letzten Abdachung des bayrischen Hochlandes in der Richtung nach Tegernsee gelegene Städtchen Tölz. München zählt an 60 Bierbrauereien, davon einige von höchstbedeutendem Geschäfts-

betrübt. Welcher bayrische Biersreund kennte nicht den Namen Pschorr? Nie hatte König Gambrinus einen gefeierteren Geschäftsmager. Von den Brauereien, wo in den Kellern selbst zumeist auch Bier einzeln verzapft wird, namentlich im Sommer, (man denke an den berüchtigten Bock), empfangen 200 Gast- und Bierwirthe die braune Labeflut; man trinkt in den meisten Gasthäusern Münchens auch am Mittags- und Abend-Tisch Bier. Aber diese Gasthäuser, vom größten bis zum kleinsten, lassen noch viel, sehr viel zu wünschen übrig. Die zahlreichen Kaffeehäuser, meist mit Traiteurwirthschaft verbunden, gewähren dem Künstler, dem Gelehrten und wer sonst keinen eigenen Heerd, und doch die Mittel zu anständigem Lebensunterhalte hat, genügende Speiseauswahl nach der Karte, meist gut und billig und eine harmlose Tischgesellschaft. Einige Häuser nur wegen schmackhafter Fastenspeisen sehr beliebt und an den geeigneten Tagen besucht. Die Speisezettel bieten viele originelle Namen, besonders in den beliebten Mehlspeisen dar, z. B. Weispennesser, Regenwürmer, u. dgl. Schnecken sind eine Lieblingsspeise. Es bestehen noch außerdem viele besondere Speisehäuser und Garküchen. Weinhäuser mangeln auch nicht, denn man liebt zu München in jeder Weise zu leben und zu genießen und verschmäht keine gute Tischgabe. Auch an Badeetablissements aller Arten und mit allem etwa Nothigen versehen, ist kein Mangel.

Oeffentliche Anstalten, welche das bürgerliche Leben fördern, regeln, schützen und überwachen, dürfen naturgemäß nicht mangeln, und eine lobenswerthe Sorgfalt und Ordnung kommt in ihnen in München zur Erscheinung.

Die höchsten Landesregierungsstellen werden gebildet von fünf Staatsministerien. 1) Das Staatsministerium des königlichen Hauses und des Aeußern (Promenadeplatz Nr. 22.) Ihm sind untergeben der Reichsherold, das geheime Haus- und das geheime Staats-Archiv, die Generaladministration der k. Posten mit der betr. Anstalt, die Gesandtschaften und Consulate. 2) Das Justizministerium, (im ehemaligen Augustinergebäude.) Diesem ist unterstellt das k. Oberappellationsgericht, das zugleich den Cassationshof für die Pfalz bildet, (in demselben Gebäude, 2 Stock.) der oberbergrichtliche Senat. 3) Das Staatsministerium des Innern, (Theatinergasse Nr. 21.) Es leitet die Angele

genheiten des Kultus, des Unterrichts, der Wiſſenſchaften und Künſte, die dahin einſchlagenden Stiftungen ꝛc. und es ſind ihm unterſtellt die oberſte Baubehörde, das ſtatiſtiſche Büreau, der Obermedicinalausſchuß, die Redaction des Geſetz- und Regierungsblattes und des Hof- und Staatsbandbuches, (Ludwigsſtraße Nr. 14,) das proteſtantiſche Oberconſiſtorium, (Salvatorſtraße Nr. 8) und das Reichs-Archiv. 4) Das Finanzminiſterium, (Salvatorſtraße Nr. 18,) zu deſſen Reſſort die Central-Staats-Kaſſe, der oberſte Rechnungshof, die Rechnungskammer, die General-Bergwerks- und Salinen-Adminiſtration (ſämmtlich im alten Hof), das unmittelbare Haupt-Münzamt (Hofgraben Nr. 4), die General-Zoll-Adminiſtration (im alten Hof), die Staats-Schuldentilgungs-Commiſſion (Theatinerſtraße Nr. 8), die Steuer-Kataſter-Commiſſion (im alten Hof), die General-Lotto-Adminiſtration (Promenadeſtraße Nr. 2), und das Haupt-Stempel-Verwaltungs- und Verlags-Amt gehören. 5) Das Kriegsminiſterium (in ſeinem prachtvollen Gebäude, Schönfeldſtraße Nr. 1.) Es theilt ſich in den Kriegsrath, die Haupt-Kriegskaſſe, die Militairrechtscommiſſion, das General-Auditoriat. Der Generalität präſentirt ein Feldmarſchall, und es gehören zu ihr ein Feldzeugmeiſter, mehrere Generallieutenants und Generalmajore. Der General-Quartiermeiſterſtab leitet das topographiſche Büreau und das Haupt-Conſervatorium. Die verſchiedenen Militaircommandos ſind: die Leibgarde der Hartſchiere, das Gens'darmerie-Corps-Commando, eine Compagnie in München, acht in den Kreiſen des Landes, das erſte Armeediviſions-Commando zu München, das Artillerie-Corps-Commando, die Zeughaus-Haupt-Direction und Zeughaus-Verwaltung, das Ingenieurcorps-Commando. Die Garniſon Münchens beſteht aus dem Infanterie-Leibregimente und den Infanterie-Regimente König Ludwig und Kronprinz Maximilian, ferner dem Cüraſſierregiment Prinz Karl und dem Artillerie-Regiment Prinz Luitpold. Noch beſtehen ein Ingenieur-Corps-Commando und ein Cadettencorps, desgleichen die gut eingeübte Landwehr, (Bürgermilitair) und die nöthigen Verwaltungen der Militair-Dreots. Von letztern iſt hier nur anzuführen das k. Militair-Zeughaus für die Waffenniederlagen, und das bürgerliche Zeughaus, eine Art Kunſtkammer mit mehreren ſehenswerthen Rüſtungen, Waffen, Harnaſchen ꝛc.

München ist der Sitz der Kreisregierung von Oberbayern, die in eine Kammer des Innern und eine Kammer der Finanzen zerfällt, der ersteren referirt der Kreis-Medizinal-Ausschuß, der zweiten zwei Bau-Inspectionen für München, nebst mehrern einschlagenden Kassen und Administrationen.

Die Pflege des Rechts üben und erhalten das Kreis- und Stadtgericht München (Augustinerstock), das Wechsel- und Merkantilgericht, und die Polizeidirektion München (Weinstraße 13.)

Die städtischen Behörden werden gebildet durch den Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München (Schrannenplatz 15, Thal 1.) unter 2 rechtskundigen Bürgermeistern, 4 rechtskundigen Magistratsräthen, 1 städtischen Baurath, 12 bürgerlichen Magistratsräthen und 36 Gemeindebevollmächtigten, die 50 Distriktsvorsteher, die Stadtkämmerei und die zahlreichen Verwaltungszweige der städtischen Sanitäts-Anstalten, Spitäler, ꝛc. ꝛc.

München ist sehr reich an Wohlthätigkeitsanstalten. Unter ihnen steht das allgemeine Krankenhaus vor dem Sendlingerthore oben an. Seine Einrichtung ist trefflich; es kann gegen 800 Kranke fassen. Es besteht ein Armenhaus, eine Armenbeschäftigungs-Anstalt, eine Augen- und Kinderkrankheiten-Heilanstalt, eine Industrie-Anstalt für krüppelhafte Kinder, eine Irrenanstalt, ein Kinder-Findlings-Haus, eine Kinderheilanstalt, mehrere Kleinkinderbewahranstalten, ein Militairkrankenhaus, eine Rumfordische Suppenanstalt, das Herzogspital, Josephspital, Spital für Unheilbare, ein Taubstummen-Institut, drei städtische Versorgungshäuser, ein städtisches Waisenhaus, eine städtische Sparkasse.

Die höhere katholische Geistlichkeit Münchens besteht aus dem Erzbischof und dem Coadjutor, dem Domkapitel mit dem Probst, Dechant, 10 Domkapitularen und 6 Domvikaren. Die Angelegenheiten der protestantischen Kirche vertritt das protestantische Oberkonsistorium unter einem Präsidenten und 5 Oberkonsistorialräthen.

Der griechischen Kirche steht ein Archimandrit vor, die englische hat einen Prediger, und den israelitischen Kult leitet ein Rabbiner.

Dem Verkehr dienen zunächst das königl. Oberpostamt durch zahlreiche Briefposten, Eil- und Packwagen, sodann die München-Augsburger Eisenbahn. Letztere fördert die Reisenden in drei verschiedenen Klassen über 8 Zwischenstationen mit Personen-Fahrposten, und an Sonn- und Festtagen zu ermäßigten Preisen.

Außerdem gehen für Geschäfts- und Vergnügungsreisende nach allen Richtungen zahlreiche Stellwagen ab, welche leidend unter dem Druck des Postregals, mit denen man zwar nicht stets bequem, aber doch sehr billig fährt. Auch die Fiaker dürfen Wagen und Omnibusfahrten in die Umgegend bewerkstelligen. Jeder muß die polizeiliche Fiakerordnung, die für den Fremden äußerst günstig ist, bei sich führen und auf Verlangen vorlegen. Sie haben vor der Polizei eine heilige Scheu. Eine Menge Landboten und Fuhrleute widmen sich noch den mancherlei vorkommenden Transporten.

Die Marktschifffahrt ist lediglich auf Flöße beschränkt, die mit einer, im Nothfall heizbaren Hütte versehen sind. Die bürgerlichen Flößmeister fahren jeden Montag mit dem sogenannten Ordinari-Floß nach Wien, und zwar vom Anfang des März bis Ende November. Dann fährt noch der gewöhnliche Wochenfloß. Man kann ohne Gepäck für 3 Gulden Passagiergeld von München nach Wien gelangen.

Ein Anfrage- und Adreßbüreau, (Salvatorstraße, N. 6) erleichtert ebenfalls dem Fremden manche Mühe gegen geringe Vergütung; man bekommt aber auch auf dem Polizeibüreau freundlich und bereitwillig Auskunft über manches Wissensnöthige.

Der Münzfuß ist der königl. bayrische, wie der des süddeutschen Münzvereins. Man rechnet nach Gulden und Kreuzern. Neben dem Guldengeld sind noch sehr gangbar die Kronenthaler, 2 fl. 42 kr. und die österreichischen ganzen und halben Zwanziger (24 kr. und 12 kr.) Das preußische Geld wird jetzt auch eher angenommen als früher. Bei Gold sind stets Verluste zu fürchten. Es fehlt jedoch nicht an guten Wechselhäusern, wo Gold und ausländische Papiere umgesetzt werden können. Maas und Gewichte sind durch ganz Altbayern und Franken dieselben. Das Flüssigkeitsmaaß hält pro 1 Maaskanne 74$^{1}/_{100}$ Bayr. Cubikzolle. 64 Schenkmaaße bilden 1 Eimer. Das Fruchtmaas hat als Einheit die Metze; sie wird in 32 Theile getheilt. $^{1}/_{2}$ Metze heißt ein Viertel. 6 Metzen machen 1 Scheffel. 1 Metze faßt 34$^{1}/_{2}$ bayr. Maaskannen.

1 Pfund Handelsgewicht hält 560 Grammes. Es zerfällt in 32 Loth, 1 Loth hält 4 Quentchen. 100 Pfund sind 1 Ctr.

Das Apothekergewicht ist das bekannte, das Silbergewicht ist gleich dem Wiener Marksgewicht oder $^{1}/_{4}$ der Cölner Mark.

Blicke auf Kult und Kultur, Wissenschaft, Kunst und deren Monumente.

Wenn man von den Anstalten einer Stadt für Erweckung eines höhern geistigen Lebens auf die geistige und sittliche Höhe der Einwohner derselben einen genügenden Schluß folgern könnte und dürfte, so müßte München in jeder Beziehung großartig vor Augen stehen. Allein man kann nur dann solchen richtigen Schluß ziehen, wenn auf dem Wege langsamer und folgerechter Entwickelung Schritt um Schritt mit dem sich höher entfaltenden Volksleben die Veredlung ging. München ward von zwei kunstsinnigen begabten Herrscherrn mit Künsten und Kunstgebilden, mit tausendfachen Literaturschätzen überschüttet, wie die Flur von einem befruchtenden Frühlingsgewitter, dort aber öffnen sich nur dann alle Blüthenkeime schneller und überraschender, wenn die Natur sie bereits der Entwickelung so weit entgegengeführt hat, daß es nur dieses wohlthätigen Agens bedurfte.

Es ist nicht unsre Aufgabe, dieses Bild weiter auszuführen, wir haben uns hier mit dem zu beschäftigen, was Sehens- und Bemerkenswerthes, Wichtiges und Anziehendes vorhanden ist, ohne die Frage zu erörtern, wie alles allmählich oder plötzlich so geworden, und wie es nach allen Geselligkeitskreisen hin wirke und Frucht trage. Nur so viel sei vergönnt zu bemerken, daß ohne die Kunstschätze, ohne die mit so königlicher Munificenz dotirten und zugänglich gemachten Sammlungen, und ohne das dort so freudig entfaltete Künstlerleben, München nicht nur weit bedeutungsloser erscheinen, sondern auch seine ganze Blüthe zu weit geringerer Entfaltung gediehen sein würde, wenn es auch eine Universität, Militär und sonstige die Gewerbe fördernde Institutionen fortdauernd gehabt hätte. —

Wir beginnen unsre Aufzählung der wichtigsten Gebäude, Unterrichtsanstalten und Sammlungen mit den

Kirchen Münchens.

Die St. Peters-Pfarrkirche auf dem Petersplatz in der Nähe des Schrannenplatzes ist Münchens älteste Kirche. Oefters litt sie durch Brand und Blitzschläge. Ihr Thurm, (früher hatte sie deren zwei) gewährt eine schöne Aussicht auf Stadt und Umgegend auf seinem Rundgang. Häufige Erneuungen haben ihr die ehrwürdige Form des deutschen Baustyls im Aeußern, wie im Innern genommen. Sie ist licht und raumvoll, enthält mancherlei Schnitzereien und gute Bilder, auch einen schönen Hochaltar, sie macht aber nicht den Eindruck auf das Gemüth, wegen des unästhetischen Zopfstyls, wie ihre großartige jüngere aber ungleich ehrwürdigere Schwester

Die Metropolitan und Stadt Pfarrkirche Unserer Lieben Frau. Am 9. Februar des Jahres 1468 legte Herzog Siegmund den ersten Stein zu dieser Kirche; ihres Baumeisters Name, des Denkmal noch die Kirche schmücken, war Georg Halspach, den eine Metallplatte mit seinem Bildnisse Görg Gankofen nennt. Herzog Albrecht verband mit der Kirche ein Domherrenstift, sie erhielt heilige Leiber und andere Reliquien, und besitzt einen überreichen Schatz an Kostbarkeiten und Ornaten. Das Schiff dieser Kirche hat fast die Länge, welche die Höhe ihrer beiden viereckigten Thürme (333') ausmacht, 336 Schuh. Diese Thürme sind unausgebaut, und daher mit achteckigen Kuppeln versehen. Weit sichtbar ragen sie empor und bezeichnen in vielen Stunden Ferne Bayerns Metropolis.

Den einen der Thürme bewohnt ein Wächter; beide sind mit vielen Glocken versehen. Das Innere des grandiosen Domes wirkt majestätisch. 22 achteckige Säulen, jede 7 Fuß dick, tragen die Wölbung, und theilen das Schiff in drei Längenräume. Der Fußboden ist Marmor. Dreißig 70 Fuß hohe Fenster, zum Theil mit Glasmalerei, erhellen den Raum. Ein durch einen Fußtritt bezeichneter Punkt im Kirchenschiff, an den eine Sage sich knüpft, giebt die Stelle an, wo man kein einziges der Fenster erblickt. Ueber und vor dem Eingang zum hohen Chor wölbt sich ein mäch-

ter Triumphbogen mit 5 Altären, abgeschlossen durch ein eisernes Gitter und verziert mit manigfachem Bildwerk von Meisterhänden. Hinter dem mittlern Altar führen Stufen empor zu dem prächtigen Mausoleum Kaiser Ludwigs des Bayern, errichtet vom Kurfürst Maximilian I. aus Metall und Marmor und bestehend aus einer Tumba mit ehernen Statuen und allegorischen Bildern. Unter dem Denkmale liegt ein uralter Denkstein von köstlich künstlicher Arbeit, bestehend aus einem Stück röthlichen Marmors, und darstellend den Kaiser Ludwig in vollem Ornate auf dem Throne. Ueber ihm Engel, unter ihm die Bayernherzoge Ernst und Albrecht in Versöhnung. Dieser Stein hat hohen Kunstwerth. Der Chor enthält sehenswerthe Sculpturen. Unter ihm ist die alte Fürstengruft befindlich, in welchem die Herrscher Bayerns ruhen. Der Hochaltar ist durch Pracht und Reichthum ausgezeichnet. Außer ihm zählt die Frauenkirche noch 29 Altäre. Drei Orgeln und eine mechanische Kunstuhr sind in ihr vorhanden. — Aelter als die Frauenkirche ist noch

St. Jacobskirche auf dem Anger, erbaut von einem Franziskanervater Castinus, und zu einem Kloster gehörig, jetzt ganz modernisirt, doch mit mehrern guten Bildern geschmückt.

Die heilige Geist-Kirche im Thal, auch eine im schlechten Geschmack des vorigen Jahrhunderts modernisirte alte Kirche, mit vielen Altären und Bildwerken.

Die Kreuzkirche in der Kreuzgasse wurde 1340 durch zwei Ritter Gelier und Schlutter erbaut und zeigt eine eigenthümliche Mischung des byzantinischen und gothischen Styls. Sie hat einige alte Denkmäler.

St. Michaelskirche in der Neuhäusergasse ist Werk und Zeugniß der Jesuitenzeit, ein Prachtbau im römischen Styl, begonnen unter Herzog Wilhelm V. 1583. Zwischen ihren beiden Portalen erblickt man die Colossalstatue ihres Schutzpatrons von Candid. Das Innere zeigt nur ein Schiff, das mit würdigen Bildern geschmückt ist. Hauptzier mit Sehenswürdigkeit verleiht ihr Thorwaldsens Monument des Herzogs Eugen von Leuchtenberg. Die Länge der Kirche mißt 284 Fuß, die Breite 111 Fuß. Sie ist mit viereckigen rothen und gelben Marmorplatten gepflastert.

Unweit der St. Michaelskirche, aufwärts nach dem Karlsthore zu, befindet sich

Der Bürgersaal, zwischen zwei Gebäuden, so daß man nur die Façade erblickt. Stufen führen empor, und lassen einen gefälligen mit Kunstwerken reich und geschmackvoll ausgeschmückten Betraum erblicken. Zwischen den beiden Treppen ist eine künstliche Grotte, in welcher zur Passionszeit der Leichnam Christi unter Palmen, bunten Ampeln und Springbrunnen zur Schau gestellt, und andächtig oder neugierig von der Menge besucht wird. Ausgezeichnet schön ist das Freskodeckengemälde: Mariä Himmelfahrt von M. Knoller.

Die Theatinerkirche zum heil. Cajetan in der Theatinerstraße. Sie wurde begründet vom Kurfürsten Ferdinand Maria und dessen Gemahlin Adelheid im Jahre 1662, ward unter die Obhut des Theatinerordens gestellt und Hofkirche. Ihre Gruft empfing von den Gründern an die irdischen Reste der Landesgebieter und ihrer Angehörigen. Ihr Baustyl nähert ihr Aeußeres und Inneres, nur in kleinern Maaßen, der St. Peterskirche in Rom, und zeigt sie in vielfacher Beziehung mit Schmuck überladen, den ein geläuterter Geschmack nicht mehr gut heißt. Dabei ist aber auch manches gelungene Kunstwerk in Bildern und Statuen nicht zu übersehen. Diese Kirche besitzt an Heiligthümern und kirchlichen Gefäßen einen namhaften Schatz. Ferdinand Maria gründete auch

Die Karmeliter jetzt Studienkirche, und zwar im Jahre 1657 für den Orden der Karmeliter. Sie liegt am Promenadeplatz, hat nur einen Altar, und ist nach mancherlei Renovationen im Innern licht und raumvoll. Ihr Baustyl ist ebenfalls der römische. Die Karmeliterinnen hatten, als ihr Orden noch zu München blühte, die Dreifaltigkeitskirche in der Pfandhausgasse inne. Sie ist im italienischen Styl aufgeführt, nicht groß, und auch etwas verziert. Ein Privatmann, Aegidius Asam, baute in der Sendlingergasse die St. Johanneskirche von 1733 bis 1746 zwischen zwei Häusern ein, so daß man nur die schmale Fronte erblickt, die, wie der ganze Bau, im Schnörkelgeschmack gehalten ist, den die Mehrzahl der Kirchen Münchens zeigt. Patron ist St. Johann von Nepomuck, dessen angebliche Gebeine in einem gläsernen Sarge sie umschließt. Die Damenstiftskirche in der Damenstiftsgasse, die Josephspitalkirche in der Josephspitalgasse, die Herzogspitalkirche in der Herzogspitalgasse, die Elisabethinerinnenkirche in der Mathildenstraße, die

St. Annenkirche im Lehel haben alle mehr oder minder den gleichen Typus mit einander gemein, und schwerlich möchte ein Reisender Geduld und Ausdauer haben, alle besehen zu wollen, noch weniger die zahlreichen Kapellen, in und außerhalb der Stadt, denn fast jede größere Anstalt, wie Friedhof, Krankenhaus, Waisenhaus, Militairspital, Frohnveste, Strafarbeitshaus ꝛc. haben ihre Hauskapellen, nicht minder ist eine in der Marburg, eine in der ältern Residenz, eine im erzbischöflichen Palast, eine im Herzog Max Palais ꝛc.

Ungleich wichtiger in jeder Beziehung sind die neuern Kirchen Münchens, deren Aller Gründer König Ludwig I. ist. Allen voran steht:

Die Allerheiligen-Hofkapelle, begründet 1826, geweiht 1837, unmittelbar an der königl. Residenz. Ein würdiger Prachtbau im reinsten byzantinischen Styl, über allen Ausdruck edel und erhaben. Das Innere dieser Kirche weckt Empfindungen der Andacht, der Erhebung, wie der Bewunderung, ohne die Beimischung confessionellen Sonderungsgeistes. Diese Malereien und Schriften auf Goldgrund, diese in wohlüberdachter Anordnung angebrachten bildnerischen Symbole des Christenglaubens, dieser spiegelnde Marmor, diese Legion voll Bilder, die Kuppel voll Bilder, altes und neues Testament und eine Fülle heiliger Scenen und Darstellungen, mein von Her, alles wirkt überwältigend und doch auch befriedigend, schmerzstillend und vergeistigend auf den Beschauer ein.

Die Ludwigskirche in der gleichnamigen Straße, aus Mitteln der Stadtgemeinde aufgeführt, begonnen 1829, ist byzantinisch, mit modernem Beischmack. Zwei Spitzthürme, architektonisch reich verziert, schmücken sie und ihre schöne Façade, zwischen beiden erhebt sich ein mäßig hoher Giebel mit einer Rosette. Farbige Ziegeln bedecken nach alter Art das Dach in mosaikartiger Zeichnung. Das Innere schmücken Cornelius und anderer Maler gewaltige Bilder, vor allen sein jüngstes Gericht in großartigster Ausführung, ferner Gott als Weltschöpfer und Allvater in Mitten der himmlischen Heerschaaren, Christus und die Evangelisten, Heilige und Märtyrer, Kirchenväter und Patriarchen.

Die Pfarrkirche Mariahilf in der Au. Ein gothischer Bau, begonnen 1831, geweiht 1839, im Aeußern dem Freiburger Münster mit seinem schlanken durchbrochenen Thurme ähnlich, und im Innern, wie im Aeußern in sich vollendet, würdig und herrlich, mit

reichen Holzsculpturen, unübertreffbaren Glasgemälden, einem Marmormosaikfußboden, und einer edlen Einfachheit im Bezug auf die Schmuckwerke, wie sie ein geläuterter Geschmack erheischt.

Die kleine St. Vincenzkirche im Kloster am allgemeinen Krankenhaus ist byzantinisch, und ward 1837 begonnen, geweiht 1839. Auch sie ist innerlich würdevoll und enthält durchaus nur gediegene Bilderzier.

Die Basilika St. Bonifacii in der Carlsstraße, ebenfalls streng byzantinisch, nach Art der ältesten christlichen Kirchen, begonnen 1835 aus Privatmitteln König Ludwig I. und noch nicht vollendet, wird ein imposanter Bau voll reiner und harmonischer Verhältnisse, voll erhabener und edler Bilder, größtentheils nach Legenden vom heiligen Bonifazius und andern Heiligen und Martyrern. Unter ihr ziehen Katakomben hin, in denen, wie man sagt, der königliche Erbauer einst ruhen will. An sie wird ein schönes Benediktinerkloster stoßen. Münchens übrige Klöster sind, bis auf zwei, aufgehoben und eingegangen. Die noch bestehenden sind das mit dem allgemeinen Krankenhaus und dem ehemaligen Elisabethinerinnenkloster in der Mathildenstraße verbundene der barmherzigen Schwestern und das der Franziskaner in der Au, wo die Patres den Gottesdienst zu versehen haben. In ihrem Refectorium findet man das beste Bier. Alle Lokale der früheren zahlreichen Klöster Münchens dienen jetzt weltlichen Behörden und Anstalten. Das große Jesuitencollegialgebäude diente bisher der Universität und deren Sammlungen, gewährte den großen Bibliotheken Räume, wie den Akademien der Wissenschaft und der bildenden Künste. Im Augustinerkloster waltet Themis mit Schwert und Binde, seine Kirche wurde in die Mauthhalle verwandelt; das Theatinerkloster ist Sitz des Finanzministeriums und des Ministeriums des Innern; das Karmeliterkloster hat das neue Gymnasium inne; im Kloster Lilienberg sitzt das Landgericht, und ins Paulanerkloster ward das k. Strafarbeitshaus verlegt. Das Karmeliterinnenkloster ward Pfandhaus. Andere dienen andern Zwecken, oder wurden ganz abgebrochen.

Gotteshäuser, die nicht dem katholischen Kult dienen, befinden sich in München 4. Diese sind:

Die protestantische Pfarrkirche vor dem Karlsthore an der Sonnenstraße. Sie zeigt äußerlich sammt ihrem Thurm einen

wunderlichen dem florentinischen nachgebildeten Baustyl, der viel zu wünschen übrig läßt. Im Innern ist sie wohl reinlich und licht, aber gegen alle Regeln der Akustik. Ihr Grundstein wurde 1827 gelegt, vollendet wurde sie 1833. Sie hat ein sehr schönes Geläute. Erst 1801 durfte sich ein Protestant in München habilitiren. Aeußeres und Inneres dieser Kirche (ein geistreicher Engländer nannte sie nur einen „Betort") hat von allen Seiten her den vielfachsten Tadel erfahren. Sie spricht nichts Nationales, nichts Erhebendes, nichts Würdiges aus, wie es doch bei allen Neukirchenbauten in München mehr oder minder der Fall ist. Am geschmacklosesten stellt sich der Thurm dar.

Die griechische Kirche, früher Salvatorskirche, ist seit 1829 der Ausübung des griechischen Kults eingeräumt, da Bayern und Griechenland in so innigem Verbande stehen. Kaiser Nikolaus von Rußland dotirte sie mit kostbaren Kirchengeräthen, entsprechenden Bildern und Gewändern.

Die englische Kirche befindet sich im Hause Nro. 17 der Karlsstraße; früher für andere Zwecke erbaut, ist sie höchst einfach, dem anglikanischen Kult analog, und hat äußerst wenige Zier des Innern.

Die Synagoge liegt in der Theatinerstraße. Sie besteht seit 1826, und ist, mit Ausnahme eines geschmacklosen Predigtstuhles, würdig, von vortheilhafter Wirkung und im römischen Styl erbaut.

Wissenschaftsanstalten Münchens.

Diese können in einer auf wenigen Bogen beschränkten Beschreibung kaum anders als flüchtig berührt werden, und zwar mehr im Bezug auf ihre Gebäude und Sammlungen, als im Bezug auf ihr inneres geistiges und wissenschaftliches Leben. Allen voran steht die

Königliche Ludwigs-Maximilians-Universität, deren früherer Sitz das Jesuitenkollegium war, jetzt aber besitzt sie ein neues imposantes Gebäude in der Ludwigsstraße, mit einer Front und zwei Seitenflügeln, hat eine große und eine kleine Aula, ein Observatorium, und eine bedeutende Bibliothek.

Die Akademie der Wissenschaften, bereits seit 1759 Staatsanstalt, zerfällt in drei Abtheilungen: die philosophisch philo-

logiſche, die mathematiſch-phyſikaliſche und die hiſtoriſche, und wirkt unter dem Protektorate des Königs ruhmvoll ſtrebſam.

Die Akademie der bildenden Künſte, ſeit 1808 als ſolche wirkſam in das Leben getreten, hat ihre Lokale ebenfalls im Jeſuitencollegium. Sie umfaßt drei Hauptabtheilungen der bildenden Kunſt: Malerei, Plaſtik und Architektur. Hochberühmte Männer, die der Akademie als Lehrer vorſtanden, verſchafften ihr durch das eigne Wirken und Bilden in edlen Kunſtgebieten, wie durch begabte Schüler, die ſie zu Meiſtern heranzogen, ehrenvollſten Ruf in ganz Deutſchland. Ihre Sammlungen beſtehen aus Gypsabgüſſen berühmter Antiken und in Modellen wichtiger Bauwerke.

Die gelehrten Schulanſtalten Münchens ſind: Das alte Gymnaſium (Herzogſpitalſtraße 18), das neue Gymnaſium (Marburggaſſe, 1.) die lateiniſche Schule (Viktualienmarkt, 11.) das k. Erziehungsinſtitut für Studirende, die k. Pagerie, das k. Kadettenchorps, das Georgianum als Klerikal-Seminar, das philologiſche Seminar, das chemiſch-pharmazeutiſche Inſtitut, (Karlsſtraße 40.) mit einem Central-Laboratorium. Weiter beſtehen von techniſchen Unterrichts-Anſtalten das techniſche Gymnaſium, oder die Landwirthſchafts- und Gewerbsſchule (Damenſtiftgaſſe 2), die polytechniſche Schule (daſelbſt) und die techniſche Hochſchule (jetzt mit der Univerſität verbunden) die alle theils eigene zweckmäßige Sammlungen und Apparate benützen, theils die großen königl. Sammlungen benutzen. Es beſtehen ferner: die königl. Thierarzneiſchule, oder Centralveterinärſchule, am engliſchen Garten, die königl. Baugewerkſchule (Kreuzgaſſe, 25.) ein anatomiſches Theater, das topographiſche Bureau, die Maximiliano-Anſtalt für Töchter höherer Stände, die höhere weibliche Feiertagsſchule, die Feiertagsſchule für Handwerksgeſellen und Lehrjungen, und zehn Elementarſchulen für Knaben, ebenſoviele für Mädchen. Außer den Unterrichts-Anſtalten, der Univerſität und den Akademien, hat München auch noch mehrere wiſſenſchaftliche Vereine, die nach Kräften ihrem vorgeſteckten Ziele nachſtreben. Dieſe ſind namentlich der ärztliche Verein, ſeit 1833; er gibt in ſeinen Jahrbüchern Kunde ſeiner Wirkſamkeit. Der hiſtoriſche Verein für Oberbayern; dieſer läßt ebenfalls Berichte und ein Archiv erſcheinen, und hat eine Sammlung begründet. Der Verein zur Verbreitung belehrender und erbauender Bücher beſteht ſeit 1830. Der Kunſtverein dient Kunſtjüngern zur Aus-

stellung und zum theilweisen Verkauf ihrer Werke, und wirkt im besten Sinne anregend und fördernd. Der landwirthschaftliche Verein und der polytechnische Verein suchen jeder, in seiner Richtung ihre Aufgaben entsprechend zu lösen.

Was vor allen Kunst- und Wissenschaftsinstituten München im In- und Ausl[illegible]ben Ruf verschafft, was alljährlich Tausende von Fremden [illegible] Reisenden zur Königsstadt an der Isar lockt, das sind seine zahlreichen und kostbaren

Sammlungen.

Sie sind es, die München groß in der Gegenwart hinstellen. Wir müssen uns darauf beschränken, dieselben in gedrängtester Kürze aufzuführen. Der Fremde, der alles Sehenswerthe in München zu sehen wünscht, besuche doch, wenn seine Zeit nicht allzubeschränkt ist (denn, dann thut er wohl, auch seine Schaulust zu beschränken), täglich nicht mehr als eines der größeren Sammlungslokale, sonst erdrückt ihn die Fülle, ermüdet die Ueberzahl des Schönen, und raubt dem Geist das freie Urtheil, beeinträchtigt die Erinnerung an die schönsten Genüsse, die Münchens Schätze darbieten.

Die Pynakothek vereinigt seit dem Ende des dritten Decenniums dieses Jahrhunderts eine Menge früher in zerstreuten Lokalen aufbewahrten Sammlungen, hauptsächlich von Gemälden. Der grandiose Bau hat eine Länge von 500 Fuß und ist im römischen Rundbogenstyl aufgeführt. Neun große Säle, je 50 Fuß breit und 50 bis 80 Fuß lang, dienen den Gemälden der verschiedenen Schulen, neben mehrern kleinern Zimmern für die kleineren Bilder Dabei befindet sich eine lange, gegen Mittag gelegene offene Galerie, ähnlich den raphaelischen Logen im Vatikan, mit herrlichen Malereien. Plafonds und Decken sind ebenfalls heiter verziert und alles athmet Würde und Schönheit. Der „Saal der Stifter" enthält die Bildnisse bayrischer Fürsten, welche die Sammlung begründeten und deren kunstsinnigster, König Ludwig I., der Kunst diesen erhabenen Tempel weihte. Saal I. enthält Bilder der altoberdeutschen Schule, von Wohlgemuth, Schäuflein, Burgkmaier, Beham, Holbein dem ältern, einigen Niederländern, Lukas Kranach und Alb. Dürer. Saal II. zeigt Portraits und Stilleben, darunter einige von Holbein dem jüngern, Mengs, Angelika Kaufmann u-

A. Saal III. enthält Bilder der berühmten Niederländer van Dyk, Rembrandt, Snyder ꝛc. ꝛc. Saal IV. ausschließlich Gemälde von Rubens. Im Saal V. sind wieder Portraits meist von van Dyk, doch auch andere Stücke von Snyder, Rembrand u. A. aufgehangen. Saal VI. führt uns zur spanischen Schule, deren Kunstheros Murillo uns in meisterhaften Bildern entgegentritt. Dann enthält dieser Saal noch Bilder von Claude Lorrain, Velasquez, J. Vernet, Vivien ꝛc. ꝛc. und Saal VII. zeigt uns Repräsentanten der berühmtesten Italiener: Paul Veronese, Titian, Carlo Dolce, Correggio, Vasari u. A., die sich in noch größerer Vollendung im Saal VIII. fortsetzen, wo noch außer den Genannten, Annibale Caraccio, Guido Reni und Amerighi in trefflichen Gemälden repräsentirt sind, bis Saal IX. (der Königssaal) den Triumph der Kunst in Bildern von Raphael Sanzio, Lenardo da Vinci, Perugino und andern größten Meistern erblicken läßt.

Die Cabinette, deren Zahl die der Säle um das Doppelte übersteigt, es sind ihrer 22, enthalten nicht minder wie die Säle einen kostbaren Bilderschatz in wohlgeordneter Aufeinanderfolge. Sie repräsentiren zunächst die uralte byzantinisch-deutsche, und altniederrheinische Schule, deren namhaftester Meister Wilhelm von Köln ist, die übrigen sind meist unbekannt, dann folgen jüngere der niederrheinischen, mitteldeutschen und niederländischen Schule. Cabinet I. bis VI. umfassen die vormalige Boisseréesche Sammlung. Cabinet VII. enthält vorzugsweise Dürer, doch auch einige andere, wie Aldegrever und Holbein d. J. Und so leiten die übrigen Cabinette, gleich den Sälen, durch die Niederländer wieder zu den Italienern. Cabinet XII. enthält nur Bilder von Rubens, Cabinet XIII. nur von van Dyk. Die später folgenden enthalten noch unendlich viel des Trefflichen von den ältesten italienischen Malern, Cimabue, Giotto, Raphael, Correggio, Giulio Romano, Titian, Guido Reni, Annibale Caraccio, Salvator Rosa u. A. Die Loggien sind mit Fresken nach Cornelius von Zimmermann und mit geistreichen allegorisch historischen Tableaux geschmückt, welche die Repräsentanten der Malerkunst aller Zeiten und Schulen in lebendigen Scenen vor Augen stellen.

Die untern Räume der Pynakothek umfassen die Kupferstichsammlungen, ohngefähr 300,000 Blätter. Dieselbe ist trefflich geordnet, und enthält neben der Repräsentation aller Schu-

len in ausgezeichneten Blättern, namentlich aus der frühesten Kunstperiode, aus dem Gebiete des Metall- und Holzschnitts höchstseltene Incunabilien, ja manches Unicum. Die Sammlung der Handzeichnungen, aus mehr als 9000 Nummern bestehend, enthält ebenfalls sehr Kostbares. Das Kabinet der Elfenbeinarbeiten, ebenfalls aus dem frühern Akademiegebäude in die Pynakothek übertragen, umfaßt viele sehenswerthe Stücke neben manchen Künsteleien.

Die Porzelangemälde zeigen theilweise höchstgelungene Copien von Gallerieſtücken der königl. Sammlungen und legen dar, welche hohe Kunststufe auch die sonst minder hochgeachtete Emaillemalerei zu erreichen vermag.

Das Cabinet der Etruriſchen Vasen endlich wirkt anziehend durch die Seltenheit und die edlen Kunstformen dieser klaſſiſchen Gebilde, nächstdem, daß es dem Archäologen in mythologiſcher und hiſtoriſcher Beziehung ungemein viel zu denken giebt.

Die Glyptothek, früher als die in ihrer Nähe erbaute Pynakothek verbanden, zeigt ſich im Aeußern wie ein griechiſcher Tempelbau würdigſter Ausführung, und wurde vom König Ludwig ſchon als Kronprinz begonnen, um eine höchſt bedeutende Sammlung antiker plaſtiſcher Kunſtwerke aufzunehmen. Innerlich in dekorativer Beziehung höchſt vollendet, durchaus edel, harmoniſch, rein — wirkt ihr Ganzes dem Zweck vollkommen entſprechend, und ſucht als Solches ſeines Gleichen, auch wenn in andern Ländern ſich ein noch größerer Antikenreichthum in einer Sammlung vereinte. Aus dem ernſten Veſtibule tritt der Beſchauer in den erſten, nicht großen Saal, den Aegyptiſchen ein, der in ausgezeichneten Bildwerken die Baſis zeigt, auf welche die griechiſche Plaſtik ihre Vollendung ſtützte. Wir ſehen Canopen, Stelen, Prieſter, Sphinxe und Götter aus verſchiedenartigem Geſtein und auch einige indiſche Bildwerke, Brahma- und Buddhakopf von höchſtem Intereſſe.

Saal II. heißt der Incunabeln-Saal und zeigt die ſpäter ſo hoch ausgebildete griechiſche Plaſtik in ihrer Frühzeit neben etruriſchen Metallarbeiten von großem Werthe. Saal III., der Aegineten-Saal, läßt berühmte Bildwerke in Gruppen erblicken, welche die Giebelfelder eines Zeustempels der Inſel Aegina einſt zierten, nebſt manchen Fragmenten und Geräthen, die dieſem Tempel zur Ausſchmückung, den Prieſtern zum Gebrauch dienten.

Der Apollo Saal (IV.) zeigt nun kostbare griechische Götterstatuen, Büsten und Vasen aus pentelischem, parischem und carrarischem Marmor, ebenso der reich dotirte Bacchus-Saal (V.) in welchem der schlafende Satyr, (Berberinische Faun) ein allbewundertes Kunstgebilde ist. In ihm steht auch ein parischer Marmorsarkophag, dessen Reliefs die Hochzeit des indischen Bacchus mit der Ariadne darstellen.

Der Niobiden Saal (VI.) bringt eine Menge Götter und Heroenstatuen zur Anschauung, nebst einigen bedeutungsvollen Fragmenten.

Nun tritt man in die sogenannten Festsäle und die Vorhalle inmitten des Gebäudes, dem Eingang entgegengesetzt; diese zeigen keine antiken Bildwerke, sondern sie sind mit Freskowandmalereien und Deckengemälden hohen künstlerischen Werthes von Cornelius geschmückt, und heißen: VII. Götter-Saal, kleine Vorhalle, VIII. Trojanischer Saal. Mit IX. dem Heroen Saal, setzen sich nun wieder die Bildwerke fort, und es zeigen sich zahlreiche Statuen, Hermen, Büsten, spätere, wenn auch immer noch vollendeter Kunst. X. der Römer-Saal, 130 Fuß lang, 42 F. breit, zeigt eine Fülle edler Gebilde antiker Plastik an Statuen, Karyatiden, Vasen, Candelabern, Urnen, Altären, Säulen, Sarkophagen und Sarkophag Reliefs, welche die ganze Kunsthöhe auch des römischen Alterthums erkennen lassen.

Saal XI. in farbigen Bildwerken gewidmet und zeigt theils Erzgebilde, theils Mosaiken, theils farbige Marmorbüsten und Statuen. Endlich beschließt XII. Saal der Neuern die Reihe dieser reichen Säle, und läßt Werke der Meisterhand eines Canova, Schadow, C. Eberhard, Rauch, Thorwaldsen und Anderer erblicken.

Einmal Kunstanschauungen hingegeben, sind einestheils als eine Aneinanderreihung fürstlicher Paläste, anderntheils noch mehr als eine Bewahrerin zahlreicher Sehenswürdigkeiten

Die königliche Residenz zu betrachten. In ihren verschiedenen Theilen, alten wie neuen, namentlich im Königsbau, gegen den Max Josephsplatz, hat die Kunst ihren Thron aufgeschlagen, und bringt in pittoresken, plastischen und ornamentalen Gebilden voll anmuthigen Wechsels im innigen Verbauen den angenehmsten Eindruck hervor. Einzeln beschrieben läßt sich nicht alle

das Schöne und Würdige, was an gewissen Tagen und Stunden dem Auge und der Schaulust des Publikums geboten wird.

In diesen Kunstwerken fand auch die Poesie ihre Verklärung, sowohl die klassisch antike, als die klassisch deutsche (mittelhochdeutsche) und die moderne durch die begabtesten Dichtergeister. Namentlich ist dies der Fall in den Wohnzimmern des königlichen Herrscherpaares, wie in den Festsälen. Auch die königliche Schatzkammer bietet der Schaulust im Anblick großer Kostbarkeiten reichen Wechsel dar, und das königliche Antiquarium der Anschauung eine Fülle mannichfacher Seltenheiten. Gegen den Hofgarten dehnt der neue Festsaalbau seine Räume mit einer 800 Fuß langen Façade aus. Säle reihen sich prachtvoll an Säle, bis der Thronsaal mit 12 ehernen, stark vergoldeten Kolossalstatuen der Bayerfürsten voll imposanter Würde die Strahlung aller Majestät in sich vereinigt zeigt.

Den an diesen stoßenden Habsburgersaal schmücken historische Scenen in enkaustischer Malerei, und sonstige trefflich ausgeführte Vertäfelungen und Stuccaturen.

Schicklich reiht sich, wenn sie nicht vorausgegangen, an die Betrachtung der Malereien in den Residenzbauten die der unter den Arkaden des Hofgartens befindlichen historischen Frescomalereien, Landschaftbilderen und Arabesken an; die ersten stellen wichtige Scenen und Ereignisse aus der bayrischen Geschichte dar, und dienen, da sie die offne Arkadenhalle zieren, dazu, den historischen wie den künstlerischen Sinn im Volke selbst zu wecken, und zu beleben. Im Arkadengebäude, dem Bazar, befinden sich auch die Lokale des Münchner Kunstvereins, der durch permanente Ausstellungen und Ankauf, wie durch Verloosungen werthvoller Gemälde und Sculpturen von lebenden Künstlern beiträgt, Fleiß und Eifer derselben anzuregen. Wöchentlich wechseln in der Regel die ausgestellten Kunstwerke mit neuen. Fremde können sich leicht unentgeltliche Eintrittskarten verschaffen.

Im Herzogl. Leuchtenbergischen Palais ist die Leuchtenbergische Gallerie aufgestellt. Sie enthält Erlesenes aus allen Schulen, auch mehrere plastische Kunstwerke und vergönnt jeden Donnerstag von 10 bis 12 Uhr dem Publikum Zutritt.

Sonstige wichtige Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, oder für beide zugleich sind noch

Das königliche Münzkabinet, reich und wohlgeordnet in seltenen kunstreichen Schreinen und Kästen aufbewahrt; das Naturalienkabinet; das brasilianische Museum, und endlich neben der Universitätsbibliothek die hochwichtige Hof- und Staats-Bibliothek, welche mit einer Bändezahl von 800,000, eine Fülle von Seltenheiten, Manuscripten, Incunabeln und Prachtwerken aller Länder und Völker vereinigt. Unica aus der Erstlingszeit der Erfindung der Xylographie und der Buchdruckerkunst sind kaum in irgend einer deutschen Bibliothek so zahlreich vorhanden. Einrichtung und Verwaltung ist gleich lobenswerth und dem einheimischen wie dem fremden Gelehrten wird mit der dankenswerthesten Liberalität die Benutzung dieser reichen Literaturschätze vergönnt. Daß es manchen andern Instituten Münchens nicht an mehr oder minder bändereichen Bibliotheken, daß es nicht an ansehnlichen Privatsammlungen mangle, daß die Ateliers von Künstlern, wie Schwanthaler, Heß, Kaulbach, Stiglmayer noch des Sehenswerthen in Fülle darbieten, begreift sich leicht. Man kann ein ganzes Jahr in München verweilen, und jeden Tag etwas anderes sehen, das Freude, Kunstgenuß und Belehrung gewährt, und es gelingt kaum umfangreichen Werken, alles namhaft zu machen.

Münchens geselliges Leben und Anstalten zu deisen Förderung.

Die Kunst würde nicht so anregend, nicht so erheiternd unser Leben schmücken, wenn wir uns mit ihr einzig und allein abschließen wollten, oder wenn wir einer einzigen Kunst uns unaufhörlich hingäben. Das höhere Geistesleben bedingt harmonische Wechselwirkungen, bedingt eine Regsamkeit nach mehr als einer Seite hin, und jemehr solche sich ausbildet, und alle Klassen durchdringt, um jemehr wird auch sie zur Grundlage sittlicher Freiheit und edlen Selbstbewußtseins. Auch in dieser Beziehung bietet München für mannichfaltige und reiche Genüsse treffliche Institute dar.

Dahin gehören Theater, Concert- und Ballhäuser, Volksfeste, geschlossene Gesellschaften, Liedertafeln und Kränze, Privattheater, Kaffeehäuser, öffentliche Gärten und Anlagen u. s. w. Unter den öffentlichen Anstalten dieser Art nimmt zu München die erste Stelle ein

Das königl. Hof- und Nationaltheater. Es ist im Aeußern und Innern würdig ausgeschmückt, raumvoll, hat 4 Logenreihen über einander, eine Nebelgallerie vor der Brüstung der ersten Logenreihe und eine Gallerie über der Loge vierten Ranges. Parterre, Logen und Gallerien fassen 2000 Zuschauer.

Die Bühne ist äußerst geräumig, der ganze Bau zweckmäßig, und die innere Einrichtung wirklich sehenswerth. Tausend Eimer Wasser, für den Fall der Gefahr stets im Hause, können rasche Hülfe bringen, auch zu den artigsten Wasserkünsten auf der Bühne, zu natürlichen Wasserfällen und dergl. verwendet werden. Die Münchner Hofbühne wirkte durch bedeutende Talente eine Zeitlang tonangebend in der deutschen Theaterwelt. Oper und Ballet sind noch immer vortrefflich.

Neben dem großen Theatergebäude ſteht noch, doch nicht mehr benutzt, das alte Hoftheater, ein Rococoſtück, in direkter Verbindung mit den königl. Reſidenzen. Es diente früher zu Operetten und kleinen Stücken. Ebenſo außer Gebrauch geſetzt und andern Zwecken dienend iſt das Iſarthortheater. Dagegen tummeln ſich Volksluſt und Volkswitz im Schweigeriſchen Volkstheater in der Au, am Ende der Iſarbrücke, das ſogenannte Lipperl, man ſpielt dort täglich zweimal Lokalpoſſen und Spektakelſtücke vor einem zahlreichen Publikum ab.

Großartigen Concerten und Ballvergnügungen dient das k. Odeongebäude, dem herzogl. Leuchtenbergiſchen Palais gegenüber. Es öffnet ſeine Räume auch Akademien, Vorleſungen, kleinen Balletten und Pantomimen und den großen Produktionen des Liederkranzes. Auch den Mitgliedern des literariſchen Vereins (eines Leſeinſtituts) gewährt das Odeon die nöthigen Räumlichkeiten. Die geſchloſſenen Geſellſchaften des Muſeum und des Frohſinns haben eigne, ſtattliche Gebäude und Lokale für alle ſocialen Kunſtproduktionen und Vergnügen, und gewähren oder erleichtern nebenbei mit vieler Liberalität den Fremden dauernden Zutritt. Im Frohſinn wird ein gutes Liebhabertheater gepflegt und man hält dort ſehr ſchöne Maskenbälle. Außer ihnen ſind der ſogenannten geſchloſſenen Geſellſchaften noch mehr als zwanzig, daher mehr als zuviel, denn dieſe Abſonderungsluſt hemmt denn doch das geſellige Leben, ſtatt es zu fördern, oder fördert nur den Kaſtengeiſt mit allen Untugenden, die ihm anhaften.

Der Kaffeehäuſer ward ſchon erwähnt, ſie gewähren theils bunter Geſellſchaft Raum, theils concentriren ſie beſtimmte Kreiſe ſtandesverwandter Perſonen, ſo daß Militär, Theaterperſonal, Hofmuſiker, Studenten, Künſtler, meiſt ſich in beſtimmten Kaffeehäuſern treffen, ohne daß gerade eine ſtrengfeſtgehaltene Sonderung fühlbar wird. Trotz den vielen geſchloſſenen und in ſich abgeſchloſſenen Geſellſchaften Münchens, läßt ſich aber der von Natur heitre Volksgeiſt doch nicht bannen; er ſtrömt aus, und namentlich an Sommertagen auf alle Wege, in alle öffentlichen Bier und Tanzlokale, in den engliſchen Garten, in die Umgebung, in die Umgegend, und wohin man kommt, hört man Muſik, erblickt man frohe Menſchen.

Vom höchſten Reiz iſt der engliſche Garten, eine Schöpfung des Kurfürſten Karl Theodor und des Grafen Rumford.

Faſt zwei Stunden lang und eine halbe Stunde breit erſtreckt ſich ſein Gebiet von der Stadt unter dem Hofgarten an mit Wieſenflächen, Baumgruppen, Schlangenwegen und -Bächen, Brücken und Kascaden wie Gebäuden in manichfacher Abwechſelung. Ein Monument Rumfords, der Monopteros, (Denkmal der Erinnerung an Karl Theodor und Maximilian Joſeph I.) der Rumfordſaal, der chineſiſche Thurm, das Tivoli, das Dianenbad, der See mit einigen Inſeln, das Denkmal Friedrich Ludwig von Stells, Intendanten der königl. Gärten u. A. ſind lauter anziehende Einzelpunkte des ſchönen Naturgartens, in welchem man ſich ebenſo leicht in tiefe ſinnende Einſamkeit verſenken, als in lebensfrohester Geſellſchaft ſich ein Fröhlicher zu Fröhlichen geſellen kann. Der Botaniker findet in dieſem Park auch manche intereſſante Pflanze, ſo die Lathraea squammaria und das Arum maculatum, letzteres ungemein häufig.

Den königl. Hofgarten an den Arkaden, einen ſchattigen Baumplatz mit Fontainen aus der Schnörkelzeit, beleben hauptſächlich an Sonntagen Tauſende, und an Mittwoch Abenden, wo, wie Sonnabends im Tivoli, Militairmuſikchöre eine Stunde lang abwechſelnd ſpielen, mindeſtens Hunderte.

Daß der k. botaniſche Garten auch dem Vergnügen des beſcheidenen Naturfreundes und Spaziergänger nicht verſchloſſen iſt, ward ſchon erwähnt.

Schöne Geſellſchaftsgärten in und um München, meiſtens mit Wirthſchaft verbunden, ſind der Glasgarten in der Blumenſtraße, der Prater auf einer Iſarinſel in der St. Annenvorſtadt, der Paradiesgarten, der Phönix-, Glücks-, Serampus-, Staudecker-, Stachysgarten, die Gärten mehrerer Schützen- und Schießgeſellſchaften, dann die Anlagen um die Sommerkeller, der Löwenbräukeller an der Nymphenburger Straße, Knorrkeller, Pſchorrkeller ꝛc. ꝛc. Ueberall Leben, überall Bier, und ungezwungene ungeſchmückte Heiterkeit, oft noch durch mancherlei Feſtluſt erhöht.

In den Feſten und der Feſtluſt zeigt recht ſich augenſcheinlich das ſüddeutſche Element des Münchner Volkes. Der Dulten in der Stadt und in der Au, die nicht abgehen ohne Augenweiden, Sang und Klang, Drang und Trank, ward ſchon gedacht. Die oft mit großem Pomp gefeierten Kirchenfeſte einen das Volk in Schaaren zur Andachtübung wie zur Befriedigung der Schauluſt. Die heiligen Gräber in der Charwoche, die Meſſen um Mitternacht, das

Frohnleichnamsfeſt mit endloſen Zügen, das Feſt des Schutzpatrons St. Benno, das ſtille Allerſeelenfeſt auf dem großen Friedhof, die Krippenausſtellung zur Weihnachtszeit, alle vermögen mehr oder minder das Gemüth zu bewegen, und freudige oder wehmuthvoll ernſte Gefühle zu wecken, der feierlichen religiöſceremoniellen Hoffeſte nicht minder zu gedenken.

Paſſenden Uebergang vom religiöſen zum weltlichen gewähren die Kirchweihfeſte. Dann ſind beliebt und belebt der Faſching (Carneval) mit hundert Maskenbällen und Bällchen, großen Maskenbällen im Theater, maskirten Akademien und Kinderbällen im Odeon. Der Metzgerzug und Sprung in die Brunnen auf dem Schrannenplatz, die Wallfahrt zum Salvator-Bier bei Zaperl in der Au zu Anfang April und die zum Bock bis zu deſſen Begräbniß am Frohnleichnamstag liefert der originellen Charakterbilder und -Züge aus dem Münchner Leben in genügender Auswahl; ſie laſſen ſich aber nicht beſchreiben, man muß ſelbſt dabei ſein. Die Maifeier auf der Menterſchwaige, die Kirchweihe in Groß-Heſſelohe, der Jahrmarkt in Käferlohe, das bekannte und berühmte Oktoberfeſt auf der Thereſienwieſe u. ſ. w.

Die nächſten Umgebungen Münchens bieten faſt alle als Luſt- und Vergnügungsorte betrachtet ein eigenthümliches Intereſſe dar.

Nordoſtwärts von der Stadt, vom engliſchen Garten nur durch einen Iſararm getrennt, liegt Schwabing mit zwei Kirchen, die des Oertchens hohes Alterthum ahnen laſſen. Obnweit davon liegt das Luſtſchloß der Königin Karoline, Biederſtein, mit engliſchen Anlagen und einem See. Weiter ragt prunkend über die Ebene das umfangreiche Schloß Schleißheim mit einer ſehenswerthen Gallerie meiſt neuerer Meiſter. Früher enthielt es auch die Boiſſereeſche Gemäldeſammlung, die jetzt die erſten 6 Cabinette der Pynakothek bilden. Es iſt daſelbſt eine landwirthſchaftliche Schule. Jenſeits der Iſar, etwa in der Mitte der Länge des engliſchen Gartens, aus welchem Weg und Brücke hinüberführen, liegen Bogenhauſen, ein Pfarrdorf, und nahe dabei das Schlößchen Neuberghauſen und das Bad Brunnthal, vielbeſuchte Geſellſchaftsorte, von denen aus man einer ſehr ſchönen Anſicht der Gebirgskette genießt, und über den Uferabhang, unten den Park und die rauſchende Iſar, weiter München mit ſeinen Thürmen und Paläſten zum Hintergrunde bis nach Haidhauſen und zur Au geben

kann. Die Isar aufwärts laden Harlaching und die Menterschwaige gastlich ein, wo sich reizende Fernsichten nach mehr als einer Richtung hin und gute Wirthschaften bieten.

In gleicher Richtung liegt das Dorf Thalkirchen, noch weiter aufwärts Hesselohe. Weiter südwärts liegen die Ober- Mitter- und Unter-Sendling, in letzterm ist Wilhelm Lindenschmits Freskobild an der Kirche, als Erinnerung an die unglückliche Bauernschlacht 1705 und das Denkmal der Gefallenen auf dem Friedhof sehenswerth. Weiter nach Westen liegt das Dorf Neuhausen, wo die Straße nach dem k. Lustschloß Nymphenburg vorbeizieht. Es ist mit seinen Wasserkünsten, seinem großen und umfangreichen Garten, seiner Pracht und sonstigem Rococostyl Münchens Versailles, einestheils von sehr üppigen, anderntheils nur von friedlichen und segnenden Erinnerungen umblüht. Mögen letztere Jedem blühen, der München besuchte!! —

ALBUM

von

HAUPT- und RESIDENZSTAEDTE

EUROPA'S.

herausgegeben

von

LUDWIG BECHSTEIN und V. KLEINKNECHT.

I. Section [illegible]

WIEN.

SCHWEINFURT.

Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag.

[illegible]

Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein und V. Kleinknecht.

I. Section. III. Lieferung.

Wien.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag.
1843

Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein und V. Kleinhnecht.

I. Section. III. Lieferung.

Wien.

Schweinfurt,
Kleinhnecht und Schäfer's Kunstverlag.
1843

Wien.

„Es giebt nur eine Kaiserstadt, es giebt nur ein Wien!“ Dieser tausendfach wiederholte Volksspruch bewahrheitet sich immer dar und auf das Erfreulichste. Er ist das sonnengoldne Aushängeschild am großen Karavanserei der Lust, sei diese dem geistigen, sei sie dem sinnlichen Genuß geweiht und zugewandt.

Wien ist eine Stadt voll Reiz und Zauber, voll Glanz und Leben, voll Glück und Freude, voll Güte und Menschenfreundlichkeit, Wohlthätigkeit und Gastfreundlichkeit, eine Stadt, in der sich der Eingeborne glücklich fühlt, in der es dem Fremden so recht von Herzen wohl und heimisch wird. Wien ist für Tausende ein Ziel der reiselustigen Sehnsucht und für andere Tausende, die Wien kennen und lieben lernten, ein Eldorado schöner Erinnerungen, nach dem ein ewiges Heimweh die Seele wie leiser Aeolsharfenklang durchzittert. Wien ist schon tausend Mal beschrieben, es ist bis zum Himmel erhoben und andererseits auch hart geschmäht worden; es hat nicht an Schilderungen und Schilderern gefehlt, die aus einigem Schatten ägyptische Finsterniß machten, in deren Auge die lichte Färbung des Charakters der Wiener blos den Gegensatz herausforderte, so daß jene das dunkle Spectrum nur gewahrten. Viel Undank mußte Wien schon über sich ergehen lassen, doch kann es diesen mit Gleichmuth ertragen. Manche nennen die Kaiserstadt ein Sirene, welche mit verlockenden Liebestönen anwirbt, und Alle die ihr folgen, mit den weichen warmen Armen des Sinnengenusses umstrickt, und wohl mag Wien für Viele in der That eine solche Zauberfei sein, aber walten und wirken nicht in Wien neben dem Leben des Genusses auch die edelsten Kräfte? Wien pflegt jegliche schöne Kunst, nicht minder aber pflegt es alle erhabenen Wissenschaften, ein Sitz der gründlichen Gelehrsamkeit, der tiefsinnigen Forschung, und so trägt es, ein überreicher voll beladener Fruchtbaum, die Blüthen des Schönen, und die Früchte des Wahren und Guten zu gleicher Zeit für Jeden, der sie zu pflücken und zu genießen versteht.

Geschichtlicher Ueberblick.

Wiens Anfänge reichen gegen die vieler anderer deutschen Städte in eine schier undenklich frühe Zeit, in eine Zeit, wo die Geschichte, ein kaum gebornes Kind, noch am Busen ihrer Amme, der Sage ruht, und mit fabelhaften Blumen spielt. Aeltere Geschichtschreiber glaubten, der Stadt einen Glanz mehr zu verleihen, wenn sie Wiens Gründung über Roms Gründung setzten, und zwar durch phönizische Juden. Sichern Halt hat schon die Annahme, daß an der Stätte des heutigen Wien eine römische Legionenstation zur Zeit der Kaiser August bis Vespasian war, die Fabiana hieß. Aus Fabiana läßt sich leicht Viana, Viana, Vienna bilden und ableiten.

Julius Cäsar soll aber, wie die Sage will, bereits früher Wien gegründet und Juliobona genannt haben; er selbst saß nach ihr im Berghof auf dem hohen Markt, der noch heute als Wiens ältestes Haus genannt wird.

Zu Marc Aurels Zeiten erscheint schon der Name Vindobona, Wendenwohnung, und auch diese Ursprungssage, daß Wenden Wien gegründet, wurzelte tief und fand einen Anhalt in der Vindenburg, einem Hause, das noch zu den Zeiten Kaiser Rudolph I. stand. Römerdenkmale bezeichneten, als Lapidarurkunden, das alte Wien als Römerstadt, und so mag auch anderweite Annahme, daß erst aus den römischen Worten vino bono, dem guten Wein das gute Wien Vinobona genannt worden, ihre traditionelle Geltung behalten.

Aber der Coloß des Römerreiches brach allmählich in Trümmern zusammen, und Völkerstämme auf Völkerstämme überwogten diese Trümmer. Markomannen besetzten schon 264 die Römerstadt Fabiana, die Kaiser Probus wieder austrieb, dann ging dem Lande durch frommer Männer Lehre der Segensstern des Christenglaubens auf. Der größte heilbringendste derselben war Severin, der Apostel Oesterreichs, dem die Orte Severing und Heiligenstadt in Wiens Nähe ihre Gründung danken. Er erbaute zahlreiche Kirchen, Klöster und Kapellen, während Avaren- und Gothenzüge oft das Land heimsuchten, Heruler und Rugier es drückten. Ein junger Führer der Heruler war Odoaker, der in Severins Zelle trat im Ge-

wand rauher Thierfelle, und der Heilige weissagte ihm, daß diese Felle sich dem Jüngling in Italien in glänzenden Königsschmuck verwandeln würden, und wahr wurde das Prophetenwort. Odoaker zerstörte das Reich der Rugier, die sich auch Vindobena's bemächtigt, und seinen Namen ganz in Fabiana umgewandelt hatten; man sagt, daß das nahe Ottakrin dieses Herrschers Namen verewige. Aber auch Odoakers Stern erblich vor dem strahlenderen des Ostgothenkönigs Theoderich, den Heldenlieder und Heldensagen verherrlichen, und Theoderich von Bern (Verona) war es, der Fabiana den ersten Bischof Mamertinus gab. Die Hunnen wiederholten von Zeit zu Zeit ihre Raubzüge in den deutschen Gauen, und die Gottesgeisel zerstörte manche blühende Stadt. Auch Fabiana soll Attila zerstört haben; zwar ist dieß nicht gewißlich erwiesen, aber doch hüllte sich nach ihm der Kern von Wiens Geschichte in den Nebel zweier Jahrhunderte, und wurde darin unsichtbar.

Karl der Große hob sein Schwerdt auf gegen die Hunnen und Avaren und schlug sie aus dem Lande, das ihre Raubhorden verödet hatten; er sandte Tausende von Colonen aus den unterjochten Sachsen- und Slavenländern und gründete im alten Fabiana die Kirche zu St. Peter. Auch Maria am Gestade (Maria Stiegen) datirt aus jener frühen Zeit ihre Gründung. So auch ward das Bisthum erneut und gefestet, der Wasserhandel der Kaufleute geregelt und die ganze Ostmark mit ihrer Hauptstadt dem großen Frankenreiche einverleibt. Dadurch entstand die später so bekannte Markgrafschaft Ostirrichi, das Ostrich, Oesterreich. Guntram von Ertungen nennt die Geschichte den Gau- oder Markgrafen, den Grenzhüter des Ostreichs gegen Hunnen und Avaren; er wohnte nicht in Wien, sondern in Tuln. Seine Nachfolger vermochten jedoch nicht, die Sturmfluth zahlloser Magyarenschaaren zu dämmen, die um das Jahr 900 verheerend sich über die westlichen Donauländer wälzten, und nur erst, als unter Kaiser Heinrich dem Finkler oder dem Städtegründer im Thüringerlande 933 die Todesstunde der Hunnen in einer Vertilgungsschlacht geschlagen hatte, die sich unter Otto dem Großen auf dem Lechfelde 955 wiederholte und Deutschland vom schmählichsten Joch befreit war, schlug endlich auch den Ostländern die Stunde der Erlösung. Wien aber ward nicht sogleich frei, in seiner Nähe nach Westen hin wehrte noch eine Schirmfeste der Hunnen, Melk, (Medelicke) die

weitere Verfolgung ab. Erst als Leopold der Erlauchte, babenberger Stammes, der Otto dem Großen einst das Leben gerettet hatte, in Folge verheißenen Dankes, die Markgrafschaft als ein Reichslehen erhielt, ward von ihm das feste Melk mit stürmender Hand genommen und die Grenze des Hunnengebietes rückte sich abermals weiter ostwärts, bis zur March, die noch heute Oesterreich vom Magyarenlande scheidet.

Alle die ruhmreichen Babenberger residirten noch zu Melk, dem prangenden Herrschersitze, oder zu Herzogenburg, bis auf Leopold den Heiligen, der sich schon Wien näher wandte, und auf dem Kalenberge ein prächtiges Residenzschloß, und ganz nahe an dem Städtlein Wien ein Jagdhaus, den schon erwähnten Berghof, erbaute. Da schattete noch ringsum dichter Wald, den rotteten die Jäger und Bauern aus, doch blieb von diesem Walde ein Baumstamm stehen, der Nachwelt zum Gedächtniß, und das ist der vielgenannte „Stock im Eisen." Leopolds Sohn, Heinrich II. Jasomirgott zubenamt, den Kaiser Friedrich Barbarossa zum ersten Herzog über Oesterreich machte, zog nach Wenne oder Wienne, wie man damals Wien schrieb und nannte, und erbaute eine neue Burg, von der noch heute ein Platz „am Hof" heißt. Er gründete damals noch außerhalb der Mauern eine Kirche zu Ehren St. Stephans, und die Schottenabtei. Dessen Sohn Leopold VI. der Tugendhafte genannt, vergrößerte Wien an der Ostseite, und zog um seine neugeschaffene Stadt eine Ringmauer, die vom Dampfinger Hof halbkreisförmig über den alten Fischmarkt gegen das Stubenthor, über die Singerstraße um den Stock im Eisen lief, dann bis zum Freisinger Hof, in dessen Nähe sie an die alte Stadtmauer stieß.

Dadurch ward nun auch St. Stephans Kirche in den Bereich der innern Stadt gezogen. Das damalige alte Wien ward von einer Mauer eingegrenzt, die beim Heidenschuß begann, wo das erste Thor, der Naglergasse vorbei bis zum Peilerthor zog, welches 1732 abgebrochen wurde. Dieses bildet den Ausgang der Bognergasse. Weiter zog die Mauer „am Graben" hin, zum Freisingerhof, (heute Trattnerhof) wendete dort nordwärts, umzog das Schlossergäßchen und bildete ein drittes Thor da, wo dieses in die Goldschmiedgasse jetzt ausmündet. Von da zog die Mauer an der Bischofgasse zum Lichtensteg hinab, wo das vierte Thor, dann über

den Haarmarkt aufwärts gegen den Lazen- und Gavinerhof, zum Seitenstetterhof und fünftem Thor, dann über den Salzgries zum sechsten Thor und neben dem tiefen Graben zum Heidenschuß zurück. So bedeckte die alte Stadt etwa die Hälfte des Areals, das die jetzige innere Stadt einnimmt, doch standen die Häuser wohl weit minder dicht, waren auch weit minder stattlich; ausgezeichnete Plätze aber waren damals schon: der Platz am Herzogenhof, jetzt Hof schlechtweg genannt, der hohe Markt, der Judenplatz, St. Stephansplatz und beim Stock am Eisen. Von hervorragenden Gebäuden standen bereits die Herzogsburg, der Bergbof, der Freisingerhof, Passauerhof, das Jagdhaus Leopolds, die Kirche zum h. Pancraz zu St. Ruprecht, Maria am Gestade, St. Stephan (noch nicht in der Größe und Vollendung, die spätere Zeit diesem Dome gab,) die Kirche zu St. Jacob, das Deutschordenshaus, die Johanniterritterkapelle, das Templerhaus, das Schottenstift. Schon waren Elemente genug vorhanden, Wien hoher städtischer Blüthe entgegen zu führen. Der heldensinnige Leopold war seinem geliebten Wien eine Zeit lang fern, er that Wunder der Tapferkeit im heiligen Lande, und badete seinen äußern Wappenrock so in Blut, daß nichts davon weiß blieb, als was der Gürtelstreifen bedeckt hatte, daher er ein rothes Feld mit einem weißen Streifen dann aufnahm in das Wappen des Landes. Harter Zwiespalt entbrannte vor Ptolemais zwischen ihm und König Richard Löwenherz, der später flüchtig wurde und die Lande durchirrend, verkleidet nach Wien kam, wo er herbergte, entdeckt, und nach tapferer Gegenwehr gefangen ward. Nur an Leopold selbst gab Englands König sein erprobtes Schwert, aber der hielt diesen hart gefangen auf der Feste Dürrenstein, wo die Sage den Löwenherz retten läßt durch dessen treuen Diener, den Sänger Blondel, doch nur die Sage, denn die Geschichte weiß gar vieles Leid zu künden, das in mehr als einer Haft noch den tapfern König Richard traf.

Leopold der Glorreiche, der Sohn Leopolds des Tugendhaften, that für Wien noch weit mehr als die vorhergehenden Herrscher. Er legte das kräftige Samenkorn für künftige Blüthe und Frucht des Handels, bestellte gutes städtisches Regiment durch einen Magistrat und geregelte Satzungen, erbaute eine neue Burg, an der Kirche zu St. Michael, und Wien wuchs unter ihm fröhlich auf. Es hatte Markt, Münze, Stapelgerechtigkeit, und fand

die Wege des Verkehres nach fernen Städten und Ländern, nach Conſtantinopel und Kairo. Schon wuchſen allmählig Vorſtädte rings empor, und Reichthum, Pracht und Fülle, mit der Pflege ſchöner Künſte ſtreuten über Stadt und Gegend ihren goldnen Glanz. Nennen doch Minneſängergedichte dieſen Oeſterreicher die Sonne aller fürſtlichen Milde. Auch Leopolds Sohn, Friedrich II., der Streitbare, huldigte der herrſchenden Prachtliebe, unter ihm feierten Geſang und Minne und ritterliche Feſtluſt ihre Triumphe. Er bekämpfte die Ungarn in heiſſen Schlachten, und auch die eigene Stadt erhob gegen ihn die Fahne des Aufruhrs, und klagte über ihn bei dem Kaiſer Heinrich II. Dieſer erklärte den Herzog in die Reichsacht, nannte Wien 1237 eine freie Stadt des Reichs und verlieh ihr eine goldne Bulle, kam auch ſelbſt nach Wien und gründete dort eine lateiniſche Schule, den erſten Anfang zur künftigen Hochſchule. Wiens angeſtammter Herrſcher war aber noch nicht von Allen verlaſſen. Er hatte noch ein kleines Heer, und die Wiener Neuſtadt hing ihm mit feſter Treue an. Nach dreijährigem Kampfe gewann er Gegend und Stadt wieder und freute ſich ſeiner Siege. Doch nicht lange. Tataren waren über Ungarn herein gebrochen, verheerten das Land, und brachen, weſtwärts vordringend, 1246 auch in Oeſterreich ein. Herzog Friedrich zog ihnen entgegen, und brachte ihnen eine Niederlage bei, aber ein tückiſcher Pfeil traf den Tapfern zum Tode. Mit ihm erloſch das ruhmreiche Herrſchergeſchlecht aus dem Hauſe Babenberg, und Wien war wieder deutſche Reichsſtadt, unter die Sorge eines Reichsverweſers geſtellt.

Trübe Tage begannen für den Körper ohne kräftiges Oberhaupt. Parteizerfällung, Eigenſucht, Selbſthülfe und Verrath zehrten am Lebensmark der Stadt. Da ward Ottokar, König Wenzels von Böheim Sohn, um Margaretha, Herzog Friedrichs Schweſter, Wittwe des römiſchen Königs Heinrich, Friedrichs II. Tochter, empfing ihre Hand, und nahm ſich das ſchöne Wien ſelbſt zum Brautſchatz, ſammt allen öſterreichiſchen Landen. Fürchterlich aber ſuchte in dieſen Zeiten das Schickſal die Stadt heim. Feuersbrünſte zerſtörten, ſchreckliche Peſten entvölkerten ſie. Ottokar jedoch erneute, verſchönte, half auf und erweiterte, ſo viel er vermochte. Aber auch ihn, während er das Unheil, das ſeine Stadt wiederholt betraf, bekämpfte, traf der Pfeil trüber Geſchicke, traf der Strahl der Vergeltung für manche That, die nicht recht war. Auf Rudolph

von Habsburg lenkte sich 1273 die römische Königswahl, und dieser ließ es seine ersten Sorge sein, die Länder, die Ottokar für sich genommen, dem Reiche zurückzufordern. Ottokar weigerte sie sammt der Anerkennung Rudolphs als König, und dieser säumte nun nicht, mit einem erlesenen Heere heranzuziehen. Sechs Wochen lang vertheidigte sich das belagerte Wien, bis Ottokar endlich nach gab, und Rudolph huldigte, der ihn unköniglich beschämte. Rudolph begabte Wien mit der Reichsfreiheit, erneute und bestätigte die alten Bullen und Rechte, und fügte neue hinzu. In Ottokar kochte die Kränkung über die erlittene Demüthigung, das Gift der Rache, es trieb ihn zu neuer Auflehnung; eine blutige Schlacht auf dem Marchfelde ward geschlagen, und Ottokar besiegelte mit dem Leben seinen Haß. Bald darauf belehnte Rudolph seine beiden Söhne Albrecht und Rudolph mit den Herzogthümern Oesterreich, Steyer und Krain, und so war dem Hause Habsburg ein Thron begründet, auf dem es sich durch ein halbes Jahrtausend ruhmvoll behauptete.

Albrecht, dem später auf der Stände Bitten die Länder allein zugeeignet worden waren, regierte streng; sein Druck und die Verletzung bürgerlicher Rechte erzeugten Empörung der Zünfte; der Herrscher entwich auf den Kahlenberg und ließ die Stadt belagern. Hunger und Noth erregten bald eine Gegenrevolution und die aufrührerischen Parteihäupter wurden vom Volke zur Vertragung mit dem Herzog gezwungen. Friedliche und drangvolle Zeiten wechselten mit einander in Wien während langen Jahrereihen. Aus diesen Zeiten klingen die Kunden und Sagen von Friedrich dem Schönen, von dessen Bruder Otto dem Fröhlichen, vom Pfaffen vom Kahlenberge (Wigand von Theben), von Albrecht dem Lahmen, der wieder viel für Wien that, bis auf dessen Sohn Rudolph IV. Fundator oder der Stifter genannt. Dieser Letzte war es, der zuerst sich Erzherzog nannte; er gründete die Universität im Verein mit seinen Brüdern Albrecht und Leopold 1365, er erhob die Pfarre zu St. Steffen zur gefürsteten Propstei, er erweiterte die Stephanskirche durch einen prächtigen Neubau und begann 1369 den Bau des berühmten Stephansthurmes, Wiens Stolz und Zierde. Auch erwarb er Tyrol. Kaiser Friedrich III. erhob später 1480 die Propstei zu St. Stephan zu einem Bisthum.

Neue Wehen zu den alten brachte die Pest 1381 und würgte

15000 Einwohner, aber das städtische Wesen ward um diese Zeit noch gebessert und der Meistersang, in dem Anfangs noch der Minnesang nachhallte, ward durch Peter Suchenwirth hoch gepflegt. Den König Wenzel sah Wien als Gefangenen innerhalb seiner Mauern, in des Praghauses festem Gewahrsam.

Später entbrannte unbrüderlicher Krieg zwischen den Herzogen Leopold und Ernst, der viel wackeres Bürgerblut kostete. Noch stehn des Bürgermeisters Vorlauf und seiner Genossen Denksteine und Gedächtnißtafeln in St. Stephans Münster und reden von Treue und Undank jener Zeit. Ueberhaupt zeichnete die Geschichte Wiens viel des blutigen aus jenen Tagen in ihre Annalen, eine Judenverfolgung und Hinrichtung von 110 derselben durch den Scheiterhaufen, weil sie Juden waren, dann Hussens Tod zu Constanz, dessen Opferflammen einen entsetzlichen Brand im Böhmerlande entzündeten, von dem gar mancher Funke nach Wien herüber flog. Ziska's Keule schmetterte in Böhmen auf die Schädel der Feinde, und Procop stellte sich drohend vor die Thore Wiens und warf Schanzen auf einer Höhe auf, welche die Hussiten mit dem Namen Tabor belegten, doch zog er wieder ab, ohne die Stadt zu nehmen. Innere Unruhen folgten den frühern, während von aussen manches Wehe drohte und herein brach. Böhmen- und Ungarneinfälle, Erdbeben, Pesten, Wetter und Fluthen, Aufstände und Kämpfe, die sich wieder in maßlosen Jubel und Freudenfesten auflösten. Da ward gern vergessen, was nur ein Jahr zuvor der Eiferer Capistranus von der Steinkanzel an der Aussenseite von St. Stephan gedonnert, wo die Spiele und alle Zeichen der Welteitelkeit in bunter Lohe aufflammten, wo eine tiefe Reue und Zerknirschung, ein Drang Buse zu thun, alles Volk ergriffen hatte.

Das abendländische Kaiserthum im alten Byzanz war zusammengebrochen mit Constantinopels und Constantins XI. Fall. Die Palaeologen traten ab vom Schauplatz ihrer Hoheit, und ihr Besieger Mohamed II. trug die türkischen Fahnen vor Belgrad. Zwar erlag sein Heer dort der todtesmuthigen Begeisterung Capistrans und des Hunnyades, aber auf lange Zeit blieb nun Oesterreich und Wien von Türkeneinfällen bedroht und oft verheerend heimgesucht. Innere Unruhen spannen sich neben den äußern weiter. Kaiser Friedrich stritt mit den Herzogen Albrecht und Sigismund um Land und Stadt, welcher Streit Wiens Bürger in feindselige

Parteien theilte. Mathias Corvinus, der König der Ungarn' fiel gereizt durch Kaiser Friedrich III. in Oesterreich ein, zweimal Wien belagernd, und das zweite Mal als Eroberer den festlichen Einzug haltend. Er weilte dort fünf Jahre lang als Herr und Gebieter, erweiterte die Stadt, vergrößerte St. Stephans Münster, erbaute sich selbst einen Herrschersitz, der später das Hafenhaus hieß, wegen vieler Jagdbilder darin, und endete in Wien sein thatenreiches Leben. Nach seinem Tode eilte Kaiser Friedrichs Sohn, der gefeierte Maximilian I. herbei, sich und seinem Hause Wien wieder zu gewinnen, was ihm auch bald mit der Stadt und nach zehntägiger Berennung, auch mit der Burg gelang. Unter dem lichten Gestirn Maximilians sah Wien schöne Tage, und das Reich ward mächtig erweitert, als im Jahre 1515 eine Doppelheirath die Königreiche Ungarn und Böhmen eng ja schier unablöslich mit Oesterreich verknüpfte. Als Maximilian bereits zehn Jahre todt war, geschah es, daß unter seinem Enkel Ferdinand I., der 1527 in Presburg zum König von Ungarn gekrönt worden, die Magyaren, die Ferdinand abhold waren, einen Gegenkönig wählten in Johann Zapolya, der, um sich gegen Ferdinands ungleich stärkere Macht zu halten, das unseligste that, was er thun konnte; er rief, um sich in Ungarns Besitz zu sichern, die Türken zu Hülfe. Soliman führte ein mächtiges Heer vor Wien, da er durch Ungarn völlig widerstandlos gezogen war. Die Bestürzung war allgemein, doch eilte alles an die Arbeit, alles trug das Seine bei, diesen Feind abzuwehren, der aus Religionshaß und Fanatismus als der grausamste geschildert wurde, es aber nicht mehr und nicht minder war, als jeder andere in andern Zeiten; man denke an die Croaten und an die Schweden im dreißigjährigen Kriege.

Wien war schlecht ummauert und verschanzt; es mußten mit übermenschlicher Anstrengung Schanzen aufgeworfen werden, Proviant wurde herbeigeschafft, und alle Vorstädte sammt ihren Kirchen, etwa 800 Häuser, wurden weggebrannt. Die Belagerung begann. Minen wurden angelegt und entzündet, oft ward wüthend Sturm gelaufen, doch besonnen wurde jeder Angriff abgewehrt unter der tapfern Leitung des Grafen Niklas von Salm und des Stadtgubernators Philipp Pfalzgraf bei Rhein und Herzog in Bayern. In Wien hielten sich 16000 Streiter und 4000 wehrhafte Bürger, außerhalb umzogen 7 Türkenlager mit 120,000

Kriegern, 300 Geschützen und 20000 Kameelen die Stadt. Der Donaustrom war durch 300 Schiffe gesperrt, und alle Brücken wurden vernichtet. Da gab es angstvolle blutige Tage, Stürme auf Stürme, springende Minen, klaffende Breschen, Leichen auf Leichen, dennoch kein Sieg für den Sultan; er mordet in wilder Rache alle Gefangenen, er läßt noch eine ganze Nacht lang Feuerpfeile über Wiens Mauern regnen, alle Geschütze den flammenden Tod ausspeien, dann, als alles umsonst ist, gebeut er den Abzug und Wien athmet auf.

Es bedurfte langer Zeit, die vielfachen Zerstörungen wieder herzustellen, welche Wien an Häusern, Thürmen und Mauern erlitten, auch war man nun erst auf das eifrigste bedacht, die Stadt besser als früher zu befestigen, damit bei etwaiger Wiederkehr des Erbfeindes der Christenheit, Wien sich noch als Schutz und Vormauer Deutschlands bewähre. Die Stadt war nun in ihrer Häuserzahl bereits zu der Größe, mindestens hinsichtlich ihres Umfanges und des Areals, das die Ringmauern umzogen, gediehen, welche noch heute die Altstadt zeigt. Die Ringmauern um dieselbe trotzten mit Zinnen, Thürmen und Schießscharten. Die zahlreichen Vorstädte waren aber theils noch gar nicht, theils in geringen Anfängen vorhanden und mußten, da selbst Letztere weggebrannt worden waren, erst wieder neu erstehen. Kapellen, Dörfer, Felder, Wälder und Weiden erblickte das Auge da, wo jetzt in fast unermeßlicher Ausdehnung die zahllosen Häuserreihen, die Paläste und Gärten der Vorstädte das reizende Gefilde überbreiten. Die Leopoldsstadt und die Roßau waren von Fischern und Jägern nur bevölkert, die nahen Dörfer Zeismannbrunn, Siechenals, Schöff, Gumpendorf, Erdberg und andere waren noch nicht in den Bezirk der Linien gezogen, gleichwohl war das damalige Wien schon äußerst lebenvoll, und was es auch gelitten, der Zustrom unermeßlicher Hülfsquellen durch die Hochschule, durch den Handel, durch den Luxus und die Prachtliebe der Reichen machte es schon in jener Zeit zu einem Anziehungspunkt für viele Tausende. Der Weinbau blühte rundum in solcher Wichtigkeit, daß, wie ein alter Dichter rühmt, die Weinlese vier Wochen dauerte, und der Segen der Weingärten und Berge ein solcher war, daß während der Lese täglich 300 Wägen mit 1500 Pferden bespannt, oft dreimal des Tages die Traubenfülle zur Stadt führten. Schon damals Zustrom aller Nationen,

und daher ein Sprachengemenge, wie am Thurmbau zu Babel. Die Häuser prangend im Schmuck mittelalterlicher Architectonik, mit Fresken reich bemalt, die Fenster mit Eisenstäben wohl verwahrt, dahinter viele Blumen und die schallenden Stimmen zahlreicher zur Lust gehaltener Vögel, und auch damals schon das heitere Lebenselement der Wiener, Musik, in so hohem Grade vertreten, daß jener Dichter rühmen konnte:

Mehr Musikus und Instrument
Findet man gewiß an keinem End'.

Die Reformation brachte in Wien heftige Bewegungen hervor und fand zahlreiche Anhänger. Zwar suchten die Ordensglieder der Gesellschaft Jesu mit aller Macht den alten Glauben aufrecht zu erhalten, aber es gelang ihnen nur theilweise, und es mußten den Protestanten manche Freiheiten in Ausübung ihrer Lehre zugestanden werden. Man sah im Herren- und Ritterstand, wie bei Bürgern und Bauern den Protestantismus immer tiefer wurzeln, so wohl in Oesterreich, als in Steyer, Krain und Kärnthen, und es galt mehr die reformatorische Idee zu bekämpfen, als die Satzungen der Reformatoren. Unendlich viel schadete der Sache der zahlreichen Protestanten der übertriebene fanatisch intolerante Eifer vieler ihrer Prediger. Trübe Wirren spannen sich fort unter Kaiser Maximilian II., der den Prater schuf und Schönbrunn zu bauen begann; unter ihm sah Wien den unglücklichsten aller Sachsenfürsten, den geächteten Herzog Johann Friedrich den Mittlern, gegen den in Folge der Grumbachischen Händel die Reichsacht vollstreckt worden war, als kaiserlichen Gefangenen in seinen Mauern, wo er in einem Schimpfaufzuge, das fürstliche Haupt mit einem Strohkranz bedeckt, im strömenden Regen in Wiens Straßen umgeführt ward. 1590 suchte ein starkes Erdbeben Wien heim.

Die Religionsstreitigkeiten mehrten sich unter Kaiser Rudolph II. welcher die Kaiserresidenz von Prag nach Wien verlegte. Sein Neffe und Nachfolger Ferdinand II. fand sich hart bedrängt von den evangelischen Ständen, nur ein Wunder rettete ihn vielleicht vor einer Gewaltthat oder Erniedrigung, und er dankte den Himmel für dasselbe durch Austreibung der Protestanten und Errichtung der Klöster.

Der dreißigjährige Krieg schwang über Deutschland seine blu-

tige Brandfackel. Wien mußte sich einer Belagerung durch die Schweden versehen und alle Anstalten treffen, diese abzuwehren oder auszuhalten. Aufs Neue mußte abgebrochen werden, was sich nahe der Wälle und Mauern angebaut hatte, auf dreihundert Schritte weit. Der berühmte Schwedenfeldherr Torstenssohn nahte schon auf siegreichen Eroberungszuge; die Belagerung drohte, und Wien hatte keinen Vertheidiger, als den Erzherzog Leopold Wilhelm mit geringen Streitkräften, und die Tapferkeit seiner Bürger und Studenten. Leopold bemächtigte sich der Wolfsau und machte 300 Schweden zu Kriegsgefangenen; Torstenssohn zog ab, und Wien sah sich abermals vom gefürchteten Untergang befreit.

Kaiser Leopold des Großen Glanzgestirn ging auf über der Kaiserstadt. Mehr und mehr wurde unter ihm die Residenzstadt befestigt, und immer glänzender entfaltete der Kaiseradler seine Flügel, obschon auch unter Leopolds glorreichem Scepter Wien viel Unheil betraf. Im Jahre 1670 wurden alle Juden ausgetrieben, weil man glaubte, sie seien im heimlichen Einverständniß mit den stets gefürchteten Türken. Ihre Stadt erhielt den Namen Leopoldstadt, und an der Stelle ihrer niedergerissenen Synagoge wurde die Pfarrkirche zum h. Leopold erbaut. Bald darauf forderte eine fürchterliche Pest mehr Menschenleben als der ärgste Krieg, es starben binnen 11 Monaten 122,000 Menschen in und um Wien. Dennoch heilte auch diese Wunde bald wieder und die Lücken füllten sich aus. Aber bald darauf drohten und kamen neue Schrecknisse.

Ein unzufriedener Magyar, Emerich, Graf von Tökely, beabsichtigte eine Empörung gegen den Kaiser, und warf sich in die Arme des Sultan Mahomet IV. Längst hatte man in der Türkei zu einen neuen Raub- und Eroberungszug gegen Deutschland sich gerüstet, und jetzt durchscholl die Schreckenskunde, daß der Türke mit ungeheuern Streitkräften herausbreche, alle Lande und füllte sie mit Entsetzen. Deutschland erhob sich zur Hulfe, und auch mit Schweden und Holland, wie mit Polen wurden Bündnisse abgeschlossen. Wie die Feuersäulen brennender Dörfer am fernsten Horizont aufflammten und das Herannahen der wilden Schaaren Kara Mustaphas, des Großwessirs des Sultans, verkündeten, entwich der Kaiser mit dem Hofstaat aus dem angstvollen Wien und 60,000 Bewohner, von denen ein guter Theil zur Vertheidigung der Stadt

hätte bleiben sollen, entflohen und dagegen strömten endlos die Schaaren Flüchtiger vom Lande zur Stadt, bis deren Kommandant, Ernst Rüdiger Graf von Starhemberg die Thore schließen ließ, und die Brücken abbrechen. Wieder mußten die Vorstädte den Flammen Preiß gegeben werden, um dem Feind nicht Haltpunkte zu gewähren. Die Stadt war gut verproviantirt, doch ihre Besatzung im Ganzen gering. Man zählte gegen 13,000 Söldner, 8 Bürgerkompagnien mit gegen 2000 Mann, 700 Studenten, 1000 Innungsverwandte, 1000 wehrhafte Hofdiener, zusammen 22,000. Gegen diese geringe Besatzung ringelte jetzt der Riesendrache des Türkenheeres, verstärkt durch Ungarn und Tataren, 200,000 Streiter heran, und lagerte sich am 14. Juli in einem ungeheuern Halbmonde um die Stadt, während rings das Land verheert wurde. 61 bange, blutige Tage trug Wien die Belagerung, unaufhörlich wechselten Ausfälle, Stürme, Kanonaden, Aufsteigen von Minen, und mit unerhörter Tapferkeit wurde gekämpft. Mit unermüdlicher Treue, Ausdauer und Umsicht leitete der Graf von Starhemberg die Vertheidigung der Stadt, hoffend sah er dem Zuzug der Hülfsvölker aus Deutschland und Polen von Tag zu Tage entgegen, der ach, zu lange säumte. Opfer auf Opfer neten, Mangel riß ein, sehnsüchtig blickte von seinem Standpunkt auf St. Stephans-Thurm der edle Starhemberger nach Hülfe aus, da flammten am Abende des 11. Septembers bekundend Raketen empor, welche Zeichen waren, daß das Heer des Reiches nahe. Noch eine Nacht der bangen und frohen Erwartung, dann das Würgen einer Schlacht, wie Wiens Fluren keine zweite sahen, und endlich ein großer glorreicher Sieg, unvergeßlich in den Annalen der deutschen Geschichte, denn er rettete das Abendland von der wilden Barbarei der asiatischen Horden.

Fast neu erstand Wien, und um späterer Gefahr vorzubeugen, ward beschlossen und festgesetzt, daß fortan kein Vorstadthaus näher als 600 Schritte von der Mauer der Innenstadt stehen sollte. Dadurch wurde das schöne Glacis rings um Wien, mit seinen heitern Promenaden und grünen Wiesenflächen, damals freilich noch eine Stätte voll wüsten Schuttes, verbreitet. Der Burgfrieden wurde festbestimmt, 1688 erhielt die Stadt Straßenbeleuchtung und manche Verbesserung. Als im Jahre 1704 Unruhen in Ungarn ausbrachen, erregt durch den Fürsten Ragoczy, welche Wien bedrohten, um-

zog Kaiser Leopold auch die Vorstädte mit Wall und Graben, welcher fortan die Linien hieß. In demselben Jahr wurde die Bank begründet.

Kaiser Joseph I. Leopolds ältester Sohn, lebte zu kurz, um viel für Wien thun zu können, er wurde Begründer der Akademie der bildenden Künste. Sein Bruder, Kaiser Karl VI. war ein den Wissenschaften holder Fürst; er rief den Prachtbau der Hofbibliothek in das Leben, erbaute die Reichskanzlei und die nach ihm genannte Karlskirche. Sein berühmter Zeitgenoß und Feldherr, Prinz Eugen von Savoien erbaute das Belvedere am Rennweg, das jetzt die k. k. Bildergallerie umschließt. Kaiserin Maria Theresia, die geinvolle Herrscherin, that sehr viel für Wien. Unter ihrer Regierung wurde der weite Raum rings um die Altstadt geebnet, der noch voll Schutt und Unrath lag, und das Glacis allmählich hergestellt. Ueberall that sich Verschönerungsbestreben kund, auch unter dem Scepter des menschenfreundlichen Kaisers Joseph II. Diesen besuchte bald nach seinem Regierungsantritte Papst Pius VI. in Wien, zum Staunen der Welt, zum Jubel der Wiener.

Joseph II. hob viele Klöster auf und verwendete deren Einkünfte zu nützlichen Zwecken des Staates. Er gab das Toleranzedict, mit dem er eine neue Aera begründete, und starb zu früh für sein ihn anbetendes Volk, zu früh für seine schönen Entwürfe. Er lebte groß als Mensch, groß als Monarch, und lebt unsterblich in der Geschichte.

Die Neuzeit verging über Wien nach Kaiser Josephs Tode manch raschen Wechsel der Geschicke. Leopolds II. kurze Regierung ging ohne tiefe Spuren vorüber. Franz II. empfing auf sein Haupt die Kaiserkrone, er verbat bei seinem Einzuge die Ehrenpforte, dafür wurde der ehrwürdige Dom St. Stephans aller Unzier geringer Anbaue, die sein Aeußeres entstellten, entkleidet, und so trat und tritt einer der schönsten Plätze Wiens harmonisch und dem Auge wohlgefällig entgegen. Kriegsdonner rollten von Frankreich aus über Europa, es drohte Oesterreich Gefahr; da schaarten sich 1400 Einwohner Wiens zu einem Corps Freiwilliger und alles bot die Hand, Wien gegen den Feind, so er nahe, zu befestigen und zu beschirmen. Ein Friedensschluß wendete diesesmal das drohende Unwetter ab, aber bewegt blieb die Zeit und der Horizont umwölkt. Als 1798 der französische Botschafter am Kaiserhofe, General Bernadotte aus seinem Hotel die republikanische Tricolore

weben ließ, rottete sich das Volk zusammen, und dokumentirte mit Steinwürfen in die Fenster des Gesandtschafts-Hôtels, durch Herunterreißen der Fahne und deren öffentliche Verbrennung, wie viel und wie wenig ihm an der symbolischen Proclamation der Revolutionsfreiheit Frankreichs gelegen. Wäre der Gesandte nicht unter schützender Cavallerie-Bedeckung aus Wien entwichen, so würde vielleicht selbst seine Person nicht sicher gewesen sein gegen den Ausbruch der Wuth eines glücklichen und zufriedenen Volkes, das nicht nach der Blutaufe der französischmarktschreierischen Weltbeglückung verlangte.

Der Krieg in Italien und Napoleons Siege dort brachten Wien neue drohende Gefahr, noch einmal aber entschwand diese durch den Luneviller Frieden.

Das deutsche Kaiserreich war ein Luftgebilde geworden, das matten Schimmer von der Vergangenheit lieh, und in der Wirklichkeit nicht mehr bestand. Dieß hatten wohl längst die Herrscher gefühlt, gefühlt, daß sie reich und mächtig genug waren, die Krone des eigenen Hauses stolz zu tragen, ohne die Last jener Krone Karls des Großen, die zur glanzlosen Bürde geworden. Im Jahre 1804 nahm Kaiser Franz II. die Würde eines Erbkaisers von Oesterreich an, und hieß nun als solcher Franz I. Dadurch ward das Kaiserhaus nur noch inniger mit dem Lande, mit der Residenz verkettet; nicht von der Wahl fremder Fürsten hing es fürder ab, wer Oesterreichs Kronen tragen sollte, dem angenommenen Herrscher und seiner Familie galt nun des Volkes grenzenlose Liebe und Treue, die noch immer war bewährte und dauernd sein bewährt.

Das Jahr 1805 brachte Wien als unliebsamen Gast die französische Armee, unter deren donnerndem Siegesschritt das Land erbebte. Zwei Monate lang seufzte Wien unter dem Drucke der Fremdherrschaft. Noch härteres Weh traf Stadt und Gegend 1809, als abermals die Armee Oesterreichs von der französischen überwunden wurde, abermals der Feind der Hauptstadt zudrängte. Wohl sollte sie vertheidigt werden, wohl ward sie vertheidigt, aber nicht lange. Nach zwei Tagen steckte sie die weiße Fahne auf und bald wehte triumphirend und geächtet die dreifarbige vom Stephansthurme. Sechs Monate lang übten die französischen Söldner harten und unerträglichen Druck in Wien, bis das Glück der Stadt wieder freundlich und friedlich lächelte. Der große Wiener

Congreß ſteht wichtig und nachhaltig genug in der Geſchichte Deutſchlands, als eine merkwürdige Gedächtnißſäule.

Eine Zeit des Friedens kam nach den wilden Kriegsſtürmen der Napoleoniſchen Aera, und Wien wuchs in ihr und durch ſie gehoben an Pracht und Glanz immermehr. Es bekam mehrere neue Thore, herrliche Spaziergänge, Alleen, Luſthäuſer aller Art, neue Brücken, ſchöne raumreiche Freiplätze. Der Volksgarten mit dem herrlichen Theſeustempel ward angelegt, und zahlreiche, prachtvolle, öffentliche und Privatgebäude erhoben ſich.

Wohl auch kamen wieder Zeiten der Angſt und Noth. Die Donauüberfluthung im Jahr 1830 ſchädigte furchtbar, die Cholera 1831 raffte viele Opfer hinweg, aber die heilende Hand der Zeit legte den Balſam des Vergeſſens auf die Wunden. Seit dem 4. März 1835 regiert Kaiſer Ferdinand, Franz I. Sohn; unter ihm entwickelt ſich Wien immer mehr, wird es durchpulſt von immer friſchern Leben. Die Eiſenbahnen, die Donau-Dampfſchifffahrt mehren den ohnehin ſo regen und lebendigen Verkehr der Kaiſerſtadt, welche tonangebend in vielen Dingen noch denſelben Rang behauptet, als wäre ſie Hauptſtadt des deutſchen Reichs In Wien ſchlägt ein durch und durch deutſches Herz, aber ein ſüddeutſches, voll Gemüth und Empfindung, voll Frohſinn und Humor, voll Kunſtſinn und Freude an dem Schönen. Die kalte Selbſtſucht, das alberne rechthaberiſche Abſprechen, der verletzende Hohn und die überſchwengliche Suffiſance, wie dieſelben in einigen norddeutſchen Großſtädten Hand in Hand gehen, wird man in Wien nicht gewahren, und ſelbſt ſelten auswärts an einem eingebornen Wiener wahrnehmen, es wäre denn, daß er mit der Heimath zugleich ſich ſelbſt verloren.

Möge dieſes ſchöne glückliche Wien fortan ſeine Geſchichte nur mit goldnen Lettern und nie mit dunkeln zu ſchreiben erkoren ſein!

Physicalisches und topographisches Bild der Kaiserstadt.

Die k. k. Haupt- und Residenzstadt **Wien** liegt unter 48° 2′ 30″ östlicher Länge von Ferro, und 48° 12′ 25″ nördlicher Breite, 870 Fuß über dem Spiegel des adriatischen Meeres. Sie bedeckt ein Areal von 8,612,000 Wiener Klaftern, (2 Wiener Klafter = 1 rheinländische Ruthe) im Umkreis von 3½ deutschen Meilen, mit einer Durchschnittlänge von 3250 Klafter von der St. Marxer Linie bis zur Nußdorfer Linie, oder 2650 Klafter Breite von dem Ende der Jägerzeile bis zur Hundsthurmer Linie. Wie ein großes gewaltiges Herz nimmt sich Wien mit den Vorstädten auf kleinen Plänen aus, dessen mächtige Aorte die Strömungen der stolzen Donau bilden. Ein Arm derselben scheidet die innere Stadt und die sie umgebenden Vorstädte von der nördlich gelegenen Leopoldstadt, auf deren Seite der Prater, der Augarten und die Brigittenau befindlich sind. Das Flußchen Wien schleicht sanft zwischen mehreren Vorstädten hin, umzieht fast in einem Halbkreis das Glacis und rinnt zwischen der Ferdinands- und der Franzens-Brücke in den Donau-Canal. Fast im Mittelpunkte der zahlreichen weitausgedehnten Vorstädte liegt nun das Herz dieses Herzens, die innere Stadt, mit einem Umfang von 5889 Schritten, wenn man sie auf den Basteien umwandelt und mit nur wenig über 1200 Häusern, aber freilich welchen Häusern! Sie bergen 54,300 Bewohner. Die Gesammthäuserzahl aber der innern Stadt

mit den Vorstädten beträgt über 8200 Häuser mit einer Bevölkerung von 350 bis 360,000 Einwohnern, doch einschließlich der zahlreichen Fremden, die in stets gleicher Menge ab- und zuströmen, und der militairischen Besatzung von 16,000 Mann

Die Form der inneren Stadt ist fast rund; starke Mauern und Festungswerke schirmen sie, die Stadtmauer bildet einen steinernen 40 bis 50 Fuß hohen Wall mit zehn ausspringenden Basteien. Diese heißen Gonzaga-, Elend-, Schotten-, Mölker-, Löwel-, Augustiner-, Wasserkunst-, Brunn-, Dominicaner- und Biberbastei; es sind aber diese Namen nicht alle mehr im Brauch, oder dienen nur um die dort angebauten Häuser zu bezeichnen. Sie sind mit Bäumen bepflanzt und bilden anmuthige Promenaden. Zwölf Thore, 7 größere und 5 kleinere, hat die innere Stadt; von den ersten imponirt das Burgthor durch seine architectonische Schönheit; sein Bau datirt vom Jahre 1824, ist 38 Klafter lang und 45 Schuhe hoch, im dorischen Styl, ähnlich dem Propyläen Athens aufgeführt, und zeigt 5 gleich hohe und gleich breite Portale, darüber nach außen die Inschrift: Justitia regnorum fundamentum. Ihm gegenüber jenseit des Glacis breiten sich die Gebäude der k. k. Stallungen in regelmäßigen Fronten, und man gelangt durch dasselbe in die Vorstädte Mariahilf, Spitt'lberg, Gumpendorf und Altlerchenfeld.

Das Franzensthor gehört zu den kleinern Thoren Wiens, es wurde 1810 eröffnet, und leitet über den Militairexercierplatz auf dem Glacis in den Josephstadt-Grund, längs dessen die Kaiserstraße hinzieht. Das Schottenthor ist prachtvoll erneut; ihm führen Alleen in die Alser- und Währinger-Vorstadt. Das nun folgende Neuthor, ausgezeichnet durch einen besonders großen Schlußstein, führt in die Vorstadt Roßau und zur neuen Brücke über den Donau-Canal. Zu dieser Brücke entsendet auch das Fischerthor, eines der kleineren, eine Allee, wie zu der nahe liegenden Carls Kettenbrücke. Gegen die Donau ist auch das kleine Schanzelthor gerichtet. Das Rothenthurmthor, richtiger Rottenthurmthor, weil sich zu Maximilians I., seines Erbauers Zeiten dort die Rotten und Fähnlein der Söldner versammelten, führt zur Ferdinandsbrücke und darüber in die Leopoldstadt. Es wurde 1818 erneut. Im sogenannten Rottenthurm hing das scherzhafte Wahrzeichen Wiens, die bekannte Speckseite, die der

Mann abnehmen (herunterhauen) ſollte, der nicht unter dem Pantoffel der Frau ſtehe. An der Oſtſeite folgt nun das Mauththor, welches eigentlich der allgemeinen Paſſage nicht beſtimmt iſt, ſondern blos den Frachtwägen, welche bei der k. k. Hauptmauth anfahren müſſen. Das Stubenthor öffnet ſich gegen die Wien und die Vorſtadt Landſtraße, durch welche der Landweg nach Ungarn leitet. Daſſelbe wurde 1836 erneuert. Das Carolinenthor, eins der kleineren Thore Wiens, wurde 1817, blos für Fußgänger, eröffnet, und führt zu einer Brücke über die Wien und über den Heumarkt nach dem Rennweg und ebenfalls in die ausgedehnte Vorſtadt Landſtraße. Das alte und das neue Kärntnerthor endlich, eins für hinaus, das andere für hereinfahrende Wagen erhielt dieſe dermalige Einrichtung 1802, und leitet in die alte und neue Wiedenvorſtadt.

Das innere Wien hat eine ziemliche Anzahl freier Plätze, obſchon die wenigſten derſelben groß ſind. Sie entſprechen der mittelalterlichen Bauart zur Zeit ihrer Anlage, wo man die Straßen eng und die Häuſer hoch, wo möglich mit raumreichen Höfen liebte. Daher auch in Wien neben vielen geraden und ſtattlichen auch eine Menge krummer und winkelvoller Gaſſen und Gäßchen, Sackgaſſen, Durchgänge (ſogenannte Durchhäuſer) und Höfe. Grandios dagegen wirkt der äußere Burgplatz oder neue Paradeplatz, welcher einestheils von dem Palais, anderntheils von dem k. k. Hofgarten begrenzt wird, und ein Areal von 18,000 Quadratklafter bedeckt. Er iſt 161 W. Klafter lang und 110 Klafter breit. Außer dem Burgplatz zählt man noch 22 freie Plätze, dieſe ſind: der innere Burgplatz, ein längliches raumreiches Viereck, umgränzt von den Gebäuden der alten kaiſerlichen Burg und dem die Reichskanzlei genannten ſtattlichen Flügel derſelben, von 59 Klafter Länge und 35 Klafter Breite. Der Hof oder Platz am Hof, an welchem ſich die alte Hofburg Herzog Jaſomirgotts erhob, iſt nach dem Paradeplatz der größte Freiplatz Wiens, 71 Kl. lang und 39, resp. 52 Kl. breit. Ihn ziert eine Metallſäule der h. Jungfrau von Balthaſar Herold, und einige Brunnen mit Statuen von Martin Fiſcher. Auf ihm breitet ſich das Gewühl der Jahrmärkte und der Obſtmarkttage aus. Am Graben, heißt ein geräumiger Marktplatz, der früher der grüne Markt genannt wurde, ebenfalls dem Verkehr der Markttage dient,

und eigentlich eine 90 Kl. lange, 16 Kl. breite ſtattliche Straße bildet. Auf ihm erhebt ſich die 60 Fuß hohe Dreifaltigkeitsſäule, welche Kaiſer Leopold 1693 zur Erinnerung an die Peſt von 1679 von weißem Salzburger Marmor errichten ließ. Auch 2 Brunnen mit Statuen von M. Fiſcher, die Heiligen Joſeph und Leopold, ſchmücken dieſen Platz. Der hohe Markt iſt 68 Kl. lang und gegen 24 Kl. breit, bildet ein ziemlich regelmäßiges Viereck und trägt als Zierde ein ſtattliches Marmordenkmal, von den Meiſterhänden des Architekten Fiſcher von Erlach, der Wien manch herrliches Bauwerk ſchuf, und Figuren des Venetianers Anton Coraccini. Zwei Springbrunnen, deren köſtliches Waſſer von Ottakring hergeleitet wird, entſprudeln zu beiden Seiten des Marmortempels ſchön verzierten Becken. Dieſer Markt, nicht allzufern vom Donaukanal, diente früher als Fiſchmarkt. Der neue Markt, ebenfalls mehr lang als breit (85 Kl. lang, 13 bis 31 Kl. breit,) hat einen ſchönen Springbrunnen mit allegoriſchen Figuren mehrer öſterreichiſchen Flüſſe von Raphael Donner aus Bleicompoſition und dient an gewiſſen Tagen dem Handel mit Mehl und Hulſenfrüchten. Einer der größten Plätze Wiens iſt ohnſtreitig der regelmäßige Joſephsplatz, (43 Kl. lang, 32 bis 45 Kl. breit) von ſehr ſtattlichen Gebäuden umgeben. Ihn ſchmückt Kaiſer Joſephs II. Reiterſtatue, welche Kaiſer Franz I. ſeinem unſterblichen Oheim 1801 errichtete. Profeſſor Franz Zauner goß die Statue von Reiter und Roß. Der Stephansplatz, früher der Kirchhof um St. Stephan, daher auch Stephansfreithof genannt, umſchließt rings den hehren Dom mit ſeinem impoſanten Rieſenthor und dem noch impoſanteren Thurm-rieſen. In direkter Verbindung ſteht mit jenem der kleine Stock im Eiſenplatz, welcher das mit Nägeln über und über vollgeſchlagene, allbekannte und bereits erwähnte Wiener Wahrzeichen enthält. Der alte Baumſtamm in ſeinem Nagelharniſch iſt mit einem Eiſenbande an ein Haus befeſtigt, und mit einem Schloß verſehen, das der Sage nach, mit Teufelshülfe ein Schloſſerlehrling alſo fertigte, daß es Niemand aufſchließen konnte. Die Freiung iſt ein ziemlich raumreicher Marktplatz von unregelmäßiger Form, nicht weit von dem Platz am Hof, auf welchen das Gewühl der Jahrmärkte ſich tummelt. Der Fiſchmarkt liegt zwiſchen dem Rothenthurmthor und der Gonzagabaſtei und iſt mehr Gaſſe als Platz. Alle hier nicht aufgeführten Plätze

der inneren Stadt, wie Vogel-, Ball-, Franciskaner-, Minoriten-, Judenplatz und A. sind klein. Der erstgenannte dieser letztern ist mit einem schönen Brunnen von Martin Fischer geschmückt, Moses, Wasser aus dem Felsen schlagend, aus weicher Metallmischung gegossen. Die vorzüglichsten Straßen und Gassen Wiens, (im Ganzen zählt die innere Stadt 127 Straßen, Gassen und Gäßchen) sind folgende: Die Kärntherthorstraße; sie ist die belebteste von allen, und vermittelt den ganzen Verkehr des Südens mit dem Norden. Vom Kärntherthor an münden in dieselbe außer mehreren kleinen Gäßchen, die Krügestraße, Anna-, Johannes-, Himmelpfort-, Weihburggasse und die Singerstraße, alle zur Rechten. Zur Linken: die Komödien-, Scharen- und Spitalgasse. Dann endet sie auf den Stock am Eisenplatz, die linke Häuserzeile aber setzt sich in nördlicher Richtung fort; es beginnt die Bischofgasse, auf welche zur Rechten die Wollzeile stößt. Beim Lichtensteg und Lugek beginnt der Haarmarkt, der in der Rothenthurmstraße endet, und so ist von einer langen, nur wenig gekrümmten Straßenlinie das innere Wien von Süden nach Norden bald durchschritten. Die Herrengasse, als die zweitlängste, erstreckt sich schön und geradlinig vom Michaelsplatz bis auf die Freiung, von wo aus in gleicher Richtung die Schottengasse zum Schottenthore führt. In nördlicher Richtung geht vom Michaelsplatz auch der Kohlmarkt aus, eine nicht lange, aber sehr elegante Straße, die am Graben endet. Vom hohen Markte läuft die schöne Ueplingerstraße westlich bis zur hohen Brücke, auf eine kurze Straße, in die der tiefe Graben und die Renngasse münden. Auch die Wollzeile, Singerstraße, Seiler-Stätte, Salzgries-, Löwel- und Triefaltstraße sind noch ziemlich breite und stattliche Straßen. Ueberhaupt ist Stattlichkeit ein Vorzug Wiens. Das dicht gedrängte Heer der Häuser mit zahllosen Prachtläden hat viel Imposantes, und trotz des beschränkten Raumes der meisten Gassen, findet man sich doch bald darin zurecht, orientirt sich nicht schwer. Alle Namen der Straßen stehen an den Ecken derselben. Eine Erleichterung für die Fußgänger und eine Eigenthümlichkeit Wiens überhaupt, die jedoch in etwas ähnlicher Weise auch Leipzig aufzeigt, sind die großen Höfe und Durchhäuser, d. h. Häuser mit öffentlichen Durchgängen. Nicht minder eigenthümlich sind in Wien viele auffallende oft komische Benennungen, nicht nur mancher Straßen,

ſondern auch einzelner Häuſer, die faſt allzumal auf einer Sage oder auf einem Scherz, einer humoriſtiſchen Neckerei wurzeln. Von erſtern ſind zu nennen: Heidenſchuß, Rübfußgaſſe, Ofenlochgaſſe, Stoß am Himmel; von den Häuſern: Küß den Pfennig, Schab den Rüſſel, wo der Wolf den Gänſen predigt, der Schneider im Ofenloch u. A. Auch Wien iſt, gleich den meiſten andern Städten, in vier Viertel getheilt, dieſe ſind: I. das Schottenviertel, II. das Wienerviertel, III. das Kärntnerviertel und IV. das Stubenviertel.

Das Glacis, oder die Esplanade, wurde im Jahr 1781 mit Alleen von Linden, Pappeln, Akacien, Kaſtanien und Nußbäumen, die den friſchgrünen Wieſengrund nach jeder Richtung durchkreuzen, bepflanzt, bildet herrliche Promenaden, und wird Abends größtentheils mit mehr als 4000 Laternen erleuchtet. Einen Theil dieſer ungeheuern Grundflächen nehmen die Holz-Geſtätten ein, ein anderer, vor dem Franz-Thor, ermangelt der durchkreuzenden Alleen, und bildet den großen Militair-Exerzierplatz. Am meiſten belebt ſind an ſchönen Morgen und Abenden die Promenaden zwiſchen dem Burg- und Schottenthor; aber auch das Waſſer-Glacis vor dem Carolinenthor, wo ein gutes Caffeehaus, iſt gern und zahlreich beſucht. Jenſeits der Wien, die das Glacis dort ſtill durchfließt, iſt neben dem Heumarkt auch der Tandel-Markt befindlich.

Die Wien entſpringt bei Purkersdorf, nimmt mehrere kleine Bäche auf, tritt zwiſchen Sechshaus und Gaudenzdorf in die Linien, und fließt vom Hundsthurm an, vielfach überbrückt, auf die Mitte der Stadt zu, biegt, dem Karlsthor gegenüber, plötzlich rechts, und wendet ſich dann beim Tandelmarkt wieder nordöſtlich.

Der Donaukanal wurde ſchon 1598 durch einen Freiherrn von Hoyas aus dem Hauptarm der Donau abgeleitet, und für ziemliche Schiffe fahrbar gemacht. Die Zeit nöthigte zu manchen Verbeſſerungen an demſelben. Er beginnt bei Nußdorf, und es führen über denſelben 5 ſchöne Brücken, die ebenſo viele Zierden Wiens ſind.

Die neue Brücke, (Augartenbrücke) iſt von Holz und 35 Klafter lang, liegt dem neuen Thore am nächſten, führt in das Weſtende der Leopoldsſtadt und in den k. k. Augarten.

Die Karls-Kettenbrücke iſt über 50 Klafter lang, leitet vom Fiſcherthor ebendorthin und iſt nur für Fußgänger beſtimmt, die, weil eine Actiengeſellſchaft die Brücke baute, für jeden Ueber-

gang 1 Kreuzer Conv. Münze zahlen müssen. Ihr Bau datirt von 1828. Die Ferdinandsbrücke ist Hauptverbindungsweg zwischen Stadt und Leopoldstadt; sie wurde 1819 erbaut und hat eine Breite von 163 Fuß, ihre Länge beträgt 34 Klafter. Die Franzensbrücke wurde 1803 erbaut; ihr Grundstein wiegt 87 Centner. 1808 wurde sie zerstört, aber 1818 wieder neu hergestellt. Die Länge derselben beträgt 46 Klafter. Die Sophienbrücke ist ein Kettensteg, 57 ½ Kl. lang und 12 Fuß breit; sie wurde 1825 auf Actien erbaut, daher auch bei ihr der billige Uebergangszoll von 1 Kreuzer Conv. Münze.

Ueber die Donau selbst führen in der Nähe Wiens vier hölzerne Brücken, deren eine 220 Kl. lang ist, und auf 26 Jochen ruht. Ueber zwei dieser Brücken führt die Kaiser Ferdinands-Nordbahn.

Im Bezug auf das Trinkwasser muß bemerkt werden, daß die niedrigeren Stadttheile kein gutes haben, der k. k. Hofbrunnen, und die Brunnen im Hofkriegsrathsgebäude, wie im Fürstlich Schwarzenbergischen Palais liefern das Beste.

Vierunddreißig Vorstädte liegen rings um das innere Wien, alle meist bebaut, nicht etwa Stadtviertel und Straßen ohne Häuser, nein, lebenvolle Quartiere mit zahlreichen Schlössern und Palästen, reizenden Gärten und Sammlungen; freilich da und dort weitläuftig, ohne karge Raumbeschränkung, der gerade Gegensatz der Innenstadt, aber in vielen Straßen auch Haus an Haus gereiht, dabei fast alle des Vorzuges eines kleinen Gärtchens sich erfreuend. Gewöhnlich nennt man jedoch nur acht Vorstädte, in welche die anderen kleinen vertheilt sind. Um sie kennen zu lernen, sich in ihnen vorläufig zu orientiren, da bei längerem Aufenthalt in Wien Ausflüge in und durch dieselben doch jedem zum Vergnügen Reisenden nahe liegen, möchte zweierlei anzurathen sein. Einmal ein Ueberblick von der Bastei, der mit einer Rundpromenade um das innere Wien auf derselben leicht verbunden werden kann, oder mit einer Rundreise zu Wagen in und durch alle Vorstädte. Die letztere wird sich dann am ersprießlichsten zeigen, wenn es gilt, die Sehenswürdigkeiten der Vorstädte aufzusuchen. Man vindicirt den Vorstädten über 7000 Häuser mit mehr als 305,000 Einwohnern; Stadt und Vorstadte zählen gegen 130 Paläste, und 56 Kirchen, Kapellen und Bethäuser, 21 Klöster. Nach confessionellen Unterschieden

wohnen in Wien außer der katholischen Bevölkerung etwa 9000 Lutheraner, 1000 Reformirte, 600 nicht unirte Griechen, 1600 Juden. Muhamedaner sind stets häufig in Wien anwesend.

Die Gegend um Wien ist paradiesisch schön; ein Kranz lieblicher Anhöhen, wie mächtiger Berge, darunter der Schneeberg sein fast immerdar beschneites Haupt emporhebt, bieten dem Blick nähere oder fernere pittoreske Ansichten, heitere Ruhepunkte. Die Gärten der Vorstädte, der k. k. Augarten, der Prater, der majestätische Strom mit seinen Inselauen, die Eisenbahnen mit ihren dampfsprühenden Locomotiven, mit ihren langen Wagenzügen und überall die wimmelnde, wogende Menge, alles von gut gewählten Standpunkten überschaut, gewähren eine ewigbewegte reizende Bilderfülle. Solcher Standpunkte für genußreichen Ueberblick sind viele.

Zunächst mag sich ein Fremder auf den Basteien ruhig ergeben; dort wird die Bastei am Kärntnerthor am meisten fesseln, und vor dem Auge ein Tableau entrollen, dem an Großartigkeit und landschaftlichen Zauber weder Paris noch London ähnliches an die Seite zu setzen haben. Ein, wenn auch nicht allumfassendes, doch schön eingerahmtes Fern-Bild der innern Stadt gewährt der Balkon eines Gemäldesaales im k. k. Belvedere am Rennwege. Am beliebtesten und belebtesten ist der Anblick des ganzen Wien von der Anhöhe, auf welcher die Spinnerin am Kreuz, jenes sagenumklungene, mittelalterliche Steinmonument, eine gothische Steinsäule mit mancherlei Bilderwerk, steht. Da ruht Wien malerisch hingegossen, wie eine Schöne auf schwellendem Rebenlaube, im Schooße seiner gesegneten Flur, die rings die Stadt umgrünt, und von den Bergen ragen Schlösser, Burgen und Klöster romantisch empor zum Himmel, der fast immer heiter auf das glückliche Wien niederlächelt. Auch vom Leopolds- und vom Kahlenberg giebt der Blick auf die gigantische Kaiserstadt ein großes Bild, nicht minder von den übrigen Höhen über Nußdorf, allein dort ist die Stadt schon fast zu fern, schon zu sehr duftumschleiert.

Den umfassendsten, unbegrenztesten Aussichtspunkt gewährt endlich unstreitig die hohe Steingallerie des Stephansthurmes. Hier liegt das innere Wien zu Füßen mit all seinem Schmuck, seinem grünen Gürtel und den weiten Gewändern seiner Vorstädte, hier schweift der Blick über alle Weiten, angezogen da und dort, und

doch raſtlos, wie ein Wandervogel, der ſich endlich in der Heimath wieder findet.

Die Luft in Wien iſt rein, für Viele zu rein; Staub iſt unvermeidlich in ſo großen Städten, daher auch hier läſtig, beides begünſtigt Lungenkrankheiten, die in Wien dominiren, außerdem wäre das Clima in und um Wien eins der glücklichſten und geſundeſten Deutſchlands, wenn es nicht, wegen der Gebirgsnähe, raſch veränderlichem Temperaturwechſel unterworfen wäre. Daher iſt Vorſicht in der Bekleidung dringend anzurathen. Daß das Sterblichkeitsverhältniß dabei ein zahlreiches, ſo daß der 26. ja 20. oder 19. Menſch ſtirbt, während für Paris und London nur der 24. angenommen wird, mag wohl ſeinen Grund nicht in dem Clima, ſondern in einiger Unmäßigkeit im Genuß, in der Tanzwuth und den Freuden der Venus und des Bachus haben, denen dort zahlreiche Opfer fallen.

Blicke in Wiens inneres Leben.

Vor allem dienen dem Reisenden, der Wien zum erstenmal betritt, manche Regeln zur Beobachtung, theils herkömmlicher, theils gesetzlich vorgeschriebener Formen. Wer sich ihnen fügt, kann lange Zeit in Wien frei, sorglos und glücklich leben, wenn sonst seine Mittel und seine Individualität ihn dazu befähigen.

Der Reisende, der die Grenzen des Kaiserstaates betritt, hat schon an diesen Gelegenheit, zu erfahren, was zu verzollen ist, was nicht, was überhaupt eingeführt resp. mitgebracht werden darf, und was nicht; doch ist es wohlgethan, im Bezug auf den Besuch der Residenz doppelte Rücksicht auf Gesetz und Brauch des Landes zu nehmen, das ihn eine Zeitlang gastlich aufnehmen, und ihm Schutz gewähren soll. Kostenfrei ein- und ausgeführt dürfen werden alle Effecten zum eigenen standesgemäßen Gebrauch, doch ist das mitgeführte treulich bei dem betreffenden Zollamte anzugeben, damit man die nöthigen Freibolleten in Empfang nehme. Ebenso müssen Gold, Kleinodien, Ringe, Uhren, Perlen u. dgl. an der Einfuhrstation angemeldet werden. Ausländischen oder ungarischen Rauch- und Schnupftabak nebst Cigarren dürfen zu eignem Gebrauch bis zu 5 Pfunden eingeführt werden, doch muß dafür Zoll und Licenzgebühr entrichtet werden. Diese beträgt freilich 2 Gulden 30 Kreuzer für 1 Pfund. Da man in Wien nebst den einheimischen auch fast alle Sorten fremde Tabake führt, so ist es in der That eine unnöthige Last, Vorräthe einzuführen, wobei wenig oder nichts an Geld gewonnen wird. Rohe und unverarbeitete Stoffe sind zollbar, ebenso auch Bücher, wahrscheinlich weil sie auch oft

nur unverarbeitete Stoffe ſind, zudem unterliegen ſie, nachdem ſie bei der Einfuhr obſignirt ſind, dem k. k. Centralbücher-Reviſionsamte, das dieſelben prüft, ob ſie erlaubt oder verboten ſind. Im erſten Falle werden ſie dem Reiſenden zurück gegeben, im letzteren aufgehoben, oder nöthigenfalls konfiscirt. Man thut daher wohl, ſich in der Auswahl der Reiſebibliothek auf unentbehrlichſtes und unverdächtiges zu beſchränken, zumal da man ſich in Wien bei nur einiger Bekanntſchaft alles intereſſante und wichtige im Gebiete literariſcher Erſcheinungen mit Leichtigkeit zugänglich machen kann. Offne Redlichkeit bei allen Angaben an den Zollſtellen iſt das beſte Mittel, ſchnell über alles Läſtige, das nun einmal unvermeidlich iſt, hinwegzukommen, während ſonſt, wo das Gegentheil Statt findet, vielfache Unannehmlichkeiten gleich den ſchönen Eindruck verdüſtern, den Wien außerdem auf jeden zum erſtenmal dort Ankommenden macht.

An der Linie hat jeder Reiſende dem Polizeiwachtpoſten ſeinen Paß einzuhändigen, gegen welchen er eine in deutſcher, italieniſcher und franzöſiſcher Sprache gedruckte Beſcheinigung erhält, aus welcher vornehmlich die Weiſung zu beachten iſt, ſich binnen 24 Stunden bei der k. k. Polizeiobercommiſſion (Fremdencommiſſion Spenglergaſſe Nro. 564.) zu melden. Zugleich wird es gut ſein, angeben zu können, wo man zu wohnen gedenke. Die aus den deutſchen Staaten kommenden Fremden kehren meiſt in der innern Stadt, oder in der heitern Leopoldsſtadt ein, in denen zahlreiche Gaſthöfe jeden Ranges befindlich ſind. Die Vorſtädte Landſtraße und Wieden bieten hauptſächlich der Einkehr der aus Ungarn und Italien kommenden Reiſenden ihre Hôtels.

Die mit Donau-Dampfſchiffen ankommenden Reiſenden geben ebenfalls ihre Päſſe an den betreffenden Linien ab, und erhalten ihr Gepäck nachgeſandt, was manche Unbequemlichkeit hat, denn alles und jedes Gepäck muß entweder ſogleich von dem an jeder Linie befindlichen Mauthamte unterſucht werden, oder der Reiſende kann verlangen, beſonders wenn des Gepäckes viel iſt, nach der k. k. Hauptmauth im Innern der Stadt begleitet zu werden. Die an der Landesgrenze bereits empfangenen Grenzbolletten ſchützen nicht gegen die nothwendige Durchſuchung, erleichtern dieſelbe aber, daher man darauf Acht zu geben hat, jene nicht zu verlieren. Beſteht das Gepäck in Waaren oder ſonſt in verzollbaren Artikeln, ſo un-

tersucht die Hauptmauth diese ohne Ausnahme. Sie befindet sich am Dominikanerplatz in der Nähe der Dominikanerbastei, nicht allzuweit vom Rothenthurmthor.

Hat der Reisende sich schuldigermaßen auf dem Bureau der Fremdencommission innerhalb 24 Stunden angemeldet (Inländer haben dieß im Paß- Conscriptions- und Anzeige-Amt der k. k. Polizei-Oberdirection zu thun); so erhalten dieselben, nachdem sie sich über Reisezweck, Aufenthaltsdauer und die nöthigen Mittel für ihren Unterhalt erklärt haben, einen Aufenthaltsschein für bestimmte Zeit, welcher nach Befinden verlängert werden kann. Der Paß bleibt in Verwahrung des betreffenden Bureaus bis zur Wiederabreise.

Sind diese Förmlichkeiten erledigt und ist das Quartier gewählt, so mag nun der Fremde sorglos seinen Geschäften in Wien nachgehen, doch bei dem Gewühl der größtentheils engen Straßen der innern Stadt sich in Acht nehmen, nicht überfahren zu werden. Entgegenkommende pflegen einander in der Regel links auszuweichen.

Tabakrauchen auf Straßen und Promenaden ist theils verboten, theils erlaubt. Verboten ist es auf den Brücken, in der Nähe öffentlicher Magazine, auf stark besuchten Promenaden, in der Nähe der Schildwachen; da nun unvermeidlich bald das eine, bald das andere dieser dem Rauchen entzogenen Gebiete betreten wird, so erweißt sich die Maaßregel nützlich, sich des Rauchens auf den Straßen lieber ganz zu enthalten.

In Gesellschaft herrscht in allen Kreisen Wiens ein heiterer zwangloser Ton ohne Förmlichkeit, doch keineswegs rücksichtslos. So ausgebildet das Titelwesen auch in Oesterreich ist, so wenig macht es sich lästig. Daß man hohe Staatsbeamte, und den höhern Adel rang- und standesgemäß titulirt, bedingt schon die Regel allgemeiner Bildung; das Prädicat Excellenz kommt nur den wirklichen geheimen Räthen ausschließlich zu, sie mögen nun geistliche, Hof-, Militair- oder Civilwürden bekleiden. Im Umgang ist es üblich, daß alle Gebildeten das Prädicat von empfangen, und daß auch Nichtadelige vom Stande mit Euer Gnaden angeredet werden. Es ist dieß eine Bequemlichkeitsmaßregel, welche viel unnützen Titelkram erspart, ohne daß ein Gewicht darauf zu legen ist. Man thut wohl, sich der Sitte zu fügen, und man macht sich lächerlich, wenn man kleinbürgerlich weitläufig die Ehre des

ven und Euer Gnaden abzuweisen sucht mit der Versicherung, daß man nicht von Adel sei. Der wirkliche Adel selbst, und keine deutsche Stadt umfaßt dessen soviel, wie das reiche Wien, fügt sich ungezwungen diesem Brauch. Es befinden sich dort, außer dem Kaiserhause in Wien gegen 20 Fürstenhäuser, jedes mit mehr als ½ Million jährlicher Renten, 70 gräfliche, jedes mit 70 bis 100,000 Gulden Einkünfte, eine Menge Freiherren mit 30,000 Gulden jährlich, ohne den übrigen Adel.

Ein Fremder, der es nicht aus besonderen Gründen vorzieht, bei längerer Aufenthaltsdauer in einem Gasthof zu leben, findet angenehme und bequeme Logis in Menge in Privathäusern der Stadt und Vorstädte, die sich unter der Benennung Monatszimmer ankündigen, und auf Monatsdauer, mit Kündigung in Mitte Monats, vermiethet werden, gegen Vorausbezahlung des Zinses, dessen Höhe der Einrichtung entspricht. Man kann Zimmer zu 5 bis 50 und mehr Gulden C. M. haben, und sich mit allen Comforts der Eleganz und des Luxus umgeben. Auch Familienwohnungen zu 2 bis 10 Zimmer, und mit allem Bedarf sind in Privathäusern zu miethen. Man thut wohl, die Heizung, wenn die Jahreszeit solche nöthig macht, einzubedingen.

Das Kleiderreinigen besorgen die Stiefelputzer, die Wäsche wird in der Regel, wie anderwärts auch, Stückweise bezahlt.

Oeffnen und Schließen des Hauses zur Nachtzeit besorgt der in jedem größern Hause seßhafte Hausmeister. 10 Uhr ist die Sperrstunde, später nach Hause Kommende zahlen für das Oeffnen eine Gebühr, etwa 6 Kreuzer.

Bei der Rückreise oder Weiterreise von Wien aus erhält der Fremde nach erfolgter Meldung bei der k. k. Polizeioberdirection seinen Paß visirt zurück, nebst einem drei Tage gültigen Passierschein, welcher dem an der Linie aufgestellten Polizeiposten einzuhändigen ist; es wäre denn, daß der Reisende mit Extra-Post führe. Verzögert sich durch Umstände die Reise über den Verlauf der drei Tage, so ist durchaus ein neuer Schein gegen Rückgabe des alten zu erbitten. Extrapostreisende erbitten diesen bei derselben Stelle als Passierschein auf Extrapostpferde. Dann kommt der Schein auf die k. k. geheime Hof- und Staatskanzlei, Ballplatz Nro. 19. welche gegen denselben einen Erlaubnißzettel zur Abreise mit Postpferden abgiebt, ohne den weder in der Residenz, noch im Umkreis

von sechs Poststationen Extrapostpferde angespannt werden dürfen. Dieser Extrapostzettel wandert nun in das k. k. Hofpost-Stallamt, neben der Hauptmauth Nro. 663, in welcher Pferde bestellt werden und das Rittgeld für die erste Station bezahlt wird. Wer ohne mit Extrapostpferden zu reisen auf der ersten Station solche nehmen will, giebt den Erlaubnißzettel blos auf dem Hofpost-Stallamte ab, und erhält nun einen Amtspaß, der auf der betreffenden Poststation abgegeben wird.

Zum Export in Wien erkaufter Waaren bedarf es im Betreff der Freibollete für dieselben der Auskunft der k. k. Hauptmauth. Auch werden Angelegenheiten dieser Art auf dem Bureau des Hrn. Brandt, Nro. 660, neben der Hauptmauth commissionarisch besorgt.

Obschon Wien jahraus jahrein von einer Unzahl Fremder, welche Geschäfte oder Vergnügen dahin führen, überfluthet ist, und alle europäischen Nationen dort stets nicht minder in zahlreichen Individuen repräsentirt sind, wie ein großer Theil der asiatischen, so vermischt dies doch nicht im Mindesten den Charakter der eingebornen Wiener, vielmehr bleiben diese sich gleich in allen schätzenswerthen Tugenden, wie in allen liebenswürdigen Schwächen. Unter den Tugenden stehen Gastlichkeit und Gastfreundschaft eben an, sie paaren sich mit der Erbtugend Gemüth, aus dem dem Wiener alle Quellen seines Frohsinns, seiner heitern unverwüstlichen Laune, sein unerschöpflicher Humor, seine Liebe zur Natur und ihren Reizen rinnen. Im treu deutschen Gemüth wurzelt des Wieners Patriotismus, die innigste Anhänglichkeit an das erlauchte Kaiserhaus, die warme Heimathliebe, die glühende Begeisterung für seine Stadt, sein Wienn, seine Welt und sein Glück. Kernhaft und tüchtig erfaßt das Wiener Volk das Leben, rasch und beweglich, praktisch und thatkräftig, abhold den Träumereien transcendentaler Speculation, an die Gegenwart sich haltend, auch im Unglück nicht verzagend, treu ausdauernd, gern und freudig hülfebereit, wo Hülfe nöthig. Wohl hängt dieses Volk an dem, was das Alter ihm heiligte, und liebt nicht das Aufdrängen und Eintauschen andrer Meinungen gegen die einmal mit Hingebung erfaßten und lieb gewonnenen. Lebenslust und Lebensfrohmuth spiegeln überall das Wiener Gemüth ab, sei es im Ballsaale, sei es an der vollen Tafel, sei es auf einer Lustpartie, im Theater oder sonst wo. Daher lebhafte Erregbarkeit für sinnliche Eindrücke,

Freude am Schönen, Schauluſt, Kunſtſinn, Geſchmack an den wechſelnden Formen der Mode, und in dieſen ſelbſt Tonangeben. Witz und Humor des Wieners ſind nie geſucht, forçirt oder auf Schrauben geſtellt, ſondern urſprüngliche, ächte, nicht Findelkinder ſeiner Laune, nicht immer ohne Stacheln, doch ohne Malice.

Früher mehr als jetzt traten eigenthümliche Charakterunterſchiede zwiſchen den Wien-Städtern und Vorſtädtern hervor, die in der Leopoldsvorſtadt namentlich den Typus altreichsbürgerlicher Tüchtigkeit bewahrten. Sie iſt dem Zuſtrom der Fremden am zugänglichſten, in ihr tritt Toleranz am freundlichſten auf, an ſie grenzen Prater und Augarten, dieſe Brennpunkte der Wiener Lebensluſt, während in entgegengeſetzter Richtung, in den Vorſtädten Lerchenfeld und Herrnals ſich die Spieß- und Kleinbürgerlichkeit der arbeitenden Klaſſe minder an dem raſchumtreibenden Rad des großſtädtiſchen Lebens abſchliff. Hier iſt der öſterreichiſche Dialekt am unverſtändlichſten, bei raſchem Sprechen ſelbſt dem eingebornen Wienſtädter. Außerdem hat der Wiener Dialekt, den Jeder und Jede ſpricht, vom Vornehmſten bis zum Geringſten — und warum ſollten ſie nicht ihr vaterländiſches Idiom reden — ungemein viel herziges und trauliches, oft auch burleskes, ſo daß er unwillkührlich zum Lachen reizt. Es enthält der Oeſterreicher Dialekt eine große Anzahl Idiotismen, er nahm viele italieniſche und einige franzöſiſche Worte auf, und iſt dem altbayriſchen verwandt. Auch Worte lateiniſcher Abſtammung werden ohne vorher italiſirt zu ſein, in das Geſpräch gemiſcht. Die Speiſezettel enthalten hunderte von Namen, die dem meiſten Norddeutſchen böhmiſche Dörfer ſind.

Wien gilt im Bezug auf gut eſſen und ſchön trinken als lebendiger Gegenſatz zum deutſchen Norden, wo die Mäßigkeit ihre Triumphe feiert und als unſichtbare Präſidentin an der Gaſttafel oben an ſitzt. Allein der Wiener ißt und trinkt nicht unmäßig, er ißt nur beſſer und trinkt nur ſchöner, das iſt der ganze Unterſchied. Das Leben iſt billiger, faſt jeder Bedarf iſt zugänglicher, und der allgemeine Bedarf läßt Beſchränkung in leiblichen Genüſſen nicht aufkommen.

Die politiſche Geſinnung des Wiener Volkes beſteht in einer reinen und unverfälſchten Vaterlands- und Heimathliebe, in der unerſchütterlichen Anhänglichkeit an das geliebte Kaiſerhaus, an das geliebte Wien, und ſo fühlt das Volk, weil es ſich mit Sorg-

falt überwacht und behütet sieht, keinen Drang, die Formen der Regierung, denen es vertraut, mit andern zu vertauschen. Uebelunterrichtete nur können Oesterreichs geistiges Leben stabil nennen; der größte See erscheint von Weitem gesehen, wie eine still ruhende Fläche, komme ihm näher, und du wirst das lebendig bewegte Wogen seiner Fluth gewahren. In den niedern Kreisen schirmt schon die angeborne Neugier, die Schaulust, die Liebe zu Gesang und Musik, die sich in weiter Ausdehnung zur Kennerschaft aufschwingt, vor Einseitigkeit und Versumpfung, thäte dies auch nicht die fort und fort sich erneuende Berührung mit der Fremde, die von allen Weltgegenden in Millionen Repräsentanten jeder Religion, jeder politischen Farbe, die Lebenselemente in immerwährender Bewegung erhält.

Wie die Musik im Volksleben allenthalben durchklingt, wie sie den Kultus verschönert und vergeistigt, wie sie in Concerten und Opern erfreut und Geschmack und Urtheil weiter bildet, so wirkt auch die Bühne, namentlich das Hofburgtheater würdig bildend und den guten Geschmack belebend. Was Wissenschaft und Literatur des Inlandes wie des Auslandes Tüchtiges und Gediegenes hervorbringen, findet in Wien allseitig gern Aufnahme und Anerkennung, und die Pflege edler Wissenschaften und Künste dort selbst einen Brennpunkt. Noch steht die Schöpferkraft des Genius in Achtung, und Wien gab Deutschland manche edle Dichternatur. Manche gehorchten dem stürmischen Drang, der die Gegenwart durchpulst; es litt sie nicht mehr unter irgend einer Beschränkung der geistigen Thätigkeit und Productivität und es zog sie zur Ferne; Andre blieben und das Ausland lauschte dennoch mit Entzücken den Sängerharfen, die aus der Kaiserstadt so voll und lebendig erklangen. Hoher Adel und hohe Geistlichkeit pflegen die Literatur nach jeder Richtung hin, und der reiche und intelligente Kaufmanns- Bürger- und Beamtenstand macht sich nicht minder das zugänglich, was persönlicher Vorliebe wünschenswerth erscheint, oder wichtige Fragen der Zeit berührt. Daher in den höhern Ständen auch eine edle Toleranz gegen die in religiöser Beziehung anders Denkenden und Glaubenden. Der Militairstand tritt weder anspruchvoll noch prunkliebend auf. Wien ist keine Stadt der Wachtparaden und Zapfenstreiche. Man wird wenig von der aus 12 bis 16,000 Mann bestehenden Besatzung gewahr.

Die Industrie hat in Wien eine ungemein hohe Kulturstufe

erlangt, von der das Ausland in zahlreichen Artikeln hinlängliche Kunde erhält. Wer kennt nicht Wiener Flügel, Wiener Uhren u. s. w.? Als Handelsstadt erster Größe umfaßt Wien über 6000 Groß- und Kleinhandlungen, welche in k. k. priviligirte, bürgerliche, griechische und tolerirte, israelitische und türkische zerfallen, selbst der Letzteren sind nahe an 100. Der größeren Manufakturen und Fabriken sind an 150, der Kommerzialgewerbe über 7800, der Polizeigewerbe 1100. Baumwollenwaaren, Seidenzeuge, Schwals, Lederwaaren, Metall- und Galanterie-Waaren aller Art, Schmuck, Perlmutterarbeiten, Uhrenfabrikation (290 Uhrmacher), Optiker, (die besten berühmtesten bei Plößl) Pianofortes und andere Musik-Instrumente, Sattlerwaaren, sind die wichtigsten und ausgebreitetsten Branchen der Wiener Industrie. Die Künste der Malerei und Plastik, soweit diese doch auch mit dem Erwerb sich widmen, und wiederum nicht ohne wichtigen Einfluß bleiben auf die höhere Ausbildung der technischen Gewerbe, erhalten in Wien Anregung und Nahrung durch die Akademie der bildenden Künste, in welcher Malerei und Bildhauerei, Kupferstich- und Musikalische Kunst, Architektur u. s. w. gelehrt werden. Wie im Oesterreichischen überhaupt, so vornehmlich in Wien, begegnet das Auge allenthalben meist guten, oft trefflich gemalten Bildern und Schildern an Häusern, Kaufmannsläden, Apotheken und sonstigen Gewölben. Man sieht, wie dort die Kunst der Vermittlung mit dem Leben zustrebt, und es nicht verschmäht, sich in permanentester Ausstellung dem Auge des Publikums täglich zu zeigen, wie früher auch in den Niederlanden so häufig Sitte war, daß die Sprache Hollands noch kein anderes Wort für Maler hat, als Schilderer, ein Mann, der öffentliche Schilder an Häuser und Läden malt. Von der nicht immer geringen, doch meist gering geachteten Stufe der Kunstausübung für solche Zwecke absehend, ist nicht zu verkennen, daß Wien viele hervorragende Talente aufzuzeigen hat, die sich im historischen Gebiet, im Genre, im Fach der Landschaft- und Portraitmalerei auszeichnen. Das erste fördern zumal die vielen Malereien für Kirchen und Kapellen, obschon dadurch nur eine besondere Richtung der Historienmalerei bedingt wird. Gleichwohl hat Wien keine Malerschule, jeder strebt für sich, und übt sein Talent auf gutes Glück und nach eigner Vorliebe aus.

Dem Handel und der Industrie Wiens hochförderlich erzeigt

ſich die k. k. Nationalbank, ſeit 1816 auf Aktien gegründet; ihre Bedeutung mag daraus erhellen, daß ſie außer dem Gouverneur, und deſſen Stellvertreter, den 12 Direktoren und den 100 Ausſchußmitgliedern aus den Actionären, ein Beamtenperſonal von 88 Perſonen und 40 Hausdienſtleuten beſchäftigt. Sie ſtellt Banknoten auf den Inhaber aus, welche ſtets cedirt werden können und geſetzlich anerkannt ſind, auch in allen öffentlichen Kaſſen gleich der Conventionsmünze nach ihrem Inhalt angenommen werden, und leiſtet Darleben auf Realitäten und Staatspapiere, wie auf Gold- und Silber-Geräthe.

Dann die k. k. öffentliche Börſe, Weihburggaſſe Nro. 43. ſeit 1771 unter Direction der Landesregierung beſtehend; ſie wird täglich, außer Sonn- und Feſttagen, von 11 bis 1 Uhr für das betreffende Publikum geöffnet. Eine große Anzahl Börſen-Senſale beſorgen die Geſchäfte.

Der Großhandlungs- Banquier- und Wechslerhäuſer zählt Wien gegen 90; ein Gremium derſelben, durch Kaiſerin Maria Thereſia 1774 patentiſirt, erfreut ſich beſonderer Gerechtſame; Israeliten ſind nicht ausgeſchloſſen. Dieſes Großhandlungs-Gremium hat ſein Geſchäftsbüreau auf der Freiung, Eck der Trieſaltſtraße Nro. 102.

Der kaufmänniſche Verein hat außer der Form einer Reſſource mit deren geſelligen Annehmlichkeiten doch auch den Zweck, Geſchäftsangelegenheiten zu verhandeln; eine Sonntagsſchule für Handlungsbefliſſene beſteht ſeit 1840.

Obſchon Wien eine Handelsſtadt von hoher Bedeutung iſt, hat es doch keine eigentlichen Meſſen, ſondern nur 2 Hauptmärkte im Frühling und Herbſt, die nicht von Wichtigkeit ſind. Das kommt daher, weil die Kaiſerſtadt Jahr aus Jahr ein ein Weltmarkt iſt, weil man dort den Kaufleuten des Orients, die man nur auf den Leipziger und Frankfurter Meſſen ſieht, in Wien täglich begegnet und der Verkehr, durch die Donauſchifffahrt gehoben, der lebendigſte iſt. Kleinere Märkte ſind die einiger Vorſtädte, von denen jener der Leopoldſtadt 14 Tage dauert.

Den Geldverkehr betreffend, ſo curſiren in Wien außer den baaren und auswärtigen Staatspapieren noch zahlreiche einheimiſche. Von dieſen ſind die bekannteſten: Staatsſchuldverſchreibungen von 1836 zu 100, 500, 1000, 5000 bis 10,000 fl. mit 5 % in

C. M. und mit Coupons auf den Inhaber lautend. Andere von 1828 und 1830 in gleicher Höhe zu 4 %, noch andere von 1835 nur bis 5000 fl. mit 3 %; von 1815 auch bis 5000 fl. zu 2½ %, außer dieſen noch Tyroler Städte-Obligationen, Wiener Stadt-Banko- allgemeine und ungariſche Hofkammer-Kriegsdarleben und andere Obligationen, von denen alljährlich bis zur Tilgung ein Theil mit zum Theil ſehr hohen Gewinnen zur Verloosung kommt.

Der Münzfuß iſt, wie faſt in ganz Oeſterreich mit Ausnahme des Salzburgiſchen, und einiger Theile Tyrols, wo der 21 Guldenfuß üblich, der 20 Guldenfuß, oder Conventionsfuß, nach dem 1 Gulden 1 Gulden und 12 Kr. rheiniſch, oder ehemalige Reichswährung, und 1 Zwanzigerſtück 24 Kreuzer gilt. Von gleicher permanenter Geltung ſind die öſterreichiſchen Banknoten, von minderer aber die allmählich dem Verkehr entſchwindenden Scheine, (Einlöſungs- oder Anticipationsſcheine, Wiener Währung,) von denen 1 Guldenſchein nur 24 Kreuzer gilt, mithin 10 fl. Scheine erſt 4 fl. C. M. ſind. Man findet ſich bald in dieſe Rechnung, hat ſich aber nur vorzuſehen, daß man nicht Scheine für Banknoten oder umgekehrt einnimmt und ausgiebt. Von Banknoten giebt es keine unter 5 fl. und die höchſte beträgt 1000 fl. Gold, das in Menge curſirt, hat nur zum Theil feſten Cours, gewöhnlich wird ein Agio gegeben. Das curſirende Silbergeld beſteht meiſtens aus Kronen- und Speciesthalern, C. Guldenſtücken, Zwanzigern und mehrern kleinern Stücken, nebſt den Silbermünzen des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs. Von Kupfermünzen kurſiren nur noch die alten 30 und 15 kr.-Stücke Bankozettel, welche 6 resp. 3 kr. gelten, auch Conventions- und ſonſtige Kreuzer. Franzöſiſche und italieniſche 40, resp. 20 Frankſtücke, venetianer Zechinen, bayeriſche Kronenthaler, ſpaniſche Colonati und Mailänder Scudi ſieht man häufig, nicht minder die Münzen anderer europäiſcher Länder, ſowie türkiſche. Sie laſſen ſich alle auf den Conventionsfuß reduciren- und es iſt kein Mangel an Gelegenheit, ſie ohne Verluſt umzuſetzen. Am Stephansplatz iſt die Wechſelſtube der Großhändler Zimmer und Comp. zur Goldmünze befindlich, und andere ſind in den übrigen Stadttheilen leicht zu erfragen.

Daß es in einer ſo volkwimmelnden Stadt, wie Wien, nicht an allen möglichen Bequemlichkeitsgelegenheiten für Koſt und Logis

mangeln kann, liegt auf der Hand. Aeußerst zahlreich sind die Gasthäuser und Einkehrwirthschaften in Stadt und Vorstädten, und nur wenigen der Letzteren ermangeln solche, wie schon oben erwähnt wurde. Unter die vornehmsten der Stadt zählen die Hotels und Gasthäuser: Zur Kaiserin von Oesterreich, Weihburggasse, Nro. 906. Zum Erzherzog Carl, Kärnthnerstraße Nr. 968, zum Schwan, neuer Markt, Nr. 1044. Zum römischen Kaiser, Freiung, Nro. 138 u. s. w. Die Leopoldstadt hat über 11 gute und frequente Gasthöfe, in der Jägerzeile ist das schwarze Thor namhaft zu machen; die Vorstadt Landstraße zählt deren über 10. Man logirt in allen je nach eigenen Mitteln und der Frequenz des Gasthauses gut und billig, wie es sich denn überhaupt zu Wien billiger lebt, als in vielen andern Städten Deutschlands. Der Bequemlichkeit, Monatszimmer in Privathäusern nach Geschmack und Gefallen ausmöblirt zu erhalten, wurde schon gedacht. Speiseanstalten auch außer den Gasthöfen, die nur Tagesgäste setzen, keine Nachteinkehr gewähren dürfen, gibt es in Menge. Man ißt und trinkt dort nach der Karte (Tarif.) Große Tables d'Hôte finden in denselben jedoch nur mit Ausnahmen Statt. Kaffeehäuser zählt die innere Stadt über 30, die äußere über 60; davon auf dem Wasserglacis das angenehmste und besuchteste; prachtvoll ist das neue Kaffeehaus von Motél am Josephstädter Glacis. In der Jägerzeile und an der Ferdinandsbrücke reiht sich Kaffeehaus an Kaffeehaus, wo namentlich die orientalische Bevölkerung Wiens den Reiz der arabischen Bohnen aufsucht. Da sitzen in ihren bunten oft kleidsamen Trachten Juden und Griechen, Serben und Neizen, Armenier und Türken, mit ihren langen Pfeifen von Weichselrohr mit Bernsteinspitzen behaglich schmauchend; dort zieht das Leben der Hauptstadt im ununterbrochenen Drängen vorbei, dort rollen zum Pratercorso die eleganten Equipagen vorüber.

Bierhäuser ausschließlicher Art giebt es wenige. Die früher bestanden habenden etablirten fast alle zugleich auch Wein- und Speisewirthschaften. Es sind dieser über 500 in Stadt und Vorstädten. Nur die Bierhalle vor der Mariahilfer Linie und die Bierquelle in Hernals behaupten sich als Bierburgen im Münchner Sinne, und als Volkshimmel, in welchen die beliebten Wurstel mit Kreen nicht mangeln dürfen. Dennoch, trotz des nicht schlechten und billig zu habenden Weines, trotz der wenig eigentlichen Bier-

häuser ist die Bierconsumtion ungemein erheblich, und es wird viel aus Bayern und Böhmen eingeführt. Man trinkt jährlich eine Million Eimer Bier in Wien, Wein nur 237 bis 238,000 Eimer. Ausschließliche Weinhandlungen, mit Darreichung kalter Speisen gibt es mehrere. Oft sind mit ihnen Italienerwaarenhandlungen mit Austern und sonstigen Seeproducten verbunden. Von ihnen unterschieden sind die Weinkeller, gegen 60 an der Zahl, meist Vergnügungslokale der untern Volksklassen, deren größtes der Annakeller oder das Elisium ist. Man speculirt durch allerlei Anlockungen und Anstalten, z. B. eine Reise durch 4 Welttheile, durch Feengrotten u. dgl. auf zahlreiche Losung, und es lassen sich in diesen Localen recht interessante Beobachtungen über das eigentliche Volkstreiben Wiens mit allen seinen Eigenthümlichkeiten anstellen.

Conditoreien und Zuckerbäckerläden sind häufig, viele liefern erlesene Genüsse; die wichtigste ist die Dehorsche am Michaelerplatz neben der Hofburg mit eleganten Lokalen für Gäste. Zwei Eisbuden auf dem Graben liefern ausschließlich Gefrorenes von besonderer Güte und gewähren das Angenehme, im Freien sitzend auf dem schönsten Platze Wiens die schöne Welt promeniren zu sehen. Den Conditoreien zuzugesellen sind auch die sogenannten Mandoletti-Läden, in denen Kunstbäckereien, Liqueure und andere Erfrischungen verabfolgt und welche, namentlich zur Winterszeit, auch von Damen besucht werden. Auch für Mineralwassertrinker ist an verschiedenen Orten gesorgt, und eine besondere Anstalt für dieselben besteht auf dem Glacis vorm Karolinerthor, die mit Anlagen, Promenaden, ein Caffehaus und Musik für das Vergnügen und den Comfort ihrer Gäste sorgt.

Bevor wir zu den Anstalten übergehen, welche das innere Leben der Kaiserstadt überwachen, schirmen, regeln und den Verkehr fördern, sei noch derer erwähnt, welche zunächst die geistigen, literarischen und artistischen Interessen der Gesellschaft vom merkantilen Standpunkte aus beleben. Der Buch- und Antiquarbuchhandel Wiens ist bedeutend, und bildet eine kaufmännische Gesammtheit, die ihre Rechte von zwei Vorstehern vertreten läßt. Man zählt 50 Firmen und einige k. k. Verschleiße, einen für Schulbücher, der andere für den Umtrieb der Aerarialbuchdruckerei. Die übrigen Buchdrucker, über 20, dürfen ihre Druckerzeugnisse in eig-

nen Verschleißgewölben verkaufen, erlangen damit aber noch nicht das Recht, dem Buchhändlergremium anzugehören, oder sich Verlagsbuchhändler nennen zu dürfen. Steindruckereien bestehen 16, von denen viele mit dem eigenen Geschäft ansehnlichen Kunsthandel verbinden, und auch auswärtige Messen, wie z. B. die Firma Trentsensky, bereisen. Anderer Kunst-Handlungen, auch für alte Stiche und Schnitte, so wie Gemälde in Verbindung mit einem Antiquargeschäft sind 10, Kunst- und Musikalienhandlungen en gros nur drei, daß aber der Musikalienhandel in dem Musik liebenden Wien kein unbedeutender ist, begreift sich. Selbst eine Musikinstrumenten-Leihanstalt ist vorhanden, die sogar mit Orgeln den Bedarf zu versehen im Stande ist. Der Leihbibliotheken sind für die große Stadt verhältnißmäßig sehr wenig, öffentliche jetzt nur zwei, davon eine ausschließlich der katholisch-theologischen Literatur gewidmet ist. Dennoch wird in Wien viel gelesen. Das Journalwesen Wiens steht auf ziemlich hoher Stufe; mehrere in Wien erscheinende Zeitschriften sind im Ausland beliebt und geachtet, andere sind es nicht, oder theilweise wenig und gar nicht bekannt, ein Beweiß, daß sie nicht geliebt sind, wenn sie auch sonst achtungswerth erschienen.

Von den politischen Blättern ist die Wiener Zeitung, als officielle, am meisten verbreitet. Die wissenschaftlichen Journale documentiren allzumal ein tüchtiges Streben und Weiterschreiten; die Jahrbücher der Literatur erfreuen sich auch im Auslande großer Anerkennung ihrer Gediegenheit, und in den übrigen sind die Doctrinen der Naturgeschichte und Physik, Medicin, Astronomie, Architectur, Technologie, Oekonomie, Jurisprudenz, Militairwissenschaft und Theologie vertreten. Die Belletristik zeigt unter den auch im Ausland beliebten Blättern die Wiener allgemeine Theaterzeitung von Bäuerle, den Humorist von Saphir, die Wiener Musikzeitung von Schmidt und die Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode von Witthaur redigirt, auf.

Man spricht in Wien allgemein deutsch, und namentlich ehren der Kaiser und die hohen Familien des Erzhauses die deutsche Sprache so hoch, daß sie dieselbe seiner ausländischen nachstellen. Adel und vornehmer Mittelstand huldigen zum Theil noch dem veralteten Mißbrauch der französischen Zunge, die auch noch die diplomatischen Kreise ausschließlich beherrscht. Italienisch und englisch

wird da und dort gesprochen, wo Vorliebe oder Unkunde des Deutschen bei Fremden dazu hinlenken.

Die Staatsreligion ist die römisch-katholische. Ein Fürst-Erzbischof mit einem Metropolitankapitel hat seinen Sitz in Wien. Die übrige hohe Geistlichkeit besteht in einem General-Vicar des Fürst-Erzbischofs und den beiden Suffraganen desselben, den Bischöfen von St. Pölten und Linz im Domkapitel von St. Stephan, das aus Dompropst,- Dechant,- Custos,- Kantor,- und -Scholaster, nebst wirklichen und Titular-Domherren gebildet wird. Die Stadt hat mit den Vorstädten 29 Pfarreien, 12 Mönche- und 5 Nonnenklöster.

Den Hofstaat Sr. Majestät des Kaisers bilden die 4 obersten Hofämter, 5 Garden, die sämmtlichen Ritterorden, die ordentlichen geheimen Räthe und wirklichen k. k. Kämmerer und der äußere Hofstaat der k. k. Truchsesse nebst den Edelknaben. Den 4 obersten Hofämtern ressortirt alles, was irgend zum Hofe in einer Beziehung steht. Die weltlichen Ritterorden des Kaiserstaates sind: der Orden des goldenen Vließes, seit 1430, der militärische Maria Theresen Orden seit 1757; der königl. ung. St. Stephansorden, seit 1764; der österreich. kais. Leopoldsorden, seit 1808, der öster. kais. Orden der eisernen Krone, seit 1816, von welchen allen der regierende Kaiser Großmeister ist. Die weiblichen weltlichen Ritterorden sind die Elisabeth-Theresianische Militair-Stiftung, seit 1771, und der Sternburg-Orden seit 1668 resp. 1688. Geistliche Ritter-Orden sind der deutsche Orden, an dessen Spitze jederzeit ein Erzherzog als Großmeister stehen muß. Der Johanniter- oder Malteser-Orden, der ritterliche Kreuzherrenorden vom rothen Stern, der aber den Sitz seines Generals und Großmeisters in Prag hat. Für Civil- und Militairverdienste bestehen 6 verschiedene Ehrenkreuze und Medaillen.

Die Garden sind: k. k. erste Arcieren Leibgarde, nur aus gedienten Officieren bestehend; die k. ungarische adelige Leibgarde, seit 1764, aus jungen Edelleuten bestehend, die zu fernerer Ausbildung ihre Studien machen. Die k. lombardisch-venetianisch adelige Leibgarde, seit 1819; aus jungen italienischen Edelleuten bestehend. Die k. k. Trabanten-Leibgarde, seit 1767, aus gedienten und verdienten Unterofficieren der Armee, sie bezieht die äußern Wachtposten der k. Burg; die deut-

ſche und ungariſche Leibgarde hat die Wache im Vorzimmer des Kaiſers. Den innern Dienſt in Gängen und Gallerien der k. Burg verſieht die k. k. Hofburgwache, welche auch auf den k. k. Luſtſchlöſſern Schönbrunn und Laxenburg für gleichen Zweck fungirt.

Den Hofſtaat Ihrer Majeſtät der Kaiſerin bilden Oberſthofmeiſter und Oberſthofmeiſterin, die Palaſtdamen, 37 Fürſtinnen, die Sternkreuzordensdamen, die Frauen und Wittwen der wirklich Geh. Räthe und 2 Hofdamen.

Die höchſten Inſtanzen ſind: 1. k. k. Staats-Conferenz unterm allerhöchſten Präſidio im Rathſaal der k. k. Burg. 2. Das geheime Kabinet des Kaiſers. 3. Der k. k. Staats- und Conferenzrath. 4. Die k. k. geheime Haus-Hof- und Staatskanzlei. Dieſe iſt nicht mit der unter den Hofſtellen voranſtehenden k. k. vereinten Hofkanzlei zu verwechſeln, welche vorzugsweiſe für die Leitung der politiſchen Geſchäfte der k. k. Erblande organiſirt iſt. Ihr reſſortirt auch das Konſiſtorium des proteſtantiſchen und reformirten Kultus. Dann folgt 2. die k. ungariſche Hofkanzlei, 3. die k. ſiebenbürgiſche. 4. Die k. k. oberſte Juſtizſtelle als oberſte Inſtanz für die Juſtizangelegenheiten mehrer Provinzen; neben ihr beſteht eine Hofkommiſſion im Juſtizgeſetzſachen, und unter ihr das Appellations- und Kriminalobergericht für Oeſterreich ob und unter der Ens, dem wieder verſchiedene Stadt- und Landrechte und Gerichte untergeordnet ſind. 7. die k. k. oberſte Polizei- und Cenſur-Hofſtelle hat die Bücher-Cenſur-Angelegenheiten zu überwachen. 8. der Hofkriegsrath hat die Oberleitung über das geſammte Militair- und Kriegsweſen. 9. Das k. k. General-Rechnungs-Direktorium überwacht den geſammten Staatsaufwand, und 10. die k. k. Studienhofkommiſſion das geſammte Studien- und Unterrichtsweſen.

Politiſche Landesſtellen und Behörden ſind die k. k. Landesregierung unter der Ens für die politiſche Adminiſtration der betreffenden Provinz; die Polizei-Oberdirektion, unter welcher die Polizeidirektion und die Militairpolizeiwache (600 Mann zu Fuß, 30 Mann zu Pferd) ſtehen. Die innere Stadt zerfällt nach ihren 4 Vierteln in eben ſo viele Polizeibezirke, die Vorſtädte in 8, nehmlich Leopoldſtadt, Landſtraße, Wieden, Mariahilf, St. Ulrich, Joſephſtadt, Alſer Vorſtadt und Roſſau. Die

im Ausland früher verrufene und von Ausländern gefürchtete sogenannte geheime Polizei wird von Einheimischen für eine lächerliche Chimaire erklärt, und mag es wohl auch sein. Das nutzlose Raisonniren und Schwadroniren über einmal bestehende Staatseinrichtungen weder Bildung verräth noch irgendwo geduldet zu werden braucht, liegt auf der Hand. Der Mann von ächter Bildung wird nirgend in Wien das Gespenst der geheimen Polizei erblicken. Die freisinnige Aeußerung liegt auch dort nicht in Stricken und Banden, wenn man auch klug und vernünftig Zeit und Ort und das est modus in rebus beachtet.

Die niederösterreichische Landschaft, aus 4 Ständen bestehend: Prälaten, Herren von hohem Adel, niederösterreichische Ritterschaft und die Städte — bildet gleichsam eine Stelle, welcher mehrere Steuer-Commissionen untergeordnet sind.

Der Wiener-Stadt-Magistrat theilt sich in mehrere Senate, für die politisch-ökonomische, bürgerlich-juridische und criminal-juridische Verwaltung des städtischen Wesens. Eine Menge Aemter und Anstalten, welche darauf Bezug haben, stehen unter ihm. Darunter sind besonders aufzuführen das Unterkammeramt für die Straßenreinigung, welche täglich mit großer Sorgfalt vorgenommen wird; für das Straßenpflaster, welches, gut gehalten und dauerhaft in der ganzen innern Stadt und einem Theil der Außenstädte aus festen, schwarzgrauen Gestein, in Vierecke gebauen, besteht; für Beleuchtung, zur Zeit noch täglich mit 4000 Laternen, außer denen des Glacis, welche auf das Zeichen mit einem Glöckchen entzündet werden, und wobei rühmlicher Weise nicht deßhalb, weil Mondschein im Kalender steht, wobei es stockfinster sein kann, die Beleuchtung, wie in so vielen andern Städten, unterbleibt. Auch die trefflichen Feuerlöschanstalten Wiens stehen unter diesem Unterkammeramte. Der Magistrat hat das Recht, Personen, welche sich um die Stadt Wien besonders verdient machen, mit einer goldenen Medaille, St. Salvator-Denkmünze, ehren zu können.

Eine große Anzahl Gesandte, Botschafter, Ministerresidenten, Geschäftsträger und Consuln auswärtiger Staaten sind am k. k. Hofe accreditirt. Außer den sämmtlichen deutschen Bundesstaaten und der Freistadt Hamburg haben noch Belgien, Dänemark, Frankreich, Großbritanien, die Niederlande, Preußen, Rußland,

Polen, Sardinien, Schweden und Norwegen, die Schweiz, Rom, beide Sicilien, Lucca, Toscana, die Türkei, und von außereuropäischen Staaten Brasilien und die nordamerikanischen Freistaaten Gesandtschaften zu Wien. Auch der Johanniter-Orden ist durch einen Botschafter vertreten. Die Hôtels und Wohnungen der Gesandten sind, wie überhaupt jede gewünschte ähnliche Auskunft im Anfrage- und Auskunfts-Comptoir, Freiung, Nr. 137 gegen eine billige Vergütung zu erhalten; außer diesen zählt Wien noch gegen 20 ähnliche Bureaus und Privat-Geschäfts-Canzleien, die sich theils dem Allgemeinen, theils besondern Aus- und Unterkunftsbranchen widmen, z. B. den Angelegenheiten der Personen vom Theater, der Musiker u. s. w.

Die militairische Besatzung Wiens besteht außer den k. k. Garden aus 2 Infanterie-Regimentern, in 6 Garnisonbataillons, 1 Bataillon Grenadiere und 8 Divisionen Cavallerie, theils wechselnd, theils permanent. In der innern Stadt befinden sich 4 Kasernen, 2 für Artillerie, 1 für Infanterie und 1 für die Militairpolizeiwache. Die Vorstädte haben 15 Kasernen und ein Transportsammelhaus.

Anstalten zur Förderung des Verkehrs sind äußerst zahlreich, wie die Nothwendigkeit bedingt.

Das Stadtpost-Oberamt, Wollzeile, Nr. 867, entsendet täglich 5 mal Karriolwägen nach den 5 Filialpostämtern in den Vorstädten. Außerdem bestehen in der Stadt 15 und in den Vorstädten 50 Briefsammlungen. Sowohl im Stadtpost Oberamte, wie in den Filialpostämtern können Briefe, Gelder und Packete für das In- und Ausland aufgegeben, erlaubte Journale des In- und Auslandes bezogen, und Plätze für Eil- und Personenwägen bestellt werden. In demselben Lokale befindet sich die k. k. Briefpost zur Annahme von Briefen in das In- und Ausland. Die Portoermäßigungen in den k. k. österreichischen Landen sind für alle Betheiligten eine große Wohlthat. Das Briefpost-Abgabe-Departement in demselben Gebäude, offen Vormittags von 10 — 1 Uhr, Nachmittags von 3 — 4½ Uhr giebt diejenigen Briefe aus, welche von den Adressaten selbst abgeholt werden. Alle übrigen entsendet die Stadtpost nach den verschiedenen Stadttheilen. Es gehen und kommen täglich Briefposten nach und von jeder Richtung. Die k. k. Fahrpost hält ihre Bureaus

von Morgens 9 — 12 und von Nachmittags 3 — 6 Uhr für Einschreibungen wie für Annahme von Geldern und Packeten offen, doch müssen letztere, wenn sie unter 3 Pfund wiegen, vor 4½ Uhr aufgegeben werden. Dabei ist nöthig, daß mit Gold, Silber oder Papiergeld beschwerte Briefe offen aufgegeben werden, mit genauer Werthangabe auf der Adresse, wo dann der Brief mit dem Petschaft des Aufgebers und dem Postsiegel verschlossen wird. Beträge von Silbergeld über 20 fl. sind in Leinwand, Kisten oder Fäßchen, je nach der Größe der Summe, aufzugeben. Die Eilpostexpedition fördert in 4 sitzigen Personen Eilwagen die Reisenden meist unbedingt. Separat-Eilwagen, welche auf Verlangen jederzeit gestellt werden, unterscheiden sich von den Extraposten in andern Ländern durch die lästige Form, daß sie einige Tage vorher bestellt werden müssen, und daß für die vierssitzigen Wägen volle Gebühr für 4 Plätze erhoben wird, mögen letztere voll besetzt sein oder nicht. Die Eilpostwagenexpedition ist auf dem Dominicanerplatz Nr. 666, wo auch Anmeldungen zu Extrapostouren innerhalb fast des ganzen Kaiserstaates gemacht werden können. Die k. k. Postmeister haben auch eine periodische Fahranstalt zwischen Wien und Prag über Iglau etablirt, welche mittelst einem 8 sitzigen bequemeren Wagen bei Tag und Nacht eilpostmäßig befördert. Die Fahrten gehen von Wien, wie von Prag regelmäßig 7 Uhr Morgens ab, und die Person zahlt nur 14 kr. C. pr. Meile. Man meldet sich Leopoldstadt, Taborstraße weißes Roß Nr. 321.

Die Eisenbahnen, immer mehr nach jeder Richtung hin sich ausdehnend, zeigen recht anschaulich, wie man in Oesterreich in keiner nützlichen Einrichtung zurückbleibt. Die k. k. privilegirte Kaiser-Ferdinands-Nordbahn hat ihren Bahnhof zur Linken der ersten Praterallee, zu welchem besondere Gesellschaftswägen vom Stephansplatze aus die Reisenden bringen. Ihr Actienplan datirt von 1836, und wurde vom Hause Salomon Rothschild erfaßt, das ein 50jähriges Privilegium für die Unternehmung unter günstigen Bedingungen erwarb. Die Bahn soll sich von Wien bis Bochnia mit verschiedenen Nebenbahnen erstrecken, und wird bereits bis Brünn, 20 Meilen, mit Dampfwagen befahren. Jedes Jahr erwachsen neue Seitenbahnen. Die Fahrt von Wien bis Brünn, 20 Meilen, dauert nur 4 bis 5 Stunden. Das Aufnahm-Bureau der Nordbahn befindet sich am Bauernmarkte im Bellegard-

hofe Nr. 382. Der Personen-Train geht im Sommer jeden Morgen um 6 Uhr ab; Frachtstücke, die mit den Frachten-Trains gehen, sind im Speditionsbureau, Stadt Lugek, Fetzerlhof Nr. 768 aufzugeben, oder anzumelden, daß sie vom Hause dorthin abgeholt werden. Die Fahrpreise betragen in den drei Klassen auf den Personen-Trains 24, 15, 10 C. Kreuzer pro Meile, auf den Lastrains 10 und 6 Kreuzer. Wer nach Ungarn zu reisen gedenkt, hat sich, so wie seine Tour sich über Gänserndorf hinaus erstreckt, einen Passirschein zu verschaffen, den die betreffende Bezirks-Direction, so fern derselbe nur auf einige Tage lauten soll, stempelfrei abgiebt.

Die Wien-Raaber-Eisenbahn, zu deren Bahnhof außerhalb der Favoritenlinie hinter dem k. k. Belvedere, aus verschiedenen Stadttheilen Gesellschaftswägen Personen für 6 kr. C. befördern, ist eine Unternehmung des Freiherrn von Sina. Sie wurde 1839 begonnen und nach dem sie bis Wiener Neustadt (3 Meilen) vollendet war, am 20. Juni 1841 feierlich eröffnet. Sie berührt viele der anmuthigsten Orte in der Nähe Wiens, darunter auch das reizende Baden, und hat bis W. Neustadt 14 Aufnahmestationen. Die Bahn hat doppelte Geleise, und Abfahrtstunden sind täglich um 7, 8, 9, 10, 11, 12, 2½, 4½, 4¾, 5, 5¾ Uhr. Bis W. Neustadt zahlt man nach den 3 Klassen 1 fl. 18 kr., 40 kr., 24 kr. und hat Gepäcke bis zu 20 Pfund, so fern diese sich unter den Sitz bringen lassen, frei.

Reisegelegenheiten allein oder mit Andern sind durch Landkutschen und Stellwägen immer geboten. Man darf nur in dem genannten weißen Roß, im schwarzen Adler, goldnen Lamm, goldnen Brunnen, goldnen Löwen ꝛc. nachfragen, und wird sich über Preis und Abfahrt leicht verständigen. Mehrere Eigenthümer machen sich's zum Geschäft, Reisende und Güter innerhalb und außerhalb des Kaiserstaates auf weite Strecken, z. B. bis München, Straßburg, Paris, Triest, Venedig, Mailand, Rom, Neapel, Preßburg, Pest ꝛc. in eigenen Wägen zu befördern.

Dem Bedarf für kurze Touren in und außerhalb Wien und die nächste Umgebung ist durch zahlreiche Fiaker und andere Fuhrwerke entsprochen. Die Wagenzahl der erstern beträgt, obgleich 700 Nummern existiren, doch nur gegen 660. Sie sind an bestimmten Plätzen aufgestellt, stehen unter Aufsicht und Controlle der Polizei-Oberdirection, haben aber keine feste Fahrtaxe, daher man mit ihnen

accordiren muß, was meiſt auf Stunden geſchieht. Eine Einzelfahrt in der Stadt wird in der Regel mit 36 — 48 kr. bezahlt, nach Stunden für eine 40 — 48 kr. In die Vorſtädte und Umgebungen erhöht ſich natürlich die Preisbeſtimmung und ein ganzer Tag koſtet je nach Umſtänden, als Perſonenzahl, Weg, Wetter, Entfernung 5 — 10 fl. C. M. wobei man noch die Linien- und Wegemauthgelder zahlen muß. Für anſtändiger gelten, weil ſie noch theuerer ſind, die Stadtlohnwagen, deren Anzahl an 300 reicht. Man kann dieſelben für längere Zeit und für größere Reiſen miethen und alles Nöthige vorher bedingen. Ein einziges dieſer Stadtlohnwagen-Etabliſſements, Gebrüder Jantſchky am Judenplatz, Nr. 401 hält 100 Paar Pferde. Die Landkutſcher, etwas tiefer im Range, übernehmen nahe Touren wie weitere Reiſen, zum Preis von 5 fl. per Tag und 30 kr. Trinkgeld. Die Geſellſchaftswägen machen tägliche Omnibusfahrten zu beſtimmten Stunden und zu feſten Preiſen in die Umgegend, und zu den beſuchteſten Orten, im Sommer ſogar von halber Stunde zu halber Stunde. So auch die freilich minder eleganten Stellwägen oder Stellfuhren, welche nur mit Sitzen verſehene Leiterwägen ſind, ſie ſind ſehr billig und erſtrecken ihre Touren auch zu minder beſuchten und zu entlegneren Orten. Ihre Zahl überſteigt Drittehalbhundert. Die Zeiſelwägen ſind niedliche volksthümliche Kärnchen, wie ſie hauptſächlich in Steiermark üblich ſind, ein- oder zweiſpännig, mit einem Segeltuch überſpannt, höchſt billig, an der Zahl gegen 1200, und richten ihren Cours hauptſächlich von den Linien aus nach allen Luſtorten.

Ein anderes Perſonen-Transportmittel, die altmodiſchen Portechaiſen, in Wien richtig Tragſeſſel genannt, beſchränken ſich, etwa 40 an der Zahl, auf die Stadt und den Gebrauch der Kranken und Uebervornehmen, wo ſich denn nicht ſelten Seiten der letztern und der rothröckigen Träger das Zarte mit dem Harten zwar nicht paart, aber doch oft genugſam contraſtirend berührt.

Für Reiſen und Touren zu Waſſer bieten ſich im beſondern die Jachten des bürgerlichen Schiffmeiſters Fr. Fink, die nach Preßburg gehen, und im Sommer fährt jeden Abend ein Luſtſchiff von Greifenſtein nach Wien ab. Donaufahrten auf gewöhnlichen Frachtſchiffen ſind aus vielen Gründen nicht anzurathen und durch die großartige Donau-Dampfſchifffahrt auch nicht mehr ſon

derlich beliebt und im Gange. Die Aufnahme-Expedition für letztere ist in der Stadt, Bauernmarkt, Bellegarden Hof, Nr. 582. Auch für diese Reisen haben sich Reisende mit Passier-Scheinen von der k. k. Polizei-Oberdirection zu versehen. Die Abfahrt-Stunden sind verschieden; man thut wohl, sich nach allem Wissensnöthigen in dieser Beziehung an Ort und Stelle genau zu erkundigen, namentlich auch hinsichtlich der Pässe und des Gepäckes. Die Schiffe sind schön und bequem, die Bewirthung ist gut und billig.

Anstalten für Kult und Kultur, Kunst und Wissenschaften mit ihren Sehenswürdigkeiten und Sammlungen.

In dieser Abtheilung unserer übersichtlichen Skizze Wiens und seiner zahlreichen Merkwürdigkeiten führen wir auch diejenigen Paläste an, welche durch Letztere ausgezeichnet sind, da sie außerdem der mehr als äußerlichen Betrachtung ferner liegen. Manches Haus kann durch Architekturpracht imponiren, ohne im Innern Anziehendes zu bieten. Und so sei vor allen

die kaiserlich königliche Hofburg erwähnt. Sie bildet ein umfangreiches ungemein vielen Raum einnehmendes Gebäude. Der innere Burgplatz wird von vier Palastfronten eingegrenzt, deren jede einen besonderen Namen hat. Südostwärts liegt der Schweizerhof und Amalienhof, südwestwärts der Leopoldinische Tract, nach dem Burgthore gekehrt, die übrigen Seiten nehmen die Reichskanzlei, die Reitschule, Redoutensäle und das Bibliothekgebäude ein, welches seine entgegengesetzte Fronte dem Josephsplatz zukehrt. Der Schweizerhof ist der älteste Theil der k. k. Burg; er wurde von den Kaisern Franz I. und II. bewohnt und umfaßt die Burgkapelle, die Schatzkammer, den astronomischen Thurm und

mehrere Sammlungen. Die Botschafter- und die fliegende Stiege sind Meisterwerke der Treppenbaukunst. Der Leopoldinische Tract enthält die Appartements Sr. Majestät des regierenden Kaisers und der allerdurchlauchtigsten Kaiserin, nebst großen Prachtsälen, unter denen der Rittersaal der glänzendste ist. Neben dem innern Durchfahrtthore ist die Burgwache befindlich. Die Reichskanzlei ist ein grandioses Bauwerk des berühmtesten Architecten Wiens, Fischer von Erlach. Nach ihrem Muster und Styl wollte schon Kaiser Karl VI. die übrigen Theile der Hofburg umbauen, allein dieser Plan, der die Wiener Burg zu einem der imponirendsten Herrscherschlösse Europas gemacht hätte, blieb unausgeführt, doch entspricht auch der Flügel, welcher die Reitschule enthält, dem Styl der Reichskanzlei, und ward von demselben Meister ausgeführt. Der Besuch der Burg, die Besichtigung ihres Innern ist leicht zu ermöglichen, und während der Abwesenheit Ihrer k. k. Majestäten werden Fremden auch bereitwillig selbst die kaiserlichen Zimmer gezeigt. Schon der maaßlose Reichthum der k. k. Sammlungen, welcher zum größten Theil die Hofburg umschließt, stellt diese allem übrigen für den Reisenden voran, der im Anschaun solcher Schätze Freude wie Belehrung sucht und findet. Der wichtigsten Schätze einer, wichtiger als die tolste Pracht der Kronen und Juwelen, ist die k. k. Hofbibliothek, die auch durch würdige Grandiosität ihres Aeußern imponirt. Sie nimmt die ganze Fronte des Josephsplatzes ein und zeigt kaiserliche Pracht ihrer Ausschmückung. Die grandiose Treppe von 60 Stufen führt zwischen Wänden empor, an denen Römermonumente angebracht sind; der Hauptbüchersaal hat die Form eines Tempels, von 246 Fuß Länge, 45 Fuß Breite, 62 Fuß Höhe, und seine Kuppel ist von 8 Säulen getragen. Zwölf Statuen österreichischer Herrscher des Habsburger Stammes zieren den Saal, in ihrer Mitte die Kaiser Karl VI. und schöne Freskogemälde. Kaiser Maximilian I. ward Begründer dieser Bibliothek, welche 12,000 Incunabeln (vor 1500 gedruckt) 286,000 Bände, und 16,100 Manuscripte zählt. Die mit der k. k. Hofbibliothek verbundene Kupferstichsammlung, zu welcher die des Prinzen Eugen von Savoyen das Fundament bildet, umfaßt über 200,000 Stücke in 1621 Portefeuilles und Cartons. Die Musikaliensammlung hat über 8000 Bände, und eine Autographensammlung über 8000 Stücke. Letztere drei Sammlungen danken dem Hofbibliothek-

Präfekten Moriz Grafen von Dietrichstein ihre Begründung. Der Fond der Anstalt beträgt 191,000 fl. Außer den Sonn- Feier- und Ferientagen ist die Bibliothek täglich von 9 bis 2 Uhr geöffnet. Die Schränke, welche die Bücher enthalten, sind von Nußbaumholz zierlich gearbeitet, mit Medaillons geziert und reich vergoldet. An die Bibliothekräume stößt unmittelbar ein Flügel des Gebäudes, welcher das überreiche k. k. Museum der Naturgeschichte umfaßt, das nur von dem Museum zu Paris übertroffen wird.

Dieses Museum, das auch den Namen die k. k. vereinigte Hof-Naturalien Kabinette führt, ward durch Kaiser Franz I. 1748 begründet und außerordentlich bereichert. Nicht minder begünstigte Maria Theresia die herrlichen Sammlungen und befahl die wissenschaftlich geordnete Aufstellung. So auch die nachfolgenden Herrscher pflegten und mehrten den kostbaren Schatz mit Liebe und Opfern. Das naturhistorische Museum zerfällt in drei Hauptttheile nach den drei Reichen, die sich alle durch die Wissenschaftlichkeit und Zweckmäßigkeit ihrer Aufstellung und Anordnung, durch die Zahl und Schönheit der Exemplare auszeichnen. Der zoologische Theil des Museums füllt 21 Zimmer und Säle, theils zu ebener Erde, theils im ersten und zweiten Stockwerke des Gebäudes, und ist jeden Donnerstag Vormittags von 9 bis 12 Uhr gegen Tags vorher vom Portier zu erhebende Einlaßkarten Jedermann zugänglich. Die botanische Abtheilung hat in 1 großen Zimmer und 3 kleineren im 3ten Stockwerk kaum Raum genug für ihre reichhaltigen Herbarien und Sammlungen von Früchte und Schwämme Nachbildungen aus Wachs u. dgl. Das mineralogische Museum nimmt im Augustinergange der Hofburg 4 große Säle ein, 3 davon für Oryctognosie, 1 für Geognosie und Petrefacten. Unter den Kostbarkeiten dieser Sammlung ist die Suite der Meteoriten durch Zahl sowohl, als durch Schönheit und wissenschaftliches Interesse hoch merkwürdig. Die öffentliche Besuchzeit ist Mittwochs von 10 bis 1 Uhr, auch für Reisende, Studierende u. dgl. Sonnabends (Samstags) zu denselben Stunden gewährt, und bedarf weder besonderer Anmeldungen, noch der Karten.

Im Schweizerhofe der Burg ist das k. k. physikalisch astronomische Kabinet zum Gebrauche des allerhöchsten Hofes

mit Modellen und Maschinen für Physik und Mechanik, trefflichsten optischen Instrumenten u. s. w. aufgestellt und dem Publikum nicht zugänglich; sodann die k. k. Schatzkammer mit reichster Auswahl kostbarer Kunstgegenstände ausgestattet. Der Schatz füllt 1 Gallerie und 4 Zimmer, und enthält zahlreiche Kronen, Ornate, Insignien, alles voll Juwelen, Perlen und theilweise köstlich künstlichen Arbeiten. Kunst, Reichthum und Geschichte wetteifern, diese Gegenstände der Betrachtung werth erscheinen zu lassen. Die Heiligthümer des heil. römischen Reichs, meist in Prachtgefäßen alter Arbeit, Jagdhörner, kostbare Bücher mit Malereien, Vasen, Pokale, Uhren, Schmuck, darunter der berühmte Florentiner Diamant Karls des Kühnen, Orden voll Brillanten und anderer Edelsteine ꝛc. ꝛc. Alles wird den Kenner interessiren, und den Nichtkenner höchlich befriedigen.

Den Zutritt ertheilt das k. k. Schatzkammeramt nach erfolgtem Nachsuchen, welches an einem Montag zu geschehen hat, worauf die Einlaßkarten am Donnerstag erfolgen, und Freitag oder Samstag der Zutritt gewährt wird.

Auf dem Josephsplatze befindet sich ferner in der k. k. Hofburg das k. k. Münz- und Antiken-Kabinet, zu welchem nach Tags vorher erfolgten schriftlichen Anmeldungen Montags und Freitags 10 Uhr der Zugang frei steht, und was nicht minder, wie die bereits erwähnten Sammlungen, eine Fülle der seltensten Kunst- und Alterthumsschätze darbietet. Aegyptische Kolosse und andere Gegenstände der Antike zieren das Eintrittsportal.

Das Eingangszimmer (2) umfaßt die zahlreichen antiken Bronzen, große und kleine Anticaglien, dann auch abgesondert, die den Antiken nachgebildeten Cinquecento-Bronzen. Sodann eine Sammlung nachgemachter antiker Münzen (Paduaner und Beckerische) die Mionettischen Schwefelabgüsse, die Münzen des Orients, über 3000, ohne die chinesischen und japanischen. Der Saal 1 umfaßt Sammlungen antiker Vasen, Lampen, Mosaiken, Elfenbein- und Glassachen. Zimmer 3 enthält die mittelalterlichen und modernen Münzen und Medaillen, 45,000. Zimmer 4 die antiken Münzen, gegen 60,000. Die Gesammtzahl beträgt gegen 108,000 Stück. Der Saal 5 enthält die überaus reiche Sammlung geschnittener Steine, antike wie moderne, nebst Gefäßen, Schaalen und Schmuck aus edlem Gestein, oder von Metall und mit

geschnittenen Steinen verziert, nebst antiken Kunstwerken aus edlen Metallen.

Endlich sind in der k. k. Hofburg auch die Burgpfarrkapelle, einfach, aber im guten deutschen Styl erbaut, mit einem schönen Hochaltar, Crucifix von Rafael Donner, sodann die Augustiner- oder Hofpfarrkirche mit prachtvollen Grabmälern und die Lorettokapelle, wo die Herzen der kaiserlichen Familienglieder in Silbergefäßen beigesetzt werden und der große Ballsaal sehenswerth. Aus der Burg herausgetreten, imponirt der äußere Burgplatz durch seine Größe, wie durch seine Schönheit. Zur Linken begrenzt ihn der k. k. Hofgarten mit kostbaren Treibhäusern voll Kindern der tropischen Sonne, zur Rechten der Volksgarten mit dem herrlichen Theseustempel, darin die meisterhafte Marmorgruppe von Canova: Theseus den Minotaurus überwältigend, aufgestellt ist.

Die Kirchen, Klöster, Kapellen und Bethäuser der innern Stadt

sind zum größten Theil durch Alter ehrwürdig, und durch Architekturschönheit, oder geschichtliches und Kunstinteresse anziehend und sehenswerth. Weltberühmt ist vor allen:

der St. Stephansdom mit seinem Thurme, eines der erhabensten Monumente deutscher Baukunst. Herzog Heinrich II. Jasomirgott erbaute an der Stätte, wo der heutige Dom steht, eine Kirche, und weihte sie dem Protomartyr St. Stephan. Zweimal verzehrte die Flamme das alte Gotteshaus, das damals noch außerhalb der Ringmauer der Stadt lag. Der Böhmenkönig Ottokar ließ es aus Schutt und Trümmern wieder neu und schöner erheben; erst Herzog Rudolph IV. begann den Bau des großen Thurmes, und Herzog Albrecht II. vollendete ihn. Die Neuzeit hat den wankenden Thurmgreis, an dem die Stürme so vieler Jahrhunderte gerüttelt, neue Stützen gegeben, hat ihn gepanzert gegen den Zahn der Zeit, und so wird er, wenn nicht Elementengewalt ihn bricht und stürzt, noch mehr denn ein Jahrhundert an sich vorbeiziehen sehen. Der zweite Thurm, der dem ersten ähnlich, seine Spitze kühn zu den Wolken erheben sollte, erreichte, gleich dem zweiten des Straßburger Münsters, nicht die Hälfte der Höhe des ersten.

Viele Sagen leben über St. Stephans Bau im Munde des

Volkes, viele Architekten verewigten in ihm ihren Namen. Meiſter Octavian Falkner wird als der erſte genannt, der den Bau begonnen; Meiſter Pilgram habe den kunſtvollen Thurm vollendet. Sein altergraues Bruſtbild entragt, Zirkel und Winkelmaaß in den Händen, einem Steinfenſter am Fuß des frühern kunſtvollen Orgelchores. Es hat aber, wie die Geſchichte behauptet, Meiſter Wenzla von Kloſter Neuburg den Bau des großen Thurmes begonnen, Meiſter Peter von Prachewitz ihn fortgeführt, Meiſter Hans Buchsbaum ihn vollendet, und 1433 ihn mit der Spitze gekrönt. Dieſer letztere legte auch zum zweiten Thurm den Grundſtein, miſchte den Kalk mit einem Wein, den das Volk Reifbeiſſer nannte, weil ſeine Eſſigſchärfe Dauben und Reife der Fäßer zerfraß, erlebte aber nicht einmal die Fortführung bis zur jetzigen Höhe. Die ſchmale Weſtfronte zeigt die beiden Heidenthürme, noch herrührend aus Herzog Jaſomirgotts Zeiten, und das Rieſenthor mit wunderlichen Steinbildnereien aus grauer Vorzeit. Manch altes Denkmal, mancher Gedächtnißſtein ſchmückt des hehren Gotteshauſes Außenſeiten; darunter iſt anziehend der Denkſtein von Nithart Fuchs, eines fränkiſchen Ritters, Minneſängers, luſtigen Geſellſchafters, zubenam. der Bauernfeind; nicht minder die Steinkanzel, von der 1541 Kapiſtranus ſeine Anathemen gegen die Wolluſt donnerte und zum bußvollen Heereszug gegen die Türken entflammte. Auch des Dichters und Gelehrten C. Celtes († 1508) Grabmal iſt an des Domes Außenſeite befindlich. Das Dom-Innere bildet ein Kreuz, deſſen Balken in die beiden Hauptthürme ausgehen. Es mißt 342 Fuß in der Länge, 222 Fuß in die Breite. Die Höhe des Schiffes iſt 86 Fuß. 36 Pfeiler, von denen 18 frei ſtehen, 18 mit der Mauer verbunden ſind, tragen das kühne Gewölbe. 38 Marmoraltäre zieren das Innere, den Hochaltar ſchmückt ein großes und ſchönes Altarblatt von Joh. Bock: St. Stephans Martyrium. Auch die übrigen Altäre entbehren nicht ſchöner Gemälde. Chorſtühle mit phantaſie- und kunſtreichen Schnitzereien nebſt Portraits umziehen zu beiden Seiten den hohen Chor bis zum eiſernen Gitter, der dies vom Schiffe trennt. Viele Grabmäler bewahren die Namen berühmter Verſtorbenen auch im Innern, vor allen nennenswerth ſind die des Kaiſer Friedrich IV. aus Salzburger Marmor und ſehr figurenreich; das Kenotaph Rudolph IV. und ſeiner Gemahlin; das des Prinzen Eugenio von Savoyen, des

tapfern Ritters, in der Kreuzkapelle, das des Geschichtschreibers Cuspinian ꝛc. ꝛc. Hohe gothische Spitzbogenfenster, an der Zahl 31, zum Theil mit Glasmalereien ausgestattet, lassen volles Licht in das grandiose, mächtig und ergreifend wirkende Dom-Innere strömen. Höchst kunstreich ist die 27½ Fuß hohe Stein-Kanzel, deren zierlich durchbrochener pyramidaler Deckel von Holz ist. Die große Orgel hat 32 Register. Unter der Kirche ist die österreichische Fürstengruft, und weit um die Kirche ziehen sich unterirdisch schauervolle Katakomben voll Särge, Sargtrümmer, Gerippe und Modergrauen. Ihr Gegensatz ist die Prachtaussicht von der Platiform und vom Stephansthurm auf das Wien voll Leben und Lebensthätigkeit. Die kunstvolle zackige Steinpyramide des Thurmes ragt 120 Fuß in die Lüfte empor, und 700 Stufen führen zu seiner Uhr. 30 Stufen höher wird der Balkon erreicht, ein steinerner Rundgang um den Riesenthurm, der nach jeder Richtung hin freien, unermeßlichen, lohnenden Umblick gestattet. Dort des Starhembergers Sitz, von dem aus der Held Wiens die belagernden Feinde beobachtete, die Vertheidigung leitete, die nahende Hülfe ersehnte und endlich gewahrte. Noch höher, bis zur Spitze unter dem Doppeladler und dem Kreuz kann man nur auf Leitern gelangen. In diesem Thurm hängt Deutschlands größte Domglocke, 9 Fuß 8½ Z. hoch, 10 F. Durchmesser, 30 F. Umfang, 402 Zentner Wiener Gewicht schwer. Im nicht ausgebauten Thurm hängt die Pummerin, eine Glocke von 208½ Zentner.

Die Pfarrkirche St. Michael ward schon im 13 Jahrhundert begründet, jedoch 1713 erneut. Sie enthält 15 schöne Altäre, und Gemälde berühmter Künstler, wie Ludwig Schnorr von Karolsfeld, Schindler, Unterberger u. A. In ihr ruht Metastasio.

Die Pfarrkirche zu den neun Chören der Engel, am Hof, auch älteren Baues, erhielt ihre Umbildung im Jesuitenstyl, und zeigt Bilder von Sandrart und Düringer. Von ihrem Balkon herab segnete Papst Pius VI. im Jahr 1782 die Schaaren der Gläubigen, und 1804 ward von demselben Balkon Oesterreichs erbliche Kaiserkrone mit allem Prunk verkündigt.

Auf der Freiung steht die Schottenkirche, deren Grund Herzog Jasomirgott 1158 legte, als er die große und reiche Schottenabtei gründete. Sie wurde im Jahr 1690 umgestaltet, und hat gutgemalte Altarblätter von Sandrart, Beck und Andern. In

ihr die Grabmäler Rüdigers Grafen von Starhemberg und jener sagenhaft fortlebenden Bertha von Rosenberg, Hans von Lichtensteins Gemahlin, die als „weiße Frau" eine spukhafte Berühmtheit erlangte.

Am Minoritenplatz erhebt sich die schöne Kirche zu Maria Schnee, oder die italienische Kirche; ein Bauwerk des 13ten Jahrhunderts, edeleinfach im Innern und raumvoll. Sie besitzt ein gutes Hochaltarblatt von Unterberger.

Den Petersplatz schmückt die schöne Pfarrkirche zu St. Peter, eine der ältesten Kirchen Wiens, deren Gründer Karl der Große im Jahr 800 wurde. Kaiser Leopold I. gab ihr durch den Architecten Fischer von Erlach die dermalige Gestaltung und das Jahr 1839 brachte ihr eine geschmackvolle Renovation. Sie hat schöne Gemälde.

Als Wiens zweitälteste Kirche wird die zu St. Ruprecht genannt. Sie rückt die Zeit ihrer Erbauung in das Jahr 740 hinauf, erhielt 1136 einen Umbau und zeigt noch den ganzen edlen Charakter des guten Baugeschmackes jener Zeit, der durch die Restaurirung von 1836 bis 1839 nicht beeinträchtigt worden ist. So konnte sie 1840 das Jubelfest eilfhundertjährigen Bestehens feiern.

Auch die Kirche Maria Stiegen, am Gestade, setzt ihre Gründung in eine frühe Zeit, um 882; wie sie jetzt sich darstellt, ein Prachtwerk gothischer Baukunst, voll Zierlichkeit und Würde, ist ihr späterer Aufbau in das Ende des 14. Jahrhunderts zu setzen. Der Thurm ist 180 Fuß hoch, herrlich durchbrochen, und hat einen steinernen Rundgang, der einen reizenden Hinabblick auf Stadt und Strom gewährt. Die Façade ist schmal; zum zierlichen Portal, das eine gothisch überdachte Vorhalle mit einem riesigen Fenster bildet, führen hohe Stufen, in Wien Stiegen genannt, daher der Name. Neue Glasmalereien zieren die Fenster, nach Zeichnungen von L. Schnorr, von Mohn ausgeführt. Die Kirche gehört dem Orden der Redemptoristen oder Liguorianer, deren Klostergebäude, ein Bau von 1838, ihr ganz nahe steht.

Die Salvator- oder Rathhaus-Kirche war ursprünglich eine 1282 erbaute Kapelle, welcher später eine zweite angefügt wurde. Auch sie hat ein schönes gothisches Portal. Das Salvatorbild, welches den einen der beiden Altäre schmückt, ist von

Meidinger, und die Stadt Wien setzt dasselbe auf ihre Ehrenmünzen.

Die Kirche Maria Rotunda, oder Pfarrkirche bei den Dominikanern am Dominikanerplatz soll als Templerkirche 1186 erbaut worden sein; 1226 erhielt sie der Orden des h. Dominikus. Sie ist 1631 und 1836 erneut und restaurirt worden, und hat schöne Oel- und Freskomalereien aufzuweisen; in ihrer Gruft ruht die Gemahlin Kaiser Leopolds, Kaiserin Claudia Felicitas. Reste eines alten Kreuzganges im Klostergebäude sind von Interesse.

Prachtvoll ist die im Jesuitenstyl erbaute Universitätskirche in ihrem marmorglänzenden Innern, welche der Jesuit Pozzo mit trefflichen Kuppel- und Altargemälden geschmückt hat. Eine Renovation im Jahr 1836 hat dazu beigetragen, die grandiose Schönheit der innern Ausschmückung zu erhöhen.

Die Kirche der Kapuziner auf dem Mehlmarkt ist schmucklos, aber dennoch eine der von Fremden besuchtesten, denn sie enthält die kaiserliche Gruft. In 65 Särgen ruhen von Kaiser Matthias an, dessen Gemahlin, Kaiserin Anna, die Gruft erbaute, alle Glieder des Kaiserhauses. Die Gruft ist Fremden nach erfolgter Anmeldung beim Guardian täglich, dem großen Publikum nur am Allerseelentage zugänglich. Die kaiserliche Kapelle hat kostbare Reliquien und altertümliche Kunstwerke aufzuzeigen.

Die etwas überlastete Franziskanerkirche am gleichnamigen Platze, die Deutschordens-Kirche (der h. Elisabeth geweiht) in der Singerstraße, die Malteser-Ritter Ordenskirche, St. Johann dem Täufer geweiht, in der Kärtnerstraße, die Ursulinerkirche in der Johannesgasse, die St. Annenkirche in der Annagasse bieten alle mehr oder minder noch Sehenswürdigkeiten an Altarbildern und Grabmälern, wie auch noch mehrere Kapellen. In vielen Kirchen Wiens wird der Gottesdienst in fremden Sprachen gehalten, so predigt man in der Minoritenkirche italienisch, in St. Annakirche französisch, in Maria Stiegen böhmisch, in der Malteserkirche ungarisch, in der Magistratskapelle polnisch; den unirten Griechen dient St. Barbara am Dominikanerplatz, den nicht unirten zwei andere Kapellen. Russischer und englischer Gottesdienst findet in den Kapellen der

beneffenten Botschafter Statt. Die Protestanten haben nur ein Bethaus: Dorotheenstraße Nro. 1113, die Reformirten desgleichen daneben 1111. Die Juden besitzen drei Synagogen, von denen die der deutschen Juden nahe dem Kienmarkt prachtvoll ist. Es wird in derselben deutsch gepredigt.

Weitere Anstalten für Wissenschaften und Künste mit zum Theil sehr sehenswerthen Sammlungen sind im innern Wien:

Die k. k. Universität. Sie ist die zweitgegründete in Deutschland, und von Herzog Rudolph IV. 1365 errichtet, hat nach alter Weise vier Fakultäten und erfreut sich blühender Frequenz und hohen Rufes. Das jetzige Universitätsgebäude ist eine Schöpfung Maria Theresias. Mit ihr ist verbunden die k. k. Sternwarte, die eine herrliche Instrumentensammlung besitzt, und das k. k. Convict für arme Studirende. Die Universitätsbibliothek umfaßt 110,000 Bände mit vielen seltenen Werken. Neben dieser und dem Reichthum der k. k. Hofbibliothek hat Wien noch gar manche hochwerthvolle Büchersammlung, so die Bibliothek des k. k. Hofkriegsarchivs mit 22,500 Bänden und zahlreichen Karten; die Bibliothek der k. k. Ritter-Academie des Theresianums (außer der Stadt) mit 30,000 Bänden ohne die eigentlichen Incunabeln (bis 1500) und Manuscripte. Die k. k. orientalische Akademie hat äußerst zahlreiche und seltene Druck- und Schriftwerke des Orients.

Weiter besitzt die Wiener Universität ein naturhistorisches Museum, Schulgasse Nr. 757 im zweiten Stock, das 2 große Säle füllt, neben denen noch ein zootomisches Kabinet befindlich ist. Sodann das anatomische Museum, das im Universitätsgebäude selbst aufgestellt ist, mit zahlreichen Präparaten. Die physikalische und mechanische Maschinen-, Instrumenten- und Modellen-Sammlung der k. k. Universität ist im Gebäude Nr. 756 befindlich.

Die Sammlung landwirthschaftlicher Modelle der k. k. Landwirthschaftsgesellschaft ist im Heiligenkreuzerhof Nr. 676 befindlich, reich an allen möglichen Landwirthschaft-Geräthe-Modellen und sehenswerth.

Wien hat 3 k. k. Gymnasien, eins an der Universität, eins bei den Schotten und eins bei den Piaristen, jedes mit 7 Lehrern unter einem Präfecten.

Ein theologiſches Inſtitut für künftige Cleriker iſt das Fürſterzbiſchöfliche Alumnat, welches ein Direktor und ein Spiritual leiten, und das den Eleven koſtenfreie Aufnahme und Ausbildung gewährt.

Das Pazmanyſche Collegium, begründet von Peter Pazmany, Primas von Ungarn, iſt nur für ungariſche junge Theologen beſtimmt, welche zugleich die theologiſchen Univerſitäts-Collegia beſuchen. Die Pazmanyten, 65 an der Zahl, tragen zum Abzeichen einen hellblauen Talar.

Das k. k. Frintanäum, eine höhere Bildungs-Anſtalt für Weltprieſter, beſteht ſeit 1816 auf Staatskoſten für Männer, die ihre theologiſchen Curſe vollendet haben, und nun bis zu ihrer Verwendung im Dienſte des Staates ihre Studien fortpflegen.

Kaiſer Franz I. gründete eine ſeit 1821 beſtehende k. k. proteſtantiſch-theologiſche Lehr-Anſtalt, für höhere Ausbildung der Religionslehrer nach dem proteſtantiſchen Lehrbegriff der lutheriſchen, wie der reformirten Kirche im Umfang der ganzen Monarchie. Die Anſtalt ſteht unter einem Direktor und hat 5 Profeſſoren. Für 30 Studirende, welche der Mehrzahl nach aus Ungarn und Siebenbürgen beſtehen, ſind kaiſerliche Stipendien vorhanden, von 50 — 100 Gulden C. M. Eine bändereiche Bibliothek iſt mit dieſer Anſtalt verbunden.

Die k. k. Academie der morgenländiſchen Sprachen wurde aus diplomatiſcher Vorſorge gegründet, um den Verkehr mit der hohen Pforte zu befördern und zu erleichtern. Die Zöglinge, welche ihre Studien in der Akademie vollendet haben, gehen als Sprachknaben zur k. k. Geſandtſchaft nach Conſtantinopel, wo ſie ſich weiter in den Sprachen des Oſtens ausbilden und ſpäter geeignete Stellungen erhalten. Die Akademie hat einen Schatz orientaliſcher Handſchriften und Bücher.

Elementarſchulen hat Wien in Stadt und Vorſtädten viele; als Muſter derſelben im ganzen Kaiſerſtaat die Normal-Hauptſchule zu St. Anna, begründet von der Kaiſerin Maria Thereſia. Eine zweite Hauptſchule iſt bei den Piariſten in der Joſephſtadt. Dieſe hat den ausſchließlichen Verlag und Verſchleiß der Normalſchulbücher für ganz Oeſterreich.

Bei den B. V. Frauen Urſulinerinnen beſteht eine

Industrieschule für junge Mädchen in 4 Klassen, welche als Musteranstalt für den Unterricht der weiblichen Arbeiten gilt.

Im Ganzen zählt Wien mit seinen Vorstädten nicht weniger als 75 öffentliche deutsche Schulen, mit circa 30,000 Schülern, dann noch 16 ordentliche Mädchenschulen, 61 höhere und gewöhnliche weibliche Arbeitsschulen, gegen 36 Privatschulen für fremden Sprachunterricht, Zeichnen und Calligraphie. Die protestantische Gemeinde hat eine eigene Hauptschule für beide Geschlechter und 2 Filialschulen.

Wissenschaftliche und Kunstbildungs-Vereine zählt Wien nicht wenige, und jede derselben ist mehr oder minder mit entsprechenden Sammlungen dotirt. Zu diesen gehört die k. k. Landwirthschafts-Gesellschaft, von Maria Theresia zuerst in das Leben gerufen, und später neu constituirt, mit ihren Holz-, Sämereien- und Pflanzen-Sammlungen; die k. k. Gartenbau-Gesellschaft, seit 1838 wirksam für Verbreitung der Pflanzen-, Blumen- und Obst-Cultur; die k. k. Gesellschaft der Aerzte, mit Bibliothek und Lesecabinet; die Gesellschaft der Musikfreunde des österreichischen Kaiserstaates, seit 1813 für Ausbildung der Musik nach jeglicher Richtung hin, mit einem Comité des Musik-Conservatoriums, und einem Comité der Gesellschafts-Concerte, welche die großartigsten und bedeutungsvollsten Musik- und Gesang-Produktionen hervorrufen. Ihre Sammlungen umfassen eine reichhaltige Bibliothek musikalischer Bücher und Werke.

Zahlreich sind noch außerdem die Privatsammlungen, Privatbibliotheken u. s. w. welche alle anzuführen, der vergönnte Raum nicht zuläßt.

Anstalten Wiens für Humanitätszwecke, Armenversorgung und Krankenpflege.

Wie kaum in einer andern Stadt ist in Wien Sorge getragen für das Wohl der leidenden Menschheit. Kein Unglück findet ungerührte Herzen, kein Weheruf verhallt ungehört; es bedarf nur der öffentlichen Aufrufe für Orte, die ein Unglück traf, um reiche Gaben fließen zu machen. Die permanenten Anstalten Wiens zur Hülfeleistung, zur Minderung der Noth, und jeglicher Unterstützung sind hauptsächlich die Folgenden:

Das k. k. Versatzamt (Leihhaus Dorotheenstraße 1112) ist eine bereits seit 1707 bestehende Anstalt, die dem Wucher steuern hilft, und dem Unbemittelten es möglich macht, in dringenden Fällen gegen ein unzerbrechliches und unverderbliches Pfand sich eine Summe zur Befriedigung augenblicklicher Bedürfnisse zu verschaffen. Von 1 fl. an werden Pfänder angenommen, deren letzter Auslösungstermin der Zeitraum von 14 Monaten ist. Die Zinsen sind mäßig, und kommt es zum endlichen Verkauf des Pfandes, so empfängt der Eigenthümer den Ueberschuß des Erlöses nach Abzug des Dargeliehenen und der Zinsen.

Die erste österreichische Sparkasse in Vereinigung mit einer allgemeinen Versorgungsanstalt, (Graben Nro. 572) besteht seit 1819, und nimmt Einlagen von 57 Kreuzer bis 1000 Gulden C. M. an, die sie mit 4 Prozent verzinst, und auf Verlangen nach 1 Monat zurückzahlt. Die Versorgungsanstalt bildet eine Art Renteninstitut; sie nimmt Einlagen zu 200 fl. C. M. an, und zahlt nach Altersklassen ihre Pensionen an die Betheiligten. Beide Anstalten haben im ganzen Staate Commanditen und verwalten ein Kapital von 25 Millionen fl. C. M. Seit 1825 ist noch eine zweite Sparkasse in der Alser Vorstadt entstanden.

Brandschäden-Versicherungs-Anstalten bestehen 2 in Wien, die erste österreichische Versicherungsgesellschaft und die k. k. privilegirte wechselseitige Versicherungs-Anstalt, nebst anderen ähnlichen Versicherungs-Instituten, z. B. für Güter auf den Donaudampfschiffen, Lebensversicherungen u. dgl.

Die allgemeine wechselseitige Capitalien- und Rentenversicherungs-Anstalt zerfällt in mehrere Zweige für Capital-Versicherung, Leibrenten, Wittwen-Pensionen, Kinder- und wechselseitige Versorgung.

Andere Pensions-Institute sind: Das allgemeine Wittwen- und Waisen-Pensions-Institut unter dem Protectorat des regierenden Fürsten von Schwarzenberg und in dessen Palais; das Institut zur Versorgung mittelloser und gebrechlicher Rechtsgelehrten; das der Gesellschaft bildender Künstler; das der Tonkünstler, das für Wittwen und Waisen herrschaftlicher Wirthschaftsbeamten in Nieder-Oesterreich; das für Haus-Officiere daselbst u. m. andere.

Eine Stiftung besteht zur Unterstützung angehender mittelloser Advokaten; eine Prämienstiftung für 10 Dienstboten, die 10 Jahre treu und fleißig in einer Familie gedient haben, vertheilt alljährlich 150 fl. C. M. die k. k. niederösterreichische Landesregierung durch die Polizei-Oberdirection.

Die Gesellschaft adeliger Frauen zur Beförderung des Guten und Nützlichen unterstützt mit einem jährlichen Kapitalwerth von 80,000 fl. die Zöglinge im Taubstummen- und Blinden-Institute, die Armen, Kranken und Wöchnerinnen in

den Spitälern, erhält unentgeltliche Unterrichtsanstalten in weiblichen Arbeiten, und gründete 1830 in Baden bei Wien das Marien-Spital. Auch vertheilt diese ehrenwerthe Gesellschaft ebenfalls jährlich 10 Dienstboten Prämien, jede zu 100 Gulden.

Das k. k. Waisenhaus in der Alservorstadt ist von der Kaiserin Maria Theresia gegründet, und im Laufe der Zeit namhaft dotirt und verbessert worden. Es hat eine Normalschule und nimmt gegen 300 Pfleglinge auf.

Das k. k. Blindeninstitut in der Josephstadt ging aus einer Privatanstalt hervor und kann 30 Blinde aufnehmen. Es ist mit demselben die Versorgungs- und Beschäftigungs-Anstalt für erwachsene Blinde verbunden, die unter dem Protectorate des Erzherzogs Karl k. H. steht.

Das Taubstummen-Institut, Wieden, Favoritenstraße, gründete Kaiserin Maria Theresia, und Kaiser Franz I. räumte ihm das jetzige schöne Gebäude mit dem Garten ein.

Das k. k. Invalidenhaus besteht bereits seit 1750, erhielt aber durch Kaiser Joseph II. verbesserte Einrichtung. Es kann 615 Militairs aufnehmen, gewährt aber auch noch 1800 sogenannten Patental-Invaliden, die nicht im Hause selbst wohnen, angemessene Unterstützungen. Nächstdem ist ein k. k. Filial-Invalidenhaus im Neulerchenfeld, nahe der Linie, benöthigt, das 21 Offizieren Versorgung gewährt.

Das k. k. Armen-Institut, dessen Schöpfer 1783 der väterlichgesinnte Kaiser Joseph II. ward, theilt die Armen nach ihrer Dürftigkeit in vier Klassen, und giebt auf den Grund bedeutender Stammcapitalien und Einnahmen reichliche Unterstützungen durchschnittlich an 67 — 68000 Individuen.

Das k. k. Findelhaus, Alservorstadt, 1784 von Kaiser Joseph II. ebenfalls begründet, nimmt Findlinge unentgeltlich, wie gegen Gebühren auf. Mütter, die im k. k. Gebärhause entbunden werden, sind, wenn sie unentgeltlich aufgenommen, nach Umständen gehalten, im Findelhause 4 Monate lang als Ammen zu fungiren. Die Anstalt kann 150 Kinder und 72 Ammen aufnehmen. Durch das mit dem Findelhause engverbundene Säugammen-Institut wird Wien mit gesunden und tüchtigen Ammen in so fern versorgt, daß keine Amme in Dienste treten darf, ohne ein Gesundheitszeugniß des Instituts aufzeigen zu können. Auch wählt das

Institut aus dem k. k. Gebärhause taugliche Ammen gegen eine Vergütung von 20 fl. C. M. aus. Noch ist mit dem Findelhause ein Schutzpocken-Haupt-Institut sowohl für die Findlinge als überhaupt für Kinder unbemittelter Eltern verbunden.

Das k. k. Gebärhaus ist mit dem allgemeinen Krankenhaus verbunden und in dessen Lokalen befindlich; es steht theils unentgeltlich, theils gegen bestimmte Vergütungen mit aller Hülfeleistung und Verpflegung, wie mit aller Theorien denen, die es bedürfen, zu Gebote.

Das Bürgerspital mit der Versorgungsanstalt zu St. Marx, Landstraße, St. Marxer Linie, umfaßt 600 Pfründner, und gewährt auch noch mehr als 700 armen Personen Unterstützung und ärztliche und arzneiliche Hülfe. Außerdem gibt es noch eine große Zahl Versorgungshäuser, milde Stiftungen, Armenhäuser und sogenannte Grundspitäler in mehreren Vorstädten zur Aufnahme plötzlich erkrankter, hülfloser, einheimischer und fremder Personen.

Wohlthätigkeitsvereine bestehen zur Unterstützung verschämter Armen, unbemittelter Studierenden, nicht minder Kleinkinderbewahranstalten, letztere 7 bis 8 an der Zahl, mit allem Nöthigen versehen, wo die Kinder theils gegen kleine Vergütung, theils unentgeltlich in Obhut genommen, vorbereitet, unterrichtet, zum Theil auch über Mittag behalten und verköstigt werden.

Die Heil-Anstalten Wiens sind zum Theil großartig, musterhaft, und auch im Auslande sich hoher Anerkennung erfreuend. Die Zahl der Aerzte übersteigt 400; ein Protomedicus überwacht mit 2 Stadtphysikern das Sanitätswesen. Die demselben unmittelbar untergestellten Anstalten sind das k. k. allgemeine Krankenhaus oder Universalspital mit seinen vier Hauptabtheilungen, dessen bei den Vorstädten gedacht wird, die vorhin erwähnte Gebäranstalt, und die 5 Kliniken der k. k. Universität. Im k. k. Militär-Garnisons-Spital sind die Kliniken des Josephinums. Die barmherzigen Brüder, 60 bis 70 Conventualen, haben ihr Spital in der Leopoldstadt, und ihr Reconvalescentenhaus in der Vorstadt Landstraße, in der sich auch das Krankenhaus der Elisabethiner-Nonnen befindet. Das der barmherzigen Schwestern besteht seit 1831 in

Gumpendorf und faßt 54 Betten. Die Zahl der Mitglieder dieses höchst achtungswürdigen wohlthätigen Ordens ist 80 bis 90. Im Carmeliterkloster, Leopoldstadt, befindet sich ein Filialspital der barmherzigen Schwestern. Privat-Heil- wie Lehranstalten für Sanitätszwecke sind ebenfalls in Wien zahlreich vorhanden. Es besteht ein orthopädisches Institut, Privat-Heilanstalten für Brustkranke, für Gemüthskranke, ein Israelitenspital, eine gymnastische Lehranstalt für beide Geschlechter, und viele andere ähnliche Institute, so auch eine k. k. Rettungsanstalt für Scheintodte. Ein Todtenbeschreibungs-Amt überwacht die Todtenschau und die Zeit der Begräbnisse. Der Kirchhöfe zählt Wien sechs, sämmtlich außer den Linien auf freiem Felde, ummauert, und ohne Capellen.

Für kranke Züchtlinge und sonstige Gefangene, mit Ausnahme der wegen Schulden Arrestirten besteht in der Leopoldstadt ein Provincial-Strafhaus-Spital.

Auch das Gefängnißwesen Wiens ist überhaupt gut bestellt und organisirt. Für Besserungsanstalten ist nicht minder gesorgt, wie für die Strafanstalten.

Erstere sind: das Zwangsarbeitshaus, (k. k. Arbeits- und Besserungs-Anstalt,) Vorstadt Leimgrube, seit 1801 bestehend, für correctionelle Zwecke und mit einer Arbeitsanstalt für freiwillig sich anmeldende, Erwerb suchende Individuen verbunden. Eine besondere Corrections-Anstalt beschäftigt junge Leute beider Geschlechter aus gebildeten Ständen, die auf Abwege geriethen, ohne Prostitution, mit Verschweigung ihres Namens, um sie nach erfolgter Besserung ohne anhaftenden Schimpf der Gesellschaft wieder zurück zu geben. In dieser Anstalt werden eigentliche Verbrecher nicht aufgenommen.

Die eigentlichen Gefängnisse befinden sich an verschiedenen Stellen je nach Stand und Art der eingezogenen Uebelthäter. Das Polizeihaus nimmt Uebertreter der polizeilichen Ordnung und böse Schuldner auf. Das Militair-Stabs-Stockhaus auf der Elend-Bastei (ein eminenter Name) ist ausschließlich für Militair-Straf-Gefangene bestimmt. Das k. k. Provinzial-Zuchthaus in der Leopoldstadt hält seine Inhaftirten zu nützlichen Handarbeiten an, und gewährt die Gelegenheit eines Ueberverdienstes, der bei der Entlassung den betreffenden Individuen zu

Gute kommt. Es ist anzunehmen, daß durchschnittlich im Jahr 500 Sträflinge sich darin befinden. Das vorhin bereits erwähnte Provincial-Strafhaus-Spital wird von 2 Aerzten und 2 Wundärzten versehen, und zählt durchschnittlich täglich 80 Kranke.

Das wichtigste Gefängniß Wiens ist die Kriminalgerichts-Anstalt, in der Alservorstadt in einem großartigen, 1 ½ Million fl. C. M. gekostet habenden Gebäude, das die Wohnungen des Vorsteheramtes, des Hauscommissairs und die Bureaux der 25 Untersuchungscommissaire enthält, so daß die Amtslocale allein an 100 Zimmer in Anspruch nehmen. Hier ist das Inquisitenspital mit 30 Krankenzimmern und mit Raum für 169 Kranke und 58 Wärter. Der Inquisiten-Tract umschließt 109 Untersuchungsarrestlocale und die eigentliche Strafanstalt kann 250 Sträflinge aufnehmen. Wem diese Zahl im Verhältniß zur Bevölkerung zu gering erscheinen möchte, wolle bedenken, daß leichte Vergehen gar nicht mit Arrest in diesem Hause bestraft werden, auch wohl nicht vor das Forum dieses Gerichts gelangen, sondern daß nur dann erst Verbrecher hier eingesperrt werden, wenn das Urtheil sie zu ein- oder mehrjähriger schwerer Haft verurtheilt. Lautet das Urtheil auf 5jährigen Kerker, oder auf Tod, so wird dasselbe vom Balcon des Hauses öffentlich verkündigt und ausgerufen, und der Schuldige auf einer vor dem Hause errichteten Schandbühne dem Auge der Menge blosgestellt.

So finden wir in Wien alles wohl geordnet, geregelt, überwacht und behütet. Mit Sorgfalt sind Staats- und Privat-Anstalten darauf bedacht, den Mangel zu lindern, dem Unglücklichen beizustehen, Wittwen und Waisen Stützpunkte zu verschaffen, daß sie nicht gänzlicher Verarmung anheimfallen, körperliche Gebrechen zu heilen und die der Seele möglichst schadlos zu machen. Alle diese Anstalten, die so viel Leid und Elend, unverschuldetes theils, theils selbst verschuldetes umschließen, zu besuchen, werden die wenigsten Reisenden Lust und Beruf fühlen, es wäre denn, daß gerade Beruf und Wille sie zu denselben hinzögen, daher wir glaubten, sie nicht mit Stillschweigen übergehen zu dürfen.

Die Vorstädte Wiens.

Wir wenden uns jetzt ausschließlich zu Wiens Vorstädten, und berühren in einer Rundreise alle ihr Schönes und Sehenswerthes, ihre Kirchen, Paläste, Sammlungen, öffentlichen und fürstlichen Privat-Gärten. Diese immaginäre Rundreise wird sich jedenfalls am geeignetsten zu Wagen machen lassen, und wir werden dieselbe, wenn wir allen Sehenswürdigkeiten aufmerksames Verweilen gönnen wollen, nur erst in einigen Tagen vollenden. Sie gewährt dann gewiß der Erinnerung das anziehendste Bild.

Aus dem Stubenthor das Glacis überfahrend, leitet eine Brücke über die Wien, und bald sehen wir uns am regelmäßigen Canal Hafen, an welchem vorbei der Weg in die Vorstadt Landstraße führt. Wo diese beginnt, treten zur Rechten, wie zur Linken kuze Gebäudefronten entgegen. Zur Rechten liegt das Kloster der Elisabethinerinnen, zur Linken das umfangreiche Invalidenhaus. Ersteres ist eine der wohlthätigsten Stiftungen, ein Krankenhaus für weibliche Kranke aller Confessionen, mit einer der heil. Elisabeth geweihten schönen Kirche. Ihm gegenüber nach der Stadtseite in das Hauptzollmagazin befindlich, und in der Nähe das k. k. Thierarznei Institut, Thierspital, und die Kanonenbohrerei. Das k. k. Invalidenhaus besteht bereits seit 1750, doch erneute Kaiser Joseph II. 1781 dessen Einrichtungen, und so kann es 64 Offiziere und 551 Soldaten aufnehmen. Es trägt die sinnige Inschrift Patria laeso militi, hat eine hübsche Hauskapelle, welche ein Altarblatt von Rafael Donner, Kreuzabnahme, ziert, und einen Saal, den die Büsten österreichischer Feldherren und schöne Schlachtgemälde schmücken. Nach der Donau hinab liegt

die Vorstadt **Weißgärber Grund**. Der raumvolle Kirchenplatz öffnet sich, nachdem wir der hier ungemein breiten und stattlichen Hauptstraße entlang gerollt, und wir biegen zur Linken nach dem Fürstlich Lichtensteinischen (früher Fürst Rasumovski) Garten, welcher außer seinen reichen Beeten und Treibhäusern eine anmuthige Parkanlage bildet, die sich zum Donau Arm auf den Gestätten hinabzieht. Ueber dem Stromarm drüben erblickt man Theile des untern Prater. Wir durchfahren den **Erzherzog Grund**, und lenken wieder in die belebte Hauptstraße ein. Zwischen ihr und der Rennweg Gasse steht stattlich die k. k. **Artillerie-Caserne**, ein umfangreiches Gebäude, und wenn wir den Rennweg wieder nach der Stadt zu verfolgen, wird der Kaiser-Garten erreicht, den das großartige Gebäude der italienischen Nobelgarde abschließt. In der Nähe das Reconvalescentenhaus der barmherzigen Brüder in gesunder und schöner Lage und Umgebung, welche die Parkanlagen des dem Erzherzoge Carl gehörenden englischen Gartens bilden. Berühmt ist die Bibliothek, und die reichen Sammlungen im Palast dieses Erzherzogs. Erstere zählt über 70,000 Bände, mein kriegswissenschaftlichen und ethnographischen Inhaltes, die Kupferstichsammlung soll 135,000 Blätter, die der Originalhandzeichnungen 15,000 Blätter umfassen. Beide Sammlungen sind Montag und Donnerstag Vormittag von 9 — 12 Uhr dem Publikum zugänglich.

Wir verlassen die breite und schöne Ungergasse, und gönnen dem **Schiffarths Canal**, der über Larsenburg nach Wiener Neustadt leitet, einen Blick der Betrachtung. Seine Ufer schmücken bis zur Marxer Linie schattende Kastanienbaum-Alleen, seine Ausdehnung erstreckt sich bis zur ungarischen Grenze, in der Nähe von Neustadt; er wurde 1803 begonnen, und seine Länge beträgt 12,687 Klafter, oder 8 ¼ Meilen. Der Canal ist 38 Fuß an der Oberfläche, 26 auf dem Boden breit, und 4 Fuß tief. Sein Fall beträgt 55 Klafter mit 32 Schleußen.

Wo der Canal einen stumpfen Winkel macht, und die schöne schnurgerade Rennweg Gasse endet, nimmt er die Fasan-Gasse auf, aus der wir zu einem reizenden Gebiet prachtvoller Gärten gelangen. Zunächst bietet der **botanische Garten** der k. k. Universität täglich dem Besucher seine Räume zur Anschauung dar. Er ist sehr geräumig, hat schöne Bassins für die Wasserpflanzen,

und ist eine regelmäßige, den Wissenschaften nützlich dienende Anlage. An ihn stoßt das berühmte k. k. Belvedere. Dieses herrliche Lustschloß oder eigentlich diese beiden Schlösser, mit dem reizenden Garten und Schöpfungen des Prinzen Eugen von Savoyen, des gefeierten Helden und edlen Ritters. Es wurde 1705 begonnen, war 1721 vollendet, fiel nach Eugens 1736 erfolgtem Tode an seine Nichte Victorine, Herzogin von Sachsen-Hildburghausen, deren Gemahl es gegen eine Leibrente an den kaiserlichen Hof abtrat. Unter Joseph II. wurden die überaus reichhaltigen k. k. Gemäldesammlungen aus zerstreuten Locales hier im obern Belvedere zusammengebracht und aufgestellt. Schon der Eintritt zu diesen kostbaren Sammlungen ist fürstlich, kaiserlich ausgeschmückt. Das obere Schloß selbst bildet ein längliches Viereck, dessen Ecken in Rund Pavillons auslaufen, mit breit vorspringenden Mittelfaçaden. Auf breiter Stiege schreiten wir zur Doppeltreppe, die zu einem Marmorsaale führt, der mit verschwenderischer Architectur- und Malerei-Pracht ausgeschmückt ist. An diesen Saal stoßen die Flügelsäle, jeder Flügel hat 7 Zimmer und 2 Kabinette. Die Gemälde-Gallerie ist nach den Schulen eingetheilt, von denen die italienische wieder in die venetianische, römische, florentinische, bolognesische und lombardische Schule zerfällt, und in allen Theilen überaus kostbare und berühmte Stücke aufweist, neben einer Sammlung vermischter, italienischen Schulen. Nicht minder wichtig sind die Bilder der niederländischen und holländischen, der altflamischen und altdeutschen Schule, und auch die neudeutsche Schule ist in würdigen Bildern vertreten. Minder reich sind die spanische, altfranzösische und englische Schule bedacht; die Bilder derselben sind vielmehr den verwandten Schulen zugetheilt. Dienstag und Freitag ist zu bestimmten Vor- und Nachmittagsstunden diese herrliche Sammlung Jedermann zugänglich, nur mit Ausnahme von Fest-Feiern und nassen Regentagen.

Das untere Belvedere bildet ein großes Gebäude mit schräg vorspringenden Flügeln, und umfaßt die kostbare k. k. Ambraser Sammlung, welche vom Schlosse Ambras bei Inspruck 1806 nach Wien gebracht wurde. Diese Sammlung, eine der schönsten und wichtigsten ganz Europas, enthält eine Fülle klassisch antiker und deutsch-mittelalterlicher Alterthümer. Zu letzteren zählen die historisch nachgewiesenen ächten Rüstungen und Waffen von 143 Fürsten

unt berühmten Männern, außerdem 1200 Bildnisse, kostbare Guß- und Schnitzwerke, darunter das berühmte Salzfaß des Benvenuto Cellini. Die Antiken sind durch Römerdenksteine, Büsten, Vasen und zahlreiche geschnittene Steine vertreten, und nicht minder befindet sich in demselben Lokale das k. k. Kabinet ägyptischer Alterthümer mit vielen Mumien, Sarkophagen, Bronzen, Papyrus, Schmuckladen, Geräthen u. dgl., so daß kaum minder, wie im Louvre zu Paris oder im Schlosse Montbijou zu Berlin ein Blick in das ganze eigenthümliche Leben der alten Aegyptier gethan werden kann. In der Nähe des oberen Belvedere, an der gleichnamigen Linie, befindet sich der Bahnhof der Wien Raaber, jetzt Wien Gölnitzer Eisenbahn.

Wenn wir das reizende Belvedere, diesen Hochsitz der Kunst und des Schönen verlassen, wenden wir uns am geeignetsten dem an das untere Schloß anstoßenden Salesianer Nonnenkloster zu, mit welchem ebenfalls ein schöner Garten verbunden ist, und das an die Gebäude stößt, welche den botanischen Garten von der Rennweg Gasse trennen. Das Kloster enthält ein Pensionat für Töchter des höheren Arels mit einigen Freistellen. Gegenüber liegen der Garten und die herrliche Villa des Fürsten Staatskanzler von Metternich; ein Muterstück der schönen Gartenkunst mit seltenen Exoticen, zu welchen jedoch die Erlaubniß der Besichtigung vorher erbeten werden muß.

Wäre dies alles beschen, so würde Rückkehr nach der Stadt durch die Marocanergasse an der Fuhrweisen Caserne vorüber und über das Glacis durch das Seilerstädter Thor in so fern anzurathen sein, als vom Tag nicht viel mehr übrig sein dürfte.

Ein zweiter Reisetag würde uns aus dem Kärnthnerthore führen, von wo wir das Glacis zur Linken durchschneiden und nach dem Fürst Schwarzenbergschen Palais und Garten hinlenken lassen. Dort öffnet zugleich die Rennweg Gasse ihre heitere Perspective, an deren Beginn das mächtige Gebäude Dreieck der deutschen Nobelgarde sich imposant darstellt. Der fürstlich Schwarzenbergsche Garten ist mit allen Annehmlichkeiten von Teichen, Fontainen und Laubgängen versehen, und dem Publikum mit Liberalität geöffnet. In ihm werden auch zu Anfang des Mai die öffentlichen Blumenausstellungen gehalten. Wir sind im Bereich der Vorstädte Neu und Alt-Wieden, und wenden uns aus je

nem Lustrark der herrlichen St. Carl Boromeo Pfarr Kirche zu, welche mit ihrer majestätischen Kuppel und ihren schlanken freistehenden Thurmsäulen, die wie Minarets emporragen, schon von weitem die Blicke an sich zog. Diese Kirche steht in etwas schräger Richtung dem Kärnthner Thor gegenüber. Ihr symmetrischer Prachtbau nach einem Plan Fischers von Erlach entstand durch ein Gelübde Kaiser Karl VI., und wurde von Martinelli 1736 — 37 aufgeführt; Gemälde und Denkmäler zieren ihr Inneres, und die Ansicht von ihrer Kuppel auf Wien bietet ein höchst malerisches Bild.

Nahe der Kirche liegt das k. k. polytechnische Institut, und die Realschule in einem ansehnlichen Gebäude, zu welcher Kaiser Franz I. 1816 den Grundstein legte. Die erste Anstalt zerfällt in eine technische und commerzielle Abtheilung, und ertheilt in einem dreijährigen Lehrkursus, an dem jährlich über 1000 Schüler Antheil nehmen, Unterricht in allen entsprechenden Lehrfächern, während die Realschule die Vorbereitungsstudien innerhalb eines 2jährigen Kursus gewährt. Die Bibliothek dieser trefflichen Institute umfaßt 12,000 Bände, und außer ihr sind noch höchst schätzbare reichhaltige Sammlungen für Naturgeschichte, Waarenkunde, Physik, Mathematik und Astronomie, Chemie, Architectur und von Natural Producten, nebst mechanischen und astronomischen Werkstätten vorhanden, welche Sammlungen jeden Samstag von 8 — 1 Uhr zu sehen sind. Fremde haben sich in der Kanzlei anmelden zu lassen. Ein großer Anbau bewahrt außerdem in ausgedehnten Räumen Magazine von Maschinen, Modellen u. s. und dient der jährlichen Kunstausstellung von Gemälden u. dgl., welche im April Statt findet, zum passenden Local.

Fahren wir von da in die Wieden Hauptstraße ein, und lenken in die Favoriten Linie Straße, so gelangen wir zunächst zum k. k. Gußhaus und dann zum stattlichen Gebäude der Theresianischen Ritter-Akademie, welche, eine Stiftung der Kaiserin Maria Theresia, zwar von Kaiser Joseph 1784 aufgehoben, aber von Kaiser Franz I. wieder hergestellt wurde. Die Akademie ist für solche Söhne des österreichischen Adels ausschließlich bestimmt, welche sich dem Civildienste widmen, und hat 149 Freistellen. Ein großer Garten umschließt eine besondere Schwimmschule für die Zöglinge, welchen in allem Wissensnöthigen Unterricht ertheilt wird

nicht minder im Tanzen, Fechten, Reiten ꝛc. ꝛc. Die Sammlungen der Akademie sind bedeutend, die Bibliothek allein umfaßt 30,000 Bände mit schätzbaren Handschriften und Incunabeln, das Naturalien- und das physikalische Kabinet enthalten ebenfalls viel Anziehendes und Sehenswerthes. In derselben Straße ist das Taubstummen-Institut gelegen, auch eine Stiftung Maria Theresia's, doch in diesem neuen Local erst seit 1822 befindlich.

Das Haus Nro. 1. der Vorstadt Wieden ist das fürstlich Starhembergische Freihaus, wichtig und sehenswerth wegen seines Umfanges. Es enthält 6 Höfe, 31 Treppen und umfaßt in 300 Wohnungen gegen 900 Bewohner. Die Vorstadt selbst hat außer den angeführten schönen Gebäuten auch viele kleine, und eine Menge durcheinander laufende Gassen und Gäßchen, Einzelhäuser und ausgedehnte Gartenräume; ungleich schöner und regelmäßiger gebaut sind die Vorstädte St. Ulrich und Mariahilf. Wir passiren die Wien, betrachten die weitausgedehnten Räume der k. k. Stallungen, gegenüber dem Burgthor auf dem Spittlberg, wie den stattlichen Palast der k. k. ungarischen Leibgarde und Palais und Garten des Fürsten Paul Esterhazy, in ersterm auch eine reiche Gemälde Gallerie, über 1200 an der Zahl, nebst andern trefflichen Sammlungen von Sculpturen, Kupferstichen und Handzeichnungen; durchfahren die Vorstadt Leimgrube, und bewundern die grandiosen Fronten der k. k. Ingenieur Akademiegebäude, in der Mariahilfer Hauptstraße und längs der beiden Stiftgassen. Die Akademie, früher Ingenieurschule, kam 1797 in das gegenwärtige Gebäude, das von der Herzogin Theresia Anna Felicitas von Savoyen aufgeführt wurde, und die Bestimmung hat, Offiziere für das Genie-Corps zu bilden. Sie hat insgemein 300 Schüler mit 80 Freistellen, und umfängt auch eine schöne Kirche. Die Mariahilfer Pfarrkirche hat ein berühmtes Gnadenbild, und wurde 1689 erbaut. Das Bild ist jedoch älter, als die Kirche selbst, außerdem sind in der mit zwei Thürmen gezierten Kirche auch andere sehenswerthe Bilder befindlich.

Die Vorstädte Alt- und Neu Lerchenfeld haben mehrere Casernen aufzuzeigen, und ihre Bewohner bilden einen etwas derben arbeitgewohnten, feiertaglustigen Menschenschlag, mit vielem Eigenthümlichen im Dialect und Wesen. Wir durchfahren sie ohne sonderlichen Aufenthalt, besehen allenfalls in der Josephstadt

die k. k. Cavallerie-Caserne, das Blindeninstitut und das fürstl. Auersbergische Palais am Glacis, ein Bauwerk Fischer von Erlach's, wie die Klosterkirche der Väter der frommen Schulen (Piaristen) und wenden uns in die Alser-Vorstadt, deren Name sich vom nahen Dorfe Herrnals oder Herrnhals herschreibt, wo eine beliebte Wallfahrt oft zahlreiche Schaaren versammelt.

Die Alser-Vorstadt, in deren Bereich wir nun gelangen, bietet eine Menge eben so stattlicher, wie nützlicher Gebäude dar. Zunächst ist das k. k. allgemeine oder civile Krankenhaus eine der beachtenswerthesten Wohlthätigkeitsanstalten Wiens, das zugleich als Universalspital dient. Das ungeheure viereckige Gebäude begreift einen Flächenraum von 3400 Quadratklaftern. Diese Anstalt zerfällt in 4 Abtheilungen: Allgemeines Krankenhaus, 104 Säle für 2214 Kranke; Irrenheil-Anstalt, in einem Thurmgebäu, Narrenthurm genannt, mit 139 Kammern für 309 Kranke; Gebär-Anstalt und Kliniken der k. k. Universität, deren wieder 5 sind. Man hat die Erlaubniß zum Eintritt in das allgemeine Krankenhaus von der Oberdirection desselben einzuholen.

Neben dem Krankenhaus nach der Stadt zu befindet sich die nicht viel mindern Raum einnehmende Infanterie-Kaserne, und neben dem isolirten Irrenhaus das Militairspital. Die k. k. medicinisch-chirurgische Josephs-Akademie oder das Josephinum stößt an die Währinger Gasse, hat einen schön ausgeführten Brunnen, Fischer von Erlachs Arbeit, die Hygieia darstellend, und eine berühmte Sammlung von Wachspräparaten u. s. w. In diesem Gebiete ist noch merkwürdig die k. k. Gewehrfabrik, das Criminalgerichtshaus am Glacis, die bürgerliche Schießstätte, das k. k. Waisenhaus, mit einer Bibliothek, schönem Garten und sonstigen entsprechenden Anstalten, das Mädchenpensionat und das Fürst Dietrichstein'sche Palais, gegenüber dem Josephinum.

In der Vorstadt Rossau, in welcher unsre Rundreise uns gleich vom Waisenhause aus durch die Carls-Gasse führen würde, ist es vor allem der Fürst Lichtensteinische Gartenpalast und herrliche Garten, der unsere Schaulust anlockt. Der Besuch dieses Gartens steht dem Publikum offen, umfangreiche Glashäuser enthalten reiche Sammlungen von Camellien und sonstiger ero-

tischer Gewächse, namentlich aus Neuholland, und der Wintergarten entfaltet in der kalten Jahreszeit den Zauber freundlicher Täuschung in einer lieblichen Sommerlandschaft im Kleinen, die kein kalter Hauch berührt. Das Palais umschließt eine der Beschauung ebenfalls vergönnte Gemäldegallerie, unter allen Privatsammlungen eine der berühmtesten, in deren 1200 Stücken die größten italienischen und deutschen Maler vertreten sind. Auch eine hochwerthvolle Sammlung plastischer Kunstwerke, nebst betrurischen Vasen umfaßt dieses fürstliche Palais. Die Bibliothek und die Kupferstichsammlung des Herrn Fürsten, erstere 10,000 Bände stark, darunter viele Seltenheiten, befinden sich im fürstlichen Palast in der Stadt.

Noch ist in der Vorstadt Roßau neben dem erwähnten Sommerpalais und Garten die k. k. Porcellan Manufactur sehenswerth, eine der k. k. Aerarial Fabriken, schon seit 1711 bestehend, 300 Arbeiter beschäftigend, und Ausgezeichnetes leistend. Mit derselben ist auch eine k. k. Spiegelfabrik verbunden. Die Eintrittserlaubniß zu diesen artistisch technischen Werkstätten ist bei der Direktion im Gebäude selbst einzuholen. Das Verkaufsmagazin, reich und prachtvoll ausgestattet, ist auf dem Josephsplatze Nr. 1135.

Wenn so ein ungleich größerer Theil der Vorstädte Wiens durchfahren, und nun das Angeführte in Augenschein genommen worden, würde sich abermals ein passender Abschluß von selbst nöthig machen, und ein Beschränken der Schaulust auf einen folgenden Tag von Nutzen sein.

Die lebenvolle Leopoldstadt ist es, der wir nun zueilen. Das rothe Thurmthor entläßt uns, und führt uns über die Ferdinandsbrücke gleich in die Taborstraße hinein. Dort finden wir das großartige Hospital der barmherzigen Brüder. Es besteht seit 1614, und vermag jährlich gegen 4000 Kranke aufzunehmen; es nimmt sie auf, ohne nach dem Glaubensbekenntniß zu fragen. Nicht weit davon ist der berühmte Lustort zum Sperl. Das Zuchthaus oder k. k. Provinzial Strafhaus, das Lianenbad am Strande, ein höchst prachtvolles Etablissement, zwischen der K. Ferdinands- und der Carls Kettenbrücke, und das Marien- und Ferdinandsbad an der Taborlinie, wie die große Cavallerie Caserne, sind allenfalls, außer dem Leopoldstädter Thea-

ter und andern Vergnügungsplätzen in dieser Vorstadt aufzusuchen und zu besichtigen. Wen lockte es aber vor Allem nicht nach den Zaubergärten des glücklichen Wien, nach dem Augarten und nach dem Prater? Beide mit ihren mannichfaltigen Genüssen und Annehmlichkeiten verweisen wir in die Rubrik:

Anstalten für geselliges Vergnügen in und um Wien.

Eine Lustfahrt durch den Prater beginnen wir von der schönen Jägerzeile aus. Wo sie endet, breitet sich im weiten Rund ein Straßenstern aus, in dessen Mitte sich ein köstlicher Standpunkt gewährt. Einmal öffnet sich dem Zurückblickenden die reizende und belebte Perspective der Jägerzeile mit ihren Gast- und Kaffeehäusern, ihren Frachtwägen, ihren eleganten Chaisen, die bisweilen in langen Reihen dem Prater zurollen, ihren Omnibus, welche die Reisenden zur Nordbahn bringen, oder von dort in die Stadt führen, ein ewig bewegliches, ewig wechselndes Bild. Südwärts zieht eine nicht lange, aber weite Straße zur Franzensbrücke. Von Norden kommt die Straße aus Mähren und Böhmen, jetzt behauptet auch die Eisenbahn diese Richtung. Von Nordost nach Südost zieht in gerader Linie die herrliche breite Allee, die den Augarten und die Brigittenau mit dem Prater verbindet. Der Jägerzeile gegenüber direkt ostwärts zieht eine Straße durch den Prater, die zur k. k. Militair-Schwimmschule weiter zu Roussbad und endlich zur allgemeinen Schwimmanstalt führt, und ein anderer Prater-Weg bringt zum Feuerwerksplatz, u. s. w. Der Prater ward seit lange als Lustwald von der Bevölkerung Wiens benutzt; seine jetzige Gestalt und Einrichtung gab ihm Kaiser Joseph II. Im Prater spielt und spiegelt sich das ganze Wiener Volksleben in seiner lebenvollen Frische, seiner ganzen Eigenthümlichkeit ab. Vornehm und Gering genießt die verschiedenen Freuden, die er bietet. Die eine der Hauptstraßen führt am Circus Gymnasticus vorüber, dem das Panorama-gebäude schräg gegenüber liegt, eine Reihe Kaffeehäuser laden lockend ein, endlich bringt die Straße zum Lusthaus und zur Donau, wo die Dampfschiffe für Preßburg, Pesth und weiter anlanden und abfahren. Der Weg zum Feuerwerksplatz führt durch ein Dorf von Schen-

ken, Wirths- und Kaffeehäusern; der Wurstelprater gießt sein Freudenfüllhorn über die Menge, und der Wurstel (Hanswurst) überschüttet sie mit Possen. Spiele aller Art treiben da große und kleine Kinder, allerlei Schaubares wird gezeigt, Affentheater und Hundekomödien spielen ihre Rollen. Hunde mit in den Prater zu nehmen, ist jedoch verboten. Die Hauptallee belebt die vornehme Welt in eleganten Wägen, auf stolzen Rossen. Der Ostermontag und der erste Mai bringen einen Corso zur Schau, der sich kaum irgendwo prächtiger finden wird, und vielleicht noch den Longchamps zu Paris überbietet, mindestens stehen die elysäischen Felder dort weit hinter dem Prater und seinen Herrlichkeiten zurück. Aber auch jeder Sonn- und Festtag, wenn das Wetter nur einigermaßen günstig, beleben den reizenden Lustwald, und bei größern Festen kommt es nicht selten vor, daß 50,000 — 60,000 Menschen ihn durchwimmeln. Auch die Feuerwerke, deren jährlich 4 — 5 auf dem eigens dazu bestimmten Platze abgebrannt werden, tragen zur Belebung des Praters viel bei. Die Wiener Feuerwerke sind überhaupt berühmt, die des Praters, vom k. k. Kunst- und Lustfeuerwerker Stuwer sind es besonders, und man sieht solche nicht leicht anderswo schöner. Auch Wasserfeuerwerke finden bisweilen Statt. Ein Pferderennen wird alljährlich in der Nähe des Lusthauses gehalten, auf einer Bahn, deren Umfang 2 Meilen beträgt.

Der Augarten ist eine ungleich kleinere, aber sehr reizende Naturpark-Anlage, für stille Naturbetrachtung und reinen Naturgenuß ganz geschaffen. Kaiser Joseph II., dessen Lusthäuschen man dort noch zeigt, machte denselben 1775 dem Publikum zugänglich. Eine Abtheilung nur ist geschlossen, und enthält nebst einer Obsttreiberei einen ausgezeichneten Reitplatz.

Das Maifest, am 1. Mai im Augarten gefeiert, ist ein schönes Volksfest, nicht minder ist er am Sonntag und Montag vor oder nach dem 13. Juli belebt. An diesen Tagen fällt das beliebteste Volksfest der Wiener, die Brigitten-Kirchweihe, welche auf der Brigitten-Aue, eine an den Augarten, aber außerhalb der Linie angrenzenden Wald- und Wiesenfläche, gefeiert wird, mit allen den Lustbarkeiten, welche die Menge liebt.

Der übrigen öffentlichen Gärten Wiens wurde schon gedacht; wir wenden uns daher weitern Anstalten für geselliges Vergnügen der Kaiserstadt zu.

Die Theater.

Wien zählt deren gegen 5, zwei in der Stadt, 3 in den Vorstädten. Das k. k. Hofburgtheater bildet das Haus Nro. 1. und liegt zunächst der kaiserlichen Hofburg. Es bildet aber auch im Range vor allen deutschen Theatern Nro. 1. und vertritt als würdige Nationalbühne die deutsche dramatische Kunst auf eine edle und glänzende Weise. Es ist ausschließlich dem deutschen Schauspiele gewidmet, und mit hohen Ehren in ganz Deutschland genannt. Das Haus hat 2 Parterre, 4 Galerien. Das Auditorium faßt 1500 Personen und wird dennoch oft zu eng befunden.

Das k. k. Hofburgtheater nächst dem Kärntnerthore dient vornehmlich der deutschen und italienischen Oper und dem Ballet. Es hat ein Parterre, drei Logenreihen und 2 Galerien.

Das k. k. privilegirte Theater an der Wien ist das größte und schönste. Schikaneder hat es erbaut. Das Auditorium hat 2 Parterre mit 8 Logen, eine Logenreihe im 1ten Stock und 4 Galerien. Die Bühne vermag 500 Personen und über 100 Pferde zu fassen. Es ist das Theater der Spektakelstücke, und zugleich Schauplatz der Virtuosität einer Komik, die nur in Wien so lebendig ist, und durch die bedeutendsten Talente repräsentirt wird.

Das k. k. privilegirte Theater in der Josephstadt ist ein neues und schönes Haus, hat ebenfalls 2 Parterre, 3 Galerieen mit 21 Logen und 800 Sperrsitze. Es nimmt in neuerer Zeit eine nicht geringe Kunststufe ein.

Das k. k. privilegirte Theater in der Leopoldstadt, ein bescheidenes Haus, ein eigentliches Volkstheater, mit dieser Bestimmung entsprechenden Aufführungen, im Innern ärmlich, düster und enge, und doch oft gedrückt voll, und doch oft voll sprudelnden Humors, voll Parodien, Travestien, hochkomischer Pantomimen, die gehoben wurden durch Talente, deren Ruf über Europa flog.

An Tanz und Reunionssälen ist in dem genußreichen Wien kein Mangel. Einige sind hochberühmt, wurden es zum Theil durch die begabten Orchesterdirigenten, die an einer oder der andern dieser Vergnügungsanstalten ihren stabilen Platz hatten. Wer kennt nicht die Namen Strauß und Lanner? Wer hätte nicht schon gelesen vom Elysium im St. Annakeller mit seiner unter-

ntlichen Feenpracht, ſeinen Sälen, Zimmern, Zelten und Gängen, die 3000 Menſchen faſſen können, oder vom glanz- und luſtreichen Tivoli? Wer hätte nicht vom Sperl gehört und der goldnen Birn, dieſen beiden Rivalen um die Gunſt der tanzluſtigen Welt. Solcher Annalten ſind in und um Wien noch eine Menge, mehr oder minder elegant und prachtvoll eingerichtet, und bald unter dem Namen Neunten, oder Cauue, oder Aſſamblee die Gäſte anlocken.

Der Carneval und die Faſtenzeit ſchütten der Freuden viele über Wien aus. Der erſtere (Faſching) beginnt am 7. Jänner und iſt die Blüthenzeit der Bälle, Masteraden, Tanzthees, Piqueniques ꝛc. Die Redouten in den Sälen der k. k. Hofburg ſind glänzend, die belebteſte iſt am Faſching Dienstag, oft mit einer Fülle von 5 bis 6000 Antheilnehmenden aus allen Ständen und in den Coſtümen aller Zeiten und Länder. Die ſtillere Faſtenzeit bringt treffliche Concerte, muſikaliſche Academien, Soiréen und Abendunterhaltungen, die ebenſo beſucht als animirt ſind. In den Sälen der Volkslokale mangeln dabei auch die Tafelfreuden nicht, und es geht luſtig und hoch her trotz der Faſten. Die Faſtenzeit bringt auch die fröhlichen wimmelnden Wallfahrten nach Hernals, und dann hemmt die Stille der Charwoche einigermaßen Wiens lautrollenden Lebensfreudenſtrom. Da beginnen nun die Kirchenfeſte, während alle öffentlichen Vergnügungen eingeſtellt werden. Am grünen Donnerstage iſt feierliche Fußwaſchung. Die Glocken ſchweigen, ſtatt ihrer rufen häßliche Ratſchen (Klappern) in die Tempel. Dort beſucht man andächtig die heiligen Gräber und die Lamentationen, und um jene oft künſtleriſch vollendet ausgeſchmückten Stätten weben die Töne der Trauer, rinnt die Zähre der Andacht. Schon am Charſamſtag feiert Wien mit hallenden Glocken, mit Feuerwerken und allem Kirchengepränge die Auferſtehung des Heilands. Feſtlich wird auch der Frohnleichnamstag begangen, an welchem Blumen und Maien alle Häuſer ſchmücken, alle Straßen bedecken und die groſſartigſte, glanzreichſte Proceſſion vom Dom zu St. Stephan ausgehend, zu den Altären wallt, die auf freien Plätzen errichtet ſind, von Blumen ringe umblüht. Die Familie des hohen Kaiſerhauſes nimmt perſönlich Theil, ihr folgt der Hof in großer Gala, die ungariſche Nobelgarde zieht auf im Diamantenglanze ihres Feſtſchmucks, die Univerſität, der Magiſtrat, die Geiſt-

lichkeit, des Militairs endlose Züge. Der erste Altar steht an der Dreifaltigkeitssäule auf dem Graben, ein zweiter am Schwarzenberg'schen Palais auf dem neuen Markte, der dritte auf dem Lowkowitzplatze, ein vierter auf dem Michaelsplatze. An jedem hält die Procession, an jedem liest der Erzbischof das Evangelium unter dem Donner kleiner Geschütze; endlich bewegt sich jene in den Dom zurück, wo ein feierliches Hochamt das Fest beschließt.

Auch jene Tage bewegen Wien religiösfestlich, wenn die alljährlichen großen Wallfahrt-Processionen nach dem Gnadenort Maria Zell in Steiermark abgehn und wiederkehrn; nicht minder das Fest der Firmelung, in der Pfingstwoche, an welchem Tausende glücklicher Kinder den Segen der Kirche empfangen, und dann sich nach allen Lustorten hin im Geleit ihrer Angehörigen und Firmelpathen verstreuen.

Der 2. November, Tag aller Seelen, gilt dem Andenken der geliebten Todten, eint den letzten Schmuck aus dem Füllhorn der Flora zu Kränzen auf die Gräber. Der Winter bringt der Kinderwelt den heil. Niklaus mit seinen Gaben und seinem strafenden Gesellen, dem zottlichen Krampus (anderwärts Knecht Rupprecht) und dann das genußreiche Weihnachtsfest mit den feierlichen Christmetten, den geschmückten Krippen, und den Gaben der Liebe.

So reicht in dem lebensfrohen Wien die religiöse Festfreude der weltlichen oft die Hand, während die letztere sich auch ohne die erstere einen reichlich rothdurchschossenen Festkalender zu bilden weiß. Und wäre ja der Genuß innerhalb der Linien erschöpft, wollten Prater und Augarten, wollten Bälle und Assambleen, Theater und Volksfeste nicht mehr genügen, dann ist immer noch eine Zauberstimme vorhanden, die zu reichen, reizenden und schönen Genüssen gastlich ladet. Sie ruft: Auf's Land!

Wiens Umgebungen.

Die Kaiserstadt liegt im Schoos eines paradiesischen Gefildes. Wer es im holden Frühlings- und Sommerglanze, wer es in des Herbstes bunter Färbung sieht, wird dies bestätigen. Und nach allen Seiten hin reizende Höhen, lachende Auen, romantische Thäler, helle Schlösser, düstre Burgen, und überall der Lebenspulsschlag frohbewegter Gegenwart neben ernsten Erinnerungen. Bequem und billig können wir, der mannichfaltigsten Fahrgelegenheit nach

Lust und Belieben uns bedienend, nach allen Orten und Enden hingelangen, und so sei denn zum Schluß noch ein flüchtiger Ueberblick dessen gegeben, was der Fremde in Wien außerhalb der Linien gern sucht und sieht. Einen Ausflug nach

Baden rathen gewiß unter hundert Freunden neunzig als den ersten an. Es ist diese landesfürstliche Stadt nur 2 Poststationen von Wien entfernt, und auf der Eisenbahn in kürzester Frist zu erreichen. Allein einmal sollte Jeder auch die alte gewöhnliche Reiseweise dahin vernehmen, und zwar unabhängig von jeglicher Eiltour. Wie herrlich rollt sich das Panorama der Gegend Wiens auf, wenn man auf der Höhe steht, das die „Spinnerin am Kreuz" jenes altberühmte Denkmal, schmückt. Welch ein Kranz von grünen Auen, von Bergen und Wäldern rund um das Haupt, um die Hauptstadt des Kaiserstaates, und in diesem Kranz leuchten wie Blumen die Schlösser, die Klöster, die stattlichen Dörfer, und dazwischen durchgeschlungen die Bänder des Stroms, der still dahinfluthend zur Pforte des Ostens zieht. Wir stehen ziemlich hoch unter dem alten Denkmal, von seiner Spitze soll sich mit der Spitze des St. Stephansthurms eine wagrechte Parallellinie ziehen lassen. Nun verlassen wir den Wienerberg und begrüßen zunächst

Mödling und die hochromantische Briel, ein Thal, das seines Gleichen sucht an schönen Punkten. In Mödling selbst ziehen den Alterthumsfreund die uralte Pfarrkirche zum heiligen Othmar mit ihrer Krypte und die Aegidikirche an. Doch auch ein Bade- und Schauspielhaus hat dieser Marktort. Die Briel, belebt von Sommervillen vieler wohlhabenden Wiener, ist von Bergen umschlossen, die malerische Burgen tragen, nächstdem noch manchen heitern Neubau. Die Burgruine Mödling, der Thurm auf dem Wartberg, der Husarentempel auf dem kleinen Anninger, und vor allem Burg Liechtenstein in seiner mittelalterlichen Pracht schmücken die vordere Briel, nicht minder das neue Schloß, der Park, der Perlhof, und die hintere Briel zeigt die Karlsburg, das Kienthal, und weiter Heiligenkreuz, ein Cisterzienserstift uralten Baues voll interessanter Kunstdenkmäler. Dahinter beginnen schon nicht unbeträchtliche Alphöhen und der Genuß der reinen Naturfrische, den sie darbieten, ist ohne sondre Mühen und Opfer geboten. Die Briel bietet so mannichfaltigen Wechsel der Nah- und Fernsichten, daß schon ein voller Sonntag dazu gehört, sie ganz kennen zu lernen.

Baden stellt sich in heiterer Großartigkeit dar, als eine neue Stadt, da die alte 1812 ganz abbrannte. Weit berühmt sind seine warmen Schwefelquellen, und viel besucht, allein noch wohler wird es dort den Gesunden, die im Arom der Lüfte und Düfte boern. Schloß Weilburg, der Sommersitz Sr. k. Hoheit des Erzherzogs Karl prangt mit seinem Park und Reichthum am Fuße des Lindkogels, den die Ruinen des Schlosses Rauhenstein schmücken. Ihnen liegen die Trümmer von Rauheneck gegenüber, und zwischen beiden Burgen öffnet sich der Weg in das herrliche Helenenthal. Von den sagenumklungenen Burgen reizende Aussichten in die Nähe und Ferne. Das Helenenthal führet Wege nach dem Lustplatz Krainerhütte, dem erwähnten Heiligenkreuz, dem Flecken Meierling, zur Sulzerhöhe, wo die Landschaft ein Abbild schöner Schweizernatur wiedergibt, nach Schloß Wideck ꝛc.

Der Urtheilstein heißt ein durchbrochener Felsberg, durch den 120 Fuß lang eine Straße zieht. Ungemein lohnend sind von Baden die Ausflüge nach Vöslau, mit einem Mineralbad, und einem großen herrschaftlichen Garten, nach Merkenstein mit einer Burgruine, und mancher Erinnerung aus den Zeiten der Türkenkriege; nach Guttenstein, wo der unsterbliche dramatische Dichter und Schauspieler Raimund ruht, und hoch über Klüften und Schluchten eine andere Burgtrümmer beinet, die einst Friedrich der Schöne mit Isabella von Arragonien bewohnte, und die von großen Erinnerungen umgrünt ist. Dort auch das Hüllenthal und andere anziehende, durch Natur, Sage oder Geschichte merkwürdige Punkte. Wiener Neustadt, nur 2 Fahrstunden von Baden, verdient um so mehr den Besuch, da man von da auf der Eisenbahn sehr bald wieder nach Wien zurückkehren kann.

Laxenburg nimmt von Wien aus besonders, oder auch von Baden aus auf einem Excurs besucht, für sich wieder einen vollen Tag oder mehrere in Anspruch. Erfreute in Baden und seiner Umgebung mehr die Natur mit ihren Gebilden voll paradiesischer Anmuth, so öffnet dort die Kunst mit der Natur verschwistert, die Arme zu gastlichem Empfang. Der kaiserliche Ort vereinigt eine große Fülle herrlicher Natur-, Kunst- und Alterthumsschätze. Wir finden einen umfangreichen Park mit einer Menge hübscher Einzelgarten, als den großen Teich, der eine Fläche von 12.000 Qua-

dratklaftern deckt, eine Meierei mit dem allerliebſten Herrenhauſe, eine Rittergruft mit Bildern der altdeutſchen Schule und Glasmalereien; die Ritterſäule, von hohem Alter, ein niedliches Fiſcherdörfchen, Tempel, Brücken, Salons, und endlich die Franzensburg, ein ganz im Styl und Geiſt des Mittelalters eingerichtetes Ritterſchloß. Dieß iſt angefüllt mit mannichfaltigſtem Haus- und Webrgeräth, mit alten Möbeln, Glasgemälden und andern Malereien. Große Säle: der Waſſer-Saal, der ungariſche Krönungs-Saal, der Habsburger- und der Lothringer-Saal bieten alle der Schauluſt viel des Anziehenden dar.

Ein andres k. k Luſtſchloß iſt Schönbrunn, ein Prachtbau Fiſchers von Erlach. Es bietet ſehenswerthe Gemälde, in Sälen, Zimmern und der Hofcapelle, treffliche Brunnenſtatuen und in der That einen wirklich ſchönen Brunnen, mit dem Bilde der Nymphe Egeria; dann den Park mit der k. k. Menagerie, mit einigen Einzelbauwerken, der Ruine, dem Obelisk und der Gloriette, letztere ein Ausſichtspunkt von ſeltenem Reiz, nicht minder ein Theater und ein botaniſcher Garten mit dem Palmenhauſe, und vielen ſeltenen Gewächſen der heißen, wie der Alpenzone, Orangerie u. ſ. w. An den Garten ſtößt das vielbeſuchte Dorf Obermeidling, mit zahlreichen Landhäuſern und Sommerwohnungen, und dem Tivoli. Schönbrunn nahe iſt noch ein k. k. Luſtſchloß: Hetzendorf, befindlich, welches ein chineſiſches Cabinet und werthvolle Deckengemälde enthält. Man kommt von da nach Untermeidling, mit Mineralbad, Trinkanſtalt und Garten nebſt einem Schloß. Nicht minder liegt dem Garten von Schönbrunn nahe das oft und zahlreich beſuchte Hietzing, wo Domapers beliebtes Caſino ſich befindet. Es iſt ſowohl dieſer Ort, als die nahen Pretzing, Hütteldorf und Andre im Sommer von der vornehmen Welt Wiens ausnehmend bevölkert, und die Gegend iſt mit lieblichen und geſchmackvollen Villen ganz beſäet. Hietzing hat auch ein Schauſpielhaus, eine Schwimm- und Kaltwaſſer-Anſtalt, es befindet ſich in der Nähe der k. k. Thiergarten. Hütteldorf lockt durch ein gutes Brauhaus auch den Mittelſtand. Dort haben die Fürſtinen von Lichtenſtein ein Paar ſehenswerthe Gärten; das blaue Haus gewährt ſchöne Ausſicht und das Grabmal des Dichters Denis eine ernſte Erinnerung. In der Nähe iſt die Forſtſchule Mariabrunn, dann Hadersdorf, einſt Beſitzung des berühmten Generals Lau-

don; den der Familie Laudon gehörende Garten schmückt das Grabmal dieses ausgezeichneten österreichischen Feldherrn. Auf der Hadersdorfer Wiese findet alljährlich am Tage vor Maria Empfängniß ein Volksfest statt.

Wieder eine andere Lustfahrt bietet sich aus der Hernalser Linie. Dort grüßen wir zunächst Neulerchenfeld, ein Dorf aus Wirthshäusern, wo das Wiener Volksleben seine Lust in allen Farben schillern läßt, dann die Hernalser Wallfahrtskirche mit dem Kalvarienberge. Hierauf gelangen wir nach Dornbach, an dessen Ende das Schloß Neuwaldegg entgegentritt. Ein großer Naturpark, der eine ganze Meile im Umfang hält, umgibt dasselbe und ladet zu seinen Schatten, seinen reizenden Partien. Darunter sei erwähnt: die Morizgrube, kleine Kapelle mit den Grabmälern der Grafen Lacy und Browne, das Jägerhaus, die Fasanerie, der botanische Garten, der Spiegelteich, wo die Statue des sterbenden Fechters, der Dianentempel mit herrlicher Aussicht über den Park und auf Wien, das holländische Dörfchen, wo noch ein umfassender Aussichtspunkt vom Marschallzimmer geboten ist. Wer sich noch ausgedehnteren Umblicks und des Genusses der Gebirgsnatur hingeben möchte, mag von hier aus den Hermannskogel besteigen. Das nahe Pötzleinsdorf hat einen Park, darin das Grabmal des Dichters Alxinger befindlich ist. Von da kann man über Gerstthof, Weinhaus und Währing den Rückweg nach Wien antreten. Derselbe bietet zwar nur bescheidene landschaftliche Reize, aber doch den Anblick zahlreicher hübscher Landhäuser. In Gerstthof ist wieder eine angenehme Parkanlage, der Poppersche Garten, und in der Nähe von Währing liegt die Türkenschanze, von welcher aus die Stadt und die hinter ihr sich malerisch aufgipfelnde Kette des Kahlen- und Leopoldsbergs ein sehr schönes Fernbild gewähren. Der Währinger Friedhof ist der größte Wiens, dort ruhen Viele, um deren Schläfe der Ruhm unverwelklichen Lorbeer flecht.

Nach der entgegengesetzten Richtung hin, als die bisher durchstreifte, bieten sich nicht minder die belohnendsten Ausflüge dar. Wir eilen dem Leopoldsberge zu. Der Wagen trägt uns durch die Nußdorfer Linie hinaus in die freie Gotteswelt, und über Döbling und Sifring, wo eine uralte Kirche steht. Dort heißt ein Berg der Himmel, wir ersteigen ihn, und fürwahr,

himmlisch ist der Himmblick auf das reiche große Wien, auf seine Umgebung, auf die gewaltige Stromschlange, die auf ihren Rücken die grünen Auen und Inseln trägt. Wir sehen in weiter Ferne das schlachtberühmte Marchfeld und die kleinen Karpathen, die es umgrenzen. Weiter emporsteigend, gewinnen wir den Kobenzelberg, wo ein Landhaus abermals eine umfassende, und weitere Fernsicht bietet. Das nahe Krapfenwäldchen, beliebt und besucht wegen des dort verkäuflichen angenehmen Backwerkes, bietet willkommene Rast und einen Labetrunk. Immer wie in Mitten eines großartigen Naturparkes empor wandelnd, zwischen Rebengeländen, die einen sehr wohlschmeckenden Wein liefern, wird zunächst die Höhe des Kahlenbergs gewonnen. Man nennt ihn jetzt auch Josephsberg. Früher zierte diesen Hochpunkt ein Camaldulenser-Kloster, das im Jahre 1782 aufgehoben wurde. Noch zeigt man das Grab des dort ruhenden Prinzen von Ligne. Später baute sich das Josephsdorf auf dem Berggipfel an; es hat ein Cafinegebäude mit Gastwirthschaft, und im Sommersalon dieses Hauses hat Mozart die Zauberflöte componirt.

Immer weiter aufwärts steigend von der bereits gewonnenen Höhe von 1060 Fuß über den Spiegel der Donau, durch kräuterreiche schattige Waldung, gewinnen wir endlich den höchsten Gipfel, den Leopoldsberg, 1329 Fuß hoch. Hier stand die Herzogsburg der Babenberger, stolz das Gefilde überschauend und beherrschend; sie sank, und auf ihrer Stätte stieg die dem heiligen Leopold geweihte Kirche empor, welche Kaiser Leopold II. im Jahr 1693 erbaute, und Kaiser Karl VI. verschönte und mit Thürmen zierte. Sie hat 5 schöne Altäre.

Die Aussicht vom Leopoldsberge ist unbeschreiblich grandios. Wien ist zur Ferne gerückt, näher wogen die herrlichen Wälder, wogt darunter in Bergestiefe der mächtige Strom, und die Glorie des Abendgoldes umfließt Kloster-Neuburg, den prangenden Klosterpalast, und die graue Stadt gleichen Namens. In eigenthümlicher Nichtheit erhebt sich dahinter der Bisamberg, mit Reben rings bebaut. Kloster-Neuburg sollte kein in Wien weilender Fremder unbesucht lassen. Es gewährt eine richtige Vorstellung von der Bedeutung jener Benedictinerabteien, deren Oesterreich so manche zählt, in denen die Wissenschaft heiter und ernst fortgepflegt wurde und wird, wo ein wahrhaft geistiglebendiges

Streben rege iſt, fern von der Dumpfheit des Mönchthums anderer Orden und Länder.

Neuenburg, die heutige Stadt, war ſchon zu Karls des Großen Zeiten ein feſter Ort. Das Kloſter wurde von Leopold dem Heiligen 1132 gegründet. Der neue Bau ward 1730 angefangen, doch zeigt die Stiftkirche noch den alten Bauſtyl. Ueberaus reich, wie das ganze Stift, iſt auch die Kirche mit ihren Kapellen und Altären an Reliquien, koſtbaren Monſtranzen, Geräthen und Gewändern. Ein herrliches Altarbild Ludwig Schnorr von Carolsfelds ſtellt die ſagenhafte Geſchichte der Gründung des Kloſters in meiſterhafter Compoſition und Ausführung dar. Die Stiftsbibliothek enthält ſchätzbare Glasmalereien, und einen reichen Bücherſchatz, 100 Handſchriften, über 25,000 Bände, darunter viel Hochſeltenes, Einziges. In der frühern Zeit hieß Kloſter Neuburg nur der rinnende Zapfen, weil ſein Weinreichthum ſchier unermeßlich war. Die Keller ſind dreifach übereinander, und das große Kloſter-Neuburger Faß hält 999 Eimer. Der tauſendſte Eimer ſteht als Spund oben drauf.

Die beiden Thurmkuppeln bilden Kronen, in welche man mittels Treppen gelangt, wo ſie als anmuthige, ausſichtreiche Pavillons erſcheinen, deren jeder etwa 8 Perſonen faſſen kann.

Wenn auch die nordöſtlichen Ebenen jenſeits der Donau minder zu Ausflügen locken, als das romantiſch ſchöne gebirgige Gelände im Weſten und Süden Wiens, ſo ſind doch nach jener Richtung einige nicht ferne Punkte von ſo ewiger Denkwürdigkeit, daß ſie wohl den Beſuch, mindeſtens hier noch ſchließlicher Erwähnung verdienen. Es iſt das Schlachtfeld von Aſpern, es iſt die Inſel Lobau. Letztere freilich nur ein ſumpfiges, überbuſchtes Ried, aber einſt überwimmelt von Kriegern, erſchüttert von langanhaltendem Schlachtendonner. Wien wird nie den Mai und die Pfingſten des Jahres 1809 vergeſſen. Mancher Reiſende zieht auf dem ſtolzen brauſenden Dampfſchiff dieſen Gefilden vorbei, und denkt nicht an den gigantiſchen blutigen Kampf jener Tage.

Und wohl jedem, der von Wien nur heitere, nur ſchöne Erinnerungen mit zur Heimath trägt. Er wird ſie mit ſich tragen, wenn er ein wahres Wort beherzigt, womit Eduard Duller, ein geborner Wiener, ſeine Schilderung Wiens in dem Buche: „Die maleriſchen und romantiſchen Donauländer,“ ſchließt:

„Vergeßt überhaupt, wenn ihr nach Wien kommt, vor allen Dingen nur nicht, das Herz mitzubringen, dann seid ihr jedem Wiener willkommen, und werdet das Herz des Wieners gewiß nie vergessen!“

Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein und V. Kleinknecht.

I. Section. IV Lieferung.

Dresden.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag.
1843.

Dresden.

Geschichtlicher Ueberblick.

Wenn wir Dresden zu schildern unternehmen, geschieht es mit der Vorliebe, welche die von einer reichen und reizenden Natur umgebene heitere Königsresidenz verdient, freimüthig zwar, doch nicht „grau in grau" mit dem Pinsel der Laune und des Unwillens, wie der guten Stadt auch schon widerfuhr. Herder soll es gewesen sein, der zuerst den glücklichen, für Dresden freilich ungemein schmeichelhaften, und daher gern fortgepflegten Gedanken hatte, die Stadt das deutsche Florenz zu nennen. Die Parallele zwischen beiden Städten streng zu ziehen, wurde viel Mißliches haben, aber die Natur ist, je nach der natürlichen Lage zwar klimatisch verschieden, doch hier wie dort gütig und üppig, und der Arno theilt, wie hier die Elbe Dresden, dort Florenz in zwei sehr ungleiche Hälften. Dort freilich dreifach größere Häuser und ein Drittel größere Einwohnerzahl, höchste Eleganz, Wiege und Pflegestätte edler Künste in reicher Ausdehnung, die auch die zahlreichen öffentlichen Plätze herrlich schmücken, weit über hundert Kirchen und Kapellen, alle voll köstlicher Werke der Malerei und Plastik, reiche Gallerien und Paläste, 15 Bibliotheken und Archive a. s. w. Dafür ist Florenz von doppelten Mauern umschlossen, streng von zwei Citadellen bewacht, Dresden aber strebt nach allen Seiten mit heiterster Offenheit nach außen, und auf den Plänen erscheint die Altstadt wie eine Mutter, die zahlreichen Kinderlegen um sich her versammelt hat, und selbst aus diesen Vorstädten drängt sich, wie kleine Enkel- und Urenkelschaaren Haus an Haus hinaus in die weite gesegnete Feldflur.

Dresden vermag nicht so hoch hinauf, wie viele andere deutsche Städte seinen Ursprung in mythische Zeiten zu verfolgen. Sorbensitze

mögen wohl zunächst nach dem Vordringen dieser Stämme von Osten her die der Fischerei günstigen Stromufer des Elbethales beliebt haben; das Bedürfniß der Kommunikation zwischen beiden Ufern machte Fähren nothwendig, ein günstiger Landungsplatz lockte zur Ansiedelung, er bedurfte gegen feindliche Angriffe des Schutzes, und so erscheint die Annahme nicht aus der Luft gegriffen, daß Dresdens Name aus dem slavischen Drozdin (Droschzian), eine Trutzburg, entstanden sei, während sich auch die Namensableitung von Trasi, Fähre (Traschezian, Furth), hören läßt. Was heute Neustadt heißt, der Stadttheil am rechten Ufer, war der älteste Theil des beginnenden Ortes, auch das ein Zeugniß mehr für die Annahme der Sorbengründung. Drüben war Hermundurenland, das erst im Laufe der Zeit gewonnen wurde. Erst 1206 und dann 1216 trat Dresden urkundlich in die Geschichte ein, nachdem in der Zeiten Frühe und nach der Sorben Bekehrung unter Heinrich dem Städtegründer und dem ersten Otto, auch deutsche Ansiedelungen am linken Elbufer festen Boden gewannen. Der Ort wurde dem Bißthum Meißen einverleibt, und die Meißner Markgrafen, von denen Otto der Reiche schon eine Burg zu Dresden erbaute, hoben ihn zur Blüthe. Heinrich der Erlauchte residirte dort 1270. In der Frauenkirche, deren Gründung man in das eilfte Jahrhundert setzt, lockte ein Mirakelbild der Madonna von Wachs Schaaren von gläubigen Wallern zur Stadt, auch war nebenbei in der kleinen Kreuzkapelle, aus welcher später die Kreuzkirche wurde, ein Splitter vom Kreuz Christi zur Verehrung ausgestellt, und ein Kreuz, das auf der Elbe anschwamm, und in der Nähe der Kirche landete, vermehrte Ruf und Zulauf. So geschah es, daß die neue Kolonie am linken Elbufer sich hob und ausdehnte, und Alt-Dresden, die Sorbencolonie, in Verfall gerieth. Beide Städte betrachteten sich keineswegs wie heute, als eine, sondern nicht einmal als Schwestern, mindestens nicht als freundliche. Jede hatte ihren besondern Rath, besondere Gerichtsverfassung, besondere Freiheiten und Privilegien, jede siegelte mit eigenem Siegel. Alt-Dresden hatte einen Hirsch, der zwei Blätter im Munde hielt, und einige Bäume; Neu-Dresden führte frühzeitig den Meißner Löwen und die blauen Balken im goldnen Felde, auch den Löwen allein.

Die Meißner Markgrafen, die auf Heinrich den Erlauchten

folgten, hielten alle zu Dresden ihren Hofhalt, schrieben sich auch wohl vorzugsweise Markgrafen zu Dresden, als aber der Thüringer Landgraf, Albrecht der Unartige, gegen seinen Halbbruder Markgraf Friedrich den Kleinen glücklich kriegte, gewann der Sieger auch Dresden, vertrieb den Gebieter der Stadt und verkaufte oder verpfändete sie an den Böhmenkönig Wenzel. Wenige Jahre darauf findet sich Dresden zwar wieder als Wohnsitz Friedrich des Kleinen, aber nicht als Eigenthum, sondern es war an Markgraf Woldemar zu Brandenburg gegen eine Leibrente verpfändet; dieser verpfändete die Stadt 1317 an den Thüringer Landgrafen Friedrich mit der gebißnen Wange, oder den Freidigen, und von da ab blieb sie, später wieder ganz Eigenthum der Land- und Markgrafen von Meissen geworden, bei dem thüringisch-meißnischen Herrscherstamm, aus dem, nachdem auch die Pfalz Sachsen an ihn gelangt war, und nach dem Erlöschen der Landgrafen in Thüringen, das Sächsische Regentenhaus emporblühte.

Auch Dresden blieb weder ohne die Wohlthaten, noch ohne die Wehen und Erschütterungen, die das Walten der Geschicke wie über Länder, so auch über Einzelorte verhängt. Schon Heinrich der Erlauchte verlieh Dresden das Recht der Schuldnerhaftnahme gegen Adel und Nichtadel und begabte die Stadt mit dem Marktzoll. Die Land- und Markgrafen Friedrich und Balthasar ertheilten dem Rathe das Salzhandelmonopol, und der Meißner Markgraf Wilhelm hob 1403 das ganz gesunkene Alt-Dresden, ertheilte den daßigen Einwohnern Bürgerrecht, bestimmte das Weichbild, setzte einen freien Markt fest, und ordnete bessere und geregelte Bauart an.

Kurfürst Friedrich II. ertheilte Dresden 1455 die Stapelgerechtigkeit, welche Kaiser Friedrich III. feierlich konfirmirte. Kampf- und Kriegsschauplatz war Dresden im Mittelalter nicht selten. Zu Ende des zwölften Jahrhunderts plünderten einfallende Böhmen Alt-Dresden aus, was sich 1288 wiederholte. In dem Krieg der Land- und Markgrafen gab es viel zu leiden, und der Hussitenkrieg brachte 1430 Alt-Dresden, das frei und offen lag, während Neu-Dresden sich mehr und mehr befestigte, abermalige Plünderung und gänzliche Einäscherung. Kaum war die Stadt wieder theilweise aufgebaut, als im Jahr 1430 die Taboriten abermals mit Heeresmacht in Meißen einfielen, und sich in Alt-Dresden festsetzten.

Zwar wurden sie von Kurfürst Friedrich II. und Markgraf Friedrich dem Jüngern zurückgetrieben, doch nicht so zeitig, daß nicht die Stadt unter ihrem Druck schwer gelitten hätte. In Neu-Dresden aber brannte 1491 die Hälfte der ganzen Häuserzahl nebst der Kreuzkirche ab, und gab Anlaß zu schönerem Wiederaufbau. Mehr noch als das Element des Feuers schädigte Wasser beide Nachbarstädte, naturgemäß in der Lage, dicht neben einem so bedeutenden Strome wie die Elbe, bedingt. Manche starke und verheerende Ueberflutbung bewahren die Annalen der beiden Städte auf, meist wurde die Brücke zertrümmert. Im Jahre 1445 stand in Folge eines Wolkenbruchs die Vorstadt bis an die Frauenkirche unter Wasser. Das niedriger gelegene Alt-Dresden hatte auch hier immer am meisten zu leiden.

Nachdem die Söhne Kurfürst Friedrich II., Ernst und Albert, ihre Erblande getheilt, wurde und blieb Dresden der Sitz der Albertinischen Linie. Welchen Einfluß die ihr entstammten Kurfürsten auf die Ausbreitung der Reformation übten, ist bekannt. Nur unter so mächtigem Schutz konnte die Glaubensläuterung ihre jungen Schwingen frei entfalten. Herzog Georg der Bärtige zu Sachsen, welcher zuerst begann Dresden zu befestigen, auch dort von 1534 — 1537 ein zierliches und architektonisch schönes Schloß im italienischen Styl erbaute, geschmückt mit mancherlei Bildwerk und Inschriften — war Luther durch eine von diesem 1516 in der Hofkapelle zu Dresden gehaltene Predigt sehr abgeneigt geworden, daher fand erst nach dieses Herzogs 1539 erfolgtem Tode und als Herzog Heinrich der Fromme zu Dresden residirte, die Lehre Luthers Eingang. Am 23. April 1539 wurde zum erstenmal evangelisch gepredigt, am 3. Juni die Frohnleichnamsprocession untersagt, die Messen wurden eingestellt, und das Abendmahl unter beiderlei Gestalt eingeführt, doch ohne Zwang. In Kirchen und Schulen wurden Visitatoren bestellt, und so in ganz Dresden und der Umgegend die Reformation eingeführt.

Zur Zeit der Reformation bildete Neu-Dresden schon eine recht hübsche Stadt mit meist regelmäßigen Straßen und einem schönen Marktplatz, auf dem das Rathhaus stattlich prangte. Mauern Wälle und Wassergräben umzogen die innere Stadt, die Thore waren durch starke Thürme geschützt und hießen das Willsdorfer-, Elb-, Ziegel-, Ramp'sche-, Frauen- und See-Thor, wozu noch

das heilige Kreuzpförtchen kam. Drei sogenannte Seen und zwei kleinere Teiche befanden sich der Stadt ganz nahe, und trennten sie zum Theil von den Vorstädten, die noch keine Namen hatten.

Heinrichs des Frommen Sohn, Moritz, erweiterte die Befestigungen und ordnete an, daß Alt- und Neu-Dresden hinfort nur eine Stadt bilden, und einerlei Siegels sich bedienen sollten. Sein Nachfolger, August, legte das Straßenpflaster an, führte viele öffentliche Gebäude auf, und wurde Begründer der herrlichen Sammlungen von Bücher- und Kunstschätzen. Der dreißigjährige Krieg fand Neu-Dresden als eine wohlbefestigte Stadt. Alt-Dresden hatte aber, bald nach Beginn desselben 1631, schon einen Kroatenanfall auszuhalten. Aehnliche spätere Angriffe auf beide Städte wurden glücklich abgewehrt, und die Befestigungen beider in immer bessern Zustand gebracht, dagegen litten die Vorstädte durch Abbruch vieler Häuser, Brand und Plünderung, durch die Einquartierungen, und es verödeten eine Menge Häuser und Gärten. Im Januar des Jahres 1637 wurde Dresden ganz überfüllt von Flüchtlingen aus der Umgegend, die auf 12,000 Wagen nach der Stadt kamen, und nicht minder von einer überstarken Einquartierung. Städte und Dörfer rund um gingen in Feuer auf, und die Schweden übten unter General Banner alle die Greuel aus, mit denen sie ihrem Namen in Deutschland einen ewigen Schandfleck aufgeprägt haben. Auch später noch lastete der Druck des Krieges schwer auf Stadt und Land. Dem sich fort und fort wiederholenden Mordbrennen der Schweden steuerte Kurfürst August zu dieser drangvollen Zeit durch eine energische Maßregel; er ließ einen der Schwedischen Rittmeister mit mehreren Reitern, als sie eben ein Dorf angezündet hatten, durch einen kühnen Parteigänger gefangen nehmen, und traf alle Anstalten, die Gefangenen sammt und sonders lebendig verbrennen zu lassen. Schon waren die Scheiterhaufen gerüstet, als der Schwedische General Pfuhl alles aufbot, diese Execution abzuwenden, und nur durch das feste Versprechen, jeden Mordbrand einzustellen, gelang es ihm, Aufschub der Hinrichtung zu erlangen. Der Kurfürst ließ ihm aber wissen, daß beim ersten durch schwedische Soldaten angelegten Feuer die Gefangenen ohne weiteres verbrannt würden. Das wirkte, und das Land hatte auf einige Jahre mindestens vor dem Mordbrand Ruhe. Im Herbst des Jahres 1647 bedrohte der Schwedische Obrist Wanck Dresden

nicht nur mit einer Ueberrumpelung, ſondern er hatte auch den Anſchlag gefaßt, den Kurfürſten und ſeine Kinder zu ermorden. Der Anſchlag wurde aber verrathen, Wanck gefangen genommen, vor ein Kriegsgericht geſtellt und ihm das Urtheil geſprochen, daß ihm, (wie weiland Wilhelm von Grumbach in Gotha) das Herz aus dem Leibe geſchnitten und auf das Maul geſchlagen, dann der Leib lebendig! in vier Theile zerhackt, und auf vier Pfählen an vier Ecken der Welt geſtellt werden ſolle. Es blieb aber dieſes Urtheil ohne Vollziehung und Wanck kam ſpäter wieder auf freien Fuß.

Als endlich wieder der Friede ſeine Segensſchwingen auch über Sachſen breitete, war es Kurfürſt Georg II., der ſeine Reſidenzſtadt Dresden verſchönte und hob. Ungleich höher noch hob ſich Dresden unter Kurfürſt Friedrich Auguſt I., und wie ſein Haupt beſtimmt war, eine Königskrone zu tragen, ſo krönte er Dresden mit allem Glanz und aller Prachtfülle, ſo daß nun die Hauptſtadt Sachſens an Schönheit wetteifern konnte mit jeder andern Reſidenz Europas. Da 1701 ein Brand im Schloſſe den zahlreichen Sammlungen die größte Gefahr gedroht hatte, ließ der Regent dieſelben in das Zwingerpalais bringen, und dort wiſſenſchaftlich ordnen und aufſtellen.

Alt-Dresden war durch die Feuersbrunſt 1685 theilweiſe zerſtört und erhob ſich nur langſam aus der Aſche. Da gefiel es Auguſt dem Großen, unterm 8. Januar 1724 zu verordnen, daß „die Stadt Alt-Dresden allhier, welche Wir in Zukunft Neue Stadt bei Dresden benennet wiſſen wollen“ — durch Neubauten und Verſchönerungen nach einem neuen Plane angelegt werden ſolle. Alle auf Grund und Boden der neuen Bauplätze noch haftende Steuern, Abgaben, Rechte u. dgl. wurden aufgehoben, und den Baulustigen fünfzehn, reſp. zehnjährige Steuerfreiheit, Befreiung von allen Baulaſten und ſechsjährige Befreiung von allen Einquartierungen u. ſ. w. zugeſichert. Die Vorſtädte, die außerhalb den Befeſtigungen lagen, hatten Paliſaden erhalten und beſondere Eingänge, Schläge genannt. Um dieſe Zeit fällt auch die Begründung der netten Friedrichsſtadt. Die Schilderung der königlichen Sammlungen und der Gebäude, in denen dieſelben enthalten ſind, wird noch wiederholten Anlaß geben, des Fürſten zu gedenken, unter dem für Dresden, wenn auch nicht der deutſchen

Kunſt, ein „Auguſtiſch Alter“ blühte. Auch Friedrich Auguſt II. baute und verſchönte im Sinne ſeines Vaters. König Auguſt war als Kurprinz aus politiſchen Rückſichten zur römiſch-katholiſchen Kirche übergetreten, dieß zog Einwanderung vieler Katholiken nach ſich, und es machte ſich das Bedürfniß einer katholiſchen Kirche fühlbar. Dieſe wurde auf dem Platz eines ehemaligen Opern- und Ballhauſes 1708 erbaut. Als aber durch den Aufenthalt vieler Polen und anderer vornehmen Fremden und den ungemein vergrößerten Hofſtaat der Raum jener Kirche nicht zureichte, beſchloß der prachtliebende Auguſt den Bau der jetzigen katholiſchen Kirche, den Friedrich Auguſt II. vollendete. In ſeine Regierung fiel der für Dresden ſehr unheilvolle ſiebenjährige Krieg. Die Jahre 1756 bis 59 waren für Dresden beſonders hart. Die Stadt zu ſchützen, mußten zwei Vorſtädte völlig niedergebrannt werden. Noch größeres Unheil brachte das Jahr 1760. Die Oeſtreicher hatten ſich Dresdens bemächtigt, und die Preußen belagerten und bombardirten die Stadt. In Folge des Bombardements kam Feuer aus, und ganze Straßen ſanken mit mehreren Kirchen in Aſche. Die Zahl der Bevölkerung war auf 8000 reducirt.

Auch dieſer ſchmerzliche Schlag des Geſchickes ward verwunden, und neue Kirchen und Paläſte erhoben ſich. Im Jahr 1764 wurde die Akademie der Künſte begründet. Friedrich Auguſt III., welcher 1768 zur Regierung gelangte, erweiterte und bereicherte die Sammlungen, machte ſie zugänglicher und Dresden ſah eine lange Reihe friedlicher und glücklicher Jahre, in der ihm vergönnt war, ſich allſeitig ſchön zu entfalten. Doch ſollten die Kriegsſtürme des neunzehnten Jahrhunderts nicht ohne das ſchmerzlichſte Wehe auch über dieſe Stadt ziehen. Das Jahr 1813 erneute allen Graus des dreißigjährigen und ſiebenjährigen Krieges, Belagerung, Bombardement, in Brandſteckung, Sprengung der Elb-Brücke — und ließ alle Nachtheile empfinden, die in Kriegszeiten für eine befeſtigte Stadt unvermeidlich ſind. Was durch Napoleon über Sachſen verhängt ward, wie der König von Sachſen ſeine Anhänglichkeit an jenem büßte, hat die ſächſiſche Geſchichte nicht ohne blutige Thränen in ihren Annalen verzeichnet. Seit jener Zeit aber ſind die Bollwerke gefallen, und dafür hat ſich Kunſtblüthe und Kunſtpflege mächtig erhoben. Die politiſchen Stürme, welche das Jahr 1830 für Sachſen und hauptſächlich ſeine beiden Hauptſtädte, Dresden

und Leipzig, heraufführte, waren läuternde Gewitter, deren es von Zeit zu Zeit bedarf, um veraltete Formen zu brechen, Mißbräuche abzustellen, und das Nützliche zeitgemäßer Reformen klar zu machen.

Land und Volk hatten durch Jahrhunderte manche Schuld der Fürsten gebüßt und getragen, und es wurde, statt gerechte Hoffnungen zu erfüllen nach der Rückkehr Friedrich Antons aus seiner Gefangenschaft nicht besser, sondern nur schlimmer. Das Land, durch den Krieg erschöpft, wurde mehr durch Ministerwillkühr, als durch den absoluten Herrscherwillen gedrückt, Geld wurde erpreßt, die Aristokratie bevorzugt, unnützer Luxus mit dem Militär getrieben und so bedurfte es nur eines Impulses, wie das Jahr 1830 ihn gab, um eine Revolution in das Leben zu rufen, die rasch ausbrach, ziemlich unblutig endete, aber den Nagel auf den Kopf traf und einen großen Theil des Schlechten beseitigte.

Unter der Aegide einer dem Lande gegebenen Verfassung reift, so hofft man, der Baum seines Glückes, gedeihen dem Fleiß seine Früchte, streuen Künste und Wissenschaften ihren reichen Segen aus. Ueber ein Decennium bereits hat Dresden Gasbeleuchtung erhalten, und durch die Eisenbahn ist sein Lebenspulsschlag ungleich stärker und kräftiger geworden als früher. Der beschleunigte, lebhafte Verkehr mit seinen ewigwechselnden Erscheinungen steigert das sociale Leben ungemein, zerstört den Absonderungs- und Klikengeist, und hemmt die geistige Stagnation, die gar leicht sich selbst in blühenden Städten festsetzt, wenn zufällige Bevorrechtungen zu Ueberschätzung des eigenen oft nur eingebildeten Werthes verleiten.

Dresden in geographiſcher, topographiſcher und phyſikaliſcher Beziehung.

Dresden, Haupt- und Reſidenzſtadt des Königreichs Sachſen liegt an der Elbe, die, ein ſchiffbarer Strom, die Stadt in zwei Hälften theilt, welche durch eine Brücke verbunden ſind, unter dem 51° nördlicher Breite und 31° öſtlicher Länge, oder genauer, es erſtrecken ſich Stadt und Vorſtädte von Weſten nach Oſten vom 31° 22′ 23″ bis 31° 25′ 18″ und von Süden nach Norden vom 51° 2′ 30″ bis 51° 4′ 26″. Die Höhe über der Meeresfläche der Nordſee iſt nach den verſchiedenen Stadttheilen naturgemäß verſchieden. Der Nullpunkt des Elbmeſſers an der Brücke wird zu 114 Pariſer Fuß angegeben, über dieſen liegt der Marktplatz in Neuſtadt bei der Statue 16,4 Pariſer Fuß, oder 18,8 Dresdner Fuß; der Altmarkt am Altſtädter Rathhaus 23,8 P. F. = 27,2 D. F.; die Brühl'ſche Terraſſe am Belvedere 47,1 P. F. = 54,0 D. F., und ſo läßt ſich die mittlere Bodenhöhe Dresdens auf 34,0 P. F. über der Nordſee annehmen. Merkwürdig erſcheint der Umſtand, daß unter den 141 Städten des Königreichs Sachſen die Haupt- und Reſidenzſtadt am tiefſten liegt, tiefer als ſelbſt die unterhalb am Elbſtrom gelegenen ſächſiſchen Orte. Die Vortheile einer ſo tiefen Lage genießt Dresden im vollen Maße. Das Elbthal iſt breit, es mangelt auch ſonſt nicht an fließendem Waſſer, das Klima iſt geſund, doch aber wirkt oft ſtarker Zugwind ſtörend auf den Geſundheitszuſtand ein, und die Nähe des Erzgebirges, ja ſelbſt der Sudeten laſſen oft daran denken, daß es im italieniſchen Florenz wohl etwas milder ſein mag, als im deutſchen. Katharrhaliſche Krankheiten und rheumatiſche Uebel ſind häufig Folge raſchen Temperaturwechſels, zu denen ſich auch gaſtriſche und nervöſe Fieber

geſellen. Unter den Winden iſt Weſtwind dominirend, der, in gleicher Richtung mit dem Erzgebirge, häufig durch das Thal ſtreicht, und bald in Nord- bald in Südweſt umſpringend, meiſt Regen oder Schnee in ſeinem Gefolge hat. Südweſt pflegt im Sommer oft Gewitter zu bringen. Der mittlere Barometerſtand (bei häufigem Wechſel) zu Dresden iſt 333,12 Pariſer Linien. Im Ganzen iſt das Klima mild, der Boden fruchtbar, und dem Feld- und Gartenbau im hohen Grade gedeihlich. Die oberſte Boden-Schicht beſteht aus fruchtbarer Dammerde, untermengt mit Sand, Thon und Letten. Dann folgt ein Gerölle kleinerer und größerer rundlicher Urgeſteine, Kies, Quarz, Gneis und Porphyrgeſchiebe, dann erſcheint bläulicher Mergel mit etwas Schwefelkies, dann buntfarbiger Quader-Sandſtein, hierauf Rothliegendes, darin Steinkohlen vermuthet werden, und endlich Syenit und Granit. Dieſe Reſultate wurden durch das Graben zweier arteſiſchen Brunnen gewonnen.

Der Anbau faſt aller Getreidearten, Futterkräuter, des Obſtes und Weines zeigt ſich auf dem Boden des linken Elbufers lohnender und ergiebiger als auf dem rechten, welcher ungleich mehr Sand enthält, und mithin dem Getreidebau minder entſprechend iſt, wogegen Wein- und Obſtbau mit Erfolg und Glück betrieben werden, ſchon durch die ſonnige Lage der ungemein heiteren Gelände begünſtigt.

Die Elbe hat ihre Quellen hoch auf dem Rieſengebirge, 4220 P. Fuß über dem Nordſeeſpiegel. Sie fließt von Südoſt in nordweſtlicher Richtung durch das ſchöne Thal, und hat an der Elbbrücke eine Strecke von 50 geographiſchen Meilen durchlaufen, während ſie noch zehn ſolcher Meilen darüber braucht bis dorthin, wo ſie in kaum überſehbarer Breite majeſtätiſch in die Nordſee einmündet. Die Breite dieſes ſtolzen Stromes beträgt an der Elbbrücke 540 Dresdner Fuß im Lichten der Joche, mit der Pfeilerſtärke aber 975 Fuß. Die mittlere Tiefe beträgt, wenn der Waſſerſtand am Elbmeſſer 0 zeigt, 6,25 Dresdner Fuß und die mittlere Geſchwindigkeit ihres Falles beträgt in einer Secunde 4,15. Der mehrerwähnte Elbmeſſer befindet ſich an dem fünften größern, das Kruzifix tragenden Pfeiler, und ſein Nullpunkt bezeichnet den ſchiffbaren, dann 2000 Ctr. Schiffsfracht tragenden Waſſerſtand des Stromes.

Dieſer Waſſerſtand erreicht gewöhnlich im Februar, wenn der Eisgang erfolgt und der Gebirgsſchnee ſchmilzt, ſeine höchſte Höhe, doch friert der Strom bei Dresden ſelten ganz zu. Die Farbe

desselben ist nicht so rein, wie die der Donau, noch weniger so schön, wie die des Rheines, sondern meist ein schmutziges Lehmgelb.

Zwei kleine Flüßchen, Priesnitz und Weißritz, münden nahe bei Dresden in die Elbe. Die Weißritz, ursprünglich aus zwei Gebirgsbächen, der rothen und der wilden Weißritz, bestehend, rinnt aus dem berühmten Plauenschen Grunde daher; die Priesnitz entspringt nur drei Stunden weit von Dresden, bildet auf ihrem kurzen Lauf einen kleinen Wasserfall, nähert sich der Anton-Stadt und fällt unterm Link'schen Bade in die Elbe.

Die dermalige Eintheilung Dresdens ist folgende: Die **Altstadt Dresden;** diese hat drei Vorstädte: die Wilsdruffer, die See- und die Pirnaische Vorstadt. Die **Friedrichstadt** von der Wilsdruffer Vorstadt durch die Weißeritz getrennt, sämmtlich auf dem linken Elbufer, auf dem rechten dagegen liegt die **Neustadt** und die **Antonstadt.** Letztere, eine Art Vorstadt der erstern, trägt diesen Namen erst seit dem Jahre 1835, bildete sich aus den zerstreuten Häusern des sogenannten neuen Anbaues und umfaßt ein weites Gebiet von Häusern, Häuschen und Gärten; dazu wären auch die Scheunenhöfe zu rechnen, bei denen der Kirchhof liegt. Die Stadt mit ihren Zugehörungen umfaßt ein Areal von 18,696,627 Quadrat-Ellen, oder 1083 Acker, 319,5 Quadratruthen, den Acker zu 300 Quadratruthen. Das ganze Stadtweichbild aber umfaßt 2435 Acker und 160,5 Quadratruthen.

Eine Menge freie Plätze und schöne breite Straßen gereichen Dresden eben so zur Zierde, wie es durch die Abtragung der Festungswälle außerordentlich an Freundlichkeit gewonnen hat. Ein heiterer moderner Charakter ist neben wahrer Stattlichkeit beiden Städten aufgeprägt. Der Altmarkt bildet ein regelmäßiges Viereck, auf welches die Kreuzkirchgasse, die Schreiber-, See-, Weber-, Scheffel-, Wilsdruffer-, Schöffer- und Badegasse ausmünden; dieser Platz bietet einen Raum von 37,670 Ellen. In seiner Nähe liegt die Kreuzkirche, um welche ebenfalls freie Plätze sich befinden. Der Neumarkt hat eine ganz unregelmäßige Gestalt, eine Menge Gassen und Gäßchen stoßen auf ihn, seine Hauptzier ist die majestätische Frauenkirche; ein mit dem Neumarkt zusammenhängender Freiraum heißt der Judenhof, beide umfassen 34,370 Quadrat-Ellen. Die breiten Straßenräume um die Kirche sind dabei nicht mitgerechnet. Der Schloßplatz, der Theaterplatz und der raumvolle Platz zwischen

der katholiſchen Kirche und dem Zwinger imponiren oder gewinnen durch die Freundlichkeit ihrer Anlagen. Dort befand ſich auch das ſogenannte italieniſche Dörfchen, eine Anſiedelung meiſt wälſcher Künſtler, die vom Jahr 1737 datirt, als der Aufbau der katholiſchen Kirche begonnen wurde, das nun allgemach andern größeren und geſchmackvolleren Anlagen weichen mußte.

Durchſchreitet ein Fremder, dem darum zu thun, Dresden und ſeine Umgebungen ganz genau kennen zu lernen, die Oſtra-Allee, ſo führt eine Straße zur linken ihn ab, über die Weißeritz, und er betritt die lange und unregelmäßige Friedrichsſtraße in der gleichnamigen freundlichen Vorſtadt mit ihren netten Häuſern und Gärten. Er kommt am Kirchhofe der dortigen katholiſchen Gemeinde vorbei, der einige hübſche Denkmäler und die Grabſtätten der Maler Caſanova und Gerhard von Kügelchens, wie die des Dichters Friedrich von Schlegel enthält. Der Marktplatz iſt mit Bäumen beſetzt, und an dieſen ſtößt ein ungeheurer Gartenraum, der Marcoliniſche oder Werners Garten geheißen. Dieſen durchwandelnd, kehrt man durch die Schäferſtraße, die auf die Weißeritz-Straße ſtößt, zurück. In Mitten derſelben, da, wo die Seminarſtraße auf ſie ſtößt, ſteht in freundlichen Anlagen ein Monument, die gußeiſerne Koloſſalbüſte Königs Antons auf einem Granitpiedeſtal, das die Inſchrift trägt: Anton dem Gütigen von den Bewohnern der Friedrichsſtadt am XXVII December MDCCCXXV. Von hier gelangt man über einen Steg in die umfangreiche Wilsdruffer Vorſtadt, deren unregelmäßige Gaſſen und Gäßchen ſich labyrinthiſch kreuzen. Durch die Stiftsſtraße über dem beſchränkten Freiberg-Platz, an der St. Annenkirche vorbei wird durch die Annengaſſe, welche die Wilsdruffer und Seevorſtadt ſcheidet, ein heiterer Raum erreicht, auf den neben andern die Wilsdruffer Gaſſe aus der Altſtadt und die Oſtra-Allee ſtoßen, und den das neue Poſtgebäude ſchmückt. Dieſes iſt mit ſeinen Seitenflügeln dem von Kaufhallen auf beiden Seiten umgebenen Antonsplatz zugekehrt, und es führt von da eine Allee nach dem Dippoldiswalder Platz, auf den die große Plauiſche Gaſſe, die Reitbahn und die Oberſee'r Gaſſe ſtoßen. Die ſchönen Alleen, welche an der ganzen Süd- und Oſtſeite Dresden umziehen, bilden hier faſt einen rechten Winkel, und man durchwandert die Johannes-Friedrichs-Maximilians-Allee, die auf dem Pirnaiſchen Platz in der gleichnamigen Vorſtadt ausmündet. Von ihm aus

läuft die Moritz-Allee an dem königlichen botanischen Garten hin, die mit der Augustus-Allee in einen Winkel zusammenstößt. Dort begegnet der Blick dem Denkmal des Kurfürsten Moritz. Kurfürst August ließ es an der Ecke des ehemaligen Walles errichten, um die Grenze der Stadtbefestigung unter Moritz zu bezeichnen. Es ist in jenem Uebergangsstyl des altdeutschen Geschmackes zum italienischen gehalten, und stellt den Kurfürsten Moritz dar, wie er seinem Bruder August das Kurschwert, als Zeichen der Regierungsnachfolge überreicht. Hinter ihm steht der Tod mit der Sanduhr, und neben ihm seine Gemahlin Agnes in Trauer. Bald ist man am Gondelhafen angelangt, erfreut sich des Blickes auf den Strom, und mag auf der nahen Brühlschen Terrasse von der Wanderung rasten. Dieser einzige Platz empfiehlt sich jedem Fremden zu täglicher Wiederkehr. Dresden hat keinen zweiten solchen Punkt, und kaum hat irgend eine andere deutsche Stadt, vielleicht Prag ausgenommen, einen ähnlichen, so daß auch wir in dieser Beschreibung gern wieder auf ihn zurückkommen.

Die Neustadt winkt so stattlich und vornehm zu sich hinüber, daß wir ihr am liebsten gleich einen Besuch abstatten. Wir steigen die große Freitreppe von der Terrasse nieder, betreten den schönen raumvollen Schloßplatz, und bald darauf die Brücke, auf welcher die Einrichtung besteht, daß die hinüber nach der Neustadt Wandelnden sich auf dem granitnen Trottoir rechts, die Herüberwandelnden sich links halten, wodurch Anstoß vermieden wird. Auf dem fünften Pfeiler prangt ein metallenes gut vergoldetes Kruzifix über einem Felsenpiedestale, an dem man die Inschrift liest: Joan. Georg II. Elect. Aere. Fudit. Frid. August. Rex Ornavit Et Lapide substruxit. Auf der entgegengesetzten östlichen Seite zeigt die halbrunde Ausbiegung des Pfeilers das vereinte polnische und sächsische Wappen, das auch an andern Stellen und Gebäuden in Dresden häufig angebracht ist. Die Brücke läuft nun zur Straße verlängert, bis fast auf den freundlichen und regelmäßigen Markt von Neustadt, auf den das 1736 errichtete Denkmal König Augusts II. den Blick auf sich zieht. Der König sitzt in der beliebten Römertracht, mit welcher die große Allongeperücke sich friedlich einigte, den Feldherrnstab in der Hand, stattlich auf seinem Leib-Roß. Sonderbarer Weise kehrt der königliche Reiter seiner Residenz den Rücken zu. Eine schöne schnurgerade und breite Allee führt vom Markt aus zum umfang

reichen, mit Bowlinggreens und Anlagen geschmückten Bautzner Platz; auf diesen stoßen die Magazin-, Hospital-, Georgen-, Glacis-, Bautzner-, Anton-, Theresien-, Karolinen und König-Straße, nebst der vom neuen Anbau herführenden Alaun-Gasse, meist Straßen mit wenigen oder keinen Häusern, mit Ausnahme der Königstraße. Diese führt zum Palais-Platz, auf welchem das Japanische Palais mit seiner schwerfälligen Grandiosität im Aeußern und seinen köstlichen Schätzen im Innern prangt. Durch das stattliche Leipziger Thor wird ein Rundel erreicht, auf dem vier Alleen zusammenstoßen, und in dessen nächster Nähe der Bahnhof der Leipzig-Dresdner Eisenbahn sich befindet. In der Nähe der Bahn führt, eine Strecke lang parallel mit derselben, eine der Alleen zu den Scheunen-Höfen, die wohl von den wenigsten Fremden besucht werden würden, wenn nicht der Neustädter Kirchhof ein eigenthümliches Monument der Schaulust darböte, den bekannten Dresdner Todtentanz. Dieses Gebilde spätmittelalterlicher Plastik ist eine Wiederholung der im Mittelalter so beliebten, in vielen Städten, Paris, Basel, Bern, Lübek, (der Erfurter Todtentanz ist jünger) malerisch ausgeführten Idee, daß der Tod den Reigen des Lebens leitet und schließt. Der Dresdner Todtentanz ist der einzige plastische, von Sandstein, ausgeführte, und befand sich an dem oben erwähnten Schlosse Herzog Georg des Bärtigen, wo er in zwei ungleiche Abtheilungen ein Sims des dritten Stockwerkes bildete. Als im Jahr 1701 das Schloß in Brand gerieth, fiel der Todtentanz herab, ohne sonderlich beschädigt zu werden, und wurde an seiner jetzigen Stelle, der Kirchhofmauer, unter einer Ueberdachung angebracht. Der Todesreigen wird geführt von einem schallmeiendem Gerippe, an das sich Papst, Cardinal, Bischof, Abt, Prior, Domherr und Mönch reihen. Dieß war an jenem Schloß die eine Abtheilung; die zweite größere beginnt ein mit Knochen auf eine Trommel schlagendes Gerippe, ihm folgen Kaiser, König, Fürst, Graf, Freiherr, Ritter, Bürger, Handwerker, Krieger, Bauer (mit Dreschflegel und einer Seitenwehr,) Bettler (mit einem Stelzfuß;) je drei Personen der zweiten Abtheilung bilden eine Gruppe, die fünfte bilden Aebtissin, Bürgerin, Bäuerin, die sechste ein Mann mit einem Geldsack, (keineswegs, wie anderwärts angeführt, wird die Altersstufe des Jünglings repräsentirend, sondern muthmaßlich, wie auch auf uralten Todtentänzen, ein Jude,) ein Kind und ein Greis. Ein Tod mit der Sense macht den Beschluß.

Um von Dresden und seinen Umgebungen einen Totalüberblick zu gewinnen, der immer wünschenswerth, wenn es gilt, der Erinnerung ein bleibendes und richtiges Bild einzuprägen, das keine Beschreibung, sei sie noch so gründlich, hervorzurufen im Stande, ist es nöthig Stadt und Gegend von der Laterne der Frauenkirche zu überblicken, und zugleich ist das hier sich darbietende Panorama höchst lohnend und befriedigend. Dieses Panorama's wird bei Beschreibung der Frauenkirche näher gedacht werden.

Dresden gewährt von allen Seiten her ein stattliches Bild. Von der Neustadt aus aufgenommen, zeigt es unsere Totalansicht, andere schöne Prospekte gewähren sich vom Link'schen Bade und vom Lustschloß Ubigau; noch anziehender und zum Theil höchst malerisch und imposant sind Einzelansichten besonderer Stadttheile aus der Nähe. Die mächtige Kuppel der Frauen-, die schlanken und schönen Thürme des Schlosses und der katholischen Kirche zieren diese Ansichten ungemein, und daneben mancher stattliche Bau in angemessener Umgebung. Freilich macht sich nicht immer der edelste Styl in Dresdens öffentlichen Gebäuden geltend, sie tragen den Typus der Zeit ihrer Aufführung, jenen italienischen Geschmack kund gebend, der sich so gewaltig beherrschend aufdrang, daß jede andere bessere Richtung architektonischer Kunst zur Seite gedrängt wurde. Dieser Rococogeschmack im Aeußerlichen ist da, wo er zur allgemeinen Geltung sich erhob, nicht ohne Einfluß auf das geistige Leben der Städte, namentlich der Residenzen geblieben, und indem man in Dresdens Bauten einen guten Theil Wälschland erblickt, das hier in mannichfaltiger Beziehung, sich dominirend festsetzte, rechtfertigt sich aufs Neue der Vergleich mit Florenz, wie sehr er in anderer Weise auch hinken mag. Das neue königliche Theater, seit 1838 eines der schönsten in Europa, ist im glänzendsten Geschmack der Gegenwart aufgebaut, äußerlich wie innerlich ein wahrhaft moderner Prachtbau.

Dresdens Häuserzahl wurde im Jahre 1837 nach einer amtlichen Zählung auf 3112 angegeben, darunter 19 Kirchen, Kapellen und Bethäuser, letzterer nur 2, und nicht in besonderen Gebäuden, eine Synagoge im orientalischen Styl; das Königsschloß, 3 Prinzenpalais, das Japanische Palais, 2 Theater, 1 Landschaft- 1 Münzgebäude, 2 große Hauptwachen, 3 Kasernen, 4 größere Spitäler, 2 Zuckerfabriken, 3 Wachsbleichereien, 1 Chokoladendampffabrik,

1 Zichorienfabrik, 1 neues Poſthaus; dazu kam neuerer Zeit der Bahnhof. Das projectirte neue Orangenhaus von 100 Ellen Länge ſoll wieder aufgegeben ſein. Daſſelbe ſollte das Theater mit dem Zwinger verbinden, es iſt aber eine gebäuliche Verbindung eines Theaters mit Räumen voll wichtiger und unſchätzbarer Sammlungen nirgend anzurathen. Hotels und Gaſthäuſer zählte Dresden damals gegen 80, ohne die Sommerpavillons. Dermalen mag die Häuſerzahl durch Privatbauten wohl bis 3800 ſich erhöht haben. Die Bevölkerung Dresdens wurde 1837 auf 69,523 befunden. Dieſe beſtand aus 31,699 männlichen und 37,824 weiblichen Individuen. Zur evangelisch lutheriſchen Kirche bekannten ſich davon 63,987, zur evangelisch reformirten 510. Der katholiſchen Kirche gehörten 4351 an, der griechiſchen 78. Israeliten gab es 647. Mittlerweile hat die Bevölkerung wieder um viele tauſend Individuen zugenommen.

J. K. Reigebauers, uns ſo eben zugehendes ſchönes und höchſt brauchbares Buch: „Dresden und die Sächſiſche Schweiz, illuſtrirt von H. Schlick, Leipzig 1843," gibt Dresden in der Gegenwart 81,000 Seelen, darunter 4500 Katholiken, 700 Juden.

Blicke in das innere Leben.

Der Fremde, welcher Dresden betritt, hat zunächst seinen Paß am Thore gegen einen Empfangschein abzugeben, und meldet sich darauf in der Paß-Expedition der Polizei-Behörde, in der Schefselgasse gelegen, wohin alle Pässe geliefert werden. Soll die Reise sich sogleich fortsetzen, so wird der Paß visirt, während auch nur 24 Stunden Aufenthalt schon eine Aufenthaltskarte bedingen, welche ein Gewisses kostet, und bei noch längerem Aufenthalt, gegen Gebühr, verlängert wird. Militairs des Auslandes müssen sich in der in der Neustadt befindlichen Gouvernements-Kanzlei melden, Aufenthaltsdauer bestimmen, und gegen die dort empfangene Bescheinigung auf dem Polizeibüreau eine Aufenthaltskarte erbitten. Gastwirthe und Privatleute haben die Verpflichtung, Ankunft wie Abreise eines aufgenommenen und logirten Fremden der Polizei anzuzeigen.

Ein Charakterbild der Bevölkerung Dresdens im Besonderen zu geben, ist nicht leicht. Ihre Elemente sind mannichfaltig gemischt, daher zeigt sie sich nach Rang und Stand verschieden. Aber der Grundzug im Charakter aller Sachsen, Höflichkeit und Artigkeit findet in der Residenz seinen Culminationspunkt. Beide beisen den Anstand wahren, wenn dieser sich auch nicht immer als ein Produkt der Innerlichkeit kund giebt. Eigenthümlichkeit des Volkslebens, wie in süddeutschen Städten, vermißt man hier, es bewegt sich alles im ruhig gewohnten Gleise, ohne Excentricität und ohne die Färbung der Poesie oder die des Humors. Die unteren Stände begnügen und vergnügen sich mit den ihnen zu Gebote stehenden bescheidenen Genüssen; eine gewisse Mäßigkeit im Essen und Trinken wird den Sachsen überhaupt von manchem Nachbarland

mit einer anderen minder anständigen Benennung fast zum Vorwurf gemacht; dieß kommt daher, weil der Fremde, der nicht Mittel hat, alle Genüsse sich zu verschaffen, unter ihr leiden muß. Diese Mäßigkeit hat naturgemäß Nüchternheit zum Gefolge, die sich auch auf das geistige Leben einer Stadt leicht erstreckt, und kann nicht als Cardinaltugend zu preißen ist. Außer den alljährlichen frequenten Vogelschießen auf der Vogelwiese ist von öffentlichen Volksfesten und Volksbelustigungen keine Rede.

Man versteht in Dresden nicht zu genießen, wie in München oder Wien. Von einer Nationaltracht des Volkes kann hier ebenfalls keine Rede sein. Der Dialekt ist der bekannte sächsische und abscheulich. Wer noch von seinen Schuljahren her den Glauben hegt, daß der sogenannte Meißner Dialekt der reine hochdeutsche sei, dürfte, wenn er ihn zu Meißen oder Dresden vernimmt, vor dem Hochdeutschen einen wahren Degout bekommen. Dieser Dialekt verhält sich zum Hochdeutschen, wie die Schönheit der Beduinen zu der der Circassier, die Naturgeschichte zählt aber beide Völkerschaften zur kaukasischen Race.

Die höheren Stände bewahren naturgemäß diejenige Politur und Abgeschliffenheit, welche die sociale Kultur vorschreibt. Manches Vorurtheil und manche Ueberhebung brach der jähe Donnerschlag der Revolution von 1830, der zugleich manche Anmaßung herabstimmte, und mancher hochaufgeblähten, innerlich nichtigen Größe den Garaus machte. Das Sächsische Linien-Militair blickt und drückt nicht mehr wie sonst auf den Bürgerstand herab, es fand in der Communalgarde ein achtunggebietendes Gegengewicht. Das tiefgesunkene Selbstbewußtsein des Bürgerstandes erhob sich durch diese und fand die gebührende Würde wieder.

Der Beamten- und Gelehrtenstand Dresdens zeichnet sich durch Bildung und feine Sitte vortheilhaft aus. Es herrscht viele Kunstliebe, genährt durch die königlichen Gemälde- und Kunstsammlungen, durch das Theater und die Kapelle. Die italienische Oper hat Tausende entzückt und begeistert, aber eine grausame, ja die unmenschlichste und scheuslichste Verirrung hat vorlängst zunächst für den katholischen Kirchengesang Castraten nach Dresden berufen, Castraten, einer der letzten Ueberbleibsel wälscher Barbarei, zu Gesangmaschinen dressirte Halbmänner. Castratengesang entweiht die Würde des Tempels und seiner heiligen Mysterien und der An-

blick ſolcher verſtümmelten Opfer des Eigennutzes kann nur Mitleid oder Ekel erregen. Man ſollte dergleichen abſchaffen, wie man ſich der Hofnarren, Hofzwerge, der Laufer und ſonſtiger unwürdiger, der Menſchlichkeit Hohn ſprechenden Dienerſchaft vernünftigerweiſe längſt abgethan hat.

Der Dresdner Bürger mittlern und niedern Standes iſt fleißig, betriebſam, voll Vaterlandsliebe, voll Anhänglichkeit an ſein altangeſtammtes Herrſcherhaus, deſſen Glieder in achtungswerther Würdigkeit ſeine Liebe verdienen. Freilich iſt er nicht frei von Kaſtengeiſt, und von einer unſeligen Iſolirungsſucht, die ſeine Vergnügen, ſeine Bälle, ſeine Cirkel gern abſchließt, und dadurch die wahre edle Geſelligkeit eher hemmt als fördert. Auf der Vogelwieſe bauen Einzelgeſellſchaften abgeſonderte Zelte, damit ja keine Berührung mit einem Paria Statt finde.

Ein nicht lobenswerther Zug iſt auch der Vorwurf der Intoleranz, den man hauptſächlich der proteſtantiſchen Partei gegenüber der katholiſchen macht, die, obſchon die ungleich ſchwächere, ſich in den Gunſtſtrahlen des Hofes ſonnt, und in ihm ihren Anhalt findet.

Wie Sachſen überhaupt, ſo entwickelt auch Dresden von Seiten der Gewerbtreibenden eine rege und rühmliche Induſtrie. Der großen Menge der Gaſthöfe ward ſchon Erwähnung gethan. Die Altſtadt hat folgende bedeutendere Gaſthöfe: in der Schloßgaſſe das Hotel de Pologne und die Stadt Gotha; in der Wilsdruffer Gaſſe den goldnen Engel, das Hotel de Ruſſie, die Stadt Naumburg, das Hotel de France und die Stadt Altenburg. Die Scheffelgaſſe bietet das deutſche, wie das große und kleine Rauchhaus; der Altmarkt, das Hotel de l'Europe; die Seegaſſe, das Hamburger Haus und den goldnen Anker; der Neumarkt hat die Stadt Berlin, Stadt Rom und das Hotel de Saxe; in der Moritzſtraße liegt die Stadt Frankfurt, und in der Pirnaiſchen Gaſſe die goldne Krone. Die Neuſtadt hat in der großen Meißner Gaſſe die Stadt Prag, Stadt London und zur Eiſenbahn, in der Kloſtergaſſe die Stadt Wien, in der Heinrichsſtraße und Rhänitzgaſſe die Stadt Leipzig.

Man logirt verhältnißmäßig gut, und zahlt verhältnißmäßig viel. Auch an recht eleganten Kaffehäuſern fehlt es nicht, im Gegentheil, von letzteren iſt eine Ueberzahl vorhanden, ſie ſind, meiſt mit Leſekabinetten verbunden, ein Sammelplatz der jungen Militairs und Belletriſten. Das Café von Baldini (Hôtel de

(Europe) am Altmarkt, hat eine brillante Einrichtung, ferner zeichnen sich aus: Finetta, in der Schloßgasse, Vogel, in der Reomarin-gasse, und das auf der Brühlschen Terrasse. Chiappone, Longo und Verderber haben frequente Italiener- und Delikatessen-Handlungen. Sie führen auch fremde Biere und halten meist hohe Preise. Der kleineren Wein- und Bierhäuser sind eine große Menge, und man findet dieselben des Abends fast alle mit Gästen wohlgefüllt.

Obschon Leipzig als Haupthandelsstadt Sachsens Dresden weit voransteht, so ist doch auch in der Residenz viel merkantiles Leben rege, begünstigt durch den königlichen Hofhalt, die Menge alljährlich dorthin strömender Fremden, die Stromschiffahrt und neuerdings durch den Zollverein und die rasche Verbindung mit dem Norden und Westen durch die Eisenbahn. Ward diese, wie man hofft bis Prag geführt, so ist auch mit dem Osten das wichtige Band geknüpft.

Folgende Häuser machen Banquier- und Wechselgeschäfte: Bassenge u. C. am Neumarkt, Bondi in der Kreuzgasse, Duckwitz, Schulze und G. Meusel u. C. am Altmarkt, Haarig u. C. und Michael Kaskel in der Wilsdruffer Gasse, Petsch und Thomaschke in der Moritzstraße.

Eine Menge Innungen, über 60, dokumentiren in Dresden noch den alten Zunftzwang, der mit weisen Modificationen nützlich, im Allgemeinen aber schädlich wirkt. Dresden hat in manchen Artikeln eben so bedeutende, wie vortreffliche Fabrikaten, dahin gehören Juwelier-, Gold- und Silberarbeiten, Drechslerarbeiten, Optica, physikalische und mathematische Instrumente, Burgers Atelier im Landhausgäßchen (Staatsanstalt), Strohgeflechte und Hüte, Handschuhe, Tressen, Gravuren, Tapeten, Wachswaaren und Wachstuche, Malerfarben, Malertuche (letztere besonders beliebt und den Münchnern so vorgezogen, daß viel davon nach München geht) künstliche Blumen, Musikinstrumente und dergleichen. Zwei großartige Zuckersiedereien sind vollauf beschäftigt, eine nicht minder anmuthige Fabrik bereitet Damen Chocoladen aller Qualitäten und Kaffeesurrogate, ferner fabrizirt man trockne Hefen, Rubein, Schnupftabak, Branntwein, ökonomische Maschinen (Lindig). Auch eine großartige Dampfwäsche ist vorhanden, Handelsgärtnerei wird lebhaft betrieben. Der über 250 Mitglieder zählende D[illegible]r Gewerbverein sucht seinerseits nach Kräften die vaterländische Industrie zu heben und zu beleben. Von großen Niederlagen und

Magazinen auswärts fabrizirter Waaren befinden sich in Dresden mehrere, z. B. Eisengußwaaren von Daibe und von Burgk aus dem Plauen'schen Grunde, von Jacobi aus dem Triebzgrunde bei Meißen u. a. von der berühmten Meißner Porcellanfabrik, von Damast- und Zwillichwaaren, böhmischem Glas u. dgl.

Buchhandlungen zählt Dresden 5, an deren Spitze die Arnoldische steht mit ihrem literarischen Museum, eine treffliche Anstalt. Leihbibliotheken 20, Buchdruckereien 6, Steindruckereien 13, Musikalienhandlungen 8, Kunst- und Papierhandlungen 10.

Fünf Jahrmärkte geben dem Verkehr zu ihrer Zeit einen erhöhten Impuls. Der belebteste ist der Striezelmarkt in der Weihnachtwoche; ein dreitägiger Wollmarkt im Juni setzt circa 11,000 Ctr. Wolle in Geld um. Die Friedrichstadt hält zwei Viehmärkte. Eine, jedoch nur alle drei Jahre Statt findende Ausstellung der Erzeugnisse inländischer Gewerbebetriebsamkeit, dann mit der jährlichen Kunstausstellung verbunden, von welchen Erzeugnissen der Gewerbverein die vorzüglichsten ankauft, hilft den Eifer und wohlthätigen Weiterschritt wecken und fördern.

Das lebhafte Fuhrwesen nährt und beschäftigt ebenfalls eine Menge bei ihm betheiligter Gewerbtreibender, und so finden fast alle technischen Gewerbe ihre Nahrung. Besonders gut stehen sich die Bäcker, deren fast jeder auch zugleich Kuchenbäcker ist. Sachsen ist das Kuchenland. Was ginge einer Leipzigerin oder Dresdnerin über einen guten Kuchen, und wie stolz erhebt sich die Poesiefülle eines Baumkuchens über die matte Prosa einer schmächtigen Butterbemme!

Die Staatsverwaltung und die sonstigen öffentlichen Anstalten, deren Zweck ist, dem bürgerlichen Leben fördernd und schützend zu dienen, sind in der Kürze folgende, wobei wir von den höchsten Stellen ausgehen.

Das Ministerium des königlichen Hauses dirigirt den gesammten Hofstaat mit allen seinen Dependenzen. Eine Cabinets-Canzlei bildet eine ihrer Bestimmung entsprechende Stelle für sich. Das Gesammt-Ministerium vereinigt in sich unter einem Vorsitzenden die Staatsminister der Justiz, der Finanzen, des Innern, des Krieges, des Cultus und des öffentlichen Unterrichts, und der auswärtigen Angelegenheiten, sowie die Oberrechnungs-Deputation und das Haupt-Staatsarchiv. Der

Staatsrath bildet ein besonders aus sämmtlichen Ministern und mehreren Räthen bestehendes hohes Collegium. Die Ständeversammlung wird gebildet aus zwei Kammern und alle drei Jahre einberufen. Mit dem Justiz-Departement sind verbunden eine Prüfungs-Commission, das Sportel-Fiscalat, das Appellations- und Ober-Appellationsgericht, das Ober-Kriegsgericht und das Staats-Kriegsgericht.

Dem Departement der Finanzen ressortiren alle in sein Bereich gehörende Branchen, deren Zahl beträchtlich ist, ebenso bei dem Departement des Innern, was in zwei Abtheilungen zerfällt ist. Dem Departement des Krieges ist die Militair-Buchhalterei und die Kriegskasse zugeordnet. Das Departement der auswärtigen Angelegenheiten hat alle Gesandtschafts-Angelegenheiten zu leiten und zu überwachen. Vom Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichts sind abhängig alle Kirchen- und Schulbehörden beider kirchlichen Hauptparteien.

Seit Einführung der Reformation ist das evangelisch-lutherische Glaubensbekenntniß im Königreich Sachsen Staatsreligion, doch ist der königliche Hof katholisch. Es stehen unter dem Departement des Cultus das evangelische Landesministerium, das evangelische Hof-Ministerium, der Superintendent, das Consistorium der reformirt-evangelischen Gemeinde, das apostolische Vicariat, das Vicariatsgericht, das katholisch geistliche Consistorium, die Schul-Commissionen, die Rectoren der gelehrten Schulen ꝛc.

Die protestantische Geistlichkeit besteht aus 20 lutherischen und 2 reformirten Predigern, die katholische Geistlichkeit zählt 18 Prediger.

Die Rechtspflege in Dresden wird theils vom Justizamt, theils vom Stadtrath durch das Stadtgerichts-Collegium geleitet. Der Stadt-Magistrat besteht aus einem Bürgermeister und 17 Stadträthen und Beisitzern; er bildet eine verwaltende Behörde, der 60 Stadtverordnete zur Seite stehen.

Die Sicherheit der Stadt überwacht seit 1831 die Stadt-Polizei-Deputation, bestehend aus einem Direktor, 3 Stadträthen, 4 Stadtverordneten, 1 Polizeicommissär, 4 Aktuaren ꝛc. Ihr sind unterstellt die Paßtbeschreiber, die 16 Bezirksvorsteher der 8 Bezirke, und die Polizeimannschaft, 8 Wachtmeister, 2 Corporale und 36 Diener.

Die Militairbesatzung der königlichen Residenz bilden der Stab, drei Escadrons des Gardereiter-Regiments, das Ingenieurcorps mit der Sapeur- und Pontonier-Compagnie, das Fuß-Artillerie-Regiment mit dem Train, die Garde-Division, das Leib-Infanterie Regiment, und das zweite Linien-Infanterie-Regiment Prinz Maximilian; im Ganzen 3000 Mann. Die höchste Behörde für die Besatzung in Angelegenheiten des Wachtdienstes ist das Gouvernement, bestehend aus dem Gouverneur und mehreren Offizieren.

Die Communalgarde ist ein Bürgermilitair, besteht seit 1830, wurde 1837 neu organisirt. Sie zählt unter einem Ober- und einem Unter-Commandanten 2644 Mann in 6 Bataillonen; 5 jedes zu 4 Compagnien, das 6. zu 2 Compagnien. Der Zweck dieses Instituts ist Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung.

Der Beförderung des Verkehrs dienen in Dresden:

1. Das königliche Hof-Postamt, seit 1833 in einem neuen und stattlichen Posthause am Antonsplatz, zugleich Sitz der Zoll-Direktion. Es gehen nach verschiedenen Cursen sowohl Eilwagen, Diligencen, Fahrposten, Malleposten, Personenposten, Reitposten und Briefposten. Extraposten befördert die königliche Postkalterei in der Annengasse. Eine Stadtpost fördert Briefe in alle Stadttheile und 16 verschiedene Briefsammlungen nehmen für dieselben und nach auswärts Briefe unter einigen Modificationen an. Guterhaltene Chausseen und Straßen erleichtern den Wagen-Transport nach allen Richtungen. Die Altstadt entsendet Chausseen nach Pirna, über Königstein nach Schandau, Teplitz ꝛc. Nach Dohna und Dippoldiswalde, nach Tharant und Freiberg, nach Wilsdruff und Nossen, Herzogswalde ꝛc. Von Neustadt gehen Fahrstraßen nach Bautzen, Löbau, Stolpen ꝛc. Königsbrück, Großenhain, Meißen und Leipzig.

2. Die Leipzig-Dresdner-Eisenbahn, deren Bahnhof sich ebenfalls in Neustadt befindet. Sie wurde nach 1835 in 5 Abtheilungen begonnen und ausgeführt, kreuzt 11 mal Chausseen und 161 andere gewöhnliche Wege, 24 Brücken führen sie über die Elbe, Mulde, Pardau und andere Flusse, im Ganzen hat sie 102 größere und kleinere Brücken, sie führt durch einen Tunnel von 904 Ellen Länge, 10 Ellen 20 Zoll größte Höhe und 13 Ellen 4 Zoll Weite. Die größte Tiefe desselben beträgt 71 Fuß. Die ganze Länge der Bahn beträgt 202,798 Ellen. 22 Lokomotiven,

165 Personen- und 131 Pack- und Transportwagen dienen ihr. Der Verkehr ist stets lebhaft und frequent. Man fährt täglich im Sommer früh 6, Nachmittag 3 Uhr, im Winter früh 7, Nachmittag 2 Uhr, und langt in 3 bis 3½ Stunden nach der Abfahrt am entgegengesetzten Orte an. Die Fahrtaxen richten sich nach 3 Wagenclassen und sind nach dem neuen Münzfuß bestimmt. Vierzig Pfund Gewicht sind frei, sofern nicht Garantie verlangt wird. Zusammengepackte Colli zweier oder mehrerer Personen zahlen das Uebergewicht über 40 Pfund, weßhalb Reisende wohl thun, ihr Gepäck zu sondern. Es ist übrigens über diese beschwerliche Maßregel schon viele Unzufriedenheit laut geworden und vielleicht ist sie bereits abgestellt.

3. Die Fiacre-Anstalt und der Omnibusfahrten-Verein der Dresdner Lohnkutscher. Erstere, die Fiacre, halten auf 4 bestimmten Plätzen, an der katholischen Kirche, auf dem Neumarkte, vor dem Posthause und vor der Allee in Neustadt. Einspänner dürfen 1 Stunde, Zweispänner 3 Stunden weit von ihren Stationen fahren. Es wird für die Fuhren theils nach Sitzen, theils nach der Zeit bezahlt. Die Wagen sind elegant und bequem, aber die Taxen sind erst nicht billig und der Fremde wird gern geschnellt. Jeder Fiacre hat zwar eine gedruckte von der Polizei nach dem neuen Münzfuß bestimmte Taxe bei sich zu führen, und die Behörde der erstern bildet das Forum in Streitigkeiten — aber wer mag sich mit Fiacren auf der Polizei herumzanken, wenn er Besseres zu thun hat? Man zahlt da lieber und duldet. Die Omnibuswagen bieten theils 24, theils nur 12 bis 14 Personen Raum, haben ihre Stationen auf dem Pirnaischen-, Seether- und Wilsdruffer-Platze, an der Elbbrücke und an der Prießnitzbrücke in der Antonstadt. Ihre Touren gehen nach dem Bahnhofe, nach dem Bade und dem Waldschlößchen, und nach dem großen Garten. Verschiedenfarbige Fähnchen bezeichnen die Richtung. Die Preiße sind überaus billig.

4. Die Sänftenträger. Ein veraltetes Institut, was aus vielen andern Städten längst verschwunden ist, hier aber noch gelb und blau blüht, wie eine Pensée, eine Erinnerungsblume an die selige Perückenzeit. Der ganze Zuschnitt der Träger wie der Sänften ist höchst Rococo; die ersten sind Carrikatur vom Kopf bis zur

Zehe. Wer des Anblicks solcher Portchaisen nicht gewohnt ist, muß immer dabei an arme Kranke denken, die man in ein Spital bringt.

5. Elbschiffahrt. Für Lustfahrten in Nähe und Ferne sind Gondeln zu miethen, mit denen man aufwärts bis Pillnitz, Pirna, Schandau und Teschen und abwärts bis Magdeburg, ja Hamburg fahren kann. Vom Frühjahr bis zum Herbst gehen, wenn es der Wasserstand zuläßt, auch Dampfschiffe. Bei einiger Genügsamkeit reist sich's auch ganz angenehm, nur etwas langsam, mit Frachtschiffen, die alle überbaute Cajüten, manche sogar einigermaßen heizbare Stübchen haben. Ausreisenden in die sächsische Schweiz und nach Böhmen thut es wohl, nach ermüdenden Märschen einen ganzen oder halben Tag auf dem freundlichen Strome hinzugleiten, und um ein Billiges in vollkommener Ruhe weiter zu kommen.

Der Dresdner Münzfuß ist der vierzehn Thaler Fuß. Man rechnet nach Thalern und Neugroschen; die gangbaren Münzen sind von den im Lande ausgeprägten: Augustd'or Goldstücke zu 10, 5, und 2½ Thaler. Die Silberconventionsthaler mit ihren Bruchtheilstücken traten zurück und die Zwei- und Einthalerstücke, ⅔, ⅓, ⅙ Thalerstücke der Vereinsmünze beherrschen neben dem preußischen Currant den Markt. Dann hat man noch für den kleinen Verkehr ganze und halbe Neugroschen zu 10 Pfennigen in Silber und 2 und 1 Pfennigstücke in Kupfer. Im gleichen Münzfuß werden die Cassenbillets ausgegeben, und auch die Leipzig-Dresdner Eisenbahn-1 Thalerstücke haben unbedenklich Geltung und weit im übrigen Deutschland Credit.

Von den Dresdner Längenmaaßen hält die Elle, wie anderwärts 2 Fuß oder 24 Zoll, nur ist die Dresdner Handelselle etwas länger als die richtige. 9 Dresdner Ellen sind gleich 5 Brabanter Ellen. Eine Klafter hält 3 Ellen. Eine Ruthe 7½ Ellen oder 10 zehnzollige Fuße. 13241,987 Dresdner Ellen bilden eine geographische Meile = 7500 Metres.

Das Getraidemaaß ist größer als das Leipziger. 1 Dresdner Scheffel faßt 1 Scheffel, 1 Viertel und 1 Metze Leipziger Maaß. 4 Mäßchen bilden 1 Metze, 4 Metzen 1 Viertel. 4 Viertel 1 Scheffel. 4 Scheffel 1 Malter. 2 Malter 1 Wispel.

Beim Flüßigkeitsmaaß gleichen 72 Dresdner Kannen 63 Leipziger Kannen und bilden 1 Eimer. 1 Kanne hält 2 Pfund destillirtes Wasser; sie ist gleich ⅘ Berliner Quart.

Der Zollcentner hält 10 Halbſtein = 100 Pfund, 1 Halbſtein = 10 Pfund, 1 Pfund = 10 Kilas, 1 Kilas = 10 Hektas, 1 Hektas = 10 Dekas, 1 Dekas = 1 Ae.

Das Apothekergewicht iſt daſſelbe wie anderwärts, und in Gold- und Silbergewicht iſt der Centner zu 100 Pfund, 1 Pfund zu 2 Mark oder 48 Karat, 1 Mark gleich 8 Unzen, 1 Unze gleich 2 Loth oder 3 Karat, 1 Karat gleich 4 Gran (12 Grän), 1 Loth gleich 4 Quentchen oder 6 Grän, 1 Gran gleich 3 Grän.

Oeffentliche Anstalten für Kult und Kultur, Kunst und Wissenschaft. Sammlungen und Sehenswürdigkeiten. Paläste.

Gern stellt man in Uebersichten solcher Anstalten wie diese Ueberschrift sie namhaft macht, die Kirchen voran. Dresden darf sich einiger vorzüglich schönen rühmen, und ist vornehmlich stolz auf seine

Frauenkirche. Diese steht am Neumarkt, wo vor alten Zeiten schon eine Begräbnißkirche stand. Im Jahr 1726 wurde der Grundstein der Frauenkirche gelegt. Ihren Bau begann und vollendete zum Theil der Rathszimmermeister Bähr, von dem der Plan herrührt, und der, in der Kirche selbst verunglückend, ihre Vollendung nicht erlebte. Sie wurde 1734 eingeweiht, doch erst später ganz fertig. Der Bau dieses großartigen Tempels ist bis auf die Laterne, an deren Stelle nach dem ursprünglichen Plane eine Steinpyramide kommen sollte, ganz von Quadern aufgeführt; die Kuppelhaube widerstand den Bomben, mit denen 1760 die Stadt beschossen wurde, der ganze Bau kostete an 22,000 Thaler. Ein Kreuzgang in der Tiefe enthält große katakombenähnliche Gewölbe mit vermauerten Särgen. Prachtvoll wölbt sich die Kuppel, und in ihrer Höhe läßt eine durch Eisengitter geschützte Gallerie den Blick sowohl hinab, als auf die Kuppelgemälde, die 4 Evangelisten und die 4 Kardinaltugenden, thun. Eine Wendeltreppe führt verborgen höher empor, zur Laterne, ein Viereck, das ein Steingeländer umzieht, und eine italienische Haube bedeckt. Man steht hier 133½ Elle über dem Nullpunkt des Elbmessers, und kann sich an heiteren Tagen einer überaus reizenden Aussicht erfreuen. Sud

wärts umziehen die Höhen und Gipfel des Erzgebirges den Horizont, über gesegnete Fluren voll lachender Auen und stattlicher Orte schweifen die Blicke; ein sanft gehügeltes Terrain tritt näher heran, und bezeichnet die Richtung des Plauischen Grundes, der wie ein verborgenes Naturgeheimniß seine Schönheiten dem Blicke verschließt. Dann schweift in südwestlicher und westlicher Richtung der Blick wieder über mannichfaltige Gelände und grüßt die stolze Albrechtsburg und den Meißener Dom. Sanft und malerisch windet sich die Riesenschlange des Stromes durch das beträchtliche Elbthal, das an seinen rechten Ufern mit zahlreichen Winzerhäusern geziert ist. Strom und Straßen sind belebt, und weithin zieht der schwarze Rauch der Dämpfer und Lokomotiven, die mit Adlerschnelle nahen oder davonfliegen. Nordwärts über die Neustadt hinweg wird immer mannichfaltiger die Fernsicht, liebliche Villen grüßen herüber und es gestaltet sich hier ein so reizendes Totalbild vor dem Auge des Beschauers, daß er, war er noch nicht in Italien, sich gern einredet, dies sei Zauber der italienischen Natur, so etwa müssen auch von dem Campanile zu Florenz die Arnoufer sich darstellen. Nun tauchen in duftig schöner Ferne südöstlich die giganteskeu isolirten Bergkegel mit breiten Scheuteln auf, Königstein und Lilienstein und andere, und von ihnen her kommt majestätisch die Elbe, von Schiffen belebt, die wie Punkte erscheinen, wie Wasservögel die den Strom durchrudern. Kehrt nun der Blick aus der halbverhüllten Ferne in die freundliche Nähe zurück, so liegt unten alles wie ein buntes Tableau; Stadt und Vorstädte, Schloß und Paläste, Straßen und Alleen und die zahlreichen gutgepflegten Gärten und rings verstreuten Landhäuser. Wen irgend eine günstige Stunde mit heiterem Geiste und heiterem Wetter auf dieser Höhe beglückte, wird die Fernsicht von der Frauenkirche nicht vergessen.

Die **Kreuzkirche** in der Nähe des Altmarktes war ursprünglich eine kleine Kapelle, die Ruf und Namen einer heiligen Reliquie dankt. Oft durch Brände zerstört und 1760 in den Grund geschossen, ward 1764 ihr neuer Bau begonnen, der nicht rasch von statten ging, so daß erst 1792 die Einweihung erfolgte. Sie ist im Innern reich verziert, und hat einen schönen Thurm mit einem Umgang. Die Orgel haben die Brüder Wagner aus Suhl im Hennebergischen gebaut.

Die **Sophien- oder Hofkirche** steht am Ende der großen

und kleinen Brudergasse, ohnweit dem Prinzenpalais, war früher Klosterkirche und erhielt ihre jetzige Gestalt zu Ende des 16. Jahrhunderts. In ihr ist ein Altar mit grünen Marmorsäulen befindlich, aus einem Steinblock, der einst einen Bestandtheil des Tempels zu Jerusalem bildete. Er trägt ein schönes Cruzifix von Elfenbein. Sie hat mehrere Denkmäler und Bildwerke.

Die katholische Hofkirche, mit dem Schloß verbunden und nahe der Brücke, ist ein Prachtbau Augusts III., 1739 begonnen, 1751 geweiht. Sie kostet dem protestantischen Sachsen zwei Millionen Thaler. Der Architekt war der Italiener Gaetano Chiaveri; das platte Dach und die Eingänge zieren 64 Heiligen-Statuen von Mattielli nach Torelli. Der schöne Thurm ist 151½ Ellen hoch. Den Marmor zum Hochaltar lieferten die Marmor Brüche, der Fußboden ist mit schwarzem und weißem Marmor von Carara gepflattet. Das Altarblatt, Christi Himmelfahrt, ist von Rafael Mengs. Außerdem hat die Kirche noch 8 Altäre mit Bildern von Mengs, Retari, Tarelli und Andern. Die Kanzel, von Permoser, zeigt treffliche Holzsculptur. Die Orgel ist von Silbermann, der auch die Orgel in der Frauenkirche baute.

Die übrigen Kirchen der Alt- und Neustadt sind meistens sehr einfach, so die Reformirten-, die böhmische (Johannis-) die Annen-, die Waisenhauskirche ꝛc. oder es sind dieselben nur Kapellen. Die Kirche der Neustadt hat eine sehr gute Orgel von Hildebrand, und eine Sammlung von Augsburger Confessions- und Jubelschriften.

Die Synagoge liegt in der Nähe des Gondelhafens unterm Brühlschen Garten; sie ist geräumig, zweckmäßig und edel gehalten. Ihr Entwurf ist von Semper, und ihr Styl eigenthümlich.

Dresdens Wissenschafts-Anstalten sind theilweise auch im Auslande berühmt, und es ist für Unterricht und Ausbildung im hohen Grade gesorgt. Die Gelehrten-Schule (Kreuzschule), besteht seit 1559 und erlitt seit 1815 eine durchaus zweckmäßige Reform. Sie zerfällt in ein Gymnasium und ein Progymnasium, zählt circa 150 Schüler, giebt 32 Alumnen freie Kost und Wohnung und läßt 20 Currendaner leider immer noch straßensingend nach alter Art die Gesundheit aufs Spiel setzen, während dieser den Gesang wahrhaftig nicht bildende Mißbrauch fast allenthalben abgeschafft ist. Diese Anstalt ist im Besitze einer nicht un-

bedeutenden Bibliothek. Die Annenschule, früher Gymnasium, ist jetzt Bürgerschule. Eine solche hat auch Neustadt.

Die vier Bürger-, resp. Bezirks-Schulen Dresdens zählen 14 Lehrer und 2000 Kinder, neben ihnen giebt es noch eine Menge Privat-, Frei- und Armenschulen; unter den ersteren zeichnen sich aus das Bleckmannsche Gymnasium und Progymnasium, und die Institute von Döring, Böttcher, Langguth und Belgmann; ebenso mangelt es nicht an guten Töchterschulen und weiblichen Erziehungsinstituten. Zwei Schullehrer-Seminare bilden junge Leute für das pädagogische Fach. Die katholische Schule hat zwei Gymnasialklassen und 4 Bürgerklassen, außerdem bestehen noch Freischulen in Neustadt und Friedrichstadt für Kinder katholischer Confession.

Das Josephinenstift ist eine Erziehungs- und Unterrichts-Anstalt für dürftige katholische Mädchen bis zu dem 18. Jahr und das katholische Fräuleinstift nimmt 10 adelige Fräulein zu gleichem Zweck und bei gleicher Dauer auf.

Ferner hat Dresden eine Erziehungs- und Heilanstalt für Blinde mit mehreren Freistellen und ein Taubstummen-Institut.

Das in der Friedrichstadt gelegene Freimaurer-Institut, von der Loge zu den drei Schwertern 1772 gestiftet, jetzt aber von allen Dresdner Logen unterhalten, gewährt 100 Knaben und 20 Mädchen Kost und Erziehung, theils ganz frei, theils gegen die sehr geringe Pensionssumme von jährlich 84 Thalern.

Die höheren Lehranstalten sind:

1) Die chirurgisch-medicinische Akademie in einem eignen Gebäude neben dem Zeughaus. Sie zerfällt in 5 Abtheilungen, nämlich eine chirurgisch-medicinische Lehranstalt, eine Thierarzneischule, eine Prüfungs- und Berathungsbehörde, welche die Stelle eines Sanitäts-Collegiums vertritt, und den botanischen Garten, der seit 1820 bestehend, von dem berühmten Botaniker Reichenbach angelegt, seinem Zweck vortrefflich entspricht. Er ist dem Publikum Sommer und Winter geöffnet. Die Bibliothek der Akademie zählt über 6000 Bände, außerdem sind Präparaten-, Instrumenten-, Pflanzen- und andere Sammlungen vorhanden.

2) Die Akademie der Künste. Eine Malerakademie stiftete August II. bereits zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts,

Marquis Friedrich Christian wandelte sie jedoch 1763 zu einer Akademie der bildenden Künste um. Ein General-Direktor führt die Oberaufsicht. Sie zerfällt in drei Abtheilungen: zu Dresden, Leipzig und Meißen. Jährliche Ausstellungen beleben die künstlerische Thätigkeit. Mit dieser Akademie wurde eine Bauschule und eine technische Bildungsanstalt, wie eine Sonntagsschule verbunden.

Groß auch ist in Dresden die Zahl wissenschaftlich strebender, nützlicher und wohlthätiger Vereine, edlen Sinn, Menschenfreundlichkeit und wahre Humanität beurkundend. Die Dresdner ökonomische Societät besteht bereits seit 1764, heißt aber jetzt ökonomische Gesellschaft für das Königreich Sachsen. Die sächsische Haupt-Bibelgesellschaft erhielt ihre Gründung 1814; die evangelisch lutherische Missions-Gesellschaft ist 1819 gestiftet worden. Ein pädagogischer Verein sucht in der betreffenden Doctrin fortbildend und zugleich hülfreich und wohlthätig wirksam zu sein. Er hat 1836 eine Beschäftigungsanstalt für Mädchen begründet. Die Ammons-Stiftung, zum ehrenden Andenken des Dresdner Oberhofpredigers Dr. von Ammon, unterstützt fähige und fleißige Schul- und Predigtamts-Candidaten, theilt Aufgaben aus, und belohnt die gelungenen Lösungen mit ansehnlichen Prämien.

Im Jahre 1816 wurde unter Werner eine mineralogische Gesellschaft begründet, die jetzt mit der Gesellschaft für Natur- und Heilkunde vereinigt ist. Der Alterthumsverein, unter höchstem Protektor des Prinzen Johann, hat ein Conservatorium der Alterthümer angelegt, und strebt hauptsächlich auf Erhaltung und gesicherte Aufbewahrung vaterländischer monumentaler und Kunstdenkmäler hin. Die Sammlungen befinden sich im Palais des großen Gartens. Die Gesellschaft für Botanik und Gartenbau, Flora, verlegt seit 1833 ihr lebliches Fest mit Essen und Tanzen. Der Kunstverein, auf Actien gegründet, (an Albrecht Dürers Geburtsfest 1828) fördert nach Kräften die Malerei durch Zusammenkünfte, Ausstellungen und Ankäufe gelungener Bilder vaterländischer und ausländischer Künstler. Der naturhistorische Verein für das Königreich Sachsen nimmt sich der Landeskunde und deren specielleren, gründlicheren Forschung an, und ein hydrotechnischer Bund, der Verein der Wasser-

Freunde, ſtrebt durch Proben am eigenen Leibe die Unumſtößlichkeit der Hydropathie zu erhärten. Andere ungleich wichtigere Gesundheits- und Heil-Anſtalten Dresdens ſind, da wir doch einmal auf das Waſſer zu reden gekommen: Dr. Struves Anſtalt für künſtliche Mineralwaſſer, die ſich weiten Rufes erfreut und treffliche Einrichtungen hat. Faſt alle beliebten Mineralbrunnen und Thermen werden hier nach ihren chemiſchen Beſtandtheilen und ihrer natürlichen Temperatur künſtlich hergeſtellt und gegeben. Sonſtige Bäder ſind befindlich in der Badergaſſe (Stadtbaderei), in der Lara-Allee (Albertsbad) in der Wilsdruffer Vorſtadt, Annengaſſe (Brunnenbad zum Lämmchen) in der Pirnaiſchen Vorſtadt, Neue-gaſſe (Joſephinenbad), daſelbſt Rampiſche Gaſſe (Marienbad), das bekannte, beliebte und vielbeſuchte Linkiſche Bad in der Antonſtadt; und an der Ehrenbergſtraße vor dem Leipziger Thore Dietrichs Wannbad. Auch hat die Neuſtadt noch ein ruſſiſches Dampfbad mit Regen-, Staub- und Sturzbädern und neuerdings wird auch der Siemenſche artheſiſche Brunnen zu Bädern benutzt, Antonſtadt Haus-Nro. 13.

Für Arme und Kranke iſt in Dresden auf ruhmenswertheſte Weiſe geſorgt. Eine Armen-Verſorgungs-Behörde überwacht das Armenweſen in den zum Behuf der Armenpflege in 30 Bezirke abgetheilten Städten und Vorſtädten. Man zählt dann Arme, die ganz oder theilweiſe, eventuell Unterſtützung erhalten. Hoſpitäler ſind: das neue Frauen-Hoſpital am Freiberger Schlage, aus drei älteren Stiftungen in eine vereinigt. Das Stadt-Armenhaus in der Wilsdruffer Vorſtadt. Das Kinderhaus. Das Rathwaiſenhaus mit einer Armenſchule und einer Arbeitsanſtalt verbunden. Das Antonſtädter Waiſenhaus. Die Beſſerungs-Anſtalt für verwahrloſte Kinder, die freiwillige Arbeitsanſtalt, die Zwangsarbeitsanſtalt, die Spinnanſtalt ſorgen für nützliche Beſchäftigung.

Die Geſellſchaft der chriſtlichen Liebe und des Mitleidens wirkt hülfreich unterſtützend für Hülfsbedürftige aller Klaſſen. Sie beſteht ſeit 1777. Die Geſellſchaft zu Rath und That, ſeit 1803, ſucht der Verarmung entgegenzuarbeiten. Auch der Frauenverein unter hoher Aegide der Prinzeſſin Amalie Auguſte unterſtützt die Armen ſeit 1814.

Krankenhäuser und Heilanſtalten ſind: Das Stadtkrankenhaus, gegründet 1500, in der Wilsdruffer Vorſtadt, das Amtskrankenhaus, begründet 1779, das Krankenſtift in Friedrichsſtadt, begründet 1748. Das Militairhoſpital, die akademiſche Heilanſtalt, die Hoſpatientenburg, dann noch zahlreiche beſondere Krankenhäuſer der Innungen, wie der Juden. Der Kranken Hilfsverein mit einer Heilanſtalt, ſeit 1817. Die ärztliche und wundärztliche Beſuchanſtalt für arme Kranke, ſeit 1830, die Kinder Heilanſtalt, das Central-Impfinſtitut, der Augenkranken Heil und Unterſtützungs Verein u. A. wirken alleſammt wohlthätig und menſchenfreundlich zur Erleichterung von Schmerzen und Leiden hin.

Außerdem zählt Dresden über hundert Aerzte, vielleicht ebenſo viele Wundärzte und privilegirte Barbiere und zehn Apotheken in beiden Städten und den Vorſtädten.

Dresdens

Sammlungen

und es vor allen, die der Stadt neben der reizenden Lage, der bevorzugten Natur, Jahr aus Jahr ein Schaaren von Fremden zuführen, und ſo recht deutlich erkennen laſſen, wie wichtig für die Blüthe der Städte Kunſtſchätze ſind, die dem Publikum zugänglich gemacht ſind, nachdem daß ſie dazu beitragen, Bildung und Kenntniß in große Kreiſe weiter zu verbreiten.

Der Fremde, dem daran gelegen bei ſeinem Aufenthalt in Dresden, möglichſt viel mit möglichſter Zeitersparung zu ſehen, thut wohl, ſich der Führung eines Lohnlakai unbedingt anzuvertrauen, obſchon dieſes Herumſchleppen von Anſchauung zu Anſchauung auch viel Unangenehmes hat und zuletzt äußerſte Abſpannung nach ſich zieht, die den gehabten Genuß ſchnell aus dem Gedächtniß löſcht.

Die öffentlichen Sammlungen ſind alle gut, zum Theil muſterhaft, geordnet, und ſo überaus reichhaltig, daß ihre auch nur flüchtigſt überſichtliche Beſchreibung ein Buch füllt, wir dürfen uns hier um ſo eher nur auf Aufzählung des Vorhandenen, nach Gebäuden, Sälen und Zimmern beſchränken, als es an Ort und Stelle nicht an Hülfsmitteln zu näherer Selbſtbelehrung fehlt.

Zunächſt iſt es das Japaniſche Palais in der Neuſtadt, das einen großen und hochwichtigen Theil der Dresdner Kunſt- und

Literaturschätze umfaßt. Es ist ein imposantes drei Stock hohes Gebäude, dessen 4 Fronten einen geräumigen Hof umschließen, und so bietet es eine Fülle stattlicher Räume dar, ganz geeignet, wohlgeordnete und dem Auge wohlgefällige Aufstellung alles Schaubaren zu gewähren. Das Palais enthält:

I. Die Antikensammlung. Sie entstand aus kleinen Anfängen, und füllt jetzt 10 große lichtvolle Säle. Diese sind von Mai bis Ende September Mittwoch und Sonnabend früh von 8 bis 12 Uhr dem Publikum geöffnet, doch ist jedem Gebildeten auch an anderen Tagen und Stunden nach vorheriger Anmeldung Zutritt vergönnt. Nun ist aber in den ersten 2 Sälen des Antikenkabinets durchaus keine strenge Sonderung des wirklich Antiken, von dem Spätrömischen und Modernen, der Steingebilde von den Bronzegebilden. Der dritte Saal enthält ausschließlich ächte Antiken, ebenso der vierte mit seiner Kolossalstatue der Athene. Der fünfte Saal desgleichen, zum Theil ergänzte. Der sechste Saal umfaßt viel Kostbares aus Herkulanum, die übrigen drei manches Vollendete und manchen Torso. Im neunten Saal ist eine sinnende kolossale Ariadne die wichtigste Statue, und der zehnte enthält außer vier Mumien, einen ägyptischen Löwen von Syenit, viele andere kleinere Antiken, darunter auch Deutsches und Slavisches, nebst einer Collection geschnittener Steine.

II. Das Münzkabinet. In ihm haben nur je zwei Personen auf einmal Zutritt, es ist reich an Sächsischen Münzen, an Münzen des Mittelalters, enthält auch morgenländische Münzen nur an Antiken ist der Schatz minder bedeutend.

III. Die Porcellan-Sammlung. Sie ist in vieler Beziehung einzig, füllt 19 Zimmer und Treppen-Räume, und die Fülle namentlich japanischen Porcellans hatte früher die Bestimmung, das Palais in allen Theilen zu schmücken. Mehr als sechs Personen haben auf einmal nicht Zutritt; eine Einlaßkarte kostet 2 Thlr. ꝛc. Schier fabelhaft erscheint der Vasen-, Geräthe-, Tassen-, Pagoden- und Bildwerk-Reichthum von Porzellan aus dem Reiche der Mitte, weiß und blau und bunt in allen Farben und Formen. Instruktiver wirkt der Böttcherische Saal mit den Erfindungsresultaten des Meißner Porcellans, dessen Erstlinge noch roth und unglasirt erscheinen, dann roth und geschliffen, dann roth und glasirt und vergoldet, dann eisenfarbig, auch schwarz glasirt,

in den Formen meiſt den chineſiſchen nachgeahmt, und endlich dieſes erreichend, in Manchem es überbietend. Koſtbare Geſchirre, Plaſtica aller Art, Biſcuits, Copien antiker Bildwerke in Porcellan, Porcellanmalereien, meergrüne, perlmutterfarbige, gelbe u. a. Service. Die eigentliche japaniſche Porcellanſammlung ſucht ihres Gleichen, und dürfte es kaum in Holland, dem europäiſchen Japan, finden. Man bewundert den Kunſtfleiß der Aſiaten in Hervorbringung zierlicher, anmuthiger und grotesker Geräthe. Die Vaſen Japans reißen zur Bewunderung hin. Die Formen ſind meiſt edel, wie ein natürliches Gefühl, eine Ahnung des Schönen und ein geläuterter Geſchmack ohne Vorbilder des griechiſchen Alterthums ſie dieſen ſo fernen Völkern eingab. Die Menge der kleineren Porcellan- und Speckſteinfiguren erſcheint faſt zahllos. Auch von dem ſeltenen Krackporcellan, deſſen Glaſur voll Riſſe ſcheint, und es doch nicht iſt, iſt eine reiche Suite vorhanden. Intereſſant iſt ein in China ſelbſt für August den Starken angefertigter Tafelaufſatz mit dem AR und dem ſächſiſch-polniſchen Wappen.

Der Majolica-Saal bietet viel Beachtenswerthes aus der Raphael'ſchen Schule, ſo auch die in ihm befindliche Vaſenſammlung aus terra sigillata, meiſt dem Orient entſtammend. Angereiht ſind germaniſche Graburnen, Krüge und andere Geſchirre des Mittelalters aus Glas und Thon, dann auch moderne koſtbare Glas- und Porcellan-Gefäße und Service, nebſt neueren Fabrikaten der königlichen Porcellanfabrik zu Meißen. Eine Separatſammlung, vor mehreren Jahren erſt erworben, bildet ein Buddhatempel mit einer Menge dazugehörender Idole, Geräthe und Gefäße.

IV. Die königliche öffentliche Bibliothek. Von Kurfürſt Auguſt zu Sachſen in Annaberg, nach deſſen Tode nach Dresden geſchafft, erhielt ſie im Laufe der Zeiten anſehnlichen Zuwachs und nimmt jetzt unter den deutſchen Bibliotheken eine Stelle erſten Ranges mit ein. Sie füllt mit ihren 300,000 Bänden gedruckter Werke, 2800 Handſchriften, 182,000 Diſſertationen und kleineren Schriften und 20,000 Blätter Landkarten 3 große Säle und 22 Zimmer, und iſt täglich (mit Ausnahme des Sonntags und der achttägigen Ferien zu Oſtern, Pfingſten und Weihnachten) von 9 bis 1 Uhr geöffnet. Von 11 bis 1 Uhr findet das Verleihen der Bücher an Angeſtellte und Angeſeſſene in Dresden ſtatt, andere Perſonen haben einen Bürgen zu ſtellen. Mehr als zehn

Personen auf einmal können nicht herumgeführt werden, und ist das Herumführen nur in den Stunden von 11 bis 1 Uhr verstattet.

Im ersten Stockwerk befindet sich zunächst das Bureauzimmer, welches die Kataloge u. s. w. enthält. Das zweite Zimmer umfaßt die Literaturgeschichte, im dritten, einem Saale, ist die sächsische Geschichte aufgestellt. Ein vierter Salon umfaßt die Geschichte der nordischen Reiche sammt der Türkei und historische Varia. Der fünfte große Saal enthält: Geschichte Deutschlands und Frankreichs, mit kostbaren historischen Specialsammlungen. Zimmer 6 begreift die Geschichte der südeuropäischen Staaten. Zimmer 7 ist der Philosophie, der Staatswissenschaft, der Pädagogik, der Mathematik und der Physik gewidmet. Zimmer 8 und 9 umfassen Geographie, Topographie, Statistik und Ethnographie. Zimmer 10 enthält alte und außereuropäische Geschichte. Zimmer 11 allgemeine Geschichte nebst den historischen Hülfswissenschaften. Zimmer 12 enthält den Hauptschatz der Bibliothek, die Handschriften, Xylographa, Incunabeln, Pergamentdrucke u. dgl., darunter Hochschätzbares und Einziges. Der große Saal 13 enthält die encyklopädischen, philologischen und kritischen Werke, klassische Werke und Archäologie.

Im zweiten Stocke öffnet sich als vierzehnter Raum wieder ein Saal, der orientalische Linguistik, biblische Schriften und Bibeln, Kirchenväter und scholastische Theologie enthält. Zimmer 15 enthält ausschließlich katholische und reformirte Theologica. Die lutherische Theologie ist im Zimmer 16 aufgestellt. Zimmer 17 umfaßt allgemeine christliche Kirchengeschichte, Secten und christliche wie jüdische Alterthümer. Zimmer 18 enthält die Geschichte der Heiligen, der Päbste, der geistlichen Orden, der Reformation und liturgische Werke. Zimmer 19 und 20 sind der Rechtswissenschaft in ihrem ganzen Umfang gewidmet; 21 der Arzneiwissenschaft; 22 enthält Sammlungen von Werken, vermischte Schriften u. dgl.; 23 Journale und neuere lateinische Literatur; 24 und 25 neuere Linguistik, Aesthetik und ausländische schöne Literatur. Zimmer 26 enthält Oeconomie, Technologie, Bergbaukunde, Handelskunde, angewandte Mathematik und Kriegswissenschaften. Zimmer 27 umfaßt Architektur und Künste.

Möglichste Vollständigkeit in allen Doctrinen neben einer erstaunlichen Menge bedeutender und Prachtwerke und musterhafte Ordnung verleihen der Dresdner Bibliothek die größte Würde.

Ein anderes, den königlichen Sammlungen gewidmetes Gebäude ist der Zwinger. Minder massenhaft, wie das japanische Palais, imponirt dieses stattliche Gebäude mit dem seltsamen Namen durch seine große räumliche Ausdehnung, und seine ganze Anlage eignet es vollkommen zu seiner dermaligen Bestimmung. Er enthält I. Die ehemalige Kunstkammer, Rüstkammer und ethnologische Sammlung, jetzt sehr zweckmäßig unter dem Namen historisches Museum vereinigt. Die Locale sind täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage, von 8 bis 12 und von 2 bis 6 Uhr geöffnet. Es bestehen für die Besichtigung zur nöthigen Sicherheit, Reinlichhaltung u. s. w. ganz zweckmäßige Vorschriften. Hier bietet sich in 6 Sälen und 3 Gallerien eine solche Fülle von Kunstwerken und Kostbarkeiten, daß das Auge zuletzt ermüdet und der Geist ermattet, wenn man wirklich mit Sinn, Kenntniß und Neigung beschaut. Wer blos durchläuft, gäbe das Geld besser an Arme. Historische Gemälde, Basreliefs, Hausgeräthe der Vorzeit aller Art, darunter seltene Trinkhörner, Mobiliar, Toiletten, Uhren, Nippsachen, Werkzeuge und Geräthe für Jagd und Gärtnerei, Jagdwaffen und Hörner, Drechslerarbeiten, dann ritterliche Waffen und Rüstungen, Turnierrüstungen für Mann und Roß von seltener Pracht, eine große Menge historisch beglaubigter Original-Harnische, Schwerter und Dezen von hohem Alter, Kriegsarmaturen aller Art, und aus allen Zeiten. Auch erblickt man zahlreiche Trophäen aus Türkenschlachten, Schießgewehre von der Zeit ihrer ersten Erfindung an, bis zur Neuzeit, Prachtgeräthe zu Zier und Prunk dienend, kostbare Pferdegeschirre, Sättel und Zäume. Einen besonderen Saal füllen die Waffen und Geräthe des Orients, meist türkisch, einiges aber auch persisch, chinesisch, polynesisch und eine Zaubertrommel aus Lappland. Ein anderer Saal ist ausschließlich Staatskleidern der vergangenen Zeiten bestimmt. Endlich enthält die letzte Gallerie der Paradesaal, eine reiche Fülle auserlesener Prachtgeräthe und Waffen, die sich durch die werthvolle Arbeit oder durch den Schmuck edler Steine auszeichnen, verbunden mit historisch interessanten Reliquien berühmter Herrscher aus neueren Zeiten.

II. Enthält der Zwinger eine reiche Sammlung mathematischer und physikalischer Instrumente. Hier sind neben anderen wissenschaftlichen Instrumenten, auch neueren und neuesten, eine Fülle von Kunstuhren aller, zum Theil sehr belustigender und origineller Art.

III. Die Modellkammer in einem der obern Pavillons, mit Modellen zur Fortification, zu Mühlwerken, hydraulischen Künsten, zu Gebäuden, Brücken, Schiffen, Geschossen ꝛc.

Die IV. Abtheilung der überaus reichhaltigen Sammlungen im Zwinger bildet das naturhistorische Museum. Es erhielt seine Begründung durch August II. und ist zu einer hohen wissenschaftlichen Bedeutsamkeit erwachsen. Seine Locale sind in einem großen Theil des Erdgeschoßes und des obern Stockwerks befindlich. Es zerfällt in zwei Hauptsectionen. 1. Das mineralogische, 2. das zoologische Museum. Es ist im Sommer Mittwochs mehrere Stunden dem Publikum unentgeldlich geöffnet, und kann außerdem in Parthien zu 6 Personen besehen werden. Beide Abtheilungen sind wissenschaftlich geordnet, und raschen umfassenden Ueberblick gewährend, aufgestellt.

Die V. Abtheilung der Sammlungen im Zwinger bildet die Kupferstich-Gallerie, sehr reich an Kupferstichen, Holzschnitten und Handzeichnungen. Die Kupferstichsammlung umfaßt über [illegible] Blätter, in chronologisch geordneten, leicht handhabbaren Mappen aus allen Zeiten und Schulen, darunter Aelteres und Seltenes sowohl von Deutschen als Italienern aus der Wiegenzeit der Erfindung des Metall- und Holzdrucks.

Wieder andere reichhaltige Sammelschätze bewahrt das königliche Residenzschloß. Dieses ist ein äußerst umfangreiches Gebäude, zu verschiedenen Zeiten entstanden, und mit einem schönen über 178 Ellen hohen Thurme, den höchsten Dresdens, geziert. Es wird von der königlichen Familie bewohnt, bietet aber außer deren Appartements noch zahlreiche Räume, Zimmer, Säle und Gallerieen dar. Das dritte Stockwerk ist noch nicht einmal fertig ausgebaut. Wer das Schloß überhaupt, dessen Inneres gar manches Interessante darbietet, besehen will, wendet sich an den königlichen Bettmeister. Wer hätte nicht schon das weitberuhmte Dresd'ner grüne Gewölbe nennen hören? In Dresden gewesen zu sein und es nicht gesehen zu haben, würde auswärts minder verziehen werden, als die Nichtbeachtung der wissenschaftlichen Sammlungen. Dasselbe befindet sich im Erdgeschoß und bildet einen in 8 Säle vertheilten merkwürdigen, seines Gleichen schwerlich findenden Schatz von Edelsteinen, Perlen, Kostlichkeiten aus edeln Metallen, Elfenbein ꝛc. Das Kabinet I. faßt eine Broncen-Sammlung von 110

Statuen, Gruppen und Bildnissen. II. bildet das Elfenbeinkabinet mit 484 zum Theil höchst kunstvollen Stücken. III. enthält Mosaiken und Arbeiten aus Conchylien, Korallen, Perlmutter und Bernstein, auch Emaillen, nebst Schmuckkästchen aller Art. IV. enthält Credenzgefäße aus Gold, Silber, Filigran und Rubinglas in 139 Stücken, fast alle von künstlicher Arbeit und großer Kostbarkeit. V. bewahrt Gefäße und Arbeiten aus edeln Steinen, Kugeln und Bildwerke aus Bergkrystall und Holz, nebst einer reichen Sammlung von Gemmen und Cameen. VI enthält Kleinodien und Perlen, feinste Bildschnitzereien aus Elfenbein und Ebenholz, monstrose Perlen, zu Figurenkarrikaturen benutzt, Schmelzwerke und dergl. VII. zeigt die Polnischen Krönungsinsignien, Holzplastica, niedlichste Kirschkernarbeiten ꝛc. ꝛc. VIII. enthält hauptsächlich Kabinetstücke der berühmten Juweliere, Gebruder Dinglinger, kostbare Waffen und den eigentlichen Juwelenschatz, mit zahlreichen kostbaren Ordensdecorationen, Ringen, Degen u. s. w.

Im königlichen Stallgebäude ist befindlich I die k. Gewehrgallerie, reich und kostbar. Sie enthält in 26 Schränken gezogene Jagdgewehre und Büchsen, von den ausgezeichnetsten deutschen Meistern, wie von türkischen, Flinten, Pistolen, darunter viele Suhlaer, von trefflichster Arbeit und alle erdenkbare Inventionen, auch herrliche Jagdgeräthe, Armbrüste, türkische Bogen und Pfeilköcher, endlich auch anhangsweise eine Sammlung von Artillerie-Modellen. II. Die Sammlung von Gypsabgüssen; sorgfältige Nachahmungen bedeutender Antiken, von Rafael Mengs gefertigt. Sie enthält mehrere tausend Abgüsse, deren Originale theils ganz verloren gingen, theils in allen Theilen der Welt zerstreut sind. Diesem besonderen Museum ist einverleibt die Sammlung der Gyps-Abgüsse der Elginschen Marmorbildwerke im brittischen Museum zu London, sowie Abgüsse der Statuen des Minerven-Tempels zu Aegina, deren Originale im Aegineten-Saal der königlichen Glyptothek zu München aufgestellt sind. Auch Abgüsse neuerer Bildwerke sind hier vorhanden. III. Die königliche Gemälde-Gallerie. Diese fand ihre erste Begründung durch Herzog Georg und Kurfürst August, die Freunde Lukas Kranachs. Spätere Herrscher sammelten nach, und die Auguste II. und III. brachten den Schatz auf seine berühmte Kunsthöhe. 1751 ward Rafaels Madonna erworben. 1817 wurde die Gallerie erweitert, 1832 bis 34 erhielt sie eine

abermalige, dem Beſſern zuſtrebende Umgeſtaltung, doch dieſe entſpricht immer noch nicht den zu machenden Anforderungen. Die Zahl der Bilder überſteigt 1800. Die Gallerie iſt vom 1. Mai bis zum letzten Oktober jeden Wochentag, mit Ausnahme der Feſttage von früh 9 bis Nachmittag 1 Uhr unentgeltlich geöffnet. Ihre Räumlichkeit ſtößt oſtwärts auf die Auguſtusſtraße, deren eine Seite ſie ganz bildet, ſüdwärts auf den Judenhof am Neumarkt, wo ſich der Eingang befindet. Die Bilder ſind in 15 zum Theil große Säle und Zimmer zweckmäßig vertheilt, obſchon nicht nach chronologiſcher Folge der Schulen, ſondern nach Maaßgabe des paſſenden Raumes, doch ſind die Schulen geſondert. Es würde zu weit führen, außer der weltberühmten Madonna, dem Kronjuwel der Sammlung, auch nur das Vorzüglichſte nahmhaft zu machen.

Ein ſchönes Gebäude auf der Brühlſchen Terraſſe, das die Kunſtausſtellungen früher aufnahm, enthält I. eine Sammlung vaterländiſcher Proſpekte von Aler. Thiele und Canaletto. Auch dieſe ſehenswerthe Sammlung iſt für das größere Publikum vom 1 Mai bis zum letzten Oktober, doch nur Freitags von 9 bis 1 Uhr offen. Außerdem zahlt man für Einlaßkarten bis zu 6 Perſonen 2 Thaler. II. die nach Rafaels Vorbildern in Wolle gewirkten Teppiche, an der Zahl 6. Die Sage macht ſie zu einem Geſchenk Papſt Leo X. an Kurfürſt Friedrich den Weiſen; ſie waren früher verſtaubt und mißachtet im Schloß verborgen. Es gelang die Wiederherſtellung ihrer urſprünglichen Schönheit, und ſo bilden ſie ein hochwerthvolles Aggregat zu den königlichen Kunſtſammlungen. Die Gegenſtände, die ſie abbilden, gehören der Apoſtelgeſchichte an, und ſind nach dem Muſter von Rafaels Cartons in Hamptoncourtcaſtle muthmaßlich in Flandern gearbeitet. Auch im Prinzen-Palais ſind Gemälde-, Kupferſtich- und Porcellanſammlungen aufgeſtellt.

Anſtalten für das geſellige Leben in Dresden.

Aufathmend nach der Anſchau ſo vieler, ſo zahlreicher Kunſtherrlichkeiten und Sehenswürdigkeiten, tritt der Fremde nun gern in die geſelligen Kreiſe, die angenehmſte Zerſtreuung und Erholung darbieten, ſei es im Freien, ſei es in anderen, der lebendigen Kunſt geweihten Hallen. Auch hier bietet dem geläuterten Kunſtgenuß das neue königliche Schauſpielhaus volle Befriedigung. Sein Bau begann nach Sempers Plane im Herbſt 1837. Die vordere ſüdliche Seite, die der katholiſchen Hofkirche zugekehrt iſt, bildet einen Halbkreis an den ein Viereck ſich anſchließt, welcher die Aufgangstreppen zum Veſtibule, die Logentreppen und Logenreihen, nebſt der Gallerie enthält. Das Parterre reicht bis zur unterſten Logenreihe hinan. An die Bühne ſtoßen die Garderoben, hinten iſt ein Concertſaal nebſt Probe- und Vorleſeſälen. Die Bühne hat 11 Ellen Höhe und 1800 □ Ellen Fläche. Das ganze Auditorium mit den Logen faßt circa 1700 Perſonen. Götter- und Dichterſtatuen zieren die äußeren Niſchen des Rundbaues, allegoriſch mythiſche Darſtellungen die Friese. Aeußerlich ein impoſanter Prachtbau, ſeit dem 12. April 1841 eingeweiht, hat es im Innern wahrhaft glänzende Ausſchmückung, zwar im Rococoſtyl, aber im modernſten, neuerwachten, erhaltenen, und wirkt bei einem vorzüglichen Repertoir mit tüchtigen Kräften, unter höchſt einſichtsvoller Leitung. Das große Opernhaus am Prinzenpalais dient zu Redouten und Hofeſtbällen. Auch im Linkſchen Bade befindet ſich ein ſehr freundliches Theater, auf welchem im Sommer an Wochentagen geſpielt wird und in der Hauptſtraße zu Neuſtadt beſteht ſeit 47 Jahren eine Privatbühne: das freundſchaftliche Theater.

Der musikalische Kunstgenuß erhält durch die königliche Kapelle stets Belebung, da dieser obliegt, in den Kirchenmusiken in der katholischen Hofkirche, den Hofconcerten und in der Oper zu spielen. Sie giebt auch in jedem Winter einige musikalische Akademien im Hotel de Pologne, und alljährlich am Palmsonntag zum Besten ihres Wittwenfonds ein großes Oratorium. Außerdem geben die Musikchöre des Linienmilitärs, der Comunalgarde, des Stadtmusikus und mehrere Privatmusikvereine hinlänglichen Anlaß zu musikalischen Genüssen. Die öffentlichen Redouten werden meist im Hotel de Pologne gehalten. Geschlossene Gesellschaften sind das Casino, hauptsächlich für Tanzvergnügen der Elite, die Resource blos zur Unterhaltung für Herren, ohne Bälle und Concerte; die Harmonie mit Bällen und Concerten; ebenso die Conversation am See, und die Societät, der kaufmännische Verein, die Albina, die Concordia im Link'schen Bade u. A. Freimaurer-Logen hatte Dresden früher drei: zu den drei Schwestern, zum gold'nen Apfel und Asträa zur grünenden Raute. Jetzt sind alle drei in einem stattlichen Gebäude in der Ostra Allee vereinigt, und bilden: Die große Landesloge von Sachsen.

Nicht weniger tragen zu den Annehmlichkeiten der Gesellschaft öffentliche Gärten bei, und weit mehr als geschlossene Gesellschaften, abgerechnet jene Kunstgenüsse, welche nothwendig auf bauliche Räumlichkeiten beschränkt sind. Dresden besitzt einen reichen Schmuck schöner umfangreicher Gärten in naher und weiter Entfernung von der Stadt, in Verbindung mit näheren und fernen Vergnügungsorten. Nicht im Bezug auf Umfang, aber im Bezug auf Annehmlichkeit nimmt der Brühl'sche Garten mit seiner einzig schönen Terrasse, seinem herrlichste Aussicht gewährenden Belvedere die erste Stelle ein. Eine Restauration und Baldinis Conditorei und Kaffeehaus sorgen auch für das leibliche Bedürfen, und es giebt kein schöneres Asyl, als nach vielleicht ermüdenden Geschäften sich hierher in die Arme der Natur und eines großartigschönen Landschaftparadieses zu flüchten. Hier gewährt sich auch die volle Aussicht auf die Elbbrücke in ihrer ganzen Stattlichkeit. Diese Brücke wurde zuerst steinern von Heinrich II. zu bauen begonnen, und vom Thüringerlandgrafen Ludwig 1260 vollendet. Oft wurde sie von den Fluthen und Eisgängen zerstört, und oft erneut. Einem spätern Wiederbau dankt das Brückenmännchen, eins der Dresd'ner

Wahrzeichen, seine Entstehung, es stellt den Baumeister Mathäus Fetnus, dar. Die jetzige Brücke, die schönste in Deutschland, erhielt ihre Verbesserung durch August den Starken.

Der große Garten verdient diesen Namen mit vollem Recht, er hält 319 Acker und 241 □ Ruthen, und wurde von Georg II. zu einem Fasanengehege bestimmt, später erweitert und verschönert, mit Vasen und Statuen prächtig geziert; ein stattliches Schloß ward in ihm aufgeführt und schöne Wasserkünste wurden angelegt. Es war im Kleinen das Dresdner Versailles. Leider zerstörten Zeit und Kriege viel von seiner Statuenzier, doch sind noch schätzbare Bilder und Gruppen erhalten und vorhanden. Im Schlosse selbst, das im grandiosen Styl in Form eines H erbaut ist, und von acht heitern Pavillons umgeben, ist ein schöner akustisch gebauter Saal befindlich. Ein anderer dient der Gartengesellschaft Flora zu Ausstellungen von Blumen und Früchten, und im Erdgeschoß fand das Conservatorium der Alterthümer ausreichende und geeignete Räume. Im Garten liegen mehrere Wirthschaften verstreut, die dem geselligen ländlichen Vergnügen sich darbieten.

Der Garten des Japanischen Palais hat für den Botaniker viel Anziehendes und ist eine sehr freundliche geschmackvolle Anlage; ebenso der Garten des Prinzen Johann, (Prinzlicher Garten) in der Pirnaischen Vorstadt in ganz geringer Entfernung von dem großen Garten. In entgegengesetzter Richtung an der Ostra-Allee und dem Ufer der Weißeritz liegt noch ein prinzlicher Garten mit netten Anlagen, und näher nach der Stadt zu ist der Orange- oder Herzogin Garten gelegen, mit vielen exotischen Gewächsen und einigen durch ihr hohes Alter und ihre Stärke ausgezeichneten Smyrna-Feigenbäumen.

Des botanischen Gartens wurde schon gedacht, so wie des Gräflich Marcolinischen in Friedrichsstadt, der über 15 Acker Landes bedeckt und manches plastische Kunstwerk aufweist, obschon die frühere Pracht der Statuen und Bildwerke, Cascaden und hydraulischen Kunstwerke, die ihn zierten, erloschen ist. Kunst- und Handelsgärten mangeln nicht, und jener der Firma Gebrüder Trangott und Jacob Seidel nimmt neben dem botanischen Garten die erste Stelle ein.

Zu weiteren Ausflügen in die nähere Umgebung Dresdens bietet sich dar das große Gehege oder die Ostrawiese bis zum

Schlößchen **Uebigau**, angelegt vom Fürsten Sulkowsky, wo die Aussicht nach Dresden höchst pittoresk ist. Am Ende der Friedrichsstadt liegt das königliche Vorwerk Ostra mit dem vielbesuchten **Milchgarten**. Die Restauration mit Garten am Eisenbahnhof, das **Linke'sche** Bad, **Villers** freundliche Villa, das heitere Waldschlößchen, ein ehemaliges Marcolinisches Jagdhaus und Findlaters Weinberg in schönster, aussichtreicher Lage, mit einer guten Restauration, sind alle häufig besucht.

Kann und will der Dresden besuchende Fremde nun auch die zahlreichen und reizvollen entfernten Umgebungen der Königsstadt kennen lernen, so darf er sich die Zeit einiger Tage nicht reuen lassen, und hochbefriedigt wird er schöne Erinnerungen mit zur Heimath nehmen. Zwei Richtungen sind es vorzüglich, die den Besuch zunächst verdienen, der vielbelobte und vielbesuchte Plauesche Grund mit seinen pittoresken und romantischen Naturscenen, dem mineralogisch interessanten Steinkohlenlagern, seinen Fabriken, bis nach dem kleinen Städtchen Tharand mit seinen melancholischen Burgtrümmern und der Schattenkühle seiner heiligen Hallen. Aber auch weiter nach Freiberg, in den rothen Weisseritzgrund, den Pesnitzer Grund, den Müglitzgrund ꝛc. bieten sich lohnende Ausflüge. Die Krone von Allem freilich ist und bleibt die **sächsische Schweiz**, dieses wunderbare, eigenthümliche Gebiet voll schauriger Thäler, zerklüfteter Höhen, bizarrer Felsbildungen, schroffer Bergkegel, schattiger Haine, tosender Wasserstürze, an dem alles schön und originell ist, nur nicht sein auf alle Weise unpassender Name.

Die Touren in und durch die sächsische Schweiz können auf verschiedene Weise gemacht werden, und auf jeder wird das kleine meißnische Hochland dem Reisenden seine anmuthigen und idyllischen, seine pittoresken und grandiosen Reize entfalten. Das Gebirge selbst besteht meist aus dichtem Sandstein, der sich in verschiedenen Ketten fortzieht, oft merkwürdige Zerklüftungen zeigt, und sich zu schroffen und steilen bis zu 1800 Fuß aufsteigenden Einzelhöhen erhebt, während enge und zum Theil schaurige Schluchten und Thäler in mannichfaltigen Krümmungen das Gebirge durchfurchen, von schäumenden und tosenden Waldbächen durchbraust, bis diese ihren raschen Lauf in der Elbe endigen, die breitflutend stolz und ruhig

in friedlicher Majestät ihre Wogen durch das paradiesische Gefilde rollt. Insgemein eilt man zuerst von Dresden aus zu Wasser oder zu Lande nach dem königlichen Lustschlosse Pillnitz, auf welchem Wege der Anblick der ungemein reizenden Anhöhen des rechten Elbufers den freundlichsten Eindruck macht. Wem zu umfassenden Touren Muse vergönnt ist, der thut am besten, die Reise im Stromthal aufwärts über Pirna nach Schandau fortzusetzen, dort Logis in einem der meist guten Gasthöfe zu nehmen, und in Einzelausflügen, wie von einem Mittelpunkte aus, zu dem sich allabendlich zurückkehren läßt, sich in die Landschaften voll Reiz und Schönheit zu verlieren. Der rasche, von Eile getriebene Tourist mag in Kürze folgende Wanderung vollenden, nachdem er sich in Pillnitz restaurirt und einen Führer gewonnen, dessen Lohn pro Tag insgemein, wenn er nicht schweres Gepäck zu tragen hat, ein Thaler ist.

Die Führer sind kundig und gewandt; mitunter, wenn sich zufällig eine ziemliche Zahl müßig beisammenfinden, etwas zudringlich, doch wer überhaupt zu reisen versteht, kommt mit den meisten gut aus. Ein freundliches Gespräch, eine just nicht bedungene Erquickung am passenden Ort, sind überall wirksame Mittel, sich diese unentbehrlichen Leute zugethan und dienstbereit zu machen.

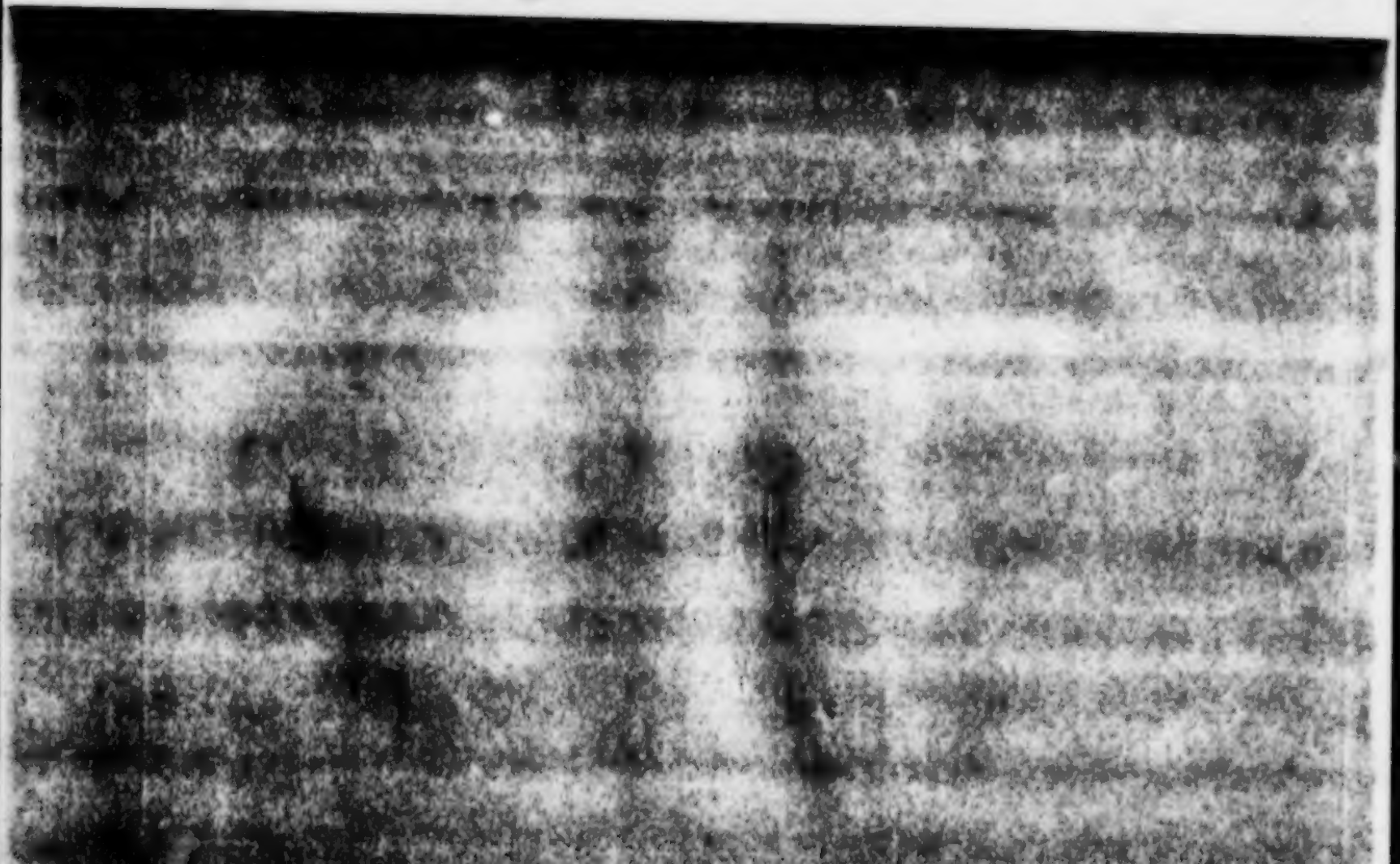
Ueber Pillnitz, dessen innere Räume sehenswerth sind, liegt eine künstliche Trümmer, das Raubschloß, mit schöner Aussicht in das Elbthal. Ungleich umfassender aber bietet sich solche vom Granitgipfel des Borsberges (1161 P. F.) wo Gebirgs- und Stromgebiet weit sichtbar und malerisch vor Augen treten, und ferne Bergketten den Horizont umsäumen. Hierauf wandert man nach dem Liebethaler Grunde hinab, wo eine malerisch situirte Mühle ländliche Labung bietet. Viele romantische Einzelpartien machen die Wanderung durch die Sandsteinbrüche angenehm, die Lochmühle, am Weseritzbache, liegt in einer Felsenenge, und eine Brücke in der Nähe eines kleinen Wasserfalles führt zu einem kleinen Treppenpfad, der nach Mühlsdorf emporleitet. Von da geht man nach Lohmen, weiland ein Städtchen mit einer über'm Thal hängenden alten Burg. Der Grund der Weseritz zieht sich noch weit auswärts und bietet manches Sehenswerthe, insgemein aber wird man von Lohmen über einen unerquicklichen Feldweg ohne allen Schatten nach dem Dorfe Ottowalde ge-

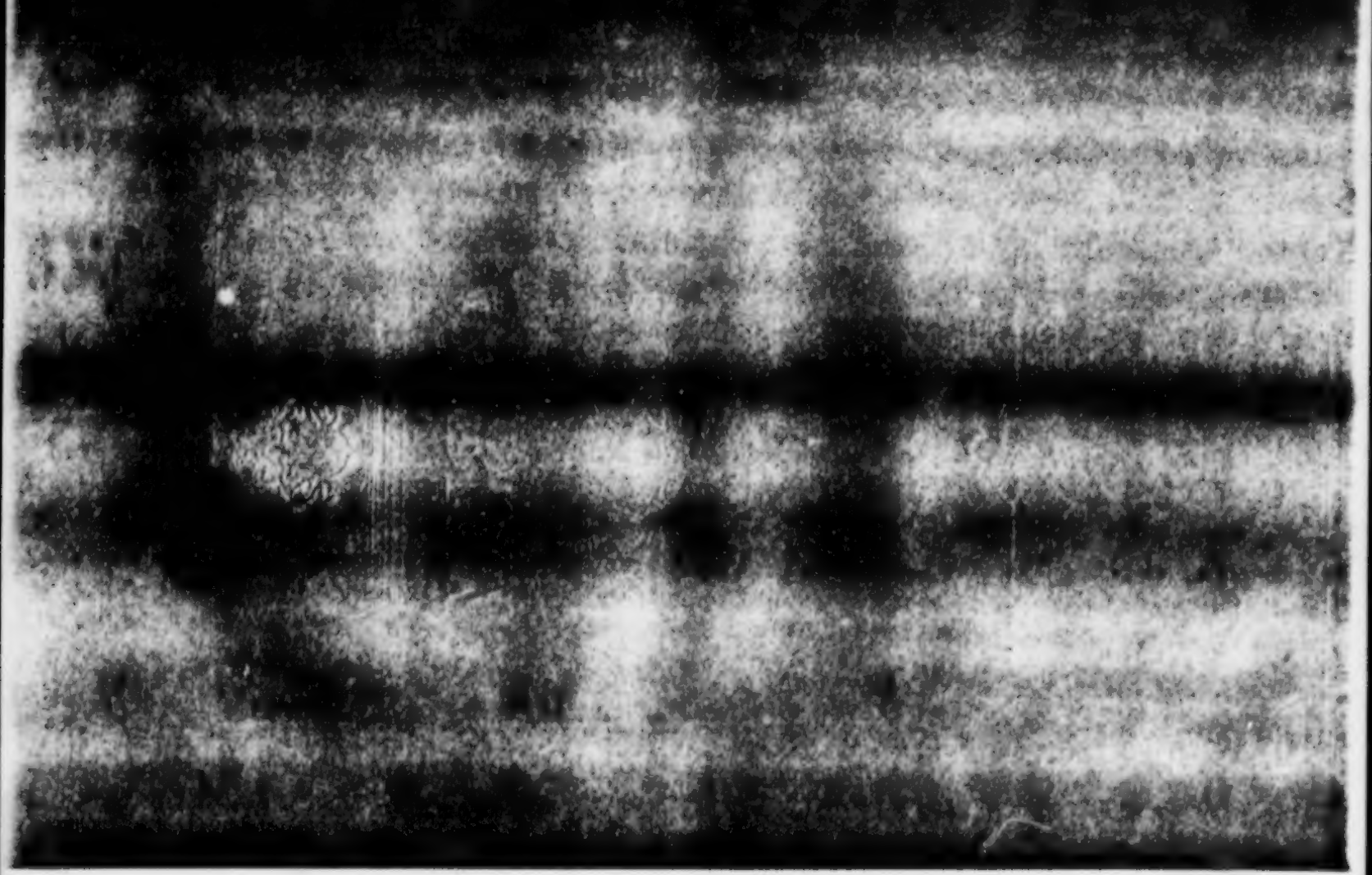
führt, von wo der Ottowalder Grund besucht wird. Tief hinab senkt sich in diesen schauerlichen und majestätisch ernsten Felsengrund ein Treppenpfad, und wir wandeln zwischen senkrechten, über hundert Fuß hohen Felsenwänden hin, von denen goldfarbige Flechten leuchten. Ein Felsenthor führt aus dem schmalen Gang in eine breite Halle des Grundes, und Höhlungen und Seitenschluchten lenken die Blicke auf sich. Endlich führt ein Weg aufwärts aus dem Grunde, und überrascht sieht sich der Reisende auf der Bastei angelangt, wo sich einerseits von gigantischen senkrecht über dem Stromthal aufgegipfelten Felskolossen der reizendste Hinabblick gewährt, andrerseits der Blick auf einer Welt voll wunderlicher Felsgestalten ruht, die wie Riesengötterbilder Indiens hintereinander in phantastischen Formen aus dem Thale emporstarren. Eine kühngefügte Brücke verbindet in schwindelnder Höhe mehrere Felsgiganten, und leitet zu entzückenden Aussichtspunkten. Am Fuß der Bastei liegt Rathen, wo der Wandrer, der am Morgen Dresden verließ, gern eine leidliche Nachtrast begrüßen wird.

Von Rathen lockt zunächst der Amselgrund zu seinen Felsmassen, seinem Wasserfall und seiner Höhle. Er zieht sich bis gegen Rothewalde hinauf, man wendet sich aber gern rechts und besteigt den Hockstein, einen aussichtreichen Felsgipfel. Von da herab wird der tiefe Grund durchschnitten und man kann zwar das dem Hockstein gegenüber liegende Miniaturstädtlein Hohnstein beschauen, das schier trotzig, wie eine Festung mit einer Burgtrümmer auf seiner Berghöhe liegt. Von da führt ein Waldweg zum Brand, wo sich wieder eine Fernsicht bietet, und von diesem wieder in den tiefen Grund hinein, der minder reich an pittoresken Felsen ist, und ungemein viel Melancholisches hat. An seinem Ende ladet ein freundliches Gasthaus zu willkommener Ruhe und Erquickung, und dann ist auch bald das Dorf Wendisch-Cährre an der Elbe erreicht. Von da wandert sich's gar angenehm vollends nach Schandau, das Herz des meißner Hochlandes. Hat man hier Mittag gemacht, so bringt am besten und zur Abwechselung ein Fuhrwerk in den idyllischen Kirnitschgrund wo der Lichtenhainer Bach einen hübschen Wasserfall bildet. Noch eine Strecke thalaufwärts und wir sagen dem Wagen Valet, und wandeln auf Apostelfüßen zum Hausberg hinan, auf dessen Höhe die berühmteste Felsenwölbung des Gebirges sich befindet. Dieser

erhabenen Poesieeingebung der Natur ist der trivialste Name zu Theil geworden, der Kuhstall. Eigenthümlichen Eindruck macht die Aussicht aus dieser mächtigen Halle auf die gegenüber sich im amphitheatralischen Halbkreis ziehenden steilen Höhen, die einen einsamen Thalkessel bilden, und ein schönes Echo gewähren. Auch hier, wie an allen Wasserfällen und fast an allen Aussichtspunkten eine Bude mit Lebensbedürfnissen, Liqueur, Bier, Schinken und Kuchen, der nirgend fehlen darf. — Auf Wegen, die nicht die besten sind, insonderheit furchtbar steil, steigt man zum kleinen Winterberg hinan, wandelt durch Waldesdunkel nach dem Gipfel des großen Winterberg, den ein stattliches Bezirkhaus krönt, und der das ganze Gebirge wie ein König beherrscht. Die Aussicht ist weit und prachtvoll. Das Auge verfolgt mit Lust die Silberschlange des Elbstroms in ferner Tiefe, es umkreist den Horizont und streift über die langen Ketten des Riesengebirges und des Erzgebirges hin, deren Einzelgipfel die Führer nennen. Es ergreift die Seele den Gedanken mit Entzücken, auch auf jenen blauen Höhen wird mein Fuß noch wandeln, und von dortaus werde ich wieder herüberschauen nach dem Hochgipfel, von dem aus ich sehnsuchtvoll jene Fernen begrüße. Der Reisende in der sächsischen Schweiz suche bei irgend günstiger Witterung es ja so einzurichten, daß er einen Abend und einen Morgen auf dem großen Winterberg zubringt, der für dieses Gebirge das ist, was der Inselberg für den Thüringerwald, der Brocken für den Harz, die Koppe für das Riesengebirge. Von da aus ist im Weben frischer Morgenluft der Gang zum nahen Prebischthor nur eine heitere Promenade, sanft abwärts auf weichem Moosgrun der Waldung. Auch hier wieder eine ungeheuere Felsenwölbung, ungleich höher, aber nicht so tief wie der Kuhstall und gut zugänglich gemacht bis zum Gipfel und die Aussicht auf Wälder und Berge des Böhmerlandes prachtvoll und überaus lohnend. Nahe beim Prebischthor ragt auch die schönste riesigste Grenzsäule zwischen Sachsen und Böhmen, der Prebischkegel mit einigen kleineren Felsen ganz isolirt und wahrhaft grandios, wie ein kolossaler Wartthurm empor. Ein Kreuz ziert den Gipfel, der ersteigbar gemacht ward, und die Mühe des Steigens lohnt, auch im ethischen Sinne einer der erhabensten Standpunkte. Ein wohlgebahnter Weg führt nun hinab in den Grund der drei Quellen und bringt in den Grenzort Hrr

nischkretschen, in deſſen Nähe, böhmischerseits noch der dürre Grund eine maleriſch gelegene alte Mühle über einem kleinen Waſſerfall und unter Felskoloſſen, zeigt, und aus dem man nach dem Dorfe Elbleiten emporſteigt, von dem unſern das Belvedere eine neue Fernſicht und den Blick in das hier waldige Elbthal gewährt. Auf heiterer Stromeswoge ſchaukelt uns gemächlich Ausruhende eine Gondel nach Schandau zurück und läßt den vollen Genuß der mannichfaltigen Uferreitze zu. Das Städtchen liegt halb idylliſch, halb vornehm da, wie ein reicher Mann, der ſeinen Landſitz bezogen hat, und im Hintergrunde ragt die abgeſtumpfte Pyramide des Lilienſtein gigantiſch empor, und wirft in den glatten ſchiffebelebten Strom ihr mächtiges Spiegelbild. Auch das linke Elbufer birgt viele iſolirte Höhen und felſenreiche Thalrinnen, und vor dieſem Theil des kleinen Gebirgslandes iſt der Königſtein mit ſeiner Feſtung wie ein trotziger Wächter hingeſtellt, während das Städtlein gleiches Namens ſich gar friedſam unter ſeine Schirmhut hingelagert hat. Der Stromkrümme folgend, die hier bedeutend iſt, wo die Maſſe des Lilienſteins ihren Fuß in die Elbe ſetzt, lohnt noch ein Rückblick auf dieſes coloſſale Felſenzwillingsbruderpaar, das die Thorſäulen zur Heliopolis dieſer rings verſtreuten Felshäupter bildet. Immer anmuthig zieht ſich der Thalweg weiter, und allmählig tritt die Bauſei vor den Blick, die man nun bewundernd und erfreut von unten ſchaut, und von der aus ſich eine lange ſchroffe Zackenwand ſetzt, an die ſich das Städtchen Wehlen mit einer maleriſchen Burgtrümmer lehnt. Weiter gelangt man über Pirna, wo das Schloß Sonnenſtein mit einer Irrenanſtalt, nach Dresden zurück, und dieſe angenehme in der Erinnerung ungemein lohnende Tour, wenn man gut zu Fuß iſt und ſeine Zeit einzutheilen weiß, iſt in vier Tagen zu vollenden.





Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein und V. Kleinknecht.

I Section IV Lieferung

Leipzig.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag
1844.

Leipzig.

„Mein Leipzig lob' ich mir!" Diese Worte Göthes fanden gewiß schon in unzähligen Herzen einen erfreuenden Wiederhall. Und wie viel hat Leipzig gewonnen, seit Göthe jenes schrieb, um wie Viels schöner, um wie Vieles bedeutsamer ist Leipzig seitdem geworden! Nicht die obschon stets im Wachsen begriffene Häuserzahl macht Leipzig so bedeutend; nein sein innrer Kern, sein Leben und Streben nach allmannichfaltiger Richtung hin. Als Universitätsstadt, Gelehrtenstadt, Buch- und Waarenhandelsstadt und als Centralpunkt deutscher Eisenbahnen sieht Leipzig seine täglich anwachsende Blüthe sich entfalten, und so ist es, ohne Großstadt und ohne Residenz zu sein, eine deutsche Hauptstadt ersten Ranges.

Geschichtlicher Ueberblick.

Die ersten Ansiedler in den früher Wald- und meraſtreichen Ebenen Leipzigs waren wohl ursprünglich Germanen, die nomadisirend das leichtbewegliche Zelt von Fellen, die Hütte von Stämmen und Aesten da aufschlugen, wo Wild und Weide ihnen den Wohnsitz angenehm machte. Aber die Deutschen mußten dem wogenden Andrange eines andern von Osten und Nordosten hereinbrechenden Volkes weichen, welches die Gefilde überfluthete, festere Wohnsitze gründete, und eben so kriegerisch als arbeitsam war. Die Vertriebenen nannten dieses Volk Wenden. Es drang bis zum linken Elbufer vor, und einer seiner Stämme, die Sorben, ging noch weiter, ging bis zu den Ufern der thüringischen Saale, nachdem in unheilvollen Kämpfen Sachsen, Thüringer und Franken einander befehdet hatten, und das Königreich Thüringen im Zeitenstrom untergegangen war. Es ist mit Gewißheit anzuneh-

men, daß alle die zahlreichen Ortsnamen, welche auf ig, ik, itz, ow oder au endigen, oder denen das Wort windisch voransteht, ihre Gründung dem slavischen Volksstamm der Wenden und Sorben verdanken, so auch Leipzig. So wenig aber in früher Morgendämmerung die Stunde erkannt werden mag, auf die der Zeiger einer hohen Thurmuhr weist, eben so wenig läßt sich in der Zeitenfrühe das Jahr, oft kaum das Jahrhundert mit Bestimmtheit nachweisen, in der eine Stadt gegründet wurde. Hier tritt immer, wenn die Geschichte schweigt, die Sage in ihre Rechte, die Sage, ähnlich den schaffenden und gestaltenden, aber in sibyllinisches Dunkel gehüllten Müttern der hellenischen Mythe, welche vom Munde einer Generation das kundige Wort nimmt, wie ein Secretum, und das geheimnißvolle Siegel einer folgenden aufzubewahren giebt. Fischer waren es, so kündet die Sage, die am ihnen günstigen Zusammenfluß mehrerer kleinen Flüßchen, der Pleiße, Elster und Parde, sich niederließen, wodurch sich allmählich ein Oertchen anbaute. Der Name, den dieses Oertchen gewann, wird mit Wahrscheinlichkeit auf die Grundform Lipz zurückzuführen sein, er schwankte im Laufe der Jahrhunderte mannichfach, je nachdem diese oder jene Rechtschreibung üblich war, bis nach der Reformation erst die heutige Rechtschreibung sich feststellte. Von des Ortes Gründung und Namensableitung ist viel Albernes erfabelt worden, das man billig unbeachtet läßt; nicht zu verwerfen ist jedoch die Ableitung des Stadtnamens vom slavischen Worte Lip, Lipa, eine Linde, so daß Lipz oder Lipsk einen Ort der Linden bezeichnet habe. Zahlreiche Namen später entstandener Dörfer rings um Leipzig beginnen mit dem Worte Linden, und frühzeitig gewöhnte man sich, Leipzig eine Lindenstadt zu nennen. Die Linde, der den alten Deutschen nicht minder wie die Eiche werthe Baum, war jedenfalls in diesen Gefilden häufig, wie er noch heute beliebt und hochgehalten ist und in schönen Alleen die ganze Stadt umgrünt.

Stürmische drangvolle Kriegsgewitter drängten und warfen die Stämme des Slavenvolks wieder weit nach Osten zurück. Karl der Große taufte mit Blut alles Volk, das nicht unbedingt sich unterwarf, und den Christenglauben annahm; später kehrten die Slaven im Gefolge der furchtbaren Hunnen zurück, und die Völkerkämpfe tosten lange blutig und verderblich fort. Da tritt aus dem Gewölk der Wetternächte Heinrich des Finklers glorreicher Stern, aber

wie ein Komet mit der Ruthe der Rache und der Züchtigung, und die Slavenvölker fühlten hart den Druck seiner Eisenhand. Er machte Deutschland frei vom Hunnen- und Slavenjoch, feierte gegen ihre doch noch versuchten und erneuten Einfälle die einigermaßen bedeutenden Ortschaften, darunter auch Leipzig; zog deutsche Ansiedler herbei, unterjochte die zurückgebliebenen Serben, baute zu Schutz und Trutz eine Burg, deren Stätte man später die alte Burg nannte, (Gegend der blauen Mütze) setzte dem Ort und der Gegend zum Hüter einen Schirmvogt ein, und machte die wendischen Ansiedler leibeigen. Slave wurde gleichbedeutend mit Sclave.

Der Schirmherr, der den Gau oder die Mark (Grenze) zu schützen hatte, hieß Markgraf; er sprach zu Recht im Ding mit freien Schöffen, handhabte Gesetz und Ordnung, wohnte jedoch nicht stets zu Leipzig, sondern es war dort nur ein Untervogt ansässig, nach römischem Vorgang Advocatus geheißen. Als die ersten Markgrafen des nach dem Flusse genannten Pleißnerlandes wurden Günter und Esiko genannt. Die Bevölkerung war nun eine christliche; die Sage, doch auch nur diese, behauptet, daß Winfried Bonifacius auch in Leipzig das Christenthum gepredigt habe, und bezeichnet in der Nähe von Plaußendorf die St. Jacobskapelle als Stelle des ersten christlichen Kirchleins. Der junge Same der Christenlehre, wenn er auch ausgestreut worden, schlug nur kurze Wurzeln, die Slaven zertraten sie und stellten wieder ihre wunderlichen und asiatisch phantastischen Götzen auf. Aber Albion und Schottland wurden nicht müde, auch nach den Zeiten des Bonifacius Missionäre nach Deutschland zu senden, und solche kamen auch nach Leipzig, lebten und lehrten dort; sie erneuten oder gründeten in der That die erwähnte Kapelle, und der Name des Schottengäßchens (Naundorf) erhielt noch lange das Andenken an sie. Das Bekehrungswerk war kein leichtes; die Slaven hielten es für ganz überflüssig, und so darf es nicht verwundern, daß noch um das Jahr Eintausend nach Christo sich unter der christlich gemachten Bevölkerung auch noch Heiden fanden.

Als Markgraf Esiko gestorben war, was zu den Zeiten Heinrichs des Frommen geschah, verlieh dieser Herrscher Leipzig dem Stift Merseburg, von dem es nun sehr lange abhängig blieb. Im Jahre 1092 erfuhr Leipzig eine Erweiterung durch den Böhmenherzog

zog Wratislav. Das Eigenthumsrecht Merseburgs an Leipzig blieb nicht unangefochten und bestritten; die Bischöfe mußten oft ihre Ansprüche erneuen, dagegen die Oberherren Leipzigs diese Stadt immer wieder von dem Bisthum Merseburg zu Lehen nehmen; dieses Verhältniß spann sich fort bis zum Beginn des sechzehnten Jahrhunderts.

Das Haus Wettin, das von einer alten einfachen Burg bei Halle den Namen trägt, erhob sich mächtig und an Besitzungen reich im Pleißner- und Meißnerlande; seine Glieder wurden Markgrafen, und befehdeten sich untereinander nicht minder wie die angrenzenden Gebieter, unter welchen Kämpfen Land und Orte unsäglich litten, und ihr Aufblühen zurückgehalten sahen. In Folge solcher Kämpfe fand auch die vorhin erwähnte Zerstörung Leipzigs statt. Später behauptete Konrad, der große Wettiner, sich in Leipzigs Besitz, aber der weitgenannte Graf Wiprecht von Groitzsch gewann es ihm kämpfend ab, ohne es doch auf lange Dauer besitzen zu können. Konrad beherrschte Pleißen und Meißen, die Oberlausitz bis gen Böhmen, einen guten Theil Ostthüringens und das Osterland, und alte Nachrichten kunden, daß Konrad Leipzig 1131 zur Stadt erhoben und mit einem Wall umgeben habe; sein Sohn Otto der Reiche erweiterte es, und machte es 1174 durch eine Mauer noch fester. Dieser war es erst eigentlich, der Leipzig bisherab erwiesen den Stadtnamen verlieh, und mit wichtigen Privilegien begabte.

Leipzig wurde unter den Wettinern ein Korn- und Salzmarkt, und gewann mehr und mehr an Bedeutsamkeit, so daß es unter Otto dem Reichen schon 3000 Einwohner zählte. Um diese Zeit entstand die Nikolaikirche. Münze, Markt und Zölle, Recht und Gericht, festgestelltes Weichbild, geregelter Gang des innern städtischen Wesens hoben die Blüthe der jungen Stadt. Das älteste Stadtwappen und Siegel zeigte eine ummauerte Pfalz mit 5 Thürmen, darin ein offnes Thor mit Schutzgatter; das spätere Wappensiegel zeigt das vereinte meißnische und landsbergische Wappenschild, den schwarzen meißner Löwen im goldnen Felde und die 2 blauen Balken der Grafschaft Landsberg auch im goldnen Felde, unter einem gekrönten Helm mit drei Pfauenfedern.

Blutige Kriege der spätern Herrscher leuchteten wie schädliche Blitze um den jungen Blüthenbaum Leipzigs. Ein begonnen schon

unter Ottos Söhnen Albrecht und Dietrich. 1212 brach und zerstörte Otto IV. in den Kämpfen mit Philipp von Schwaben um die Königswürde die alte Leipziger Burg und die Stadtmauer. Ein Aufstand der Stadt war die Folge allzugroßer der Geistlichkeit zum Schaden der Stadt eingeräumten Rechte, und der Oberherr mußte seine widerspenstige Stadt, und noch dazu erfolglos belagern, bis der Span gütlich vertragen ward und die Stadt Erweiterung ihrer Rechte und Freiheiten erwirkte, freilich nur auf Dokumenten, denn eine markgräfliche Besatzung preßte die Einwohnerschaft und der Aufstand brach von neuem los. Verrath überwältigte die Stadt und schwer büßte sie ihren Trotz; alle Freiheiten und Rechte wurden ihr genommen, alle Wehren und Befestigungen abgebrochen, und drei feste Burgen erhoben sich, die Einwohner im Zaum zu halten. Eine davon stand in der Nähe des grimmaischen Thores am Paulinum, die zweite in der Gegend der Neukirche, die dritte in jener der Pleißenburg, obschon nicht direkt auf deren Stelle. Das Unglück, welches Leipzig damals traf, hatte nur darin seinen hauptsächlichen Grund, daß Dietrich ein Oberherrenstift nach der Augustinerordensregel gründete, ihm die schon vorhandene Thomaskirche einräumte, ihm die übrigen Kirchen der Stadt auch unterstellte, und mit Wald und Wasser, Leuten und Weiden vom Grundeigenthum der Stadt das Stift begabte. Das neue Stift entfaltete sich, nachdem der Trotz der Bürger gebändigt war, und begründete eine Schule. In dieser Zeit entstand auch das St. Georgen Hospital.

Nach Dietrichs, den die Geschichte mit Recht den Bedrängten nennt, 1221 erfolgtem Tode, trat Landgraf Ludwig der Heilige als Vormund von dessen Sohne Heinrich auf, der erst drei Jahre zählte, und behauptete sein Recht dazu gegen alle weltlichen und geistlichen Ansprüche. Dieters Wittwe, Jutta, Ludwigs Schwester, reichte dem Grafen Poppo von Henneberg ihre Hand, zu welcher Verbindung Leipzig nicht freundlich sehen konnte, und es gab manchen Zwist darüber. Heinrich, später der Erlauchte genannt, früh gereift und früh vermählt, brauchte auch frühe Thatkraft, und machte sich bei Mit- und Nachwelt einen großen Namen. Bekannt ist sein Kampf um Thüringen gegen die Erbansprüche seiner Nichte, Ludwig des Heiligen Tochter, Sophia, Herzogin von Brabant und ihres Neffen, mit dem kriegslustigen Herzog von Braunschweig.

Ein tapferer thüringischer Ritter, Heinrichs Vasall und Bannerherr, Rudolph Erbschenk von Vargula mit seinen Reißigen und die Leipziger Bürger brachten dem Braunschweiger eine entscheidende Niederlage durch einen glücklichen Ueberfall bei, der die lange Fehde endigte, und Leipzig in der Gunst Heinrichs befestigte. Die Zwingburgen stehen, neue Mauern erhoben, die Stadt vergrößerte sich durch mehrere neue Straßen, bald kamen auch Dominikaner (Predigermönche) und gründeten eine Niederlassung, das Paulinum, das 1240 vollendet ward. Wurde dieses Kloster auf der Stelle einer frühern Zwingburg Leipzigs aufgeführt, so war es der gleiche Fall, obschon weit später, mit einem andern, dem der Franziskaner (Barfüßer) welche Kloster und Kirche, die jetzige Neukirche 1494 erbauten. Auch ein Nonnenkloster hatte Leipzig, und zwar schon in früherer Zeit, nicht minder ein Beguinenhaus neben dem Paulinum, und 1260 übten dort die Flagellanten ihre fanatische Buße. Das Johanneshospital, ursprünglich ein Leprosenhaus, entstand 1278.

Harte Kämpfe erneuten sich unter Heinrich des Erlauchten Söhnen Albrecht und Dietrich, der sich nach seinem Schlosse Markgraf von Landsberg nannte. Albrecht der Entartete kämpfte mit dem Bruder, dem Neffen, den eigenen Söhnen um Land und Erbe, und die Lande bluteten. Er verschleuderte in sinnloser Verblendung Thüringen, Osterland und Meißen um 12000 Mark an König Adolph von Nassau, verkaufte Landsberg an den Markgrafen von Brandenburg, und verschenkte Leipzig an das Stift Merseburg. Dies weckte allseitig Zorn und Groll; die Leipziger machten sich mit bewaffneter Hand vom Stift wieder frei, und dem deutschen König verweigerten die verschleuderten Marken den Eid der Huldigung. In Thüringen nahm Adolph eine wüste, schändliche Rache, und nach manchem Hin- und Herschwanken der Waage des Kriegs brach der große Tag der Schlacht von Lucka an, wo der Thüringer Landgraf Friedrich der Freidige die vereinten Heimkleinodien Meißens, Thüringens und des Pleißnerlandes auf seinen Helm band, und sprach:

Heut binde ich auf Meißen
Thüringen und Pleißen,
Und was meiner Eltern je gewann.
Gott helfe mir auf dieser Fahrt.

Ein fürchterlicher Kampf begann. Friedrich kämpfte mit Löwenmuth, sein Bruder Diezmann nicht minder, und die Schlacht ward gewonnen, der Feind lief so weit er laufen konnte. Leipzig jubelte der Siegesbotschaft freudenvoll entgegen.

Das geschah den 31. Mai 1307; noch in demselben Jahre endete Diezmann durch Meuchelmord am Altar der Thomaskirche, wo er am Weihnachtstage knieend betete. Er ward in der Paulinerkirche beigesetzt, da er nicht in der thüringer Landgrafengruft zu Reinhardsbrunn schlummern wollte, und dort ist noch sein Epitaphium und eine, angeblich von Dante Alighieri, wahrscheinlich aber später gerichtete Gedächtnißschrift zu sehen. Friedrich der Freudige durchfocht noch manche heiße Schlacht, und lebte ruhmreich, bis sein heiterer Lebensstern noch vor seinem Sinken durch die trübe Wolke der Melancholie verdunkelt ward.

Mancherlei nützliche Institutionen verbesserten nach dieser Zeit den innern Zustand der Stadt, so ein Bad, Regulirung des Münzwesens, der Vererbungen an Geistliche und deren Häuser, der Rechtspflege, und es begann der Handel seine Straßen nach Leipzig zu ziehen, der besonders unter dem Regiment der Söhne Friedrich des Ernsthaften: Friedrich des Strengen, Balthasars, Wilhelms und Ludwigs seine Blüthe entfaltete. Aber auch die Schrecknisse des vierzehnten Jahrhunderts: Kälte, Theurung, Ueberfluthungen, der schwarze Tod und die Judenverfolgung ließen Leipzig nicht unberührt, und die Elemente schreckten die verzagende Menschheit. Da kamen die Geisler wieder, da stellte man ein Bußbild auf, da spendete Rom mildiglich einen vierzigtägigen Ablaß. Leipzig erwarb um diese Zeit das Dorf Eutritzsch und sah seine Märkte immer blühender werden. Noch stand das nahe Merseburg als Stapelplatz begünstigter da, als im Jahr 1387 ein unglücklicher Brand einen großen Theil dieser Stadt in Asche legte, und zahlreiche dort aufgespeicherte Waarenvorräthe verwüstete. Die Kaufleute wandten sich nach Nachbarorten hin, und Leipzig trat von da an mit den großen Handelsstädten Süddeutschlands in rückten und lebhaften Verkehr. Die schon früher bestandene bahnende Verbindung mit den Ostländern Schlesien und Polen ward neu belebt, die Straße gesichert, und immer weiter, bis zum fernen Orient hin, Verbindung gewonnen. Die Nikolaischule wurde begründet, und hob sich bald mit dem Aufblühen des wissenschaftlichen Geistes zu einer

Gelehrtenschule. Sie legte, nachdem des Glückes Gunst den Grund gelegt, daß Leipzig die Bedeutsamkeit einer Welthandelsstadt gewann, den Grund zu der nachmaligen Universität. Die Spaltungen auf der Universität Prag zwischen den Böhmen und Deutschen und König Wenzels bekannte Taktlosigkeiten hatten eine Auswanderung von 24,000, ja nach andern, sicher übertriebenen Nachrichten von 44,000 Studenten zu Folge, die sich nach den im Vaterlande bestehenden Gelehrten- und Hochschulen hinwandten, davon gingen 2000 mit 46 Lehrern nach Sachsen, und vorzugsweise nach Leipzig. Damals herrschte Markgraf Friedrich der Strenge und sein Bruder Landgraf Wilhelm, die es gar nicht ungern sahen, daß ihr Land von einem belebenden Pneuma der Wissenschaftlichkeit erfüllt wurde. Schon blühte auch neben den beiden Schulen das Bernhardinerkollegium (am Ostende des Brühl) doch nicht mit der Strebelust, welche die neu gegründete Universität entfaltete, wie sehr auch noch der Aberwitz klügelnder Scholastik sich breit machte, und seine Strebungen für Wissenschaft auszugeben suchte. Papst Alexander V. bestätigte die neue Hochschule unter sehr verbindlichen Lobeserhebungen Leipzigs, darin die sächsische Artigkeit, noch heute nationeller Grundtypus der Bevölkerung, und die guten Sitten der Stadt hervorgehoben werden und begabte mit bevorzugenden Rechten und Privilegien. Nach dem Vorgang der Pariser und Prager Universität erhielt auch die Leipziger die Einrichtung nach vier Nationen; Sachsen, Meißner, Franken, Polen, welche wohl überlegt war, so seltsam diese Gliederung für den ersten Moment erscheinen mag. Sachsen umfaßte den Kurkreis, ganz Norddeutschland, die Hansestädte, und die nordisch-scandinavischen Reiche; Meißen das Meißner- und Thüringerland nebst den beiden Lausitzen; Franken ganz Süddeutschland, ja ganz Südeuropa sammt Großbritannien und Irland; Polen endlich das ganze Slavenland. Spätere Zeiten brachten in diese, freilich immer eigenthümliche Eintheilung manche Abänderung. Wie das Nationenwesen, so setzte sich auch das Facultätswesen in starre Formen. Die akademische Gerichtsbarkeit ward constituirt, eine große Wohlthat für die Hochschule, die nun als ein sich selbst regierender, sich selbst Gesetz und Ordnung vorschreibender Staatskörper fungirte, und ihre Adscripti schützte, zugleich entstanden die zahlreichen Collegiaturen für die verschiedenen Facultäten. Das Staatsregiment, oft mit der Universität

in Hader und Zwiespalt, regelte sich immer mehr und mehr und überwachte ängstlich alle Gerechtsame. Mittlerweile war an Friedrich den Streitbaren das Herzogthum Sachsen und zugleich die Kurwürde gelangt, und der neue Landesname ward bald allgemein, indem er den von Pleißen fast ganz zur Seite drängte.

Von den blutigen Hussitenkriegen hatte auch die Leipziger Gegend unendlich viel zu leiden, nur die Stadt wehrte die verheerenden Züge der Hussiten ab, und hielt sich aufrecht unter den Drangsalen dieser unheilvollen Kämpfe, unter Seuchen und Hungersnöthen, die Tausende würgten. Eine Schlacht in Leipzigs nächster Nähe trieb den Feind ab, und das Sachsenland athmete wieder auf. Aber da kam der entsetzliche Bruderkrieg, der wie ein Würgengel über die Gefilde Sachsens und Thüringens zog, und den gegen deutsche Brüder gerufenen Böhmen Gelegenheit gab, blutige Rache für früher erlittene Schmach und Niederlagen zu nehmen. Auch dieses Wehe nahm endlich die Hand Gottes von dem Lande, doch lange blutete die geschlagene tiefe Wunde, eiternd erhalten durch das Kausticum harter Besteuerung, Acciese genannt; eine der Erfindungen, wie sie von Zeit zu Zeit unter immer neuen Namen gemacht werden, dem Volke das Geld abzupressen. Was die Landesherrschaft übrig ließ, nahm das Stadtregiment für seine wachsenden Bedürfnisse in Anspruch, und als alle Abgaben und Auflagen nicht ausreichten, ward eine Kopfsteuer ausgeschrieben. Die Einwohnerschaft hungerte und litt. Im Jahr 1420 waren wieder 400 Häuser abgebrannt. In Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts predigte auch in Leipzig der Eiferer Capistranus gegen Juden und Türken, gegen Männergelüste: Schachzabel, Karten, Würfel, wie gegen Frauenputz und schöne Haarzöpfe. Wichtige Verbesserungen im Münzwesen trugen aufs Neue dazu bei, den Handel zu beleben, und so bestand Leipzig, aller widrigen Geschicke ohngeachtet, den langen Wettkampf mit vier bedeutenden Nebenbuhlerinnen um die Gunst Merkurs, nämlich mit den Handelsstädten Magdeburg, Erfurt, Halle und Naumburg. Ein glorreicher Sieg war der, daß Kaiser Maximilian die drei Jahrmärkte Leipzigs bestätigte, der künftigen Verleihung neuer Märkte an die Nachbarstädte vorbeugte, und ebenso die Stapelgerechtigkeit Leipzigs auf 18 Meilen in die Runde ausschließlich machte. Schadete dadurch der Kaiser namentlich dem Handel Erfurts ungeheuer, indem er frühere Privilegien

dieser Stadt aufhob, so brachte diese Stadt zwei Jahre später durch innere Unruhen so viel Wehe über sich selbst, daß ihr überaus blühender Welthandel zusammenstürzte, während gleichzeitig Tausende von Studenten, da die Universität von Bürgern und Söldnern gemißhandelt und schwer beleidigt worden war, sich von Erfurt hinweg, und größtentheils nach Leipzig wandten.

Der Handel war es, nächst dem Geld, das die zahlreichen Studenten verzehrten, der Leipzig wohlhabend machte; der Stadtrath konnte jetzt Häuser und Höfe, Mühlen, Rittergüter und ganze Dörfer käuflich erwerben, deren Abwurf dem Gemeindewesen gar sehr zu Gute kam; nicht minder bereicherten Waarenzölle, Abgaben auf Bier, Wein und andere Bedürfnisse des Luxus. Angesehene Fremde wählten schon damals die lebhafte Stadt gern zum längeren Aufenthalt; die Landesherren selbst ließen sich's öfter dort wohl sein; edle Fürstensöhne studirten in Leipzig; so wuchs die Stadt wie ein Baum voll Saft und Kraft. Das Zunftwesen, schon in frühern Jahrhunderten entstanden, gedieh in zahlreichen Innungen und blühte am Ende des Mittelalters zur höchsten Entwickelung. Vor allen war die Kaufmannsgilde von Wichtigkeit und Bedeutung. Eine Armbrust-Schützengilde Leipzigs ist 1113 urkundlich nachgewiesen, die mit Feuerröhren datirt ihren Ursprung von 1498. Die Buchdruckerkunst, ein neuer, mächtiger Hebel zu Leipzigs Flor, fand ziemlich späten Eingang, erst 1480, doch erstarkte bald auch dieser Kunstzweig, gehoben und gefördert durch die Gelehrsamkeit; die Buchdrucker wurden nun zugleich Buchführer; bald aber fand in diesem Gewerbe eine Sonderung statt. Es gab reiche Leute, welche ihre Kapitalien dazu verwandten, Bücher drucken zu lassen, und diese dann auf eigne Gefahr auf das Lager nahmen. Es etablirten sich Buchläden, und auch die liebe leidige Censur blieb nicht aus, der Alp der Pressen. Unter dem Regiment der Sachsenherzoge Ernst und Albrecht erhielt das Land eine abermalige Münzverordnung, das Oberhofgericht wurde begründet, und viele Anstalten zum Wohl der Stadt und ihrer Bürger im Bezug auf Polizei, Sicherheit, Reinlichkeit, Gesundheits-, Armen- und Krankenpflege traten nach einander in das Leben. Der St. Johannesfriedhof ward eingerichtet, es wurden Handels- und Handwerksverordnungen gegeben, die Rechtsverhältnisse mehr und mehr geregelt, die Sitten bevormundet, dem übertriebenen Luxus wurde zu

zu steuern gesucht. Das academische Leben durchschritt alle Phasen der Roheiten, wie an andern Orten; es fehlte nicht an Excessen und Revolten, deren Sturmschlag auch bald wieder verhallte. 1471 erklärten die Schuhmacher den Studenten offene Fehde. 1521 die Academiker dem Stadtrath und der Bürgerschaft, wobei es nicht abging ohne vielfachen Tumult, der aber von der Vernunft sich bald wieder stillen ließ.

Kunstblüthe kam zu dieser Zeit in Leipzig zu keiner rechten Entfaltung, weder Architectur, noch Plastik, noch Malerei schufen bewunderungswerthe Denkmäler; Musik lag ohnehin noch im Schlummer, und die deutsche Poesie verkümmerte entweder in der Handwerksstube oder ging im lateinischen gelehrten Schwulst unter. Die Gründe davon liegen nahe. Leipzig war schon durch und durch Handelsstadt; es hatte kein Ritterthum, nicht einmal, wenn es auch reiche Einwohner hatte, ein Patriciat, wie Augsburg, Nürnberg, Ulm, Erfurt. Allenfalls machten die Kirchen eine Ausnahme, wo sich einige Denkmäler, Bilder und Holzsculpturen fanden. Die Paulinerkirche zeigte byzantinische Formen und die jetzt verschwundenen Reste des Klosters ließen manche alterthümliche Zier erblicken. Die Nikolaikirche imponirt in voller Schönheit des reinen deutschen Styls mit Ausnahme der wälschen Hauben auf ihren Thürmen, später wurde sie erstaunlich durch Anbau verunstaltet. Einzelne Häuser machten sich wohl, wie das Rathhaus, Gewandhaus, Magazinhaus u. A. durch Größe und Nutzbarkeit geltend, aber nicht durch äußere Schönheit.

Die Reformation, im Sachsenlande gewiegt, wie Herakles, und die Schlangen des Pfaffendrucks und der Geistesverfinsterung erwürgend, berührte Leipzig, Tetzels Geburtsstadt, ungemein lebendig. Die bekannte Disputation zwischen Luther und Eck erfolgte dort, und der Reformator fand vielfachen Anhang. Mancher Freund Luthers büßte mit seinem Leben für seine Ueberzeugung, denn Herzog Georg zeigte sich als fanatischen Ketzereiferer. Er starb, und fortan schien freudig das neue Licht.

Unter Herzog Moriz von Sachsen erhielt Leipzig mancherlei neue, wohldurchdachte Ordnungen für Gewerbe, Handwerker, Gesinde, Kleider, Turne, Wirthschaften, Leichenbegängnisse u. dgl. nicht minder neue Befestigungen, und es erhob sich in neuer stattlicher Pracht die alte Pleißenburg. Aber es hing über Deutschland das

ſchwere Wetter des deutſchen Krieges, und Leipzig erfuhr 1547 eine ernſte Belagerung durch das Heer des Kurfürſten Johann Friedrich des Großmüthigen, vor deren Beginn viele Studenten, Frauen und Jungfrauen nach Meißen flüchteten. Die Vorſtädte wurden zu beſſerer Vertheidigung der Stadt niedergebrannt und die Stadt, als nun wirklich Angriff auf Angriff erfolgte, mannhaft vertheidigt. Die Beſtürmung war furchtbar, die Einnahme nahe, da nahm plötzlich der Kurfürſt mit ſeinem Heer den Abzug. Nach dieſem Wehe und nach Kurfürſt Moritzens Tode ſchmückte Leipzig unter Kurfürſt Auguſts glänzendem Sterne ſein Haupt mit verjüngten Blüthen, unter denen aber auch das Unkraut theologiſcher Streitigkeiten ſproßte, deſſen Frucht ein fürchterlicher Aufruhr, und eine blutige Verfolgung der Calviniſten war.

Der dreißigjährige Krieg entbrannte, und ſeine Flammen leckten bald von dem zerſtörten Magdeburg nach Leipzig hinüber. Abermals eine Belagerung, abermals mußten die Vorſtädte niedergebrannt werden, doch nicht eine ſo tapfere Vertheidigung, wie die früher gegen Johann Friedrich, vielmehr Furcht und Zagen, und zuletzt ein leidlicher Accord mit Tilli. Bald darauf ward dieſer in der Schlacht bei Breitenfeld beſiegt, und Leipzig ergab ſich gern an Guſtav Adolph. Die Hufe des ſchnaubenden Kriegsroſſes zertraten nachhaltig lange das Sachſenland, und Leipzig ward durch Holke aufs neue gewonnen. Nach der Schlacht bei Lützen wurde Leipzig mit zahlloſen Einquartirungen von Freunden und Feinden heimgeſucht; dann kam Holke wieder, bombardirte, warf Feuer ein, erzwang eine nochmalige Uebergabe, und erpreßte 85,000 Thaler, ohne was ſein Kriegsvolk den Bewohnern abrang und abzwang. Später, vom Jahr 1636 an, ſah Leipzig die Schweden als Feinde, (wann und wo hätten dieſe ſich auch in Deutſchland, ſelbſt wo ſie als Helfer kamen, als Freunde gezeigt?), dann, 1642 belagerten Torſtenſon und Königsmark, wo die Stadt tapfer vertheidigt ward. Aber ſie fiel durch Verrath in der Schweden Gewalt und blieb bis 1650 in ihren Händen. Was Leipzig dadurch litt, iſt nicht zu ſagen; die Stadt theilte des ganzen Landes unglückliches Loos, das auch hundert andern deutſchen Städten zu Theil ward, gleichwohl zehrte noch am letzten Lebenskern eine hohe Beſteuerung und die grenzenloſe Verſchlechterung des Münzweſens. Die Kipper- und Wipperzeit, betrügeriſchen Andenkens, förderte raſch die völlige

Verarmung. Handel und Gewerbe lagen nieder, die Universität versank in die Rohheiten des Pennalismus, die nun allzulange auf den deutschen Hochschulen forterbten; die lange gezwungene Gemeinschaft mit wilder Soldateska hatte allgemein entsittlicht, dem Aberglauben wuchsen neue Drachenflügel. Dennoch erholte und erhob sich Leipzig theilweise aus seiner theilweisen Zertrümmerung, wie aus seiner Demoralisation; die Stadt gewann nach innen und außen an Verschönerung; es entstanden neue, zum Theil großartige Gebäude, ja Paläste im Modegeschmack des Zeitalters Augusts des Starken, so die Kaufmannsbörse, die hohe Lilie, die Ämterflügel; auch das Rathhaus ward verschönert und erweitert. Der Stadtrath machte neue käufliche Erwerbungen, da raffte wieder, 1680 und 1681, die Pest, eine Art Cholera, vom Morgenlande kommend, über 3000 Menschen fast auf einmal hin.

Auf die vorhergegangene moralische Entsittlichung folgte eine andere, der Verderb der deutschen Sprache durch die Abgeschmacktheit, französischen Wortkram aufzunehmen, und das gute ehrliche Deutsch in ein Gallimathias umzuwandeln, eine Sucht, die sich in der Gegenwart sehr bedenklich erneut hat. Das war der Zeitpunkt, wo Leipzig anzustreben begann, ein „klein Paris" zu werden. Hohle Vornehmthuerei, Nasenrümpfen, Mäkelsucht, Geldneid und Dünkel durchpulsten die verschiedenen Stände, unter denen das Geld dem Handelsstande natürlich ein mächtiges Uebergewicht verlieh. Neben dem Flor des Welthandels erblühten auch in Leipzig selbst Fabriken für mancherlei gesuchte Waaren. Die Messen zogen viel Volk herbei, und neben den Waaren aller Art und der fernsten Länder kamen auch vielerlei Wunderlichkeiten und Seltsamkeiten zu Kauf und Schau. Die Kunst siedelte sich nun an, die „kursächsischen Komödianten" spielten unter andern Städten, auch in Leipzig ihre Haupt- und Staatsactionen mit obligatem Hanswurst ab, die öftere Anwesenheit des Hofes verschafften der Oper und dem französischen Schauspiel Eingang. Musik, Gesang und Tanz entwickelten sich gleichzeitig und naturgemäß, während Poesie und Malerei sich immer noch in den Schranken des Handwerksmäßigen hielten. Dagegen entfaltete die Gartenkunst sich erfreulich und es entstanden manche großartige Gartenanlagen, die lange berühmt und beliebt blieben, und zum Theil noch Zierden der Stadt sind, geschmückt mit Götter- Helden- und allegorischen Statuen. Kunstsammlungen nur

den angelegt. Bibliotheken begründet, nicht minder gelehrte Gesellschaften und Zeitungen, und die Philosophie mit ihren verwandten Doctrinen begann bald die einseitig gewordene Theologie, die finnere Jurisprudenz, die noch in Quacksalberei befangene Medicin zu überstrahlen. Neben ihr gewann dennoch ein crasser Pietismus Raum, dem sich altprotestantische Intoleranz gegen Reformirte, Katholiken und Juden zugesellte. Um so glänzender war die Aufnahme, welche die vertriebenen Salzburger im Jahr 1732 in Leipzig fanden.

Im Jahre 1701 erhielt Leipzig zum erstenmale Straßenlaternen, und 1702 bis 1703 wurden die schönen Alleen und Anlagen begonnen, welche die Stadt vortheilhaft schmückten. Der Krieg August des Starken, nach dessen Königs August II. von Polen, der durch die Annahme der Königskrone jenes Landes dem Lande Sachsen einen Todesstreich versetzt hatte, gegen Karl XII. brachte auch Leipzig neue Schrecken, und eine blutlose Einnahme der Stadt, in der man noch vom dreißigjährigen Kriege her vor dem Namen Schweden zitterte, ärger wie vorm Teufel. Doch machten es Karl XII. Soldaten minder schlimm, als die Gustav Adolphs, gleichwohl bekam der Besuch dieser nordischen Gäste der Stadt wie dem Lande ungemein hoch zu stehen. Nicht minder schwer, als die des nordischen, ja noch druckender, ruhte die Eisenhand des siebenjährigen Krieges auf Leipzig und ganz Sachsen. Der alte Dessauer, Friedrichs II. Verbündeter, fiel feindlich in Sachsen ein, und zog gegen Leipzig heran, bald capitulirte die Stadt und Leopold hielt seinen Einzug. Schwere Contribution und Einquartirung belasteten doppelt und dreifach, erstere betrug anderthalb Millionen, und die Durchmärsche schienen dabei kein Ende nehmen zu wollen. Zehn Jahre später preßte Herzog Ferdinand von Braunschweig Geld und Soldaten; das setzte sich lange unheilvoll fort; Preußen saugte wie ein Vampyr vom Wohlstand und vom Vermögen der Stadtbewohner. Dann, 1759, preßten Croaten, dann wieder Preußen, und beide übten ungeheuere Tyrannei. Handel und Wandel war fast vernichtet, Baarschaft und Credit verloren, dennoch trieb der seiner besten Säfte beraubte Stamm neue Sprossen. Die Zeit ist das Nest aus Weihrauch und Myrrhen, der Hort aus Wohl und Wehe, in dessen Flammenläuterungsbade sich der Phönix immerdar verjüngt. Mit dem sich wieder belebenden Herzschlag des Handels regten sich

auch die Pulse der Humanität, der Wissenschaft und der Kunst. Es entstanden neue Sammlungen, Maurerlogen, die Zweigakademie für Zeichenkunst, Malerei und Architectur mit dem Hauptsitz in Dresden, das große Concert ward begründet, das Theater gewann Aufschwung unter der Neuberin; ein Schauspielhaus erhob sich, das in neuerer würdiger Form erst 1817 geweiht wurde. Die Gelehrsamkeit gewann sichern Boden in der Universitätsstadt, und die Sterne großer Namen glänzen unsterblich an Leipzigs Himmel, bedeutende Geister des Inn- und Auslandes wählten Leipzig auf kürzere Zeit oder auf Lebensdauer zum Wohnsitz, und trugen dazu bei, seinen Ruf und Ruhm zu erhöhen.

Der Verschönerungen wurden immer mehr unter der Aegide des für Leipzig so segensreich wirkenden Kriegsrath Müller, dessen Denkmal die Anlagen ziert, und der nie versiegbare Luxus zeigte sich in stattlichen Neubauten, großen pomphaften Festen, glänzenden Trachten, wobei sich ein Hang zur Affectation seiner Manieren an den Tag legte. Das kleine Paris war fertig, und richtete sein Auge gern liebangelnd nach dem Großen. Die Kriegsjahre 1806 bis 1815 verschafften die, obschon unliebe nähere Bekanntschaft mit Frankreich im vollem Maaße, und ehe man sichs recht versah, rollten die Donner des Kriegsgewitters über den oft heimgesuchten Leipziger Ebenen. Da war nicht mehr, wie ehedem davon die Rede, die Stadt gegen den raschanrückenden Feind, Napoleon, zu vertheidigen, nein, man rettete, barg, flüchtete in drangvoller Hast, und wer zurückbleiben mußte, erwartete den Feind resignirt und ergeben. Sachsen wurde bald darauf Frankreichs Bundesgenosse, und sein Regent, der Kurfürst Friedrich August, zum König erhoben.

Abermals Stockung im Handel und Wandel, abermals stete Einquartirung, Noth, Theurung und Seuchen, dazwischen, so lange die Bundesgenossenschaft währte, französischer Leichtsinn und sorglose Lebenslust. Doch tönten in die profane Luft auch erhebende, ernste Feierklänge, wie das dritte Universitätsjubiläum im Jahr 1809. Im Jahr 1812 wogte der Völkerstrom vom Süden und Westen Deutschlands dem Norden und Osten zu durch Leipzig, und am Ende dieses Jahres, wie im Beginn des folgenden schwankten diese Massen in übereinanderstürzenden Trümmern zurück. Diesen nach wälzten sich mit allen Kriegesschrecken Rußlands Heereskolosse und Preußens von neuerwachter Vaterlandsliebe entflammte Streit-

ter, während Napoleon mit gestärkter, verjüngter Kraft wieder herannahte, und sich so die Völkerschlacht vorbereitete, die in der Geschichte Europa's ihres Gleichen nicht hat. Sie ward drei Tage lang geschlagen, Deutschland ward frei, Leipzig aber mußte ein schweres Opfer auf den Altar des Vaterlandes legen durch das, was es litt und trug. Fast alle Dörfer im Umkreis einer Meile von der Stadt wurden zu Todtenfackeln für die Hunderttausende, die auf dem Schlachtfelde bluteten und starben. Um die Stadt stand kein Baum mehr, kein Zaun, grünte kein Garten, alle Villen und Gartenhäuser lagen in Trümmern oder standen mit durchschossnen Mauern und ausgebrannt; Leipzig selbst war voll Todter, Verwundeter, Sterbender, verpestet und vorrathlos. Der König von Sachsen, der während der Schreckenstage in der Stadt ausgehalten hatte, ward als Gefangener nach Berlin geführt, und Leipzig als eine eroberte Stadt behandelt. Es gerieth in eine tiefe Schuldenlast, nebenbei wurde es hart bevormundet. Was später mit dem Sachsenlande wurde, ist bekannt, sein König konnte weinend klagen, was David klagte Psalm 22, 19.

Und dennoch nach so vielem Weh, welch ein herrliches Aufblühen! Die Gärten grünen wieder, die Straßen prunken, die Messen wimmeln, die Universität blüht auf das Erfreulichste. Eine Erneuerung und Verschönerung folgte eine zeitlang der andern, bis auch hier wieder in Zeitverhältnissen bedingte Hemmungen eintraten. Die Stürme des Jahres 1830, heraufbeschworen durch die Julirevolution, und die sie begleitende allgemeine Zeitstimmung, durch grobe Tactlosigkeiten der Polizeibehörden, Festhalten am starren Herkommen von Seiten der städtischen Verwaltung, Censurdruck und viel Anderes unlieb Gefühltes noch – brachen aus am Abend des 2. September 1830 und den Ausbruch veranlaßte abermals die Vergebung einiger Polizeischergen. Der sich rasch entwickelnde Aufruhr nahm den ernsthaftesten Charakter an, doch floß kaum Blut. Ein Glück, daß das wenige Militär sich ruhig verhielt, ein Glück, daß kein Schuß fiel. Das Polizei-Institut, sammt seinen längst lächerlich gewordenen Stadtsoldaten ward aufgehoben, verhaßte Wohnungen wurden demolirt, Anarchie begann ihr Gorgonenhaupt aus den wilderregten Volksmassen empor zu strecken — da kehrte, durch die Edlen und Einsichtsvollen geleitet, die Ordnung zurück, ward blinder Parteisucht gesteuert, und Leipzig gewann durch den

Schrecken mehrerer unruhvollen Tage an Selbstbewußtsein seiner Bürger, an bessern städtischen Institutionen und endlich die Communalgarde.

Ein neuer bedauerlicher Aufstand, der um minder erhebliche Dinge am 30. August 1831 Leipzig allarmirte, kostete Blut. — Sie sind verrauscht diese Stürme, und in der Neuzeit geht unter der Aegide des Friedens Leipzig seiner immer höher sich entfaltenden Reife entgegen.

Physikalisch-topographisches Bild von Leipzig.

Leipzig liegt unter 51° 20′ 20″ nördlicher Breite, und 30° 2′ 10″ östlicher Länge von Ferro. Die Meereshöhe der Stadtlage beträgt 350 Pariser Fuß über dem Ostseespiegel, in Mitten einer weitausgestreckten Ebene, welche vielfach von kleinen Flüssen durchschnitten ist. Diese Flüßchen winden sich, malerisch umbuscht und von Bäumen umgrünt, in anmuthigen Krümmungen durch Wiesen und Haine. Es sind die folgenden: die Parde, oder Partha, das kleinste derselben, welche durch einige kleine Bäche verstärkt, in südöstlicher Richtung Leipzig zufließt, und sich in der Nähe des Vorwerks Pfaffendorf sanft in die Pleiße senkt. Diese, die Pleiße, südwestwärts von Leipzig in einer Entfernung von 9 Meilen entspringend, nimmt ungleich mehr Bäche auf, ist durch mehrere Arme mit der ihr parallel laufenden Elster verbunden, und schleicht still ohne sichtbare Strömung zur Rechten des Rosenthales, dieses begrenzend, dahin, sich im Gohliser Walde mit der Elster vereinigend. Diese Letztere entspringt in der böhmischen Herrschaft Asch, theilt sich in der Stadtnähe in mehrere Arme, deren bedeutendster unter dem Namen Luppe durch die Bürger-Aue fließt, und eine gute Strecke unterhalb Merseburg in die Saale fällt. Die übrigen Elsterarme vereinigen sich in Leipzigs nächster Nähe mit der Pleiße, nachdem der Hauptfluß das Rosenthal anderseitig begrenzt, durch das er umschattet von alten Bäumen in melancholischer Einsamkeit dahinfließt. Um jene von hohen Gräsern dicht bestandnen, von dem tiefschweigenden Flüßchen, von dem man nicht das leiseste Wellenmurmeln vernimmt, durchschnittenen Walddickigte weht ein eigenthümlicher Schauer; es ist

als müßten Nixen aufrauschen und mit grünen Fingern nach dem langen, der diese Einöden durchstreift. Die Flüsse um Leipzig sind so fischreich, daß die Fischer eine besondere, zahlreiche Zunft bilden; in manchen Jahren finden, obschon jene Flüsse sehr unbedeutend erscheinen, Ueberschwemmungen statt.

Die Bodenbeschaffenheit um Leipzig ist äußerst fruchtbar und geeignet, fett und sehr ergiebig. In der Sandgrube nahe der Stadt fand sich ein Flötz versteinerten Holzes, das auf ein Braunkohlenlager schließen ließ, aber die Hoffnung täuschte. Ein großer Theil der Wiesen ist, da die Gegend so überaus wasserreich, sehr sumpfig, und daher dem Torfbau wohl noch vorbehalten. Aber auch auf einer Anhöhe zwischen Leipzig und Schönfeld befindet sich ein sehr ergiebiger Torfstich, der mit Nutzen angebaut wird. Steinbrüche kommen erst in Meilenweite von Leipzig vor. Merkwürdig für den Geologen aber ist das häufige Vorkommen einzelner oft bedeutend großer Granitblöcke, die in allen Flurmarkungen um Leipzig zu Tage liegen, auch oft mitten in den Dörfern. Welches Naturereigniß mag jene Fragmente des Urgebirges in diese, allen Gebirgen so ferne Gegend gebracht haben? Schoben vor Millionen Jahren längst geschmolzene Gletscher sie vom Norden her, oder ließen mächtige Fluthungen, von denen aber hier die Oberfläche doch keine Spuren zeigt, sie zurück? Ein solches Granitstück ist auch der bekannte Schwedenstein bei Lützen. Die Feld- und Waldflur um Leipzig ist sehr mannichfach und bietet namentlich im Bezug auf Gräser ungemein viel Verschiedenes dar. Am reichsten ist in dieser Beziehung der Bienitz, (Piens) ein Gehölz zwischen Ruckmarsdorf und Burgbaußen, an der Merseburger Straße.

Das Klima ist ein sehr gemäßigtes zu nennen. Selten ist strenge Kälte und große Hitze anhaltend, die Gewitter sind bisweilen heftig, meist von Stürmen begleitet, doch schnell über die Ebenen dahinbrausend. Selten hört man prächtige langnachrollende Donnerschläge, wie in bergigen Gegenden. Die Einheimischen, die es gewohnt sind, nennen nicht mit Unrecht das Klima Leipzigs gesund, gleichwohl gewöhnt sich nicht jeder Fremde leicht daran. Eine fatale, durchgehends herrschende, dieser Gegend vorzugsweise eigene Krankheit, die man in Berggegenden kaum dem Namen nach kennt, ist das kalte Fieber, das oft wiederholt und tüchtig mitnimmt. Für den der Bergluft Gewohnten hat die Leipziger

Athmosphäre im Sommer etwas drückendes, lähmendes, abspannendes, was sich eher fühlen, als beschreiben läßt. Die wasserreiche Flur entsendet an Sommerabenden ungemein viele Dünste, so daß ein reiner Sonnenuntergang zu den Seltenheiten gehört, oft umflort schon eine oder auch zwei Stunden vor diesem eine dumpfige Athmosphäre die Sonne so, daß sie glanzlos steht, und endlich, ohne Schatten zu werfen, hinter den bleichen Nebeln sinkt, die über den Wiesen wogen. Dieß ist besonders im Rosenthal wahrzunehmen.

Leipzig ist Sachsens zweite Stadt, doch als Handelsstadt die erste. Es besteht aus der innern Stadt und den Vorstädten, welche in ziemlicher Ausdehnung die an sich nicht große innere Stadt umgeben. Diese zerfällt in 4 Viertel, die den Namen der vier Hauptthore führen, nach denen auch die vier hauptsächlichsten Vorstädte genannt sind. Die Thore heißen: Das Petersthor, auf der Ostseite der Stadt, noch als wirklich schöngebautes Thor vorhanden, und den Namen von der ihm nahen Peterskirche tragend; das Grimmaische Thor, gen Norden, das Hallische Thor westwärts und das Ranstädter Thor südlich, welche drei Thore den Namen von den ihnen zunächst gelegenen Städten tragen.

Außer den Thoren hat die Innstadt noch sieben kleinere Eingänge, früher durch Pförtchen verschlossen, nur dem Fußgänger bestimmt, und daher noch immer Pförtchen geheißen, obschon manche dieser Eingänge jetzt breit genug sind, Wagen hindurch zu lassen. Dieselben sind: das Hallische Pförtchen, zwischen dem hallischen und ranstädter Thore, das Geiser-Pförtchen, das neue Pförtchen, zwischen dem vorigen und dem Barfüßer-Pförtchen, das Thomas-Pförtchen, das neuerbaute Moritz-Pförtchen und das Georgen-Pförtchen. Die umfangreichen Vorstädte sind durch zwölf andere Thore zugänglich, von denen die wichtigsten den innern Thoren entsprechen, so das äußere grimmaische jetzt Dresdner und das Hospital-Thor, das äußere hallische oder Gerberthor, das äußere ranstädter Thor, jetzt Frankfurter, das äußere Petersthor jetzt Zeitzer, nebst dem Münzer oder Ägidienthor. Außerdem sind noch Thorausgänge das Schönfelder oder Hinterthor, das Reben-, Glocken-, Wind-

mühlen- und Rosenthälerthor nebst dem Thor bei der alten Scharfrichterei.

Mehrere schöne Freiplätze zeichnen Leipzig aus, unter denen der raumreiche, viereckige stattliche Marktplatz den ersten Rang einnimmt. Der Naschmarkt, auf dem die Börse steht, liegt hinter dem Rathhaus und ist klein; unter den vier sogenannten Kirchhöfen um die Nicolai-, Thomas-, Peters- und Neu-Kirche ist der erstgenannte der größte. Der Theaterplatz ist mit Esplanaden und Boskets geziert. Die Plätze, die sich vor den innern Thoren und zwischen den Vorstädten befinden, sind meist sehr groß, mit stattlichen Gebäuden umgeben und von Alleen durchschnitten. Anmuthige Boulingreens verschönen sie.

Die Straßen Leipzigs sind gut gepflastert, der Mehrzahl nach mehr eng als breit, der Hauptstraßen zählt man in der Stadt 16, die durch 13 kleinere Gäßchen durchschnitten oder auch verbunden werden. Eine Leipzig recht eigenthümliche Einrichtung sind die sogenannten Hausdurchgänge, deren man 17 zählt, welche ebenfalls die Straßen verbinden. In vielen sind Läden, namentlich im Auerbachshof, der auch nur ein geräumiger Durchgang ist. Man könnte bei diesen Durchgängen im Kleinparis an die herrlichen Passagen des großen denken, wären sie nur auch, wie jene, mit Glas überdacht, Abends glänzend erleuchtet, reinlich, regelmäßig, ohne stinkende Winkel und offene Retiraden. Vom Markt aus verbreiten sich nach verschiedenen Richtungen hin als Hauptstraßen die Grimmaische Straße, die Petersstraße, die Hainstraße und die Katharinastraße nebst einigen Nebengäßchen. Mit einem leidlich guten Plan in der Hand orientirt ein Fremder sich in Leipzig äußerst leicht, weil überall besondere Gebäude oder ausgezeichnete Läden dem Gedächtniß zu Hülfe kommen. Auch die ehemaligen Zwinger sind zum Theil in wohnliche Häuser umgewandelt, und im Ganzen ist Leipzig im Verhältniß zu seiner Häuserzahl, die gegen 1570 angewachsen ist, ungemein bevölkert, denn es zählt jetzt über 50,000 Einwohner, so daß circa 32 Einwohner auf ein Haus kommen, eine Bevölkerungsdichtigkeit, mit der nur Milano wetteifert. Die Messen verdoppeln die Massen der wogenden Menschenmenge, aber auch außer ihnen sind die Straßen immerwährend belebt von einer rührigen geschäftigen Bevölkerung. Nur an Sonn- und Festtagen ist es still, da ruhen die Geschäfte, bleiben die Läden ge-

ſchloſſen, fliegt alles ins Freie, da ſind, beſonders an Nachmittagen, die Straßen wie ausgeſtorben.

Leipzig hat ſich in den letzten zwei Decennien erſtaunlich verſchönert, ja es iſt in der That nur ſeit zehn bis vierzehn Jahren ſchon ein anderes geworden, als früher. Wo waren 1830 die vielen großartigen Neubauten, die wir jetzt erblicken, ſo wohl innerhalb der Hauptſtraßen, als außerhalb der Stadt? Da ſtand noch nicht das Auguſteum, nicht das Poſt- nicht das Wagegebäude, eben ſo wenig die Bahnhöfe. Die Militairkaſerne, das Taubſtummeninſtitutgebäude, das Schützenhaus, die deutſche Buchhändlerbörſe, Dr. Härtels römiſches Haus, anderer geſchmackvoller Privathäuſer nicht zu gedenken, entſtanden ſeitdem; die Gasbeleuchtung ward eingeführt, Eiſenbahnen wurden gebaut, die Dachtraufen mit ihren waſſerſpeienden Rococodrachen entfernt. Die Johannesvorſtadt (Johannesthal) entſtand faſt neu in dieſer Periode, ſo wie die Marien- und Friedrichsſtadt, zwei neue Stadttheile, gebildet von anmuthigen Villen und heitern Gärten. Alles kündigt des Friedens Segnungen, des Verkehrs Belebung auf dieſem Marktplatz Deutſchlands an.

Punkte zur Ueberſicht von Stadt, Umgebung und Gegend bieten die Thürme, am geeignetſten jener der Pleißenburg mit ſchönem Rundgang; dort iſt auch die Sternwarte befindlich. Die Stadt liegt in ihrer heitern Freundlichkeit zu unſern Füßen, von ihren Alleen, Promenaden, Esplanaden und Anlagen umgürtet; dann umgeben die Vorſtädte mit Straßen, Gärten und Gartenpaläſten, weiter hin heitere Landſitze und die reinlichen freundlichen Dörfer, von denen manche der Stadt immer näher rücken; dazwiſchen im anmuthigen Wechſel dunkelgrüne herrliche Laubwälder von Eichen und Buchen, bei Breitenfeld auch ein kleiner Tannenhain. Und rings ſo weit das Auge ſchaut, eine ergiebige, wohlgebaute Feldflur, da wo nicht Wieſen und Wälder grünen. Eins nur ſucht der Blick vergebens — Berge. Der einzige hervorragende Punkt iſt über Schönfeld hinaus ein Hügel, auf dem eine Kirche, St. Thecla ſteht, dorthinwärts und nach dem ſogenannten heitern Blick ſteigt die weite Ebene ein wenig an.

In einer mäßigen Stunde kann Leipzig umwandelt werden, und eine ſolche Promenade läßt dem Blick viele ſeiner Schönheiten vorübergleiten. Die Spaziergänge und Alleen ſind zu allen

Jahreszeiten bei nur irgend leidlicher Witterung belebt, namentlich in den Mittagsstunden und gegen Abend; die schöne und elegante Welt trägt in Equipagen, wie zu Roß und zu Fuß sich und ihren Putz zur Schau. Freunde grüßen, alte Bekannte finden sich, ein solcher Promenadengang rollt viele heitere Bilder auf. Am belebtesten sind die Alleen vom Grimmaischen bis zum Rannstädter Thor; die entgegengesetzte Stadtseite, um welche sich größtentheils der schmale, aber gut gehaltene Park zieht, der an die Stelle ehemaliger Festungsgräben und Wälle trat, ist minder gesucht.

Will ein Spaziergänger einen Gang ums Thor machen, und von dem kleinen Freiplatz ausgehen, wo Hainstraße und Brühl zusammenstoßen, so gelangt er zunächst auf den Theaterplatz, schreitet auf den Schulplatz, wo das Gebäude der alten Bürgerschule steht, und blickt in die Frankfurter Straße, die früher der Rannstädter-Steinweg hieß. Linker Hand der Promenade folgend, zeigt sich der Blick auf Gerhards Garten frei, und wird das hohe Dach der Neukirche über einigen Häusern sichtbar. Der Promenadenweg zieht sich etwas empor, mehrere Eingänge führen in die Stadt, hübsche Häuser, worunter Place de repos, reihen sich isolirt dicht an einem schmalen Arm der Pleiße hin, die Thomaskirche zeigt sich, und bald darauf der unregelmäßige Bau der Pleißenburg mit ihrem schönen, stattlichen Thurm. Gegenüber liegt Reichels berühmter Garten mit seinem Palmbaus und seinen netten Land- und Gartenhäuschen, in dessen Nachbarschaft auch Rudolphs (Riedels) Garten befindlich ist.

Der nach Osten gehende Weg wendet sich jetzt plötzlich nordwärts und hübsche Bosketanlagen von Kiespfaden durchschlängelt, zieren die Promenade. Man blickt von da in ein tiefer liegendes wasserreiches Terrain, das vielfach angebaut ist. In dieser Gegend befinden sich die Wasserkunst und der botanische Garten. Der weiter folgende Theil der Promenade heißt der Obstmarkt und leitet auf den umfangreichen Königsplatz mit der Esplanade, welchen das Monument König Friedrich August des Starken ziert. Dem Blick nach der Stadt tritt das Petersthor mit der ihm nahen Peterskirche entgegen, mit Inschrift und kriegerischen Emblemen; vom Königsplatze selbst zieht sich die Zeitzer Straße (früher Peters Steinweg) zum Zeitzer Thor, und die Windmühlengasse leitet dem Windmühlenthore zu. Die schöne Allee und die freundli-

chen Bosketanlagen setzen sich fort, der Roßplatz bildet ein breites Glacis zwischen der innern und äußern Stadt. Ihn belebt zur Meßzeit vielfacher Verkehr für Kauf- und Schaulust. Die Universitätsstraße führt aus der Stadt heraus, und bei dem großen Bürgerschulgebäude wendet sich die Allee westwärts und endet im ungemein schönen Augustusplatz. Diesem sind das Augusteum und die Paulinerkirche zugekehrt, das Grimmaische Thor mündet auf ihn, diesem entgegengesetzt zeigt sich das imponirende Postgebäude; man blickt nach dem Dresdner Thor, (früher äußeres Grimmaisches Thor) und nach jener Seite hin erweitert sich die Stadt durch die drei neuen Vorstädte: Johannisthal, Friedrichsstadt und Marienstadt erstaunlich, und gewinnt eine an Münchens neue Straßen erinnernde Weitläufigkeit der Anlage. Manches Haus jener Distrikte ist nicht nach den später geregelten Baulinien gestellt, und mancher neuen Straße fehlt es noch zur Zeit nur an Häusern. Wo die Allee am Antonsplatz wieder beginnt, zieht sie längs der Bahnhof-Straße hin, und läßt unter sich die eigentlichen Anlagen, den Park. Die Hauptpartien desselben sind der Schneckenberg, der sich freilich zu einem wirklichen Berge verhält wie ein Schneckenhaus zu einem wirklichen Hause, doch ist er eine hübsche Parkpartie, die man mit Unrecht verspottet, dann der Schwanenteich, Müllers Denkmal und das gothische Portal. Die Allee biegt nach südlicher Richtung, und der Spazierende begrüßt nun in der Nähe die nachbarlich gesellten Bahnhöfe der Leipzig-Dresdner und der Leipzig-Magdeburger-Eisenbahnen.

Am Hallischen Thor, das jetzt erblickt wird, enden die Anlagen, und zeigen sich die Gebäude des Hauptsteueramtes und des Packhofes. Zwischen dem Thore und dem Hallischen Gäßchen zieht sich ein offner Platz hin, der zur Messe den Judenmarkt bildet. So wird nun der Theaterplatz wieder erreicht, und der Spaziergang um die Thore Leipzigs ist vollendet.

Leipzig ist an öffentlichen Gebäuden sehr reich. Es zählt 13 der Gottesverehrung geweihte Räume, diese sind die Nicolaikirche, Neukirche, Thomaskirche, Peterskirche, Paulinerkirche, Jacobs-, Johannes- und Waisenhauskirche; diese sammt dem Bethaus der Rathsfreischule dienen sämmtlich dem protestantischen Gottesdienst; die reformirte Gemeinde hat eine besondere Kirche, die der Katholiken befindet sich in der Pleißenburg, die Gemeinde griechischer

Christen hat ein Bethaus, die Israeliten haben eine, ebenfalls Bethaus genannte Synagoge. Die Pleißenburg umfaßt auch, wie schon gesagt, die Sternwarte und die Militair Caserne. Die Gebäude, welche der Universität dienen, bestehen aus dem Augusteum mit der Aula und der Universitäts-Bibliothek, dem großen und kleinen Fürstencollegium, dem Paulinum mit dem Conflct, naturhistorischen und anatomischen Sammlungen, dem Collegium juridicum, dem rothen Collegium und dem schwarzen Bret. Ansehnliche städtische Gebäude sind das Rathhaus, das Gewandhaus mit der Stadtbibliothek, Concert- und Ballsälen, das Georgenhaus, das Postgebäude, die Bürgerschulen. Andre, Corporationen dienende ausgezeichnete Gebäude sind die Kaufmannsbörse, die deutsche Buchhändlerbörse, das Schützenhaus, die Tuchhalle ꝛc. Daß in einer so verkehr- und volkbelebten Stadt, wie Leipzig, kein Mangel an Gasthöfen sein kann und darf, ist begreiflich; man zählt deren vom ersten Rang gegen dreißig, die schönsten und bedeutendsten davon sind die Hôtels de Baviere, Pologne, Prusse, Russie, Saxe, die zu den Städten Berlin, Dresden, Frankfurt a. M., Hamburg, Mailand, Rom und Wien, der große Blumenberg, der goldene Adler, Elephant, Hut, der Rheinische Hof, u. s. w. Die Zahl der Gasthöfe niedern Ranges ist auf 50 angeschlagen. Die Logis sind je nach Lage, Raum und Preißen sehr verschieden. Zur Meßzeit muß ein Fremder schon genügsam sein, und sich zu beschränken wissen, oder einen sehr wohlgefüllten Beutel mitbringen.

Die Straßen und wichtigen Gebäude des innern Leipzigs bieten ungemein viel Anziehendes dar, und es sei hier übersichtlich der vorzüglichsten gedacht, mit Ausnahme der weiter unten zu erwähnenden Kirchen. An manche Straße, an manches Haus knüpfen sich geschichtliche Momente, an einigen haftet das graue Gespinnst der Sage, an andern hing Erinnerung ritterliche Wehren, in noch andern baute Minervens Eule ihr Nest.

Der **Markt**, auch der **große Markt** genannt, ist 450 Fuß lang, 212 Fuß breit, und ist einer der schönsten und größten öffentlichen Plätze deutscher Städte. Das an einer seiner Seiten gelegene, im Renaissancestyl erbaute **Rathhaus** enthält im Erdgeschoß zahlreiche, zum Theil höchst elegante Läden und Gewölbe, auch einen Durchgang auf den Naschmarkt, und im ersten Stock einen großen, zu städtischen Festlichkeiten dienenden Saal, so

wie die Zimmer verschiedener Behörden; das zweite Stock dient ebenfalls ausschließlich städtischen Institutionen. Außer dem Rathhaus zieren den Markt das Apelsche oder Themesche Haus, das oft von hohen Häuptern bewohnt wurde, und der berühmte Auerbachs Hof, früher gleichsam als Leipzigs Herz betrachtet, als Bazar des Luxus und der Mode, Leipzig in Leipzig. Aus seinem Keller läßt die Sage den Doctor Faust auf einem Faße reiten, was alte tiefdunkle Bilder zu bestätigen scheinen, und ein Todtentanz, der längst verschwand, zeigte der lebensfrohen Stadt an diesem Hause seine ernste Mahnung. Der Durchgang führt auf den neuen Neumarkt. Der Stieglitzische Hof, die Engelapotheke, das Hohenthalsche Haus mit einem Durchgang in die Klostergasse, der Koch'sche Hof, sind lauter palastähnliche Häuser, die den Markt zieren.

Der hinter dem Rathhaus gelegene Naschmarkt ist klein, mit Linden bepflanzt, zeigt als schönstes Gebäude die Börse, dann einen schönen Brunnen und das Stadtgefängniß, auch das neue Wachtlocal der Communalgarde.

Die Grimmaische Straße ist nächst dem Brühl die belebteste Leipzigs, und hat fast lauter große, ansehnliche Gebäude, darunter die Apotheken zum goldnen Löwen und zum König Salomo, das Fürstenhaus, darin einst Peter der Große wohnte, die 3 Kronen und Andere. Dort mündet die Nicolaistraße in die grimmaische, wo nach wenigen Schritten sich die Nicolaikirche und die Nicolaischule, wie viele stattliche Privathäuser, präsentiren. Eins der bedeutendsten ist Quandts Hof, mit einem Durchgang in die Ritterstraße, deren namhafteste Gebäude das kleine Fürstencollegium, das rothe oder neue Collegium, das große Fürstencollegium (mit dem schwarzen Bret,) die Melone, lauter Universitätsgebäude, und die elegante Buchhändlerbörse bilden, deren Grundstein 1834 gelegt ward.

Wo die Ritterstraße in den Brühl, Leipzigs längste Straße, wohl ursprünglich ein Wassergraben, mündet, tritt gleich das umfangreiche Georgenhaus entgegen, eines der wichtigsten Wohlthätigkeitsinstitute der Stadt, ein unregelmäßiges Viereck bildend, in dessen Hof das Kirchengebäude auf drei Seiten frei steht. Ein Ausgang, die Georgenpforte, führt zu einer Promenade, die man am obern Park nennt. In der östlichen Ecke des Brühls liegt

ein Universitätsgebäude: das Frauencollegium. Der Brühl hat meist hohe große Häuser, ist von Fuhrwerk, Packern und Aufladern immerwährend belebt, doch deßhalb nicht ebenanmuthig zu nennen. Wandeln wir vom obern Park der Außenfronte des rothen Collegiums entlang, wo sich ein sehr heiterer Blick auf Park, Bahnhofstraße, Post und über den Augustus-Platz bietet, so mag einestheils die letztern zugekehrte Seite der Paulinerkirche wie die des Augusteums betrachtet werden, anderntheils geben wir durch das Grimmaische Thor wieder herein, und nahen nun dem ehrwürdigen Paulinum, das die Neuzeit aus zum Theil klösterlicher Gestaltung in stattliche Neubauten, würdig ihres Zweckes und ihrer Bedeutung als Universitätsgebäude, umschuf, so daß nun Paulinum und Augusteum ein der Betrachtung werthes Ganzes bilden. Wer früher in Leipzig studierte, wird sich noch der dürftigen Auditorien berühmter Professoren erinnern, wie der unheimlichen Zugänge zur Bibliothek, zum anatomischen Theater, u. s. w. Das Augusteum ist an die Stelle des klösterlichen Hintergebäudes vom Paulinum, und als Denkmal des Königs August getreten, und 1834 begründet worden. Durch das nahe Moritzpförtchen wieder ins Freie schreitend, erblicken wir auf der Stelle der ehemaligen Moritz-Bastei das großartige Gebäude der Bürgerschule, von wo ab wir uns in die Universitätsstraße (alter Neumarkt) wenden, und das grandiose Gewandhaus begrüßen, dessen noch zum öftern gedacht wird. Dasselbe dient vielen Zwecken und bietet allen angemessene, theilweise glänzende Räume.

Der neue Neumarkt bildet eine der schönsten Straßen Leipzigs, und, nächst der Katharinenstraße, eine der Breitesten. Auf ihm halten zur Meßzeit meist die auswärtigen Tabakspfeifenhändler in ganzen Budenreihen. Von Gebäuden auf demselben zeichnen sich aus: das Hirschfeld'sche Haus und die hohe Lilie. Ein Durchgang und das Prausergäßchen leiten in die Petersstraße, die, besonders nach dem Markte zu, mit zahlreichen schönen Gebäuden prangt. Ihr Ende zeigt die Peterskirche und das stattliche Thor, in dessen Nähe die enge, winkelvolle Schloßgasse zum Collegium juridicum, worin die Promotionen vollzogen werden, und zur umfangreichen Pleißenburg führt, die mit ihren Gebäudemassen ein Dreieck von eigenthümlicher Gestaltung bildet. Die Burg enthält die Sitze der k. Behörden, die katholische Kirche,

katholische Bürgerschule, Saal und Sammlungen der ökonomischen Gesellschaft; das Thurmgebäude umschließt die Lokale der Akademie der bildenden Künste, ein Laboratorium, Hörsäle, und der Thurm selbst enthält die Sternwarte. Ganz nahe der Burg steht die neue Caserne. Vom Schloßplatz leitet die schmale, aber freundliche Schulgasse zum Thomaskirchhof, und die von ihnen aus weiter führenden Gassen und Gäßchen zeigen keine besondere Schönheit. Der Neukirchhof ist Leipzigs geräuschleisester Platz, den das Haus der Loge Baldwin zur Linde als wahre Zierde schmückt. Durch die große Fleischergasse gelangt man auf den Freiplatz, wo die Hainstraße vom Markt herab führt, und der Brühl ausmündet. In ihr das stattliche Hôtel de Pologne, mit seinen Prachtsälen, Bärmannshof, die Adlerapotheke u. A. Auf dem Freiplatz gegen das Theater der große Blumenberg, ein imponirendes Hôtel.. Hier ist immerdar volles Leben und reges Treiben des Verkehrs. In den Brühl münden noch zwei der schönsten Straßen Leipzigs, 1. vom Markt aus, die Katharinenstraße, die vor allen übrigen den Preis hat. In ihr steht klassigs berühmtes Kaffehaus, wie das Hillig'sche, Frege'sche, Hansen'sche. Haus und an der Ecke am Brühl Dufours Haus, einer der grandiosesten Paläste, vom ehemaligen Bürgermeister Dr. Romanus 1702 erbaut, in welchem später das berühmte Richter'sche Kaffeehaus etablirt wurde. In der Katharinenstraße haben während der Messen die meisten Pelzwerkhändler und die erzgebirgischen Spitzenhändler ihre Niederlagen. 2. Die Reichsstraße, die da, wo der neue Neumarkt endet, in der grimmaischen Gasse beginnt. Auch sie enthält schöne Gebäude. Die Hallische Straße und das Hallesche Gäßchen, die vom Brühl aus zu Stadtausgängen führen, sind kurz und ohne renommirte Gebäude.

In Kürze sei noch der öffentlichen Denkmäler Leipzigs gedacht. Den ersten Rang behauptet die den Königsplatz (Esplanade) schmückende Statue des Königs Friedrich August. Die Marmorstatue von Oeser stellt den König im römischen Imperatoren Costum dar; das granitne Piedestal nennt seinen Namen mit dem des Gründers, des deutschen Reichsfürsten Jablonowski und des Leipziger Magistrats. Ein zweites schönes Monument setzte dankbare Erinnerung dem um Leipzig und dessen äußere Verschönerung hochverdienten Bürgermeister Kriegsrath Müller inmitten des

von ihm geschaffenen Parkes. Ein freier Platz vor der Thomasschule zeigt das Denkmal des Capellmeisters Johann Adam Hiller, das ihm von dankbaren Schülerinnen, den Schwestern Perlesska 1832 begründet wurde. Der Denkmäler auf dem Johanneskirchhof und andrer, welche Liebe und Verehrung noch in diesem oder jenem Garten aufstellte, kann hier nicht gedacht werden. Von Poniatowski's Denkmal wird unten bei Erwähnung der Gärten die Rede sein.

Somit wäre übersichtlich ein flüchtiges Bild des äußern Leipzig gegeben, der Schaale, die so manchen wackern und tüchtigen Kern des Weiterstrebens, der Fortschritte und hoher Intelligenz in sich schließt, denen wir uns nun zuwenden.

Blicke in Leipzigs inneres Leben.

Der nach Leipzig reisende Fremde giebt am äußern Thor oder der dasselbe vertretenden Barriere, an der ein Wachthaus befindlich ist, seinen Paß ab, und erhält auf dem Bureau der Sicherheitsbehörde, die an die Stelle der frühern Polizei trat, denselben visirt zurück, oder eine Aufenthaltskarte, die nach Ablauf der gesetzlichen Zeit erneuert werden muß. Für Studirende genügt die Matrikel nicht allein, auch sie erhalten eine Karte, welche aber das Universitätsgericht ausgiebt. Dem dauernden Aufenthalt Fremder in Leipzig werden bei einem, der gesetzlichen Ordnung sich fügenden Leben, keinerlei Hindernisse entgegengestellt, und es müßten sehr erhebliche Gründe vorliegen, ehe eine Ausweisung erfolgte. Man kann unbehindert in Leipzig nach Gefallen leben, eine Rolle spielen, oder sich still verhalten; weder das religiöse noch das politische Glaubensbekenntniß wird irgend angefochten, so lange es nicht nerend in die Societät einzugreifen versucht.

Die ungeheure Menge ab- und zuströmender Fremder in Leipzig hindert nicht, daß im Bezug auf allgemeinen Charakter der Einheimischen ein Grundtypus fortbesteht, dessen Eigenthümlichkeit aber kein schroffer ist, sondern sich leicht mit dem auswärtigen verschmilzt. Das Annehmliche der Geselligkeit wird von dem Leipziger sehr geschätzt und gern empfunden, daher die große Vorliebe für Promenaden, wie für Besuch nahegelegener Vergnügungsorte, sollte das Vergnügen auch nur in einem Spaziergange und mäßiger leiblicher Erquickung an Ort und Stelle bestehen. Aus dem geselligen Element fließt die Vorliebe für Unterhaltung, daher hält es einem Fremden nicht schwer, Gespräch und Bekanntschaft anzuknüpfen; hat er Empfehlungen, dann wird ihm in Kurzem der Aufenthalt doppelt angenehm gemacht werden. Studirenden ist

Zutritt in Familien gern vergönnt, daher auch unter ihnen im Allgemeinen mehr Takt und Sitte, als in solchen Städten, wo dem Studenten sich fast alle höhern Zirkel verschließen. Der totale Mangel an Geburtsaristokratie in Leipzig gereicht der Stadt zum Glück, indem er die Ausschließlichkeit privilegirter Kasten nicht aufkommen ließ. Die Geldaristokratie wird ebenfalls minder drückend fühlbar, weil der höhere Kaufmannsstand nicht nur in Reichthum, sondern auch in Humanität und Sitte seine Geltung sucht; dazu kommt, daß der so bedeutende Buchhandel als Träger der Wissenschaft und Intelligenz gegen bloßen Geldneid und aus ihm etwa fließender Anmaßung ein heilsames Gegengewicht bietet. Die Universität mit der großen Anzahl der ihr zugehörenden guten Köpfe, Gelehrten und Literaten, greift so frisch lebendig in fast alle Lebenskreise der Gesellschaft ein, daß auch dadurch abschließliche Einseitigkeit nicht wohl aufkommen kann. Wie Geselligkeit und Unterhaltung, so liebt der Leipziger auch jegliche Production schöner Künste, deshalb wird keiner irgend erträglichen Leistung Anerkennung versagt, und was die Messen Sehenswerthes bringen, wird gern besucht und besehen. Außer den Messen ist der Kunstgenuß freilich nur zumeist auf Theater und Concerte beschränkt. Die Bühne hat eine freiere Stellung, als die Theater mancher Residenzen, wo dieses oder jenes oft hemmend einwirkt, was in der Handelsstadt nicht in Betracht kommt. Daher könnte das Leipziger Theater bei guter und intelligenter technischer Leitung viel Treffliches leisten, und seine dermalige Gegenwart berechtigt, nachdem eine seiner Kunstperioden, deren seine Geschichte manche zählt, abgelaufen ist, zu neuen, schönen Erwartungen. Die Verhältnisse, wie die Persönlichkeiten ließen und lassen nicht stets gleiche Kunsthöhe und Kunstblüthe zu, doch gab es Zeiten, in denen durch ein Zusammenwirken höchst ehrenwerther wackrer Kräfte und Talente die Leipziger Bühne mit zu den ersten Deutschlands zählte. Was dem Leipziger Theater schadete, war der Umstand, daß die Stadt ihm nicht Opfer brachte, sondern von ihm noch nahm, nämlich einen hohen Pacht. Nun ist es aber eine gar seltene Erscheinung, daß ein Theater die Unternehmer bereichert, daher ein solcher doppelt und dreifach schweren Stand hat, wenn er namhafte Talente unterhalten, laufende Kosten bestreiten, höhere Kunstansprüche befriedigen, ehrenhaft durchkommen und auch noch einen hohen Zins zahlen soll.

Die Vorliebe für Musik, in Leipzig faſt bis zur Uebertreibung vorwaltend, erreicht ihre höchſte Blüthenſtaffel ſeit langen Jahren in den mit Recht berühmt gewordenen Gewandhaus-Concerten, und es hat wohl kaum eine muſikaliſche Künſtlerrenomée das Auftreten in Leipzig verſchmäht, denn das Kunſturtheil dieſer Stadt hat wohl europäiſche Geltung. Auch bei den Vergnügungen an Luſtorten darf Muſik nicht fehlen, wäre ſie ſelbſt eine auch mittelmäßige, und während der Meſſen vollends klingt, ſingt, hallt und ſchallt es faſt allen Orten, mehr als den Ohren Fremder lieb iſt. Der Mangel der Gegend an Naturreizen, einige Waldungen abgerechnet, hat dazu hingelenkt, durch Anlage ſchöner Gärten, von denen ein großer Theil dem Publikum nicht verſchloſſen iſt, mindeſtens dem gebildeten Beſchauer leicht zugänglich wird, die Natur zu unterſtützen, beſondere Vorliebe herrſcht für Villeggiaturen. Einige Sommermonate auf dem Lande zuzubringen, iſt dem Leipziger gleichſam Lebensluft, ſollte das Logis auf den Dörfern auch noch ſo einfach ſein. Freilich giebt es auch ſtattliche Landſitze, aber bis auf die Handwerker erſtreckt ſich dieſer Hang, den die Natur jedoch zu bedingen ſcheint. Im leiblichen Genuß herrſcht in Leipzig eine große Mäßigkeit, die um ſo mehr gelobt iſt, als man nicht billig dort lebt. Wein iſt ſehr theuer und der zu Mittelpreiſen ſelten gut. Man begnügte ſich früher mit gewiſſen Arten von Bieren, deren Anblick ſchon grauenerregend war, und deren Geſchmack eine beſondere Gewöhnung vorausſetzte. Dahin gehörte das edle Kasrum, die Gose, verſchiedene Weißbiere, doch fanden Gourmands in einigen Kellern auch Porterbier und Ale. Seit die Vorliebe am bayriſchen Bier um ſich griff, hat dieſes gute und geſunde Getränk die ſchlechten Sorten zur Seite gedrängt; beſonders ſeit man gelernt hat, es ſelbſt zu brauen. Als noch ein halbes Maaß, das in Nürnberg 2 Kreuzer koſtete, in Leipzig 2 gute Groſchen galt, konnten ſich freilich nicht Alle daran erlaben. Die Miethen ſind, wie ſchon geſagt, ziemlich hoch; in den Meſſen ſteigern ſich die Quartierpreiſe, ſo daß man bei Studentenwohnungen darauf ſieht, ob der Miether die Meſſe über in Leipzig bleibt, oder nicht; im letzten Fall wohnt er etwas billiger, weil dann das interimiſtiſch leere Zimmer an einen Meßfremden vermiethet wird. Kleine Kaufläden in der Nähe des Marktes rentiren dem Eigenthümer während der Meſſen vielleicht 1000 Thaler.

Der Dialect, den man in Leipzig hört, ist der meißnische, und klingt nicht schön, nicht einmal aus schönem Munde. Eine Menge Vocale und Consonanten werden falsch ausgesprochen, z. B. ö wie ä, au wie ob, ei wie ee u. s. f.

Die Reichen und Vornehmen Leipzigs, an deren Spitze naturgemäß der Kaufmannsstand steht, sind gebildet, den Künsten befreundet, achten die Wissenschaften, unterstützen Talente, zeigen sich wohlthätig; auch der mittlere Bürgerstand ist gebildet, höflich, gesittet und selbst der auf geringster Stufe Stehende sucht es Höheren möglichst nachzuthun, mindestens in Tracht, Ausdrucksweise, Benehmen. Der technische Gewerbetreibende hört sich lieber Fabrikant nennen, als Meister. Magazine aller Arten bis zum Sargmagazin, das sich mit Särgen allen Größen, benenne empfiehlt, sind in Menge vorhanden. In einem halben Tag kann man bis auf die geringsten Nöthigkeiten vollkommen meublirt und equipirt sein.

Für geschlossene Gesellschaften herrscht in Leipzig viele Vorliebe, und man sagt, es habe deren mehr als Berlin; wer kann aber hier abfällig urtheilen!

Die Industrie der Welthandelsstadt Leipzig erstreckt sich auf so außerordentlich viele Gewerbszweige, daß deren einzelnes Aufführen hier ganz unmöglich ist. Was ruft nicht allein der Buchhandel hervor, der an dreißig Druckwerkstätten, über dreihundert Pressen und mehrere tausend Menschen beschäftigt, ohne daß außerhalb Leipzig für Leipzig gedruckt wird! Ein Blick auf die Läden einer belebten Straße, ein Gang um den Marktplatz, und durch Auerbachshof lehrt mehr als alle Beschreibung, was Leipzig bietet. Die Messen, deren jede drei Wochen dauert, heißen die Neujahrmesse, Ostern-, oder Jubilatemesse, und die Michaelismesse. Die erste beginnt mit dem 1. Januar, die zweite mit dem Sonntag Jubilate, die dritte am Sonntag nach dem Michaelistag, und wenn dieser selbst auf einen Sonntag fällt, acht Tage darauf. Die erste Woche, acht Tage vor dem Läuten der Messe, heißt die Böttcherwoche, oft werden in ihr schon alle Engrosgeschäfte abgeschlossen; die zweite ist die eigentliche Messe und die dritte die Zahlwoche. Am bedeutendsten ist, namentlich für den Buchhandel die Ostermesse. Eine Leipziger Messe bietet der Beobachtung unerschöpflichen Stoff, zeigt die Gebilde künstlerischer und gewerblicher Betriebsamkeit fast aller Welttheile, und läßt selbst Kaufleute des

Morgenlandes in ihren zum Theil malerischen Nationaltrachten an uns vorüber wandeln, Russen, Griechen, Armenier, Türken, Perser, die in solcher Anzahl keine zweite Meßstadt Deutschlands besuchen.

Die das bürgerliche Leben schirmenden und überwachenden Behörden Leipzigs zerfallen in Landes-, Stadt- und Universitäts-Behörden, von denen die Stadtbehörden für Leipzigs inneres Leben die meiste Bedeutung haben. Als Landesbehörden haben in Leipzig ihren Sitz: das k. Appellationsgericht, aus einem Präsidenten und mehreren Räthen bestehend. Die Kreisdirektion, aus einem Kreisrichter und mehreren Regierungsräthen bestehend; die Geschäftslokale und Kanzleien dieser beiden hohen Behörden befinden sich im Schlosse Pleissenburg. Das Kreisamt, welches über die Pleissenburg, mehrere Häuser der Stadt und der Vorstädte, mehrere Dörfer und Vorwerke, und einige Reihen Straßenhäuser die Jurisdiction übt. Ein Kreis- oder Justiz-Amtmann besorgt mit dem nöthigen Personal die Expeditionen. Früher war mit dem Kreisamt auch noch ein, jetzt separat bestehendes Rentamt verbunden. Das Oberpostamt bildet unterm k. Finanzministerium das Oberdirektorium über die Posten. Es hat ein sehr zahlreiches Dienstpersonal; unmittelbar unter seiner Aufsicht steht die Zeitungsexpedition. Auch die Büchercommission, welche dem Cultusministerium ressortirt und das Bücherwesen in Verbindung mit dem Censurcollegium überwacht, zählt zu den Landesbehörden.

Die städtischen Behörden sind: das Rathscollegium, gebildet aus 1 Bürgermeister, 1 Vicebürgermeister, 7 besoldeten und 9 unbesoldeten Stadträthen, welche alle durch die von der Bürgerschaft erwählten Stadtverordneten gewählt werden. Von den besoldeten Mitgliedern müssen 6 rechtskundige, von den unbesoldeten 6 Kaufleute sein. Die ersten sind lebenslänglich angestellt, die zweiten auf 6 Jahre. Der Rath zerfällt dann wieder in 2 Sectionen, eine für das financielle der städtischen Verwaltung, die andere für das rein administrative Gebiet, mit Ausnahme der Justiz. Das Stadtgericht, unter 1 Stadtrichter als Dirigenten und mehrern Beisitzern zerfällt in 4 Sectionen, deren zweite das Handelsgericht bildet. Die peinliche Rechtspflege vertritt das vereinigte Criminal-Amt der Stadt Leipzig, mit

1 Criminal- und 1 Vicecriminalrichter (beide Räthe) an der Spitze. Die zu Leipzig gehörenden Ortschaften haben ihren Rechtsstand vor dem Landgericht des Raths zu Leipzig. Die Stadtverordneten bilden mit 1 Vorsteher und 1 Vicevorsteher ein Gremium von 60, auf 3 Jahre gewählten, Mitgliedern. Sie ernennen den Stadtrath und überwachen den Stadthaushalt. Die Sicherheitsbehörde trat an die Stelle des frühern Polizeiamtes, dessen Name und Thun verhaßt geworden war, daher man es 1830 ohne Weiteres beseitigte. Dieser Behörde sind 6 Stadtverordnete coordinirt, von denen abwechselnd zwei allen Sessionen beizuwohnen haben. Gleichzeitig entstand die Communalgarde, die dermalen aus 15 Compagnien in 4 Bataillonen und einer Escadron Cavallerie besteht. Sie unterstützt in allen Theilen die Sicherheitsbehörde. Die Garnison besteht aus 2 Bataillons Schützen und dem Stab der leichten Halbbrigade.

Die Universitätsbehörden bestehen jetzt nach manchen Beseitigungen veralteter Formen und Herkömmlichkeiten aus dem akademischen Senat, den Rector an der Spitze, und dem Universitätsgericht, das jetzt ausschließlich nur das Forum für die Studirenden bildet. Dem Universitätsrichter ist aus der Zahl der Professoren ein Beisitzer zugesellt; die Universitätsverwalterei überwacht das Vermögen der Universität, das an Kapitalien und liegenden Gründen 1,315,000 Thaler beträgt, wogegen ihre Schuldenlast mit 1,097,700 Thaler in die andere Waagschale fällt.

Der Belebung und Erleichterung des Verkehrs sind in Leipzig folgende Anstalten geweiht, welche zum Theil mit als Staatsanstalten zu betrachten sind:

Die Eisenbahnen. Angeregt durch den Kramermeister Tenner, später durch den amerikanischen Consul List, trat die Leipzig-Dresdner Eisenbahn in dem Jahre 1833 bis 1837 in das Leben, wo die 2 Stunden bis zum Dorfe Althen fertig gewordene Bahn feierlich eröffnet wurde. Rasch gingen die oft schwierigen Arbeiten weiter, auch von Dresden aus wurde wacker entgegen gebaut, und am 7. April 1839 konnte die ganze Bahnstrecke von Leipzig nach Dresden unter dem Jubelrufe der Bevölkerung befahren werden. Kaufmann Harcort, der Director, und Baucondu teur ꝛc. Kunz empfingen den k. s. Civilverdienstorden. Im Mai des

Jahres 1838 ward der Bau der Magdeburg-Leipziger Bahn begonnen, und ſchon im Auguſt 1840 war derſelbe vollendet. Die Neuzeit ſah die Bahn nach Altenburg entſtehen und einweihen, und ſo wird Leipzig zum Sterne, der die Strahlen dieſer Eiſenbahnen weit zur Ferne ſendet, und auf ihnen zur Ferne hinfliegt. Dieſe Unternehmungen haben Leipzig unendlich genützt und einen ungleich mächtigeren Umſchwung des Verkehrs als früher erzielt. Manches Bedürfniß wird jetzt mit Leichtigkeit und billig nach Leipzig geſchafft, was früher ſchwer zu erlangen war.

Die Leipziger Bank iſt eine Anſtalt von hoher Bedeutſamkeit und Wichtigkeit für den merkantilen Verkehr. Sie wurde 1837 mit einem Aktienkapital von 1½ Million Thalern als Depoſiten-, Disconto- und Hypothekenbank begründet, und ſteht unter immerwährender Oberaufſicht des Staates und ſechs leitenden Directoren.

Die k. Poſtanſtalt hatte früher ein höchſt beengtes, ungünſtig in ſchmaler Straße, der Kloſtergaſſe, gelegenes Local nahe dem Thomaskirchhof. Die Neuzeit ſchuf im Poſtweſen Leipzigs die wohlthätigſten Reformen. Man etablirte Journalieren zur täglichen Verbindung mit den Nachbarſtädten, verband die Poſt mit den Eiſenbahnen, ſchuf der Anſtalt das neue großartige Gebäude am Auguſtusplatz, und richtete eine Stadtpoſt und Briefſammlungen für Briefe und kleine Packete ein. Dieſelben ſind am Marktplatz, und in allen Hauptſtraßen, wie auf den großen Plätzen außerhalb, an der Zahl 22, vorhanden.

Die Straßen, welche außer den Eiſenbahnen als gute Chauſſeen von Leipzig und ſeiner nächſten Nähe aus ſich verbreiten, ſind die Frankfurter Straße, von der bei Lindenau ein Arm nach Merſeburg ablenkt. Das Petersthor entſendet die Straße nach Zwenkau, Pegau und Zeitz. Vom Windmühlenthor führt eine Chauſſee, die ſich über Probſtheide nach Borna und nach Grimma theilt. Ebenſo theilt ſich die alte Dresdner Straße eine kleine Strecke von Leipzig, einen Zweig nach Wurzen, den andern über Taucha nach Eilenburg ſendend. Vom Halliſchen Thor aus zieht die alte Straße nach Berlin über Delitzſch, eine zweite nach Landsberg, eine dritte nach Halle.

Fiaker und Hauderer ſind in Leipzig in ziemlich genügender Anzahl vorhanden; die, welche ſich dem Dienſt der Stadtbewohner

vorzugsweise widmen, haben in der Regel bequeme und elegante Wägen und halten meist an der Esplanade vorm Petersthor. Reisegelegenheiten nach den verschiedenen Richtungen hin sind fast stündlich zu haben, freilich litten die zahlreichen Lohnkutscher durch die Eisenbahnen, allein die Reisenden, die sich ihnen anvertrauen mußten, bevor jene wohlthätigen Institute ins Leben traten, litten auch, und nicht wenig. Solch ein über und über schwer bepacktes Fuhrwerk, z. B. nach Dresden, verhieß früh punkt 5 Uhr Abfahrt, und endlich setzte sich's, von zwei elenden Gäulen gezogen, gegen 7 Uhr langsam in Bewegung, und nahm noch auf, was nur irgend aufzunehmen möglich war. Man reiste wie im Mittelalter, 2 Tage, bevor Dresden erreicht wurde, unter allerlei wirklicher und komischer Noth, mit allerlei Volk, wie in einer Arche Noäh, ja selbst die Posten übereilten sich nicht, und jetzt — sind Dresden und Leipzig nahe Nachbarstädte.

Der Leipziger Münzfuß ist der Sächsische, somit der der neuen Münzconvention, 14 Thalerfuß, ein Thaler zu dreißig Neugroschen. Die Bankscheine, wie die der Leipziger Eisenbahn genießen unbedingtes Vertrauen. Gegen die Neugroschen sperrte sich am längsten ein Theil dasiger und auswärtiger Buchhändler. Früher ward der alte Conventionsfuß als Wechselzahlung starr fest gehalten. Man erhielt häufig bei derartigen Zahlungen ein schweres, genau gewogenes Paquet von 25, 50, 100 Thalern, aus welchem, wenn die Verhältnisse nöthigten, dasselbe zu öffnen, eine Fülle höchst obsoleter und abgegriffener 1, 2, und 4 Groschenstücke alten Styls quoll, voll enormen Schmutzes, so daß man davon nicht 10 Thaler abzählen konnte, ohne sich einmal die Hände waschen zu müssen. Diese edlen Sorten sind nun Gottlob verschwunden.

Die Leipziger Elle hält 2 Leipziger Baufuß oder 250 ⅓ franz. Linien Länge. Zur Berliner Elle verhält sich dieselbe wie 59 zu 50. Zur Brabanter wie 6 zu 5. Im Handel und Wandel muß nach ihr gemessen werden, und beim Großhandel und ausländischen Verkäufern sind auch fremde Ellen erlaubt. Beim Flüssigkeitsmaaß entsprechen 7 Leipziger Kannen 9 Dresdner, 63 Leipziger Kannen sind 1 Eimer. Das Leipziger Handelsgewicht verhält sich zum Hamburger wie 97 ½ zu 100. Der Ctr. hat 110 Pfund = 520 Loth oder 14.080 Quentchen.

Alle Banquier-Firmen oder auch nur die bedeutenderen hier anzuführen, würde bei deren großer Anzahl zu viel Raum erfordern. Man erfragt sie leicht. Dem bloßen Bedürfniß nach der und jener Münzsorte helfen zahlreiche Bureaux ab, die sich durch ein Schild mit der Aufschrift Geldwechsel kenntlich machen.

Anstalten für Kult und Kultur, Wissenschaft und Kunst, nebst deren Sammlungen, Wohlthätigkeitsinstute.

Leipzigs Kirchen sind bald durchwandert und beschrieben. Die heutige Thomaskirche datirt ihre Erbauung vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts; der Merseburger Bischof Thilo von Trotta weihte sie ein, derselbe, der um eines Ringes willen, den ein Rabe stahl, seinen unschuldigen Kämmerling enthaupten ließ, wie die Sage will. Das hohe gothische Kirchenschiff ruht auf 14 Pfeilern. Der neue schöne Altar im Chor ist eine Stiftung vom Jahre 1721. Bilderzier aus alter Zeit mangelt, nur die lebensgroßen Oelbilder früherer Superintendenten schmücken die Chorseiten. Die Orgel, 1773 erbaut, ist schön und volltönend. Sie befindet sich dem Chor gegenüber. Wöchentlich einmal werden in dieser Kirche von dem Thomanerchor Motetten ausgeführt, die viel Erhebendes haben, und zugleich jungen Talenten, die sich in Compositionen für die Kirche üben, Gelegenheit geben, ihre Geistes-Schwingen zu prüfen. Das Aeußere der Kirche leidet durch unsymmetrische Anbaue.

Die Nicolaikirche, früher noch begründet, wie die Thomaskirche, ward 1513 bis 1525 neu gebaut; und erhielt 1785 bis 1796 eine wesentliche Restauration. Die Kriegsstürme, die über Leipzig zogen, fügten ihr manche Beschädigung zu. Ihr Aeußeres ist schier noch mehr entstellt und verdeckt durch Anbaue, als das der Thomaskirche. Außer den Töpferbuden, die sich an ihre Mauer anmieteten, sind diese Anbaue sogenannte Betstübchen oder Privatkapellen, die früherer Hochmuth erfand, der gerne abgesondert sitzen, und sich mit dem Volke nicht berühren wollte. Der westlich

gelegene Haupteingang führt nach alter Art in eine Vorhalle, gezierd mit jonischen Säulen und einer Kuppel, die ein Gemälde von Oeser schmückt. Der Fußboden zeigt schwarze und weiße Marmorplatten mosaikartig zusammengefügt. Neben dieser Halle ist das Baptisterium bemerklich. Im raumvollen Schiff der Kirche tragen korinthische Säulen das Mauerwerk, mit dem überbaut das Verwalten griechischen Säulenschmuckes sich in allen Theilen in der ursprünglich gothischen Kirche centrasinirend bemerklich macht. Die Orgel ist ein herrliches Werk der Gebrüder Trambeli aus Aarau im Aargau. Das Chor ist durch ein Bronzegitter von der Kirche getrennt. Es enthält die Kanzel, den Altar und große Oelgemälde.

Die Neukirche, sonst Barfüßerkirche, entstand durch die in Leipzig angesiedelten Franziskaner, verödete durch die Reformation und erstand erst wieder 1699. Sie hat außer dem Portal und gewaltiger Giebelhöhe nichts, das sie auszeichnet.

Die Peterskirche bestand in alten Zeiten als Kirchhofkapelle, wurde 1307 erneut und erweitert, und ward späterhin abwechselnd lange Zeit und bis zum Jahr 1816 dem Gottesdienst entzogen. Sie ist einfach und freundlich, ohne Sehenswürdigkeiten.

Die Paulinerkirche (Universitätskirche) nahe dem Grimmaischen Thor, ist ein alter einfacher Bau mit schlankem spitzen Thurme. Zur Reformationszeit wurde sie restaurirt und Luther weihte sie durch seine letzte in Leipzig gehaltene Predigt zum lutherischen Gottesdienst ein. Der Altar hat einen Sculpturenschrein aus der Zeit mittelalterlicher Kunstblüthe, der Kreuzgang neben ihrem Schiff enthält viele Grabstätten berühmter Personen und einige Monumente.

Die Johanniskirche nahe dem Dresdner Thore datirt aus dem 14. Jahrhundert, und erfuhr öftere Neubaue und Restaurationen. Um 1476 begann man den Johanniskirchhof in ihrer Nähe anzulegen, um auf denselben die in den Vorstädten und den Nachbarorten Verstorbenen zu beerdigen, und das Gotteshaus diente nun als Begräbnißkirche. Sie enthält unter andern Gellerts Denkmal. Der Kirchhof zerfällt in 5 große Begräbnißplätze, die durch Mauern mit Schwibbogen, in denen sich Erbbegräbnisse befinden, unterschieden sind. Ein Leichenhaus, mit allem Nöthigen wohl versehen, ziert die dritte dieser Abtheilungen, und um

ſchönen Friedhof ſchmücken zahlreiche Denkmale berühmter und verdienter Männer. Am Johannistage begeht Leipzig ſein Allerſeelenfeſt, und ſchmückt mit Blumen und Thränen die Gräber ſeiner lieben Entſchlafenen.

Die Waiſenhauskirche befindet ſich im Georgenhauſe, das neben andern Wohlthätigkeits- und Beſſerungsinſtituten auch die Waiſenanſtalt umſchließt. Daſſelbe war anfangs, vor dem Rannſtädter Thor gelegen, ein Hoſpital, dann Krankenhaus, verödete dann und brannte endlich nieder. Das dermalige Haus erbaute der Rath 1709 und richtete es zu einem Zucht- und Waiſenhaus ein. Das Kirchengebäude ſteht auf drei Seiten frei, und iſt 4 Stock hoch, die Kirche ſelbſt umfaßt 3 Stocke, iſt klein, doch freundlich und zweckmäßig.

Die Kirche der Reformirten iſt ſeit 1707 im Amthauſe am Thomaskirchhof befindlich. Sie kann, zufolge der kirchlichen Satzungen dieſer Gemeinde, nur einfach und ohne Schmuck ſein.

Die katholiſche Kirche (die Gemeinde zählt circa 1200 Seelen) iſt in einem Erkgeſchoß der Pleißenburg und datirt aus dem Jahre 1710, 1767 wurde ſie erneut. Sie enthält 3 ſchöne Altäre und das Grabdenkmal des Reichsfürſten Jablonowsky, welcher der Gründer einer wiſſenſchaftlichen Geſellſchaft wurde.

Die Kapelle der Griechen, darin ein Archimandrit den Gottesdienſt verſieht, befindet ſich im Hauſe 380 der Katharinenſtraße.

Die Juden halten ihre Gottesverehrung in einem Saal in der Nähe des Thomaspförtchens.

Den Wiſſenſchaftsanſtalten Leipzigs reiht die Univerſität naturgemäß voran. Ihre reichhaltige Geſchichte kann hier nicht abgehandelt werden. Sie erlitt im Laufe der Zeiten ſehr mannichfaltige Umwandlungen, und erhielt nach 1830 eine ganz neue Verfaſſung. Dieſe beruht noch auf dem Fachwerk der Facultäten, deren erſte, die theologiſche, 6 ordentliche Profeſſoren zählt; die Juriſtenfacultät hat deren 5, die mediciniſche 10, die philoſophiſche 11. Jede der 4 Facultäten hat noch eine Anzahl außerordentlicher Profeſſoren und Privatdocenten.

Die Verhältniſſe der Studirenden ſind 1835 durch ein ſtrenges Disciplinargeſetz geregelt. Ihre Zahl iſt durchſchnittlich wenig über 1000, davon in der Regel ⅓ Ausländer ſind. Die Univerſität hat zahlreiche Stipendien, Freitiſche, das Convict, einen großen

Speisesaal für arme Studirende, Preiße für wissenschaftliche Fragen u. s. w. Ihre Sammlungen sind die Folgenden:

1. Die Universitätsbibliothek, aus geringen Anfängen entstanden, aus aufgehobenen Klöstern und durch Vermächtniße wie durch Ankäufe beträchtlich vermehrt, zählt weit über 100,000 Bände, ohne die Handschriften und zahlreichen Dissertationen. Sie ist im Augusteum in drei verschiedenen Sälen aufgestellt, und reich an Druckincunabeln vor 1500; mit ihr ist eine Landkarten- und eine Münzsammlung verbunden.

2. Die anatomische Anstalt enthält eine reiche Präparatensammlung, und ist im Paulinum befindlich, wo auch

3. das physicalische Cabinet aufgestellt ist. Ebendaselbst befinden sich

4. die naturhistorischen Sammlungen, gut ausgestattet mit zoologischen und mineralogischen Gegenständen. Zur Universität muß endlich auch

5. die Sternwarte im Schlosse Pleißenburg mit einer Sammlung trefflicher astronomischer Instrumente, und

6. der botanische Garten, hinter der Wasserkunst, gezählt werden. Der Letztere wurde der Universität 1806 vermacht, ist nicht sehr groß, doch gut gepflegt und seinem Zweck entsprechend.

Mit der Universität verbunden und unter deren unmittelbare Aufsicht gestellt ist das Hebammeninstitut, früher im Gebäude der Entbindungsschule, im botanischen Garten, hernach in die Dresdner Straße verlegt — das Taubstummeninstitut, und mehre andre Wohlthätigkeit und Unterstützung Kranker und Hülfsbedürftiger bezweckende Anstalten, so wie einige Gelehrten-Vereine, deren weiter unten gedacht wird.

Die beiden gelehrten Schulen Leipzigs sind das Thomasgymnasium und das Nicolaigymnasium. Die Thomasschule, wie dieses Gymnasium auch genannt wird, ging aus einer Klosterschule hervor, und ist eine schöne Stiftung. 60 Alumnen erhalten in ihr Kost, Wohnung und den nöthigen Geldbedarf, dafür bilden sie ein Sängerchor, das sich stets trefflicher Leitung erfreute, und dessen schon gedacht wurde.

Außer den Alumnen besuchen auch andre Schüler, Externen, dieses Gymnasium, und es sind aus demselben sehr tüchtige Gelehrte hervorgegangen. Die Anstalt hat 6 Klassen, von denen die beiden untersten ein Progymnasium bilden.

Die Nikolaischule entstand auch im Mittelalter, um 1395, entwickelte sich im Laufe der Zeit immer erfreulicher und erhielt namhafte Verbesserungen. Mit ihr wurde Ostern 1831 ein Pädagogeum verbunden. Beide Gymnasien haben besondere Bibliotheken.

Sonstige Schulen Leipzigs sind: die Rathsfreischule, die sehr gut dotirt, wie geleitet ist; die Bürgerschule, mit einer höhern Bürger- oder Realschule verbunden, die Handelsschule, eine Stiftung der Kramerinnung zur Bildung künftiger Kaufleute, mit reicher Bibliothek und schönen Sammlungen; die Bürgerschule der römisch-katholischen Gemeinde. Außerdem noch eine Menge Freischulen, Gewerbsschulen und Privatinstitute für Erziehung und Unterricht.

Die Akademie der bildenden Künste, wie schon gesagt, ein Zweig der Dresdner, ward im Jahr 1764 gegründet, und veranstaltet nach den beiden Hauptmessen öffentliche Ausstellungen des von ihren Zöglingen Geleisteten, aus den Gebieten der zeichnenden und plastischen Künste. Hier sei auch gleich angeführt:

Der Kunstverein, seit 1837 in das Leben getreten; er legte den Grund zu einem städtischen Museum, und zählt in und außer Leipzig viele Mitglieder. Er veranstaltet permanente, so wie alle 2 Jahre eine Hauptausstellung, verlooft die Ankäufe zum Theil, theils reservirt er sie dem Museum, und vertheilt ein Jahr um das andere an die Mitglieder ein werthvolles Kunstblatt. Schon vor seiner Begründung bestand aber ein Kunstverein, wöchentlich einmal an den Winterabenden sich versammelnd, um werthvolle alte und neue Werke der zeichnenden Kunst zu betrachten und zu besprechen, die aus den reichen Privatsammlungen mehrer Mitglieder vorgelegt wurden.

Eine der größten Zierden Leipzigs ist die Rathsbibliothek. Diese ist in einem großen Saale des Gewandhauses äußerst zweckmäßig aufgestellt, den ein kunstvoll gearbeitetes Eisengitter von einem Vorsaal scheidet, welchen Abgüsse von Antiken, werthvolle Cranachsche Gemälde und sonstige Sehenswürdigkeiten zieren. Diese Bibliothek wurde durch einen Leipziger Juristen, Ulrich Große, 1671 als eine städtische begründet, und erhielt äußerst wichtige Bereicherungen, unter denen die letzte, wichtigste, die des Professor Pölitz, (1827) war. Sie enthält 2000 Manuscripte, und gegen 40000

Bände, darunter viel Seltnes und Hochschätzbares, nebst einer 6000 Stück umfassenden Münzsammlung.

Zahlreiche Vereine für alle Strahlungen wissenschaftlichen Geistes zeichnen Leipzig aus, welche zum Theil mit der Universität in engem Verbande, zum Theil auch von derselben ganz unabhängig bestehen. Es sei angeführt: die deutsche Gesellschaft zur Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer, die aus Trümmern der 1697 begründeten Görlitzer Gesellschaft, die sich von 1722 an Deutschübende poetische Gesellschaft nannte, mit vorzugsweiser Richtung auf das Historische, erstand, und eine interessante Sammlung von Kunst- und antiquarischen Gegenständen besitzt. Die Bibliothek der frühern deutschen G. wurde der Rathsbibliothek einverleibt. Diese Gesellschaft zählt auch im Auslande viele Mitglieder, veröffentlicht ihr Erforschtes durch Schriften und hält monatliche Versammlungen. Neben ihr besteht auch noch eine Gesellschaft für deutsche Sprache und Literatur. Das Jahr 1765 rief die Leipziger ökonomische Gesellschaft ins Leben, deren Lokal in der Pleissenburg eine Modell- und Büchersammlung bewahrt. Die fürstl. Jablonovskysche Societät der Wissenschaften ward als Verein für Geschichte, Physik und Oekonomie 1774 begründet und giebt jährlich drei Preisfragen auf, die den, welcher sie am besten löst, mit einer goldnen Medaille, 24 Dukaten an Werth, belohnen.

Seit 1784 wurde eine philologische Gesellschaft begründet, welche seit 1809 zum königlichen Seminar erhoben, fortbesteht. Eine frühere Linneische Gesellschaft ist seit dem Jahr 1824 mit der Leipziger naturforschenden Gesellschaft vereinigt, die 1818 begründet wurde, und schöne Bücher- und andere Sammlungen besitzt. Die griechische Gesellschaft datirt ihr Entstehen von 1798; die historisch-theologische Gesellschaft besteht mit einem histor. theologischen Seminar verbunden, seit 1814, resp. 1830, und so sind fast alle fachwissenschaftliche Doctrinen der Universität durch Societäten noch mehr gewahrt und vertreten. Die polytechnische Gesellschaft trat 1824 ins Leben.

Das literarisch-geistige Leben ist vielfach gewahrt. Zahlreiche Zeitblätter, außer den ausschließlich politischen, erscheinen in Leipzig, theils rein wissenschaftlich, oder rein kritisch, oder auch Unter-

haltung mit Belehrung verbindend, und meiſt mit gutem Geiſt und wackerer nationaler Geſinnung redigirt.

Der Literatenverein, ſeit 1842 als deutſcher Literatenverein conſtituirt, daher auch auswärtige Mitglieder aufnehmend, wahrt, nach verſchiedenen Richtungen ſtrebſam, in achtbarer Weiſe die Intereſſen der Literaten, begründete einen Fonds zur Unterſtützung armer Schriftſteller durch Abendunterhaltungen und geeignete Vorträge in dieſen, und berechtigt zu erfreulichen Hoffnungen.

Die Buchhändler begründeten 1825 einen über ganz Deutſchland verbreiteten Börſenverein zur Wahrung der geiſtigen, wie der materiellen und merkantilen Intereſſen des Buchhandels. Der im Jahr 1828 gebildete mitteldeutſche Handelsverein konnte die von ihm gehegten Erwartungen nicht erfüllen, und wurde vom allgemeinen deutſchen Zollverein, dem Sachſen beitrat, abſorbirt. —

Leipzig hat ſich von jeher den Ruf bewahrt, Wohlthätigkeit gern zu üben, daher iſt es auch reich mit Inſtituten verſehen, welche deren Ausübung nach geregelten Normen bezwecken. Der zahlreichen Stipendien und Freitiſche für arme Studierende wurde ſchon gedacht. Für Verpflegung armer, alter und kranker Perſonen beſteht das Johannishoſpital, eine reiche Stiftung am Johanniskirchhof, die 100 Pfründner aufnimmt. Das Georgenhaus verpflegt gegen 100 Waiſenkinder, aber auch andere Arme und Gebrechliche, und hat 1820 eine Stiftung für Ausſtattung ſittlicher Bräute, die in ihm erzogen wurden. Ein Arbeitshaus für Freiwillige giebt ſeit 1792 ſolchen Armen Beſchäftigung, die ſie ſuchen, und iſt mit einer Freiſchule für arme Kinder verbunden. Ein Almoſenamt gewährte ebenfalls ſeit 1704 Armen und Kranken Unterſtützung und Pflege, und wurde durch Gründung einer Armenanſtalt 1803 weſentlich erweitert und mit einer Armenſchule verbunden, in welcher zahlreiche arme Kinder unterrichtet werden. Durch die Stiftung eines ſehr edlen Mannes J. C. Hartz wurde noch eine Anſtalt zur Aufſichtführung über Ziehkinder errichtet, und ein neues Armenhaus erbaut.

Das Jacobshoſpital oder Lazareth iſt mit einem Klinikum verbunden, und wirkt in gleicher Weiſe für Krankenpflege wohlthätig und dankenswerth. Eine Augenheilanſtalt trat 1820

ins Leben, wurde 1824 durch einen Verein erweitert und konnte 1835 ein eignes Haus erbauen. Die in Reichels Garten begründete Struvesche Trinkanstalt künstlicher Mineralwässer half manchem Leiden ab. Badeanstalten finden sich ebenfalls in Reichels Garten, beim Jacobshospitale sind öffentliche, bei der Angermühle künstliche Flußbäder, außerdem bestehen in der Stadt und den Vorstädten noch mehrere Badeeinrichtungen von Privaten.

Auch die Freimaurerlogen haben sich in Leipzig stets wohlthätig und milde Zwecke fördernd erzeigt. Es sind derselben drei. Bereits 1741 wurde die Loge Apollo begründet; aus ihr ging die Loge Minerva zu den drei Palmen hervor. Diese hat ein eignes Haus. Die zweite Loge führt den Namen Balduin zur Linde und erbaute ebenfalls ein schönes Logengebäude. Die dritte nahm wieder den alten Namen Apollo an. Sie bieten erwünschten Anknüpfungsbaud, zu den Anstalten für höhere Kunst und edle Geselligkeit überzugehen.

Anstalten für Leipzigs geselliges Leben.

Das Theater bleibt unter diesen immer dann die erste, wenn ihm durch geeignete Locale und gute Kräfte so viel Entfaltung vergönnt wird, um angemessene Ansprüche befriedigen zu können. Es bietet dann überall dem Geschäftsmann Erholung von der Arbeit und geistigen Genuß, dem Kenner Schärfung seines Urtheils, der Jugend Belebung des Sinnes für das künstlerisch Schöne, der Menge Unterhaltung und Vergnügen.

Das Leipziger Theater, dessen Verhältniß zu Stadt und Publikum schon oben berührt wurde, ist gar wohl im Stande, höhere Anforderungen zu befriedigen. Das Schauspielhaus wurde 1817 erbaut, erhielt 1826 eine Erneuung im Innern, und in neuester Zeit eine abermalige, nebst Gasbeleuchtung. Das Auditorium besteht aus Parquet, Parterre, Parterre Logen, zwei Reihen Logen, vor denen Gallerien angebracht sind, und einer obern Gallerie. Ein Concertsaal an der Hauptfronte über dem Vestibüle dient zugleich als Buffet. Während der Messe wird täglich und zu erhöhten Eintrittspreisen gespielt. Hinter dem Hause ist ein Gebäude für Garderoben- und Decorationen-Aufbewahrung bestimmt. Mehrere Privattheater blühen ebenfalls in Leipzig.

Neben dem Theater befindet sich die Reitbahn, ein neues massives Haus mit Ställen und der Wohnung des Universitäts-Stallmeisters und einer Sommerreitbahn.

Das große Concert, (Gewandhausconcert) bereits 1743 begründet, zuletzt in das Gewandhaus siehend verlegt, konnte 1843 das Jubiläum seines Bestehens würdig feiern. Die Singakademie entstand zur Beförderung und Hebung der ernsten und höheren Vocalmusik, und bot oft erhebende Kunstgenüsse. Der Pauliner-Sängerverein hilft den Gottesdienst in der Universitätskirche durch edle Kunstleistungen erhebender machen. Die Gesellschaft Euterpe bildete sich für Pflege guter Instrumentalmusik. Gute Kirchenmusiken ist man in Leipzig gewohnt zu hören, und zwar jeden Sonntag abwechselnd in einer der beiden Hauptkirchen. Der allsonnabendlichen Motetten des Thomanerchors ward schon oben anerkennend gedacht. Gartenmusiken fehlen nur selten an den Lustorten. Die Bälle finden mehr in den geschlossenen Gesellschaften statt, als daß sie öffentlich wären, sind aber dann meist brillant und höchst anständig. Im Schauspielhaus werden jeden Winter eine oder einige Maskeraden gehalten. Die großen Bälle im Gewandhaussaale sind glänzend und vornehm. Auch der Professorenverein giebt schöne Bälle, auf denen Tänzer nicht mangeln, wie es sonst bisweilen der Fall ist. Für geselliges Vergnügen traten überhaupt schon frühzeitig Vereine in Leipzig zusammen, und es bilden sich fortwährend neue. Die Freude ist ein ewig junges Mädchen, das sehr gern tanzt. Die Harmonie entstand 1775, und weiht ihre Mittel nicht nur dem Vergnügen, sondern auch der Wohlthätigkeit.

Die Ressource blüht seit 1790, andere Gesellschaften sind die Concordia, die Erholung, der Schachclubb, die Schützengesellschaft mit herrlichem Hause, der Tunnel. Die bedeutenderen Gasthäuser, Restaurationen, Kaffeehäuser in der Stadt, wie die Italienerhandlungen und Kellerschenkwirthschaften, nicht minder die Conditoren vereinigen meist zu geeigneten Stunden eine große Zahl froher Menschen, und auch die Bierwirthe erfreuen sich zahlreichen Zuspruchs. Im Hôtel de Pologne sind oft glänzende Diners, Soupées und Bälle, ebenso in den Hôtels de Baviere, de Saxe, de Russie und im großen Blumenberg. Im Hôtel de Prusse finden Donnerstags Concerte statt. Frequentirte Italiener-

handlungen sind Alippi, Pellegrino del Martello, Primavesi, Berenelli, Peter Mantel, bei letzterm auch bayrisches Bier. Die besseren Conditoreien sind Rintschy, Clermont, Feliche, Artus, Friedenreich. Die Weinwirthschaften in den Kellern, trefflich eingerichtet und mit allem Wünschenswerthen versehen, haben viel Originelles. Treibers Keller am Markt hat wohl den meisten Raum und die meiste Eleganz, Pierers Keller aber das meiste historisch-poetische Interesse, denn es ist derselbe, aus welchem weiland

Doctor Faustus zu dieser Frist aus Auerbachs Keller geritten ist
Auf einem Faß mit Wein geschwind, welches gesehen viel Mutterkind. —

Gärten und Umgebungen.

Die nahen Umgebungen Leipzigs bieten erstaunlich viel Gelegenheit, den Hang zu heiterer und harmloser Geselligkeit zu befriedigen. Die reizenden Gärten, die blühenden stattlichen, ja schier städtischen Dörfer vereinen oft frohe Menschen. Es werde hier in naturgemäßer Folge zunächst der halb- oder ganz öffentlichen Gärten, dicht an der Stadt, dann der entfernteren und zuletzt der besuchtesten Dörfer gedacht.

Reichels Garten liegt der Thomaspforte gegenüber. Er wurde in Form eines Fächers angelegt, und zwar von solcher Größe, daß es möglich geworden, in demselben neben seinen ursprünglichen bedeutenden Gebäuden eine Menge anderer Häuser, große und kleine anzulegen, die förmlich eine kleine Vorstadt bilden und eine gegen 1000 Seelen umfassende Bevölkerung zählen. Eine Menge kleiner Lustgärtchen, Wirthschaften, Tabagien, Badeanstalten u. s. w. sind in dieser netten Gartenstadt zu finden, die schon ihrer idyllischen Eigenthümlichkeit halber den Besuch verdient. An ihre Grenzen stößt ostwärts Rudolphis, jetzt der Riedelsche Garten, eine sehr belebte und beliebte Gartenwirthschaft, in welcher mehrentheils zur Ostermeßzeit die Buchhändler ihre Krebssuppe speisen. Der Garten bietet keine andere Annehmlichkeit als schattige Berceaux und Alleen.

Der Richtersche (Kleinbosesche) Garten liegt mit Alleen und neuem Bassin zwischen dem Reichels-Garten und dem folgendem.

Gerhards, früher Reichenbachs Garten ist theils ein ächter Kunstgarten alten Styls mit hohen Taxus- und Laubwänden,

Kiesgängen, Statuen u. dgl. theils ein sehr anmuthiger Naturpark, der mit mancherlei stattlichen, eleganten und zierlichen Gebäuden, Brücken, Teichen, Wendeln u. s. w. wie mit lieblichen Kindern der Flora geschmückt ist. Seine Anlage fällt in das Jahr 1790. Seine größte Berühmtheit, obschon er stets unter Leipzigs Gärten als einer der schönsten mit Recht galt, verschaffte ihm Poniatowskis Tod in den Fluthen der dicht an diesem Garten vorbeiströmenden Elster, wo ein einfacher Steinwürfel die Unglücksstätte bezeichnet. Ein größeres Denkmal für den polnischen Helden steht eine Strecke davon an schöner, von Trauerweiden schwermuthig überhangener Stelle. Nicht weit von Gerhards Garten, doch von ihm aus nur auf Umwegen zu erreichen, liegt auch die große Funkenburg, ein Vorwerk, mit raumvollen Garten, der oft dem bürgerlichen Vergnügen dient, und einem großen Teich, wo häufig Wasser- und Lustfeuerwerke abgebrannt werden, Luftballons steigen, und sonstige Ergötzlichkeiten der großen Menge geboten werden.

Ganz nahe dem Reichenthale ist eine Sommerwirthschaft, verbunden mit russischen Bädern und einem Lustgarten, bemerklich; auch das Gasthaus zur blauen Mütze bietet seinen Gästen offene Räume im Grünen, die an das berühmte Jammerthal in Nürnberg erinnern. Ohnweit davon breitet Löhrs, jetzt Reils Garten, der Westseite des Theaters gegenüber, seine Reize aus. Er ist raumreich, geschmackvoll angelegt, hat schöne Alleen, viel Rasenland, und endet in einen Park mit einem Inselteiche in der Nähe des Gerberthores. Das Löhrsche Haus ist ein imponirender Palast.

Die Nordseite Leipzigs ist ganz von geschmackvollen, größern und kleinern Privatgärten umgrünt. An dieser Seite liegt auch Breuers Wintergarten mit herrlichen exotischen Gewächsen und schönen Glas- und Treibhäusern. Der Garten des Johannisthals ward schon gedacht. In gleicher Gegend breitet sich Reiners Garten, einer der größten Gärten Leipzigs aus, der auch zahlreiche Einzelhäuschen mit Gartenparcellen enthält. In der Nähe des Münzthors liegt links der Peterschießgraben, früher der Vergnügungsraum der Schützengesellschaft, und rechts ein großer Wiesenraum mit Gartenanlagen, deren eine den botanischen Garten bildet. Seegleiche Teiche umarmen einige Inseln, eine derselben, zu der ein Damm führt, trägt Gebäude mit einer Re

nannten und heißt Buon Retiro. Von da ab langen wir wieder nach dieser Gartenbau an Riedels und Reichels Garten an.

Unter den entfernteren Umgebungen Leipzigs nun gehört die in der Stadtnähe ohnweit des Rosenthaler Thores beginnende schöne Waldung, die das Rosenthal heißt, und berühmt genug ist, zu den reizvollsten. Dasselbe ist ein großer stattlicher Laubwald mit herrlichen Baumen, ausgedehnten Wiesenflächen, Lichtungen, kleinen Teichen und Parkwegen, der sich bis Gohlis und weiter erstreckt, von dort ab aber die Burgerane heißt. Es ist viel besucht, dieses Rosenthal; an schönen Sommersonntagen reißt der endlose bunte Spaziergängerfaden, der aus der Stadt nach Gohlis und zurück wallt, kaum auf Minuten ab. Zwei Conditoreien, die von Clermont, (Venerand) und Kintschy, meist ein Sammelplatz der vornehmen Welt und der schönen Geister, laden im Rosenthal zur Rast und Erquickung.

Einige Mängel nur verleiden längern Aufenthalt, dieß sind einmal die Leipzigs Fluren im reichsten Uebermaße zugetheilten blutdürstigen Mücken, dann die feuchten, das kalte Fieber leicht herbeiführenden Abenddünste, und endlich eine häßliche unaustilgbare Pflanze, deren Geruch während ihrer langen Blüthezeit die Spaziergänge verpestet: der Bärenknoblauch, Allium ursinum. Doch mag es auch Personen geben, denen dieser Duft ein angenehmer ist. Seitwärts dem Rosenthal liegt das Vorwerk Pfaffendorf, wo man gute Milch zu trinken pflegt.

Gohlis ist ein freundlicher Ort, in welchem Schiller eine Zeitlang lebte, welches Andenken ein in Leipzig vor mehreren Jahren gegründeter Schillerverein lebendig wieder erweckte. Das Dorf ist im Sommer fast ganz von Leipzigern bevölkert. Es hat ein Schloß und zwei frequente Wirthschaften mit Gärten, Lauben und Esplanaden. Lohnend ist ein Ausflug über Gohlis und die Dörfer Möckern und Wahren nach Lützschena, die Besitzung des bekannten Freiherrn Speck-Sternburg mit Musterwirthschaften, bayerischen Bierbrauereien, Ziegelbrennereien, gutem Gasthof und herrlichem Park, nebst kostbaren Kunst- und Gemälde-Sammlungen des Besitzers, die derselbe gern zugänglich macht, so wie er auch mit ächter Liberalität während der Messen in Leipzig selbst einen Theil seiner werthvollen Gallerie zu einer unentgeldlichen Kunstschau aufstellt.

Leipzig ungleich näher liegen nun die Dörfer Cutritzsch mit

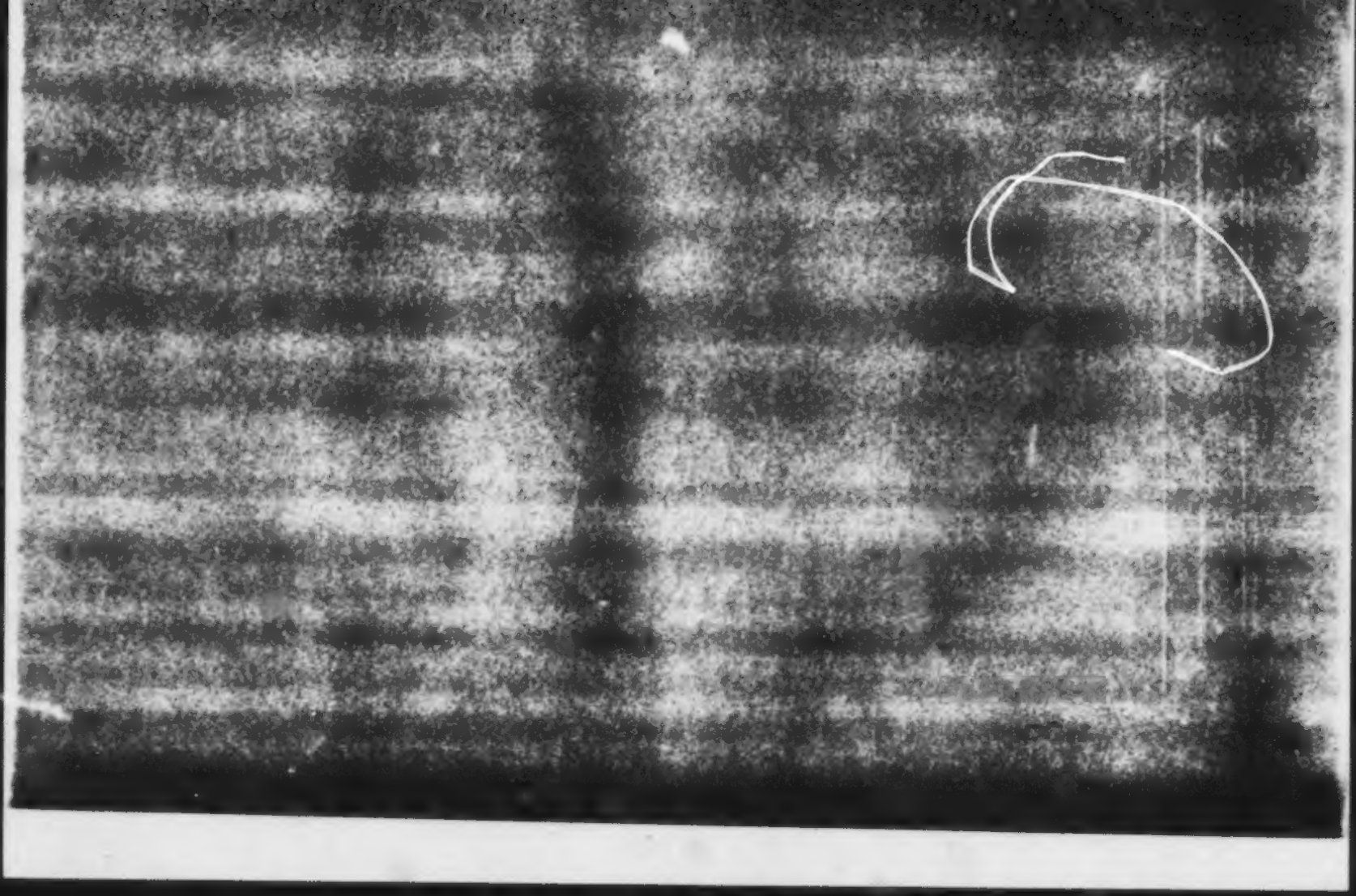
Schenkwirthschaften, wo namentlich Bock getrunken wird, welche ihre Freunde dort fesselt. Ohnweit davon liegt Schönefeld, ein nach der Völkerschlacht ganz neuerbautes, großes Dorf mit schöner Kirche. Schönefeld ist Thümmels Geburtsort. Dort wird alljährlich eine Art Volksfest, die Kletterstange, nach der Aernte gehalten, und viele Leipziger Familien haben Sommersitze daselbst. Nur eine Viertelstunde davon liegt Abtnaundorf mit Schloß, Park und botanischem Garten, auch besuchter Wirthschaft; und in dessen Nähe erhebt sich der kleine Hügel mit St. Thekla, an dessen Fuß auch eine Wirthschaft sich ansiedelte. Von Schönefeld führt eine Lindenallee nach Volkmarsdorf zu, wo die Landstraße zum heitern Blick und Emiliens Hölzchen leitet. Zahlreiche Dörfer und Dörfchen, unter der sanften Anhöhe des heitern Blick verstreut, werden einst noch alle mit Leipzig ein Ganzes bilden. Sie heißen unter einem Collectivnamen die Rebgärten, und sind meist nach Schönefeld eingepfarrt, doch Schenken hat jedes Einzelne. Im Gebiet dieser Gegend liegen auch die gern besuchten Kuchengärten, der große und der kleine, wo häufig Sommer-Concert und Tanz gehalten wird, und ihnen nahe liegt ein nicht gerade öffentlicher Garten, die Milchinsel, mit Schattenpartien und Promenaden. Machern mit Park und Fasanerie liegt einige Stunden entfernt am Wege nach Wurzen.

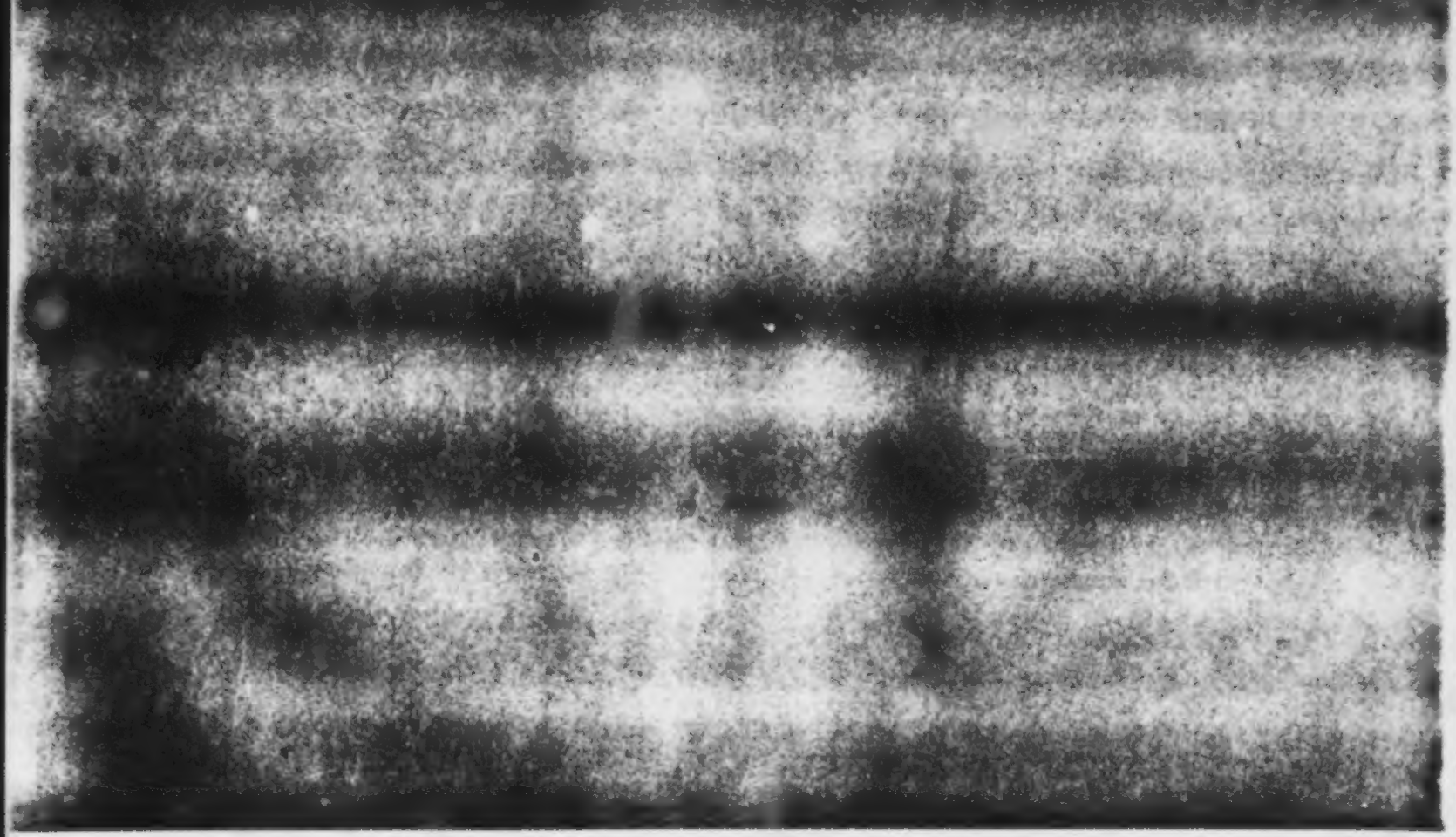
Die sogenannten Straßenhäuser, eine Häuserreihe der nach Grimma führenden Straße entlang, und der Thonberg, dessen alter Name Uebeleisen sagenhaft commentirt wird, sind oft von Stadtgästen besucht. Der Thonberg hat eine belebte Gastwirthschaft, und man kegelt dort gern um eßbare Preiße. Auch das ihm nahe Dorf Stötteritz erhält von der Stadt aus Besuch, ungleich mehr aber Zwei-Naundorf, wo ein reizvoller Park in seine Schatten ladet. Geschichtlich merkwürdig sind die in einem der Stadt zugekehrten spitzen Dreieck liegenden Orte Propstheide, Liebertwolkwitz und Wachau, weil in und bei ihnen die Stellung der drei verbündeten Monarchen während der Otteberschlachttage war; der Monarchenhügel, von dem aus sie den Sturm auf Propstheide zusahen, erinnert an jene blutige denkwürdige Zeit. Wachau ist Rabeners Geburtsort, hat einen schönen vielbesuchten Garten, und in seiner Nähe entschied sich die Völkerschlacht. Liebertwolkwitz ist ein Flecken, der als erstes Brand-

opfer auf dem Altar der Vaterlandsfreiheit schon am 11. Oktober 1813. in Flammen aufloht.

Nicht fern von Propstheide liegt das freundliche Dorf Connewitz, ein Ort, dessen Name schon wendischen Ursprung verräth, hätten sich auch nicht daselbst wendische Begräbnißurnen gefunden. Es umschließt eine Menge schöner Landsitze und hat eine gern und viel besuchte Gastwirthschaft. Eine Menge Dörfer dieser heitern Ebene, welche die Pleiße still durchzieht, bieten den die Landluft im Sommer suchenden Leipzigern Asyle. Als eines der beliebtesten und besuchtesten gilt das heitere Cythra mit Schloß und besuchenswerthem Parke. Dem Laufe der Elster folgend, erreichen wir, uns der Stadt wieder nähernd, Knauthein, mit alterthümlicher Kirche, die ein byzantinisches Portal zeigt, und zwei guten Wirthshäusern. Ueber Groß- und Klein-Zschocher, bei letzterm ein Grauwackeschieferbruch, und ein schöner Garten, nebst der Elsteraue, die von Parkwegen durchschnitten ist, wird Schleußig erreicht, das ungemein freundliche Ziel sonntäglicher Morgenspaziergänge, wo guter Kaffee, Kuchen, Musik und harmlose Gesellschaft aus allen Ständen gefunden werden. Wer die Natur und die Freude zugleich zu seinem Gemüth will sprechen lassen, wähle einen solchen frühen Ausflug. Will er einsam sein, so bieten das umbuschte Elsterufer und drüben der stille Wald mit stolzen Eichen ihren sanften Frieden. Die Heimkehrenden tragen leichte Nachen durch das Ufergrün, aber auch der Weg durch die Waldung ist bei trocknem Wetter reizend. Auf diesem kommt man am Brand-Vorwerk vorüber, das auch eine Gastwirthschaft enthält. Weiterer Ausflug könnte von Schleußig über Plagnitz, wo eine ungemeine Anzahl hübscher Landhäuser und Sommersitze prangen, nach dem beliebten Lindenau gemacht werden. Auch dort reizende Villen in Menge, so daß man sagen könnte, Leipzig liegt vor Leipzig, oder Leipzig kommt einem eine kleine Stunde weit entgegen. Ein elegantes Kaffeehaus und der Gasthof zu den 3 Linden, ist stets gern besucht, selbst im Winter, weil oft wenn die Elster zugefroren ist, Schlittschuhfahrten auf der Elster von Leipzig aus gemacht werden, aus welcher die Luppe dann nach Lindenau führt.

So wären die anziehendsten Orte der Umgebung Leipzigs durchwandert, und eine schöne Allee bringt wieder von Lindenau nach der freundlichen und stattlichen Lindenstadt zurück.





Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Ludwig Bechstein und B. Kleinknecht.

II. Section. I. Lieferung.

Paris.

Schweinfurt,
Kleinknecht und Schäfer's Kunstverlag
1844.

Paris.

Paris, Frankreichs gewaltige Hauptstadt und Königsresidenz auf wenigen Bogen schildern zu wollen, erscheint es nicht vermessen? Was ist nicht alles über Paris geschrieben worden, was wird nicht täglich über diese Weltstadt geschrieben, die in ewig neuen Metamorphosen stets begriffen, doch ein fest ausgeprägtes beständiges Antlitz zeigt, in dem die Jahrhunderte zwar die Spuren mächtiger Verwandlungen zurückließen, das aber immer eine Aera der andern kenntlich und kennbar überliefert!

Wir dürfen bei den enggezogenen Grenzen unsrer Städteschilderungen uns nicht an die beweglichen Bilder, nicht an die bewegenden Kräfte halten, noch weniger diese letztern zu zergliedern versuchen, sondern wir müssen wie mit einer Camera obscura ein feststehendes sonnigbelles Totalbild erfassen, welches dann, sei es auch noch so klein abgespiegelt, doch in aller Farbenfrische, in richtiger Perspektive und in voller Wahrheit dem Urbilde gleicht.

Geschichtlicher Ueberblick.

Der mythische Duftschleier, der über den Anfängen der meisten großen und berühmten Städte hängt, mangelt auch denen von Paris nicht, obschon der Beginn in Zeiten leuchtet, wo über den künftigen Wiegen anderer Städte noch chaotisches Dunkel ruhte. Die Seine umwogte, durch eine von einem keltischen Volksstamme bewohnte Landschaft fließend, mehrere Inseln, und ihre morastigen Ufer bedeckten weitausgedehnte Wälder. Als das ländergierige Rom seine Adler nach Gallien trug, nannten seine Krieger den Volksstamm, der ihnen dort hemmend entgegentrat, Parisii, eine Benennung keltischen Sprachstammes, so viel als Grenzer, und als der siegreiche Cäsar hernach das bezwungene Gallien in drei Theile theilte, blieb die Seine Grenzfluß des Belgenlandes.

Auf der größten der erwähnten Seine-Inseln lag, durch den Strom gegen feindliche Ueberfälle noch besser als durch seine hölzernen Mauern geschützt, der Hauptort jenes keltischen Volksstammes, zugleich Asyl und Schirmhut für den schwächern Theil der Bevölkerung und der nährenden Heerden, wenn ein Feind die Gegend bedrohte. Zwei Brücken verbanden diesen Inselort mit dem nördlichen und südlichen Festlande, und vielleicht diente der nächste Inselhain auch dem einfachen Kult, den die Druiden pflegten.

So, und mit dem keltischen Namen Louton Hezi benannt, welches Wasserwohnung bedeutet, fanden die Römer jene keltogallische Niederlassung, eroberten sie, und nannten sie, den alten Namen corrumpirend, analog dem dort vorgefundenen kothigen Boden, Lutetia Parisiorum, vom römischen Worte lutum, Schmutz, oder nach Andern, zuerst Lucotetia.

Cäsar fand den Ort ganz geeignet zum Mittelpunkte seiner Unternehmungen in Gallien und Belgien, und obgleich kriegerische Stürme die Ansiedlung vernichteten, die Römer bauten das Zerstörte sauberer wieder auf, und setzten an die Stelle des einfachen Kultes der alten Gallier den ihrigen ein. Auf der Insel selbst erhob sich ein Jüstempel und die Umgegend zeigte auf dem die Gegend zunächst beherrschenden Kalkberge ein Heiligthum des Kriegsgottes; Merkur ward ein Tempel in der Gegend des heutigen Pantheon errichtet, und ein Cerestempel stand ohngefähr auf der Stelle der St. Sulpice. Zwischen dem Ceres- und Merkurtempel breiteten sich Weingärten aus. Das Bächlein Bièvre, das jetzt oberhalb der Austerlitzbrücke in die Seine fällt, schlängelte sich damals in anderer Richtung nach dem Ost-Ende der Insel zu.

Cäsar befestigte die Stadt mit Mauern und schützenden Kastellen auf den jenseitigen Stromufern, deren Benennung, das große und das kleine Châtelet, noch in die Gegenwart aus so fernen Zeiten klingt, und ihm zu Ehren hieß Paris eine Zeitlang: Julius Cäsars-Stadt.

Unter dem Papst Fabianus trug St. Denys das Christenthum nach Paris, weihte die heidnischen Tempel zu christlichen, und fand auf dem Mons Martis sein Martyrthum, — Montmartre.

Unter Julianus Apostata, der in Paris zum Kaiser ausgerufen wurde, ist schon von Römerpalästen außerhalb der Inselstadt die Rede, und der Herrscher bewohnte das Haus der Ther-

men, davon in der Rue de la Harpe, Hausnummer 63, noch wichtige Ueberreste gezeigt werden. In dieser Zeit ward der Name Paris schon vorherrschend, immer spät genug, um die überall geschäftige Gelehrtenfabel zu widerlegen, die dem mythischen Hirten Paris unbedenklich die Gründung der gleichnamigen Stadt zuzuschreiben versuchte.

Die Römerstadt an der Seine war schon zu einiger Blüthe gelangt, denn mehrere Kaiser weilten dort kürzere oder längere Zeit, als die Ostvölker nach Westen unaufhaltbar vordrängten, und die Franken sich im Lande festhaft machten. Der halbmythische König Merowig schlug und vertrieb den letzten römischen Statthalter Aetius aus Paris; Childerich bezwang Römer, Longobarden und Gallier, und Chlodio oder Chlodowig zertrümmerte vollends mit starker Hand das Römerthum in jener Gegend, und wählte als erster siegreicher und christlicher Frankenkönig Paris zum Herrschersitz. Unter ihm und seinen Nachfolgern Merovingischen Stammes erhoben sich nun christliche Kirchen, stiegen Paläste empor, umzog sich die Stadt mit Mauern zum Schutz gegen die feindlichen Normannen, die oft genug hart schädigend die Gegend überströmten; dabei aber machten Bildung und Gesittung eher Rück- als Vorschritte, und als der Merovingische Herrscherstamm zersplittert und abgedorrt war und jener der Karolinger blühte, kam Paris von dessen Flor wenig zu Gute, denn die Könige wohnten meist anderswo, und selbst Karl der Große war nur selten dort, da seinem regen Geist ein ruhiges Stillsitzen nicht zusagte, und die Völker und Lande, welche er seinem Scepter unterwarf, ihn genugsam beschäftigten.

Endlich wußten sich die Grafen von Paris der Herrschaft zu bemächtigen, deiner der Tapfersten, Eudo oder Eudes, vertrieb 857 die Normannen, welche die Hauptstadt eingenommen hatten und behaupteten, nach einer zweijährigen Belagerung,) und ihrem Geschlecht entsproßte im Laufe der Zeit der Capetingische Königsstamm. Unter Hugo Capet und seinen zum Theil ruhmreichen Nachfolgern nahm Paris schnell an Umfang, Reichthum und Schönheit zu; die Moräste wurden ausgetrocknet, die Wälder schwanden. Von da an läßt sich die wachsende Ausdehnung der Stadt historisch erweislich verfolgen. Hugo Capet wurde Erbauer des Gerichtspalastes an die Stelle des heutigen Palais de

Justize, und theilte zuerst die Stadt in 4 Viertel (Quartiere). Er gab den Schifffahrern, welche die Stadt bewohnten, besondere Rechte und Freiheiten, und ihm wird auch das Stadtzeichen, das später ein Wappen wurde: ein Schiff, zugeschrieben. Ludwig der Dicke erbaute den Louvre. Bischof Moritz von Sully ward Gründer der herrlichen Cathedrale Notre Dame. Auch die Templer kamen und erbauten einen Hof, und Philipp August wurde Erbauer mehrerer Kirchen, ließ die Straßenpflasterung beginnen und die ganze nun schon 252, 85 Hektaren *) umfassende Stadt mit einer ungleich festern Mauer wie die frühere, und mit Ringwällen umziehen, die Thore mit Thürmen versehen, und mit solchen auch den Strom schützen. Einer derselben war der Thurm von Neele, der später eine schauderhafte Berühmtheit erlangte, wie denn überhaupt ein großer Theil der Gebäude von Paris in ernster Lapidarschrift die Geschichte dieser Stadt verkündet.

Unter Ludwig dem Heiligen gewann Paris regelrechtere Gestaltung seiner innern Angelegenheiten. Schon vor ihm blühte die Hochschule auf, der Handel hob sich und gewann Ausdehnung; Hospitäler wurden errichtet; die Sicherheit der Stadt durch eine Schaarwacht und Thorwächter bestellt, und so gedieh und wuchs Paris ersprießlich, bis aus dem absterbenden Stamm der Carolinger die Raute von Valois den Königsthron umschlang.

Nicht ohne Wehen und Kämpfe konnte für die so großartig sich entwickelnde Hauptstadt Frankreichs die Zeit vorübergehen. Eduard III., König von England, sprach das Land an als mütterliches Erbtheil, Johann der Gute kriegte mit England und ward gefangen; während dieser Zeit erhob sich in Paris die Fahne des Aufruhrs, aber der Dauphin, Carl V., kämpfte diesen nieder und züchtigte die Aufrührer sehr empfindlich. Unter ihm gewann die Hauptstadt außerhalb der Mauern schon so viele Ausdehnung, daß neue Umwallungen und Befestigungen nöthig wurden, an denen man von 1367 an 16 Jahre baute. Das Palais des Tournelles erhob sich, und die nachher so fürchterliche Bastille, deren ursprüngliche Bestimmung nur die war, die Stadt zu schützen. In

*) 1 Are, circa 2 Quadratruthen, à 22 Schuh. Hektare, hundert Ares. Alle 252 Hektaren, 85 Ares.

dieſem Zeitraum entſtanden auch die Brücken St. Michel und Notre Dame.

Schwere Zeiten ſah Paris unter Carl VI., ſeinem wahnſinnigen König, und blieb in der Gewalt der Engländer bis zum Jahre 1456, während welcher Periode das Land verwüſtet, und die Heldenjungfrau von Orleans verbrannt wurde. Auf die Gräuel des Krieges folgten die der Peſt und des Hungers, und die vereinten Geiſeln der Menſchheit ſchlugen im Jahr 1438 über 50000 Einwohner nieder. So arg war die Verwüſtung des Landes, daß die Hauptſtadt ſich nicht einmal der Wölfe erwehren konnte, die ſchaarenweiſe hereinbrachen. Durch die große Hitze des Jahres 1466 entſtand ein Sterben, das die Stadt faſt ganz entvölkerte. Ein unerhörtes Mittel ward angewandt, ihr wieder Bewohner zu verſchaffen. Man öffnete ſie als Aſyl den Verbrechern aller Länder; dieſe kamen zahlreich hin, und wurden zum Theil die Ahnen der Bevölkerung.

Unter Ludwig XI. zählte das neu bevölkerte Paris wieder 300,000 Einwohner, und bedeckte 450,00 Hektaren Landes, immer weiter wachſend und Raum gewinnend, immer höherer Bedeutſamkeit zuſtrebend. Im Jahr 1470 ließ ſich ſchon der erſte Buchdrucker zu Paris nieder, und die Incunabelwerke zeigten in ihren Ausſtattungen eine raſche Entfaltung der Schweſterkünſte Xylographie und Typographie. Die Poſten wurden errichtet, und ungeheure Bauten, neue Weltwunderwerke, wurden begonnen unter Franz I., dem ritterlichen Könige.

In vollſter mittelalterlicher Blüthe war Paris jetzt ſchon ein Mittelpunkt der Wiſſenſchaft, der Bildung der feinen Sitte und Courtoiſie. Der neue Louvre entſtand an der Stelle der alten gethürmten Königsburg, das Stadthaus, das Arſenal, die Tuilerien mit ihrem berühmten Garten, von Heinrich II. Gemahlin, Catharina von Medizis, ins Daſein gerufen. In dieſer Zeit hielten ſchon viele deutſche Reichsfürſten zu Paris eigne Botſchafter und Geſchäftsträger, welche über die politiſchen Ereigniſſe berichteten, und dieſe gleichzeitigen Berichte ſind für die Geſchichtforſchung wichtige Quellen.

Welche Greuel Paris und Frankreich unter Carl IX. fanatiſchem Scepter ſah, iſt allbekannt. Sie ſpannen ſich blutig fort, bis der Bourbone Heinrich IV. nach Heinrich III. Ermordung

vor den Mauern der Stadt Paris — den Thron bestieg und eine neue glückliche Aera herbeiführte, seinem Andenken den unverwelklichen Kranz der Volksliebe wand, und seine Residenz, wie seine Stadt ungemein verschönte. Er ward Gründer des Friedens, Ordner des Staatshaushaltes, Vollender des Pont neuf, darauf noch heute wieder seine schöne Reiterstatue prangt; er erweiterte die Tuilerien, baute die Quais fertig, welche sich so reizend längs der Seine hinziehen, und den Strom in ein steinernes Bette zwängen. In Heinrichs Tagen entstand die Place Royal mit ihren Nachbarstraßen, damals, ehe die noch ziemlich unbebaute Faubourg St. Germain in die Mode kam, der Mittelpunkt der vornehmen Welt. Aber unter Ludwig XIII. begann die Blüthe der letzgenannten Vorstadt ihre aristokratische Glanzentwicklung, ohnerachtet auf dem Place Royal das Palais Royal erstand. Das Palais Luxembourg wurde als glänzender Kern des vornehmen Häuserlerns von St. Germain erweitert; Heinrich IV. Statue wurde auf dem Pont neuf errichtet, der Pflanzengarten des Königs angelegt und Paris dehnte sich nun vollends aus bis zu den Orten Roule, Ville d'Eveque, Popincourt und Neuilly, und schlang sie in seine Kreise.

Unter dem Scepter des prachtliebenden und verschwenderischen Ludwig XIV. heilten bald die Wunden, die der während der Minderjährigkeit dieses Königs entstandene Bürgerkrieg dem Fortgang der Macht- und Prachtentwicklung der Stadt geschlagen hatte. Paris bekam die schönen Plätze Vendome und des Victoires, und ein neuer Kunstgeschmack drängte den mittelalterlichen Ernst des Baustyls mehr und mehr zur Seite. Die imponirende und doch heitere Pracht der antiken Bauwerke Roms zugleich mit dem modernen Baustyl Italiens that sich nun kund an allen öffentlichen, wie an vielen Privatbauten. Die vorhandenen Straßen wurden, wo es irgend möglich war, erweitert, ihr Aeußeres verschönt, und achtzig Straßen erstanden ganz neu, nebst drei und dreißig Kirchen. Der grandiose Bau des Invalidenhauses erhob sich; das stattliche Observatorium, die Colonade des Louvre, der Pont-Royal, um die Communication von St. Germain mit den dieser Vorstadt gegenüber liegenden Palästen zu erleichtern, die Anlagen der elisäischen Felder, das alles sind Schöpfungen Ludwig des Großen. Statt der alten Thore entstanden Triumphbogen nach römischen Vorbildern, die alten Wallgraben wurden aus-

gefüllt, die Boulevards zum Theil mit Alleen bepflanzt, und als Ludwig XIV. 1715 die Augen schloß, überbreitete die Herrscherstadt der Könige Frankreichs ein Areal von 1,330,00 Hektaren, hatte 20 Stadtviertel.

Der Nachfolger Ludwig des Großen, Ludwig XV. verschönte und erweiterte Paris in gleichem Sinn und Geist, wie sein Vorgänger. Unter ihm entstand das stattliche Palais Bourbon, die jetzige Deputirtenkammer, die Kriegsschule am Marsfeld und die Ecole de Médecine. Der heiligen Genoveva ward ein prachtvoller Tempel begründet, das spätere Panthéon, und längs der Südseite wurden die Boulevards, diese Zier und große Annehmlichkeit von Paris, weiter geführt. Auch ein guter Theil der vielen, wahrhaft schönen Fontainen dankt Ludwig XV. seine Entstehung. Ludwig XVI. fand bei seiner Thronbesteigung eine Residenzstadt, deren Ringmauer sich über 9,858 Arpents *) ausdehnte, und die einen Flächenraum von 3370,00 Hektaren bedeckte. Dieser ungeheure Mauerring wurde von 60 Barrieren oder Thoren durchbrochen, und erhielt seine Herstellung eben unter diesem unglücklichen König. Auch einige Theater wurden unter Ludwig XVI. erbaut, namentlich das Haus der großen Oper und zwei andere Opernhäuser, und das Theater Francais am Palais Royal, welches letztere jetzt erst seine herrlichen Gallerien und noch mannichfaltige Verschönerungen erhielt. Die zum Carrousel-Platz aus der Vorstadt St. Germain führende Brücke wurde erbaut, und die ganze Stadt um 1789 in 60 Districte, bald darauf, 1791, in 48 Sectionen eingetheilt.

Der Sturm der Revolution brauste verheerend durch Paris; er zertrümmerte das scheusliche Gefängniß der Bastille, obschon Ludwig XVI. milder Sinn sie nicht in der perfiden Weise, wie die Vorgänger, bevölkert hatte, und wehte ihren Staub in alle Winde; er fegte 180 Klöster aus, warf die Statuen und Denkmäler von ihren Piedestalen, entvölkerte die Paläste und machte die Tempel zu Einöden. Auch dieser Sturm verwehte, und unter Napoleons glänzendem Gestirn ward viel des Zertrümmerten wieder hergestellt, zum Theil schöneren Zwecken überwiesen, und zahlreiche Neubauten entstanden. Neue Brücken zu den alten halfen die vermehrte Kom-

*) Morgen.

munikation des Südtheile der Stadt mit dem nördlichen erleichtern, die prachtvolle Börse erstand nach dem Urbild eines Griechentempels, und in ähnlicher äußerer Gestaltung wurde die prangende Kirche Madeleine begonnen. Neue Märkte wurden angelegt, wie neue Kirchhöfe.

Auch diese Periode ging vorüber und Napoleons Stern ging unter; den Nachkommen blieb genug zu thun, doch änderten sie die Physiognomie der Weltstadt nicht wesentlich, aber Straßen und Freiplätze gewannen an Schönheit, und es begann die Anlage der prächtigen Passagen, wo über schmalen Gäßchen und Durchgängen sich Dächer von Glas wölbten, der Boden sich glättete, Abends ein feenhafter Glanz sie durchleuchtete und man in reichen Bazaren des Luxus und der Mode wandelt.

Die Julirevolution des Jahres 1830 war zu vorübergehend, um auf die Stadt verändernd zu wirken, und die neubegonnene Dynastie Orleans wirkte eine Reihe von Jahren für Paris nur wohlthätig und mit Berücksichtigung der öffentlichen Denkmäler, welche dem Volke die Geschichte seiner Vergangenheit und seines Ruhmes erzählen. Sie stellte Napoleons ehernes Standbild wieder an seine frühern Stelle auf der Vendomesäule, ließ den kolossalen Elephanten, der den Bastillenplatz zieren sollte, und im Modell bereits fertig zu erschauen war, unausgeführt, und errichtete an seiner Stelle dort die Julisäule. Sie schuf den Triumphbogen des Sterns, und stellte in die Mitte des schönsten Platzes den Obelisken von Luxor auf. Sie säuberte das Palais Royal, ihr Familiengrundstück, von unsauberer Miethlingsschaft und wirkte auch darin im ethischen Sinne verschönernd.

Ludwig Philipp, König der Franzosen, fand Paris bereits über 3,000,000 Hektaren ausgebreitet, und nicht sicher genug geschirmt und gefestet. Eine Menge rundum und dicht an den alten Mauerring gerichte Städtchen und Ortschaften ließen die Stadt halboffen erscheinen, konnten einem von außen kommenden Feind gefährliche Haltpunkte bieten und so ward eine großartige Befestigung ersonnen, bestehend aus einer in weitem Umkreis um die Stadt gezogenen Umwallung und in einer näher oder ferner von letzterer sich ziehenden Kette von Festungswerken (Forts), deren ineinander greifende Schußlinien der ganzen Umgegend und zwei Drittheilen der Stadt Paris Verderben bringen können, falls ein

äußerer oder innerer Feind darin sich behauptete, und falls keines dieser Forts genommen wäre. Es sind derselben 15 — 20, und wir werden ihrer unten ausführlicher gedenken. Die Bevölkerung von Paris ist nicht allzusehr erbaut von dieser neuesten Manifestation ihrer Stadtgeschichte, und erblickt in den Forts minder Schutzwehren gegen äußere Angriffe, als Zwingburgen, um die leicht erregbare Volksmasse im Zaum zu halten, und nennt daher mit einem bösen historischen Stichwort die Forts — Bastillen.

Physikalisches und topographisches Bild von Paris. Winke für Fremde.

Paris, die Hauptstadt des Königreichs Frankreich, liegt 48° 50′ 11″ nördlicher Breite und 20′ 11″ östlicher Länge vom Meridian der Insel Ferro. Die französischen Geographen ziehen vom königlichen Observatorium zu Paris den ersten Meridian. Die längste Tagesdauer wird zu Paris 16 Stunden 6 Minuten gerechnet, der kürzeste Tag auf 8 Stunden 10 Minuten. Die größte mittlere Wärme ist 27 Grad des Reaumur'schen Thermometers, 1802 erreichte sie 29½ Grad. Der höchste Kältegrad ist gewöhnlich 7 unter 0, doch erreichte in den Jahren 1709 und 1788 die Kälte eine Höhe von 15 und 16 Graden. Der höchste Barometerstand ist bis zu 28 Zoll, 5 Linien gestiegen, der niedrigste Stand ist 27″ 3‴ und der mittlere 28″. Paris liegt 120 F. über dem Meere.

Die herrschenden Winde wehen aus Südwest und Nordost. Stürme sind selten, und auch die Winde nicht heftig. Der Regen fällt in der Regel sanft, der Schnee schmilzt bald wieder. Oft überhüllt die Stadt ein dichter Nebel. Die nördlichen Anhöhen schützen die in einer weiten Ebene gelegene Stadt gegen kalte Winde. Daher ist das Klima ein mildes zu nennen, und der April ist in Paris oft schöner, als im mittlern und nördlichen Deutschland der Mai. Er ist dort der Blüthenmonat, und es gedeihen im Freien Mandeln, Pfirsiche und Aprikosen. Der Boden ist talkig und sehr ergiebig. Hinter dem Montmartre, welcher noch sterile Stellen aufweist, breiten sich weite Strecken fruchtbarer Felder aus, eine lachende Landschaft, und überall begrüßt bebauter Boden.

wenn man die äußern Barrieren umwandelt. Von vorherrschenden Krankheiten ist bei einer so überaus volkreichen Stadt, wie Paris, nicht zu reden. Das milde Klima begünstigt einen durchschnittlich guten Gesundheitszustand der Bevölkerung, wobei die schädlichen Einflüsse welche zum Theil Wohnungen, Beschäftigungen, Lebensweisen ꝛc. ꝛc. üben, nicht näher in Betracht gezogen werden können.

Die Seine, welche Paris von Osten nach Westen durchströmt, entspringt in dem Wald von St. Seine, im Departement Côte d'Or. Auf ihrem 70 Meilen langen Laufe nimmt sie die Aube, die Yonne und die Marne auf. Ihre Breite ist an der Brücke des botanischen Gartens 166 Metres oder 420 Fuß, am Pont Neuf 263 Metres oder 809 Fuß. Ihr mittlerer Fall in unterm Pont Neuf und Pont Royal 20 Zoll in der Secunde. Häufig überschwillt die Seine ihr Ufer bette; die stärkste Ueberschwemmung erfolgte 1711, wo sie 24 Fuß und 9 Zoll über ihr Niveau stieg. Von Paris aus fällt die Seine nach einem Laufe von 85 Meilen, während dessen sie die Oise, die Eure und die Rille aufnimmt, bei Havre in den Ocean. Ihr Wasser wird in Paris allgemein als Trinkwasser benutzt; es hat jedoch die, Fremden oft unangenehm auffallende Eigenschaft, abführend zu wirken, daher anzurathen ist, es nur mit etwas Wein vermischt zu genießen. Für Reinigung und Filtrirung des Seinewassers bestehen mehrere, zum Theil großartige Anstalten. Der Strom ist fischreich und führt Aale, Alsen, Brassen, Karpfen, Neunaugen, Rothaugen, Lachse und Forellen. Besonders wichtig ist die Seine für den Handel durch ihre äußerst frequente Schifffahrt, welche der ungeheuern Consumtion der Hauptstadt dient. Sie ist stets bedeckt mit größern und kleinern Schiffen und Fahrzeugen, welche Manufacturprodukte, nebst Holz, Kohlen, Wein, Getraide, Futterkräuter aus den Provinzen zuführen, und der Anblick des Lebens und der Thätigkeit gewährt eine mannichfaltige Scenen- und Bilderschau. Viele große Schiffe liegen auch fest vor Anker in der Nähe der Quais, und dienen als Badeanstalten, von denen manche an Eleganz und Comfort nichts zu wünschen übrig lassen, andere dienen dem Geschäftsbetriebe der Wäscherinnen das ganze Jahr hindurch.

Außer der Seine durchrinnt noch ein gegen sie ganz unbedeutendes Flüßchen den östlichen Theil der südlichen Stadthälfte, die Bièvre, oder die petit Riviere des Gobelins. Sie entspringt

in der Nähe von Verſailles, bei Guyencourt, und macht in weitem Bogen einen Umweg von mehreren Meilen, um endlich unter dem Boulevard des Gobelins ſich in die Stadt Paris, d. h. in deren 12. Arrondiſſement einzuſchleichen, und ſich geräuſchlos unterm Quais de l'Hopital in die Seine zu verlieren.

Zum nordöſtlichen Stadttheil bildet der Ourcq-Canal eine Waſſerſtraße, die ſich in einer Reihe langer und ſchmaler Baſſins unter dem Namen Canal St. Martin durch vier Arrondiſſements, und auch unter dem Baſtille-Platz hinwegzieht, und gleich unterhalb der Auſterlitzbrücke ſich mit der Seine vereinigt.

Des Flächenraums, den Paris bedeckt, ward ſchon im geſchichtlichen Ueberblick gedacht. Er iſt, wie die Häuſer- und Einwohnerzahl in ſo ſtetem Wachſen, daß keine Angabe auch nur ein Jahr lang richtig bleibt. Man thut am Beſten, ſich hier runder Summen zu bedienen, und es können dem heutigen Paris getroſt 8 bis 900,000 Einwohner vindicirt werden, in 40000 Häuſern, die zum Theil herrliche Paläſte ſind.

Die Straßen ſcheiden ſich in Paris nach ihrer Richtung in parallele und perpendiculaire zur Seine. In den Paralleliſtraßen mit dem Strom läuft auch die Bezifferung der Häuſer in dieſer Richtung, und bei den perpendiculairen läuft auf beiden Seiten die Bezifferung nach dem Strom zu. Die gleichen Zahlen ſind rechts, die ungleichen links angeſchrieben. Die Parallel-Straßen ſind roth, die Perpendiculair-Straßen ſchwarz numerirt, und dieſe Zahlen ſind eingebrannt.

Paris zählt über 1200 Straßen, Gaſſen und Gäßchen, an 200 Paſſagen, 12 Avenuen, 28 große und kleine Brücken, 37 Quais, 7 Landungsplätze, 20 Märkte, 75 öffentliche Plätze, und wird jetzt in zwölf Diſtricte, oder nach dem Sprachgebrauch Arrondiſſements eingetheilt, deren jedes wieder in 4 Quartiere zerfällt und unter einer beſondern Mairie ſteht. Wir werden ſie ſämmtlich durchwandern, und das Merkwürdigſte eines jeden namhaft machen, da auf dieſe Weiſe unſere Beſchreibung einem Fremden in dieſer großen Stadt leichter zum Führer dienen kann, als wenn wir unter beſondern Rubriken Kirchen, Paläſte, Denkmäler und Sammlungen einzeln beſchreiben wollten.

Im Beginn heben wir die königlichen Paläſte, Louvre und Tuilerien beſonders hervor, nachdem wir durch eine Doppelreiſe

um die äusseren Barrieren und um die Boulevards ein Totalbild vom Umfang der Stadt gewonnen haben.

Daß das Aeußere von Paris überall den Charakter einer Großstadt ausdrückt, bedarf wohl keiner Erwähnung. Woher der Fremdling nahe, er erblickt in weiter Ferne ein nebelumflortes Gebiet, aus welchem dunkle Massen emporragen, immer belebter werden die Landstrassen, es treten Orte entgegen, welche nun jenen fernen Duftflor mit allem, was er umschleiert, bedecken; ungeheure Aushängeschilde, riesengroße Lettern prunken und locken; ist das Paris? Nein, das wird la Villette sein, oder Grenelle, oder sonst eine der kleinern und größern Ortschaften, die wie Leibwächter die Barrieren von Paris umlagern, die aber nun alle in den großen Ringwall der neuen Befestigung mit eingeschlossen sind. Die aus Deutschland Ankommenden passiren wohl Alle meist la Villette, und die nach ihr genannte Barriere, da dort sowohl die nordwärts aus Belgien, wie die südostwärts von Nancy ꝛc. kommenden Strassen zusammengeleitet sind. Endlich halten wir an oder werden angehalten, die Ausweise werden abgefordert, das Gepäck durchsucht, und da hören wir wohl auch zufällig das Wort Octroy. Dieß ist die Einfuhrsteuer, denn alles, was vom Lande in die Stadt kommt, Wein, Spirituosa, Bier, Essig, Oel, Vieh, Früchte, Holz, Kohlen, Heu, Stroh, Steine, Ziegeln, Thon, Sand, Torf, Salz, Wachs, Talg ꝛc. müssen versteuert werden, davon hat die Stadt Paris alljährlich ein Einkommen von circa 36 Millionen Franken.

Bald, d. h. je nach kürzerer oder längerer Dauer der Visitation und der Fahrt durch die von Fuhrwerken aller Art belebten Strassen der Vorstädte wird nun das innere Paris gewonnen, und entfaltet vor den Blicken den Ausdruck seiner imponirenden Größe.

Dem Ankommenden sei gleich hier ein und der andere Wink gegeben, d. h. solchen, die zum erstenmal ohne kundigen Freund und Geleitsmann die Hauptstadt Frankreichs zum Vergnügen oder auch in Geschäften betreten. Andre bedürfen unsrer Winke nicht.

In den Höfen, wo die Postwagen und Diligenzen anfahren, finden sich immer Commissionairs, bereit das Gepäck des Fremden und ihn selbst nach einem Hôtel garni zu bringen. Gut ist's, die Wahl eines solchen nicht dem Commissionair zu überlas-

sen, gut, nicht aus allzu ängstlichen ökonomischen Rücksichten eine der wohlfeilsten wählen zu müssen. Indeß kann man auch bisweilen in Hôtels ersten Ranges eine Chambre garnie zu mäßigen Preisen erhalten. In diesen aber **wohnt** man blos, man frühstückt und speist in der Regel billiger auswärts, und kann in schöner Unbefangenheit über seine Zeit verfügen. Da man als Fremder, der kam, um sich in Paris umzusehen, nur wenig zu Hause sein wird, so genügt die einfachste Meublirung des Zimmers, wo man auch wohne, und es fällt nicht auf, wenn man schlecht logirt ist.

Der Portier oder Concierge, der keinem anständigen Hause fehlt, besorgt und empfängt für den Fremden die Briefe, die Wäsche, macht die nöthigen Einkäufe und kleinern Auslagen, sorgt für Reinigung des Zimmers und der Kleidung, für Licht udgl. und bestellt für nöthige Gänge in die Stadt, wenn er oder die Seinen sie nicht selbst verrichten können, einen Commissionair, die meist sehr dienstfertig und ehrlich sind, und so ist man schon einer Menge kleinlicher Sorgen überhoben.

Man nehme seine Wohnung nicht allzu entlegen von dem belebtesten Theile der Stadt, am liebsten im 1. 2. 3. oder 4. Arrondissement. Die Wohnung selbst miethet man je nach Bedarf tagweise, wo von Mittag zu Mittag gerechnet wird, oder monatweise. Bei der Absicht sehr langen Aufenthaltes in Paris ist anzurathen, sich Meubeln zu kaufen und sein Logis in einem Bürgerhaus zu nehmen, wo stets vierteljährige Kündigung bedingt ist.

Der zum Vergnügen oder in Geschäften für kurze Zeitdauer in Paris lebende Fremde nimmt den Kaffee in einem der ihm nahen Kaffeehäuser, mit Gebacknem oder etwas Butter und Weißbrod, und findet dort stets auch einige der beliebtesten Zeitungen. Der Garçon, der das Verlangte aufträgt, bekommt stets, wo man immer etwas genieße, einige, mindestens 1 Sous Trinkgeld. Nach dem Kaffee kann man schon seinen Geschäften nachgehen. Meldet sich der Appetit zu einem Frühstück, so ist dieser in jeder Weise zu befriedigen. Wer gern Austern frühstückt, findet diese am frischesten und billigsten bei den Weinschenken, Marschands de Vins, wo man in einem kleinen, meist reinlichen Cabinet sich schnell, gut und billig bedient sieht, und eine hübsche Auswahl französischer Weine hat. Wählt man einen in guter Lage, z. B. am Pont neuf, so kann man in behaglicher Ruhe genießend, das bewegte Pariser

Straſſenleben während des Frühſtücks beobachten. Wenn man andere Speiſen verlangt, denn ein ſolides Frühſtück iſt ſtets anzurathen, da man in Paris erſt gegen 4, 5 auch 6 Uhr dinirt, dann bieten die zahlreichen Speiſehäuſer, wo à la Charte und à pris fixe gegeſſen wird, genügende Auswahl; in vielen Kaffees wird auch Bouillon und Chocolade gegeben, wenn man nicht vorzieht, bei einem Reſtaurateur einen ſo guten Grund zu legen, daß man das Diner, weil es in eine dem Deutſchen ungewohnte Zeit fällt, ganz entbehren kann. Man muß aber nicht verſäumen, zu irgend einer Zeit bei den berühmteſten Reſtaurants im Palais Royal, im Rocher de Cancal u. A. zu ſpeiſen, um auch von dieſer Seite des Pariſer Lebens eine intereſſante Anſchauung mehr für die Erinnerung zu gewinnen. Abends nach dem Theater kann man ſich wieder in ein Kaffee begeben, oder wenn man Luſt hat ein Eſtaminet beſuchen, wo insgemein Domino und Billard geſpielt, geraucht und Straßburger Bier getrunken wird, das mit dem bayeriſchen einige Aehnlichkeit hat. Das Pariſer Bier wird keinem Süddeutſchen munden. In allen öffentlichen Häuſern bleiben die Beſuchenden bedeckten Hauptes.

Das Paßweſen iſt gegen früher ſehr vereinfacht; der Paß wird durch den Hauswirth oder den Concierge auf das Polizeibureau gebracht, und von dem Geſandten des Landes, aus dem ein deutſches Reiſe-Individuum ſtammt, viſirt. Wie überall, iſt es beſonders in Paris zu empfehlen, ſich weder durch Wort noch That mit der Polizei zu brouilliren, denn ihr gegenüber behält man immer Unrecht. Wer ein ſicheres Einkommen hat, ſeiner Geſandtſchaft empfohlen iſt, und ſich weder in moraliſcher noch politiſcher Hinſicht in unangenehme Händel verwickelt, für den exiſtirt in Paris gar keine Polizei. Uebrigens vermeide man Vertraulichkeiten gegen jeden Unbekannten, wenn er auch mit der ehrlichſten Miene eines Landsmannes ſich andrängt. Man ſei in jeder Beziehung **vorſichtig**, denn die Pariſer Polizei beſoldet über 4000 Mouchards, zu deutſch **Spione**.

Iſt die Sorge für geſicherten Aufenthalt und eine paſſend gelegene Wohnung erledigt, dann mag nun ein Fremder, dem zunächſt darum zu thun iſt, Paris in ſeiner **äußern** Geſtaltung kennen zu lernen, ſich getroſt in die Wogen des Lebensſtromes wagen, der die Weltſtadt durchfluthet. Alles zu Fuße abzumachen, iſt nicht

anzurathen, nächſt den Fuhrwerken mannichfaltiger Art und Namen, die in regelmäßigen Zeitabſchnitten und Touren Paris durchkreuzen, bieten ſich noch zahlreiche Fiaker und Cabriolets, um billig und bequem nach jeder beliebigen Richtung hin zu fahren. Für eine Umſchau an heitern Tagen iſt das leichte Cabriolet dem ſchwerfälligern Fiaker vorzuziehen.

Um die alten Barrieren von Paris zu umfahren, iſt mit dem nöthigen Aufenthalt faſt eine Tagreiſe Zeit erforderlich, und es wird durch eine ſolche Tour mehr ein Ueberblick der nächſten äußern Umgebung gewonnen, als der Stadt ſelbſt, deren ſchönſte Partieen nur von Zeit zu Zeit als impoſante Fernbilder auftauchen. Aber ſie gewährt den richtigſten Begriff von der Größe und Ausdehnung von Paris, darum ſei hier ihre Schilderung verſucht.

Tour um die Barrieren.

Wir finden uns an einem ſchönen Morgen in einem bequemen und leichten Fuhrwerk auf dem Place d'Obelisque, wo der ſteinerne Rieſenfinger des Luxor ſich emporſtreckt. Nach allen Seiten ſchweifen die Blicke von dieſem reizendſten Platz in Paris auf die prächtigen Gebäude in Nähe und Ferne, auf die Pracht der Gärten, die Großartigkeit des Ganzen. Hier der Tuileriengarten, dort die Rue Royale mit ihren Paläſten, begrenzt von dem ſtolzen Tempel der St. Madeleine, dort gegenüber die Concordebrücke, hinter welcher, etwas rechts zur Seite getreten, das Palais Bourbon, die Deputirtenkammer, ſich imponirend erhebt, und hier wieder die weitausgedehnten Elyſéeſchen Felder mit ihren Bäumen, Luſt- und Wirthshäuſern und der breiten ſtolzen Avenue de Neuilly, die wir ſanft aufwärts fahren, entgegen dem prächtigen Triumphbogen de l'Etoile, der nicht ohne nähere Beſichtigung bleiben darf. Sein Bau ward ſchon von Napoleon 1806 beſchloſſen, und der Bogen ſollte den Ruhm der franzöſiſchen Armee verherrlichen, aber der Bau rückte nur langſam und oft jahrelang unterbrochen fort. Darüber gingen mehrere Decennien hin. Erſt im Jahr 1836 war der Bogen vollendet, doch fehlt ſeinem Gipfel noch die Krone, d. h. ein angemeſſener Aufſatz, eine Victoria in der Quadriga oder Aehnliches. Der Bogen iſt 152 Fuß hoch, 137 breit, 68 Fuß tief. Er bildet nur einen Durchgang, die Façaden ſind an den Pieresſtalen mit ſinnbildlichen grandioſen Bildgruppen in Stein ge-

ſchmückt, nahe dem Bogen ſpringt ein Karnieß hervor, das rings herum läuft, zwiſchen ihm und dem Fries ſind hiſtoriſche Ereigniſſe in Reliefs dargeſtellt. Die Wölbungen des Bogens ſind ebenfalls architectoniſch verziert, und unterhalb derſelben prangen die Namen berühmter Feldherren und die Tage glorreicher Schlachten. Man kann durch das Innere auf die Plattform gelangen, und verſäume ja nicht, dieß zu thun, es entfaltet ſich von dieſer Höhe eine Ausſicht auf die Stadt und Umgegend von Paris, die einzig iſt. Man überblickt den ſchönſten Theil der Stadt, das erſte Arrondiſſement mit den Tuilerien, dem Louvre, dem Tuileriengarten und Garten, die Champs Elyſées noch nahe genug, um alles deutlich zu unterſcheiden. Zur Linken breiten ſich les Ternes und les Batignolles aus, durch welche die Eiſenbahn nach St. Germain zieht, und der Montmartre begrenzt die Fernſicht, zur Rechten blickt man nach Paſſy hinab, überſchaut das Marsfeld, das Invalidenhotel, und ſieht übrigens die ungeheuere Stadt zu ſeinen Füßen und ihre Häuſermaſſen weit, weit hingeſtreckt, bisher endlos in duftiger Ferne verſchwimmend.

Nach ſolchem Genuß wenden ſich zur Rechten die Weiterfahrt, es geht die Barrieren de Reſervoire de Longchamps, und Paſſy ſanft abwärts zum Ufer des Stromes, und um über dieſen zu gelangen, müſſen wir ein[illegible] Winkel der alten Befeſtigung abſchneiden, und über den Quai de Billy, die Fahrſtraße nach Sèvre und die Brücke von Jena fahren. Da beſinnen wir uns vor dem ungeheuern Marsfeld, das die ehemalige Militairſchule (jetzt Kaſerne) abgrenzt. Das Marsfeld iſt ein weiter ebener Platz für Revuen und militairiſche Exercitien, auch für Pferderennen. Es wurde erſt 1790 geebnet. Wir könnten durch die breite und ſchnurgerade Avenue de Suffren das Marsfeld und die Militairkaſerne links laſſend, die Avenue Louvendal erreichen, und von dieſer wieder die Barrieren gewinnen, aber dicht an dieſe ſtößt das hübſche Grenelle, das durch ſeinen berühmten arteſiſchen Brunnen europäiſchen Ruf erlangt hat, daher nehmen wir wieder den Weg an der Außenſeite, um das Wunderwerk der neuen Zeit anzuſtaunen. Dieſer arteſiſche Brunnen, ein Werk des Herrn Mulot unter Arago's Leitung wurde 1834 begonnen, und koſtete eine Arbeit von 7 Jahren und faſt 2 Monaten, bis aus einer Tiefe von 547 Metres (circa 1650 Fuß) eine mächtige Waſſerſäule emporſprang.

Lange ſtrömte die Mündung, gleich einem Waſſervulkan, nur Sand und Schlammwaſſer aus, von dem man ſelbſt Gefahr fürchtete. Indeß kommt das Waſſer jetzt rein und trinkbar hervor, und zwar 89 Brunnenzoll täglich, wodurch die Stadt Paris jährlich 712,000 Franken gewinnt, um die Hälfte mehr, als der Brunnen gekoſtet hat.

Nun ſetzt ſich die Rundreiſe längs der Barrieren weiter fort, und wir gewinnen die Barrieren Paileſſeaux, de Sèvre, de Vaugirard und le Fournau, und mit ihnen den äußerſten ſüdweſtlichen Winkel von Paris, und die ſtillen öden Gegenden des 10. ſpäter des 11. und 12. Arrondiſſements. Man könnte faſt ſagen, hier wehe Landluft; man blickt durch die von zierlichen Häuschen zu beiden Seiten bewachten Thore in endlos lange, langweilige, menſchenleere Straßen, wie z. B. die Rue de Vaugirard.

Plötzlich wendet ſich, einen ſtumpfen Winkel bildend, die Straſſe, wir ſind an der Barriere de Maine, es geht wieder ſanft bergan, wir erreichen die langgedehnte Barriere de Mont Parnaſſe, an der ſich das gleichnamige Vorſtadttheater befindet, und wo wir die linke Eiſenbahn nach Verſailles kreuzen; und gelangen an die Barriere d'Enfer, auf welche der gleichnamige Boulevard hier ſtößt. Alle dieſe Barrieren ſind mit Alleebäumen beſetzt, und leidlich fahrbar, bei ſchlechtem Wetter freilich wie ganz Paris, ſehr ſchmutzig; das Material für den Chauſſeebau beſteht hier nur aus Kies. Von dem gewonnenen Höhenpunkt, obſchon die Steigung ſehr gering iſt, gewährt ſich mancher hübſche Blick auf die Stadt und ihre wichtigeren Hochpunkte, welche ſich zeitig einzuprägen ſind, da ſie ein treffliches Mittel gewähren, ſich zu orientiren. Dieſe ſind auf dieſer Seite namentlich das nahe Obſervatorium, das Palais Luxembourg, das Pantheon, die Notre Dame-Thürme, endlich treten auch die tiefer nach Oſten gelegenen Höhen mit dem Pair Lachaiſe, dem Park von Vincennes ꝛc. vor den Blick. Nach außenhin blickt man nicht weit, weil der Boden gegen Montrouge hin noch emporſteigt. Wir ſind dem großen Dorfe Vaugirard in der Nähe der gleichnamigen Barriere vorbei gekommen, nicht minder einem der 3 Pariſer Kirchhöfe, dem des Mont Parnaſſe. Es folgt die Barriere d'Arcueil und dicht neben ihr zieht ſich der Boulevard St. Jacques. Die Barriere de la Sante bildet die äußerſte Spitze an dieſer Seite, der die Häuſer von Petit Gentilly

nahe treten; neben ihr zieht der Boulevard des Gobelins hin. Wir folgen nun der Barriere d'Italie abwärts, und erblicken zur Rechten in der Niederung umfangreiche, schloßartige Gebäude, es ist die Salpétrière, oder das Hospice de la Vieillesse; früher eine Salpeter-Manufactur, unter Ludwig XIV. vom Staat angekauft, um die Schaaren von Bettlern unterzubringen, die damals Paris geplagten, und jetzt für arme und kranke Frauen bestimmt. Dieses wohlthätige Institut hat eine großartige Ausdehnung, sammt einer Kirche, und soll mit Einschluß des Dienerpersonals von 600 Personen, siebentausend Bewohnerinnen enthalten. Von der Barriere d'Italie wird die de Jury gewonnen, und gleich darauf die de deux Moulins erreicht, die sanft abwärts zur Barriere de la Gare leitet, wo abermals eine Eisenbahn, die nach Corbeil und Rouen, unsern Weg durchschneidet. Von da passiren wir über den Pont de Bercy den Strom. Der Fremde säume nicht, wo möglich jede der größern Brücken von Paris zu betreten, von jeder stellt sich ein äußerst schönes Panoramabild vor Augen, mit den heiter und mannichfach belebten Quais, den Inseln, den nähern oder fernern Palästen und der mehr oder minder grandiosen Umgebung. Wir passiren nun schnell nach einander die Barrieren de Bercy, de Charenton, de Reuilly, de Picpus; durchkreuzen die Avenue de St. Mandé an der gleichnamigen Barriere, und gelangen zur schönen Barriere du Trône, (Barriere de Vincennes) mit ihren mächtigen thurmartigen Säulen, wo wir über den Place du Trône einen Blick in die langgestreckte Rue de Faubourg St. Antoine werfen, an deren Ende wir die Julisäule auf dem Bastilleplatz hoch emporragen sehen. Nach auswärts führt die Straße schnurgerade zum stattlichen Schloß und Park von Vincennes.

In kaum merklicher Steigung gewinnen wir die Barrieren de Montreuil, de Fontarabie, des Rats, d'Aunay, und kommen jetzt an dem berühmtesten Kirchhof von Paris, dem du Père Lachaise vorüber. Diese in ihrer Art einzige Todtenstadt verdient den Besuch jedes Fremden; auch sie spiegelt einen Theil des Pariser Lebens ab, und vermag vielleicht mehr als irgend ein anderer Begräbnißplatz Europas, eine Fülle tiefernster und wehmuthvoller Bilder und Erinnerungen dem Auge der Seele vorüber zu führen.

An diesem heiter und sonnig gelegenen Gelände des Hügels von Belleville, das am nordöstlichen Ende der Stadt zu einer mäßigen Höhe ansteigt, stand einst das Landhaus des Beichtvaters Ludwig XIV., Pater Lachaise, und hieß noch früher das Bischofsfeld. Aus dem Landhaus wurde ein Jesuitenkloster, Namens Mont St. Louis. Später bewog der Seine-Präfekt Frochot den Stadtrath von Paris, aus dem Hügel einen Kirchhof zu bilden, der denn 1804 eröffnet, und für 5 Arrondissements bestimmt wurde. Weit kenntlich macht den Kirchhof die seinen Gipfel krönende hohe Pyramide, das Mausoleum des Kupferschmieds Grimond. Unweit derselben ruhen Herold und Bellini, der Maler Gros, der Sänger Garcie, der Vater der Malibran, die ihm dies Denkmal setzte, und andere einstige Notabilitäten aus dem Reiche der schönen Künste. Der Hügel breitet sich weit aus, er faßt erstaunlich viele einstige Größen, welche die Welt bewegten, oder die Herzen; es sind da förmliche Denkmäler- und Gräberstraßen gebildet, und dazwischen ragen Cypressen und Taxus, Trauerweiden und Thujen mit düsterm Grün empor. Unten, nahe dem Eingang, ist das altgothische Grabdenkmal Abelards und Heloisens, und vor dem Kirchhof zieht eine Straße abwärts nach der Stadt zu, in welcher die Industrie des Todes jedes Haus bewohnt, da stehen Denkmäler, Kreuze, Kränze, alles zum Verkauf, was trauernde Liebe so gern wählt, die theuren Todten zu ehren. Lohnend ist von den Höhen dieses Kirchhofs der Hinabblick auf Paris, das bis an seinen Fuß reicht, und ihm doch so fern liegt. Weit im Duft verschwimmen die Gipfelpunkte der Tempelrotunden, die Thurmsäulen, und das Geräusch der Weltstadt dringt nur dumpf in diese dem ewigen Frieden geweihte Stätte.

Doch wir müssen weiter, und passiren nun in rascher Fahrt, welche nach außen uns Blicke in die angrenzenden Dörfer Menil Montant und Belleville thun läßt, in einer fast schnurgeraden Linie die Barrieren des Amandiers, de Menil-Montant, de trois Couronnes, Ramponneau, de Belleville, an welchem letztern Thore sich ein hübscher Einblick in die Rue de Faubourg de Temple gewährt, die bis zum gleichnamigen Boulevard reicht, die Barrieren la Chopinette, du Compat, und de Chaumont, und sind nun an der Barriere Pantin, wo wir den Canal St. Martin überfahren, und gleich darauf an der Bar-

riere la Villette anlangen, dem Thore, durch welches faſt alle von Norden und Nordoſten kommende Reiſende einpaſſiren, und von dem aus die lange Rue de Faubourg St. Martin bis zum gleichnamigen Boulevard leitet. Jetzt machen wir an dieſem äußerſten nordweſtlichen Winkel eine Biegung, und gelangen zu der Barriere de Vertus, die den Namen von dem nahen Städtchen Aubervilliers, oder Notre Dame de Vertus trägt, das wir freundlich mit ſeiner gothiſchen Cathedrale in der ebenen Feldflur liegen ſehen, und erreichen mit dem Dorfe la Chapelle die nach der Stadt St. Denis in ſchnurgerader Linie führende Straße. Die Weiterfahrt bringt durch eine nicht eben reizende Gegend an den Barrieren Poiſſonniere, Rochechouart und des Martyrs, wo das Théâtre de Montmartre, zur Barriere Mont-Martre, und von hier aus iſt anzurathen, gleich einen Abſtecher auf den nahen Berg gleiches Namens vorzunehmen. Der Weg führt wieder in die Nähe eines Kirchhofs, und je mehr wir von der kalkigen Höhe gewinnen, welche nutzbare Gypsbrüche, prächtige Mauerſteine und die intereſſanteſten Verſteinerungen bietet, je freier wird und je unermeßlicher die Ausſicht. Auf dem Montmartre findet ſich ein Ort mit ſtädtiſchem Anſtrich, wie alle die zahlloſen Oertchen und Dörfer um Paris, und die Reſte eines ehemaligen Benedictinerinnenkloſters, durch die wir gelangen, um den Telegraphenthurm zu beſteigen. Wieder ein anderes Bild von Paris aus dieſer höchſten Höhe in unmittelbarer Stadt-Nähe, und zugleich ein ungemein ausgedehntes Panorama; eine Fernſicht, kaum mit Worten zu ſchildern. Man kann hier Stundenlang weilen, ohne ſich ſatt zu ſehen. Dort die ungeheure Stadt, die alles Land zu verſchlingen und zu überbreiten droht, dort der in mächtigen Bogen das Land durchſchneidende Strom, dort der ungeheure Ring der Umwallung, dort die Eiſenbahnen, in tiefer Ferne die Forts und rings auf unermeßlichen Feldfluren, die nicht alle dicht bebaut ſind, der ſtille Naturfriede, des Himmels befruchtender Segen.

Das Spiel des Telegraphen in der Nähe zu ſchauen, wird gern vergönnt, allein man verſteht nichts davon und es bleibt nur der ſinnreiche Mechanismus uns zu bewundern, der mit höchſt einfachen Zeichen in ſo weite Fernen Kunde bringt.

Wenn wir, wie da und dort, überall betrachtend verweilt, wohl auch, wie billig, dem Kutſcher und ſeinem Roß die nöthige

Rast vergönnt haben, und nun vielleicht noch einem guten Diner zustreben, so würde es gerade Zeit sein, aufbrechend, die Weiterfahrt zu beginnen. Wir gelangen vom Montmartre herabkommend, zu den Barrieren Clichy, wo wir die Eisenbahn von St. Germain kreuzen, de Monceaux, ein dicht anstoßendes Dörfchen, les Ternes und grüßen von der Barriere du Roule den Triumphbogen des Sternes wieder.

Wird auf dieser umfangreichen Tour auch manche langweilige und ermüdende Stelle passirt, so kann diese dazu dienen, das Erschaute in der Erinnerung fester zu stellen, und für das Kommende neues Interesse zu erregen. Es werden doch auf ihr Punkte berührt, die man außerdem von der Stadt nicht ohne Zeitverlust extra besuchen müßte, wie der Triumphbogen, das Marsfeld, der Brunnen in Grenelle, der Pere Lachaise, der Montmartre, und es wird ein unauslöschbares Totalbild der Ausdehnung von Paris hervorgebracht, das viel mehr orientiren hilft, als planloses Durchirren der Straßen.

Anziehender, d. h. für Beobachtung des Lebens und Treibens ist nun, wie wir anrathen möchten, eine

Tour um die Boulevards.

Die innern Boulevards, denn von diesen ist nur die Rede, da auch die Wege außerhalb der Barrieren so heißen, (das Wort ist vom deutschen Bollwerk abgeleitet) entstanden unter der Regierung Ludwig XIV. durch Ebnen der Wälle, Zuwerfung der Stadtgräben und Abreißen der alten Befestigung. Die neuangelegten Wege wurden mit Bäumen bepflanzt, allmählig bauten sich Häuser zu beiden Seiten, wurden breite Trottoirs hergestellt, und entfalteten sich die schönen, meist ungemein lebenvollen Promenadenwege für Fahrende, Reitende und Fußgänger, die ein Schmuck von Paris, das Glück der Müssiggänger, das Feld vielfacher Industrie und Speculation, und für den Beobachter des Pariser öffentlichen und Volkslebens eine unerschöpfliche Quelle sind.

Man wandle auf ihnen mit offnen Augen, offnen Ohren, verschloßnen Taschen. Ob Herz und Börse auch zu verschließen oder offen zu halten, mag Jeder mit sich selbst zu Rathe gehen; der Lockungen sind unzählige, doch gewöhnt man sich bald in Paris, seinen Gelüsten und Wünschen Schweigen aufzuerlegen, gerade

hier wo ſich ſo allmannichfaltige Genüſſe darbieten, muß dieß geſchehen, wenn man nicht einen Fortunatusſeckel beſitzt.

Man theilt die innern Boulevards in eine nördliche und eine ſüdliche Hälfte; letztere, Boulevards du Midi, iſt die minder belebte, und man kann ſie raſch durcheilen, der Boulevard du Nord iſt viel intereſſanter, ihn durchſtreife man gemachſam, am beſten in den ſchönſten Theilen zu Fuß.

Das eine Ende der ſüdlichen Boulevards zieht neben dem Invalidenhôtel, nach dem dieſer Theil auch heißt, weit aufwärts bis zur Rue de Sèvres. Von da beginnt der Boulevard de Mont Parnaſſe in gleich langer Ausdehnung bis zur Avenue de l'Obſervatoire, wo er endet, während am letzten Drittheil deſſelben ein Zweig, der Boulevard d'Enfer nach der gleichnamigen Barriere hinzieht. Von dem Freiplatz an dieſem Thore läuft nun dicht neben den äußern Boulevards zwiſchen den Barrieren d'Arcueil und de la Sante, der innere unter den Namen Boulevard de St. Jacques und Boulevards des Gobelins hin.

Von dem Freiplatz, wo die Rue Mouffetard auf die Barriere d'Italie ſtößt, zieht ſich nun in nördlicher ſchnurgerader Richtung der Boulevard de l'Hopital auf die umfangreiche Place Walhubert, und zur Brücke von Auſterlitz. Dieſe überſchreitend, gewinnen wir die nördlichen Boulevards, indem wir uns auf der Place Marzas links wenden, und eine kleine Brücke überwandern, den Quais Morland betreten.

Von dieſem aus haben wir, den Boulevard Bourbon beſchreitend, das Baſſin des Canals St. Martin zur Rechten und das lange Gebäude des Reſerve-Fruchtbodens zur Linken, und langen nun auf dem Baſtille-Platz an, in welchen zahlreiche Straſſen münden. Es folgen die Boulevards St. Antoine, wo das Théâter de la Porte St. Antoine, erbaut 1836, mit 1200 Plätzen, für Poſſen, Singſpiele und romantiſche Dramen, des Filles de Calvaire, und du Temple. Dieſe alle ſind ſchon ungleich mehr belebt, als die ſüdlichen Boulevards, doch mehr von den geringern Volksklaſſen, welche dieſe Quartiere meiſt bewohnen. Weiter aufwärts werden ſie breiter, glänzender, belebter von allen Klaſſen der Geſellſchaft, und ſtattliche Gebäudereihen zeigen ſich zu beiden Seiten dem Auge.

Am theaterreichen Boulevard du Temple ladet der Cirque Olympique mit einem Auditorium, das 1800 Perſonen faßte

zur Anſchau ſeiner trefflichen Künſte und Reiterproductionen. Das Theater de la Gaité mit ſeiner hübſchen Façade faßt eine gleiche Zuſchauerzahl, für ſeine Feereien, Zauberſpiele und Melodramen. Eine etwas geringere Perſonenzahl, circa 1400, faßt das Théâtre des Folies dramatiques, das mit Vaudevillen und melodramatiſchen Stücken ſeine Zuſchauer unterhält, endlich befinden ſich an demſelben Boulevard das Théâtre du Temple, früher Théâtre de Madame Sacqui, worinen Pantomimen, Harlekinaden und ſonſtige Poſſenſpiele gegeben werden, ſo wie im ebenfalls dort befindlichen Théâtre des Funambules, einem der kleinſten der Pariſer Theater, und dem Theater du petit Lazari, früher der Schauplatz artiger Puppen- und Metamorphoſenſpiele war, ſpäter wurden dieſe durch lebende Mimen erſetzt, die heitere Vaudevilles geben.

Am Ende des ſtumpfen Winkels, den der Ausgang des Temple-Boulevards und des Boulevards St. Martin bilden, auf den die Rue du Temple und die gleichnamige Vorſtadtſtraße ſtoßen, macht ſich durch weithin ſichtbare rieſige Buchſtaben das Diorama kenntlich, (Eingang in der Rue Sanſon) eine der ſehenswerthe-ſten Kunſtanſtalten mit herrlichen Tableaux voll wunderbarer Licht- und Schatten-Effekte. Der Eintrittspreis iſt 2 Franken 50 Centimes.

Die Boulevards St. Martin und St. Denis trennen das 5. und 7. Arrondiſſement. Erſterer enthält unter ſeinen Gebäuden das Théâtre de l'Ambigu-Comique, welches früher auch auf dem Boulevard du Temple ſtand, wo es abbrannte. Es faßt 1900 Perſonen, und dient Vaudevillen und Melodramen. Nahe der Porte St. Martin liegt das Theater gleichen Namens, 1781 in 75 Tagen erbaut, für ein Auditorium von 1800 Perſonen und gibt Schauer-Stücke, Dramen, Melodramen, doch auch Vaudevilles.

Die Porte St. Martin, und die am Ende des anſtoßenden Boulevard St. Denis nach dieſem benannte — ſind die einzigen Reſte jener den römiſchen Triumphbogen nachgebildeten Thore, die Ludwig XIV. und ſeine gute Stadt Paris aufführten. Die erſte entſtand 2 Jahre ſpäter, als die zweite, von einem Schüler Blondels, Pierre Lellet, erbaut. Sie bildet einen großen mittlern und zwei kleine Seitenbogen und iſt 54 Fuß hoch; die Attika,

welche eine lobpreisende Inschrift trägt, 11 Fuß. Allegorische Basreliefs zieren das stattliche Bauwerk, das 1819 einer Restauration bedurfte.

Der Aufbau der Porte St. Denis datirt vom Jahr 1672, und wurde gleich dem erstern, von der Stadt errichtet, nach François Blondels Plane. Dieser Thorbogen ist 72 Fuß hoch, mit nur einer fast 43 Fuß hohen, 25 Fuß breiten Arkade. Die Bogenpfeiler schmücken eingebrochne 10 Fuß hohe Pforten, über denen sich steife, mit Trophäen geschmückte Pyramiden erheben. Gegen die Stadt zu befinden sich lobrednerische Allegorien. Den Fries ziert die Inschrift: LUDOVICO MAGNO. Napoleon hat diesen Bogen 1807 restauriren lassen, da er den Einsturz drohte.

Wir überwandeln nun die elegantesten, von der fashionablen Welt fast immerwährend belebten Boulevards bonne Nouvelle, Poissonnière, mit ihren glänzenden Kaffées und Galanterie-Läden; Montmartre, wo das Théâtre des Variétes, rein und schön von Cellier 1807 erbaut, für 1200 Zuschauer. Die Darstellungen sind meist Vaudevilles und Possen aus dem Leben des Volkes für das Volk, und nun erreichen wir den besonders vornehmen Boulevard des Italiennes, welchen die lange Rue Richelieu einestheils, anderntheils die Rue Louis le Grand einzugrenzen. Dann folgt der Boulevard des Capucines, und Boulevard de Madeleine, an dessen Ende sich das herrliche Tempelhaus gleiches Namens in antiker Pracht erhebt. Hier enden die Boulevards; und die Rue Royale leitet wieder dem Concordeplatz mit seinem ägyptischen Wunderwerk zu.

Hat ein Fremder durch Autopsie schon so viel Kenntniß der Stadt gewonnen, daß er mit ruhiger Beschaulichkeit, und dabei mit einem guten Plan versehen, sich das Erschaute vergegenwärtigt, so wird er bald mit Leichtigkeit sich im Innern von Paris zurechtfinden lernen, und mag sich nun, wenn ihm dort kein berathender Freund zur Seite stände, was indeß selten der Fall sein dürfte, einen Plan machen, nicht nur alles hervorragend wichtige der äußern Stadt allmählig sich zu beschauen, sondern auch alle ihre wichtigsten Sehenswürdigkeiten und Merkwürdigkeiten in Augenschein zu nehmen. Da die einen wie die andern mannichfach verstreut sind, so erscheint uns bei dieser Uebersicht wohlgethan, von der Anordnung, die wir bei der Beschreibung deutscher Städte in diesem Al-

bum befolgten. Wiſſenſchafts- und Kunſtanſtalten nebſt öffentlichen Sammlungen in beſonderer Rubrick zu geben, abzugeben, und hier dem Fremden, dem wir als Führer dienen wollen und ſollen, von Arrondiſſement zu Arrondiſſement zu führen, das Wichtigſte, was ein jedes enthält, anzudeuten, und nach dieſen Schilderungen des Beſondern und Einzelnen wieder kurze Totalüberblicke folgen zu laſſen, theils um Verſäumtes noch nachzuholen, theils auch gedrängte Bilder des innern Lebens dem geiſtigen Blick zu entrollen.

Wanderungen durch die zwölf Arrondissements.

Erste Wanderung.

Obschon bei diesen Wanderungen uns nicht die Zahlenfolge der Arrondissements bestimmen soll, wir vielmehr die verschiedenen Distrikte in einer andern planmäßigen Reihe betreten wollen, so bietet sich doch von selbst der erste Distrikt zuerst, durch die Wichtigkeit seiner Paläste, Gärten und mannichfaltigen Reize. Nur nehmen wir aus dem 4. Arrondissement gleich den Louvre, und stellen dieß königliche Schloß an die Spitze, d. h. besuchen dasselbe zuerst und vor allem.

Auf der Stelle des heutigen Louvre stand schon zu Dagoberts Zeiten ein Schloß, welches Philipp August befestigen und zu einem Staatsgefängniß einrichten ließ. Karl V. ließ es vergrößern und Franz I. abbrechen, um zum neuen, dem heutigen Louvre, Raum zu gewinnen. Was Franz I. baute und Heinrich II. vollendete, heißt jetzt der alte Louvre, es ist die südliche Hälfte der Westseite. Auch die spätern Könige bauten daran, und selbst Napoleon vergrößerte und verschönte denselben, und so entstand nach und nach das umfangreiche, grandiose Gebäude mit seiner Colonnade, seinen Basreliefs-Frontons, seinen Broncethorpforten, seinen Arkaden, Pilastern und Karyatiden. Der Louvre hat vier meist imposante Façaden, außer dem Anbau nach dem Quai, der zur Gallerie leitet, die ihn mit den Tuilerien verbindet; jede Fronte ist 408 Fuß lang, und noch ist die planmäßige Verbindung auf der nordwestlichen Seite nicht hergestellt, da müssen noch, wie viele auch schon gewichen, ganze Häuser und Straßen weichen, um ein Gebäude-Ganzes herzustellen, das dann aber auch an Ausdehnung wie an Schönheit und Regelmäßigkeit seines Gleichen auf Erden suchen würde.

Dieses kolossale Gebäude, das einen weiten regelmäßigen

Hof umſchließt, und von dem Place du Louvre, Place de l'Oratoire, Place de Muſeum und dem Quai de Louvre und Quai de l'Ecole umgeben iſt, auf welche der Pont des Arts ſtößt, enthält in ſeinem Innern eine Vereinigung koſtbarer Muſeen, deren unentgeldliche Beſchauung ohne viele Förmlichkeiten vergönnt wird. Es genügt, um die Gemälde- und Antikenſammlung zu ſehen, die Vorzeigung des Paſſes, und für die übrigen ein beim Direktor der königlichen Muſeen einzuholender ſchriftlicher Erlaubnißſchein.

Ein reich mit Säulen und Arkaden geſchmücktes Treppenhaus nimmt uns auf und führt empor zum Muſée des Tableaux. Ein kleinerer Saal zeigt zuerſt Bilder der byzantiniſchen Zeit und Kunſtanfänge, daran ſtößt der große Salon, mit den größten und ſtarkes Licht, das von oben einfällt, erfordernden Gemälden, dann folgt die 42 Fuß breite und 1332 Fuß lange Gallerie, welche über 1400 Gemälde der franzöſiſchen, deutſchen, niederländiſchen und italieniſchen Schulen enthält.

Im Erdgeſchoß, der frühern Wohnung der Königin Anna, befindet ſich das Muſée des Antiques in zwei Hauptabtheilungen, deren eine in einer ganzen Reihe von Sälen nach dem Flußufer geht, (der letzte Saal iſt der der Diana,) und die andere gegen den Hof des Louvre. Die mit dieſen Abtheilungen verbundene Salle des Caryatides nimmt das ganze Erdgeſchoß des alten Louvre ein, und enthält als Decoration bewundernswerthe Werke ſpäterer Plaſtik. In dieſen Sälen ſind über 1100 Antiken, Statuen, Sphinxe, Büſten, Basreliefs, Vaſen, Tripoden ꝛc. vertheilt, deren Beſchauung der Zimmerſchmuck, wie reich und künſtleriſch er immer ſei, dennoch ſtört, da er den ſtrikten Gegenſatz zur Antike ausdrückt. Ungleich erhabenern Eindruck wie hier, macht durch die harmoniſche Pracht der Umgebung die Antikenſchau in der Münchner Glyptothek. Weß Auge aber allein gefeſſelt wird durch die antike Schönheit, der ſieht dieſelbe hier in reicher Fülle vorhanden.

Das Muſée Grec et Egyptien, hat Karl X. angelegt, mit ihm ſind noch andere Sammlungen verbunden. Der erſte runde Saal zeigt eine prächtige Moſaik und Büſten der größten franzöſiſchen Künſtler. Aus dieſen tritt man in die Gallerie d'Apollon, darin Koſtbarkeiten und Künſtlichkeiten des Mittelalters, unter andern eine maſſiv ſilberne Statuette Heinrich IV. Arbeiten von Ben-

venutto Cellini u.dgl., dann folgt ein Saal mit guten Gemälden, und nun erſt wird das Muſeum der griechiſchen und ägyptiſchen Alterthümer betreten, das zugleich reiche Antiquitätenſchätze aus Hetrurien und Herkulanum und Pompeji enthält. Sämmtliche Säle ſchmücken ſchöne und beziehungsreiche Plafondgemälde von berühmten Künſtlern.

Die pompejaniſchen ꝛc. Antiken füllen 3 Zimmer; das vierte enthält, in dieſe Reihe eigentlich nicht gehörende Porcellanvaſen und Kirchenornamente; das fünfte Zimmer weiſt eine alte Moſaik auf und manche andere Zier, und 4 Säle enthalten ausſchließlich ägyptiſche Reliquien, aus denen das ganze häusliche, religiöſe und öffentliche Leben der Altägyptier erhellt. Auf der Flußſeite zieht ſich eine andere Reihe von Sälen voll mittelalterlicher Geräthe, Waffen und Kunſtſachen bis zur Zeit Ludwig XIV. deren Plafonds nicht minder mit ſehenswerthen und entſprechenden Gemälden verziert ſind.

Weiter enthält der Louvre: das Muſée des Deſſins mit dem grande Salon du Conſeil, der Salle du Comité du Contentieux, der Salle des Conférences, das Muſée des ſculptures de la Renaiſſance, in 8 Sälen des Erdgeſchoſſes, das Muſée de la Marine im erſten Stock der Nordſeite und immer ſind noch viele Säle und Räumlichkeiten in dieſem ungeheuern Palaſt vorhanden, die noch öde ſtehen, und künftige Beſtimmung erwarten.

Vom Louvre wenden wir uns zu den

Tuilerien. Dieſes umfangreiche königliche Haus, das einen ungleich größern Raum umgrenzt, als der Louvre, trägt ſeinen Namen von den Ziegelhütten, die in frühern Zeiten hier ſtanden, (Tuile, eine Dachziegel.) Dieſe Ziegelfabrik war indeß ſo bedeutend, daß Katharina von Medicis, die Gemahlin Heinrich II., auf den Gedanken kam, aus ihr einen Palaſt zu bilden, und die Umgebung in einen Luſtgarten umzuſchaffen. So begann 1564 der Bau des mittlern Pavillons und ſeiner beiden Flügel. Dieſe verlängerte Heinrich IV. und fügte die beiden hohen Seitenpavillons hinzu, auch begann er die lange Gallerie, welche das Haus der Tuilerien mit dem Louvre verbinden ſollte, aber erſt unter Ludwig XIII. vollendet wurde. Die ſpätern Herrſcher bauten und beſſerten fort an dem Königspalaſt und Napoleon begann die lange nördliche

Gallerie, die zur Herſtellung eines regelmäßigen Ganzen zu dienen, und auch an dieſer Seite den Louvre zu erreichen beſtimmt war. Die Stürme der Revolution hatten verderblich die Tuilerien durchbrauſt, aber Napoleon nahm das Haus wieder. in Schutz, darin Katharina von Medizis, Ludwig XIII. und XIV. der Regent Herzog von Orleans und Ludwig XVI. gewohnt und wohnte und thronte auch darin. Nach ihm thaten das gleiche die wiedergekehrten Bourbons, und auch König Ludwig Philipp wählte es zum Reſidenzſchloß. Das Innere dieſes ausgedehnten Königspalaſtes, deſſen Facade namentlich von der Südſeite gegen die Seine und vom Garten aus geſehen, einen imponirenden Anblick gewährt, obgleich ſeine Architectonik zu wünſchen übrig läßt, enthält im Erdgeſchoß des mittlern Pavillons gegen Süden die Zimmer des Königs, gegen Norden die der Königin und der Prinzeſſinen. Der Pavillon de Flore (ſüdlich) den Karl X., und unter Napoleon 1801 Papſt Pius bewohnte, iſt den jüngern Prinzen eingeräumt, und der Pavillon Marſan, den einſt die Herzogin von Berry inne hatte, war nebſt einem Theil der langen Gallerie von dem Herzog von Orleans mit ſeiner Familie bewohnt. Zu dieſen ſämmtlichen Appartements hat das Publikum keinen Zutritt. Wollen wir uns das Oſtenſible des Königsſchloſſes beſchauen, ſo kann das nur geſchehen, wenn der König abweſend iſt; die Erlaubniß iſt dann bei dem Gouverneur du Palais des Tuileries zu erwirken. Wir werden dann die Treppe des Pavillon de Flore empor und zu den Staatsgemächern des erſten Stocks geführt, in den einfachen Trophäenſaal (unter Karl X. Salle des Gardes), in den ſchönen, rothdrappirten und mit Gemälden von Pariſer Künſtlern geſchmückten Conſeil-Saal, in die blau drappirte Salle Bleu, die Horaze Vernets berühmtes Bild Mazeppa ſchmückt, und an welche die Privat-Bibliothek des Königs und eine Reihe anderer Appartements ſtoßen. Wir gehen durch die einfach meublirte Salle de Famille, und durch das Billardzimmer, von wo wir auf die Teraſſe heraustreten, die bis zum Pavillon de l'Horloge führt, und einen wunderſchönen Hinabblick auf einen Theil der Stadt, den Strom und in den Garten gewährt. Es fehlt in dieſen Zimmern nicht an Prachtſtücken des Mobiliars und der Verzierung, ſeltenen Kronleuchtern, Candelabern, Vaſen, Kunſtraritäten udgl. Die Gallerie de Diane, das königliche Speiſezimmer, hat einen reich vergoldeten Plafond und ent-

hält Bilder italienischer Meister. Verschwenderische Vergoldung und eine moderne Travisserie ziert den alten Conseilsaal, und der Thronsaal, der an denselben sich reiht, zeigt alle Purpurpracht der Herrschergröße. Es folgen noch die Salons des Nobles und de la Pair, worauf der mittlere Pavillon, Pavillon d'Horloge erreicht wird. Dieser bildet einen durch 2 Stockwerke gehenden großen Saal, Salle de Maréchaux, mit den Portraits der Marschälle von Frankreich und den Büsten berühmter Generale geschmückt. Dieser Saal dient den großen königlichen Bällen. Von hier aus werden wir zu einem Kerridor auf der Gartenseite geleitet, der eine Prachttreppe enthält, deren Ballustrade aus Bronce und polirtem Stahl besteht. An der Hofseite geht man aus dem Marschallssaal in die, auch als Ballsaal dienende Gallerie Louis-Philippe, deren Fenster sich nach der Ostseite kehren, welchen gegenüber ungeheuere Spiegel aus einem Stück den Glanz der Feste verdoppeln. Hier ist die silberne Statue des Friedens aufgestellt, welche die Stadt Paris Napoleon überreichte, als der Friede von Amiens geschlossen war, nebst andern Statuen und Büsten.

Westlich reiht sich an diese Gallerie die Kapelle, welche vom Erdgeschoß durch das erste Stock reicht.

Der Gallerie Louis-Philippe nördlich befindet sich die Salle des Travées, früher der Saal der hundert Schweizer, und durch ihn gelangt man in das Theater, einen elliptischen Saal mit 2 Gallerien und 1 Parterre, das indeß jetzt nur zu Banketten benutzt wird.

Dieß sind die wichtigsten und sehenswerthesten Räume des Tuilerien-Palastes. Die zwei Stocke der südlichen Gallerie enthalten oben die Gemälde-Gallerie, unten Zimmer für die Administration der Museen des Louvre, den Palastdienst und Wachtstuben. Die nördliche Gallerie umfaßt die Wohnungen des Gouverneurs des Palastes, das Hauptquartier der Nationalgarde ꝛc.

Der Carouselplatz, der sich als ein ungeheurer Raum zwischen dem Louvre und den Tuilerien ausbreitet, umschloß früher viele Häuser, ja ganze Straßen, die nur allmählich und immer noch nicht ganz gewichen sind. Was davon noch steht, vereinzelt und unschön, macht auf's Auge einen schlechten Eindruck, und es wird noch viel Geld kosten und viele Zeit verfließen, bis jene harmonische Einigung der Tuilerien mit dem Louvre hergestellt ist, die unschenswerth erscheint aus Gründen des Schönheitsinnes, nicht aus

Nothwendigkeit. Den Carouſelplatz ziert ein ſtattlicher Triumphbogen, den Napoleon ſich und ſeiner Armee errichten ließ. Derſelbe iſt ein Kunſtwerk der Architecten Perrier und Fontaine, und, nach des Kaiſers Willen dem Bogen Severs auf dem Forum Romanum genau nachgebildet. Dieſer Bogen iſt 45 Fuß hoch, 20 breit und 60 lang und obſchon das Monument aus herrlichen Marmorarten, bronzenen Kapitälen und Füßen der Säulen, edlen Statuen und Schlachtenreliefs geziert iſt, ſo verſchwindet es doch in ſeiner Kleinheit auf dem immenſen Raum, und wirkt durchaus nur in der Nähe, nicht in die Ferne, impoſant. Eine Victoria von Bronze ward auf die Attika geſtellt, nachdem die venetianiſche Quadriga, die Napoleon der Markuskirche entführt hatte, 1814 zurückgenommen worden war, doch iſt jenes Viergeſpann von Roſſen nach der auf der Fronte von San Marco modellirt und aufgeſtellt worden. Ein hohes Eiſengitter ſondert hinter den Triumphbogen noch einen Raum längs der Façaden der Tuilerien als deren beſondern Hof ab, der zu den Wachtparaden und kleinern Inſpektionen des Königs über einzelne Truppenabtheilungen ꝛc. dient. Dieſes Gitter iſt mit Statuen geziert, und hat 3 Thore nach dem Carouſelplatz hin. Es iſt eine Anlage Napoleons.

Der Tuileriengarten iſt eine großartig ſchöne Anlage in weiter räumlicher Ausdehnung und faſt ohne Beſchränkung dem Publikum zugänglich. Er behauptet vor allen übrigen öffentlichen Gärten zu Paris den Vorrang, iſt Sammelplatz der ſchönen und vornehmen Welt, und war unter Ludwig XIV. noch kaum vorhanden. Was Katharina von Medicis angelegt hatte, beſchränkte ſich auf einen kleinen Garten in der Palaſtnähe, und da, wo jetzt die ſtolzen Häuſerreihen der Rue de Rivoli prangen, befanden ſich eine Benedictinerabtei und ein Kapuzinerſtift.

Ludwig XIV. begann die Erweiterung der Anlage, die Nachfolger verſchönten ſie mehr und mehr, die Revolution verheerte ſie, und legte auch den Grund zur Erneuung, und jetzt bedeckt der Garten bei einer Länge von 2,256 Fuß und einer Breite von 900 Fuß gegen 67 Morgen Landes.

An der Stromſeite begrenzt ihn die hochgelegene Terraſſe du Bord de l'eau, welche längs des langeſtreckten Quai des Tuileries erbaut iſt, auf welchen ihre niedrige Balluſtrade freien Blick vergönnt. Gegen die Stadtſeite zieht ſich längs der Rue de Rivoli,

und von dieser durch ein Eisengitter geschieden, die Terrasse des Feuillants; beide Terrassen senken sich im Westen in zirkelförmigen Abhängen gegen den Garten. In der Palastnähe ist ein kleiner abgesonderter Blumengarten mit Statuen und Gruppen vom jetzigen König angelegt. Der übrige Theil besteht in Alleen und regelrechten Quartieren, durch die Mitte zieht eine breite Avenue, aus welcher der Blick auf den Obelisken von Luxor fällt, hinter dem die Avenue zum Arc de l'Etoile sanft emporsteigt. Zwischen ihr und der Terrasse rechts zieht sich die fashionable Orangen Allee, und zur Linken ist ebenfalls ein schöner, schattiger, stillerer Baumgang. Einige große Bassins mit Fontainen zieren den Garten, noch mehr aber die zahlreich in demselben vertheilten, zum Theil wahrhaft künstlerischen Gebilde der Plastik, in Bronce und Marmor, entweder Antiken nachgebildet, oder Werke späterer moderner Kunst. Der westliche Theil des Tuileriengartens heißt la petite Provence, bildet anmuthige Promenaden und ist wieder durch ein Eisengitter vom Platz Ludwig XV. (Place de la Concorde, Place d'Obelisque) abgesondert.

Den Platz Ludwig XV. betretend, wird das Auge mächtig angezogen von jenem riesenhaften Gebilde uralter Kunst, das in seiner Mitte emporragt. Der Platz selbst ist eine Anlage der Pariser Bürgerschaft, die ihm nach dem Aachner Frieden zur Aufstellung einer Statue Ludwig XV. bestimmte. Er wurde geebnet und hergestellt von 1763 bis 1772 und mißt von Osten nach Westen 528′ von Norden nach Süden 750′. Die Reiterstatue Ludwig XV. zerstörte die Revolution, die dem Platz ihren Namen gab, und ihm durch die Ermordung Ludwig XVI., der auf ihm sein königliches Haupt unter das Beil der Guillotine beugen mußte, eine traurige Berühmtheit durch alle Zeiten verlieh. Er war der gräuelvolle Schauplatz zahlloser Todesopfer, später erhielt er den Namen Place de Concorde, und die Restauration gab ihm den alten Namen zurück. Spätere ihn und seine monumentale Zierde betreffende Pläne kamen nicht zur Ausführung, und in der neuesten Zeit erst wurde er das was er ist, einer der schönsten, imposantesten Plätze irgend einer Großstadt Europas. In seiner Mitte wurde der Monolith aufgestellt, das Denkmal der Pharaonen Rhamses und Sesostris, das Napoleon am Dorfe Luxor fand, und das der Pascha Mehemet Ali nach Frankreich befördern half. Mit unendlicher An-

ſtrengung gelang Ein- und Ausſchiffung und endliche Aufſtellung des 72 Fuß hohen Obelisken aus Roſengranit und voll der feinſten Hieroglyphen. Leider hat dieſes in ſeiner Art einzige Denkmal auf der Südſeite einen ſich immermehr erweiternden Riß bekommen, der ihm Vernichtung, oder doch ſo viel Verderben droht, daß er füglich nicht wird an ſeiner Stelle bleiben können.

Vieles iſt zur Verſchönerung des Platzes d'Obelisque de Luxor noch projectirt, und auch jetzt ſchon iſt er überaus anziehend. Den an ihn ſtoßenden Eingang zum Tuileriengarten zieren Bildgruppen; die Rue Royale mit herrlichen Gebäuden zu beiden Seiten, nun 90 Fuß breit, ſtößt auf ihn. Der eine dieſer Paläſte mit Arkaden und Säulengängen war früher das Garde meuble de la couronne, und enthält das Miniſterium der Marine und der Colonien, mit einem Telegraphen. Der Palaſt gegenüber iſt Privateigenthum. Den Hintergrund der Straße ſchmückt die Madeleine, und im Seeen führt die Concordebrücke, ſonſt mit 12 Statuen franzöſiſcher Kriegsheiden geziert, nach dem Palais Bourbon über den Strom. Wir betreten

Die elyſéeſchen Felder. Den Eingang vom Obeliskenplatze ſchmücken zwei hohe Piedeſtale, darauf ſchöne Pferde-Bändiger-Gruppen von Couſtou, die von Marly nach Paris gebracht wurden. Die Champs-Elyſees ſind urſprünglich eine Anlage der Königin Maria von Medicis, die den weiten Raum kaufte und Baumreihen darauf pflanzen ließ, unter denen ſie dann ihre Spazierfahrten hielt. Daher noch zwiſchen dem Quai de Conference und der Fahrſtraße nach Sèvres und Verſailles der Cours de la Reine. Am entgegengeſetzten ſchmalen Ende ſteht der ehemalige Palaſt der Madame Pompadour, das Palais de l'Elyſée Bourbon. Alleen und Anlagen vermehrten ſich, Kaffeehäuſer und Reſtaurationen ſiedelten ſich in dem großen Parkraum an, den die Kriegerſchaaren der Alliirten im Jahr 1814 ſehr ſchädigten, doch iſt alles wieder hergeſtellt worden, und die elyſeeſchen Felder ſind nicht nur ein Tummelplatz der vornehmen Welt, ſondern auch des Volkes, der Ort aller möglichen öffentlichen Beluſtigungen. Hier wird die bekannte Promenade de Longchamps am Mittwoch, Donnerstag und Freitag in der Charwoche gehalten, eine Luſtfahrt, wo das elegante Paris in allem Glanze der Schönheit, des Reichthums und des Putzes ſich ſchaut und ſchauen läßt. Man fährt

auf der einen Seite gegen die Barriere und den Bogen de l'Etoile herauf, auf der andern herab. Anderer Vergnügungen, die dem Volke hier gegeben werden, oder die es ſich ſelbſt giebt, nicht zu gedenken. Der weite Raum, den die Champs einnehmen, geſtattet die Entwicklung jeder maſſenhaften Fête. Die Grenzen ſind außer dem Obeliskenplatz und dem Cours de la Reine im Südweſten die Wittwen-Allee, und Chaillot weſtlich das Faubourg du Roule, nördlich das Faubourg Honoré. Sehenswerth ſind in dieſen entlegenen Theilen des 1. Arrondiſſements am Ende des Cours de la Reine auf dem Quai Billy die Pompe à feu du Chaillot, ein Gebäude, aus welchem mittelſt einer Dampfmaſchine Seinewaſſer nach einigen Stadttheilen getrieben wird.

Auch verſäume man nicht, den nahen Hügel von Paſſy über dem Pont de Jena zu beſuchen. Er bietet einen ſchönen Hinabblick auf das Marsfeld und deſſen Umgebung. Hier wollte Napoleon ſeinem Sohne, dem König von Rom, einen Marmorpalaſt bauen. —

In der Rue de Chaillot ſteht eine dem h. Petrus geweihte Kirche, doch iſt nur der achteckige Chor alt, aus dem 15. Jahrhundert.

In der Rue du Faubourg du Roule ſteht die einfache Chapelle de Beaujon, und ihr gegenüber das gleichnamige, nach dem Stifter beider genannte Hôpital, urſprünglich ein Waiſenhaus, jetzt ein Krankenhoſpital mit 200 Betten, und von großer Ausdehnung. Die Krankenpflege üben die Sœurs de St. Marthe. Ohnweit davon liegt die Kirche St. Philippe, ein Werk ſchönen modernen Bauſtyls, erſt 1784 vollendet. Hinter dem Hoſpital, neben der Rue de Chartres liegt der Parc de Monceaux, ſchön und ſehenswerth; er bildet ein großes Dreieck, das von der Rue de Chartres, der Rue de Valois und den Barrieren du Roule und de Monceaux begrenzt wird.

In ſeiner Nähe das große Abattoire (Schlachthaus) dieſer Vorſtadt.

Die königlichen Ställe dürften für viele Fremde ſehenswerth ſein; ſie ſind ein Bauwerk Karl X. und liegen ebenfalls in der Rue der Faubourg du Roule. Die Ställe des Herzogs von Orleans liegen in der Rue de Montaigne.

Das ſtattlichſte Gebäude der Faubourg St. Honoré iſt das

bereits erwähnte Palais de l'Elysée-Bourbon. Es wurde 1718 erbaut. Molet war der Architect, Graf d'Evreux der Erbauer. Von der Madame Pompadour ging das schöne Besitzthum an ihren Bruder, den Marquis de Marigny über, dem es Ludwig XV. wieder abkaufte und zum Gesandtschaftshôtel bestimmte. Später erwarb es der Banquier Beaujon und verschönerte es ungemein; von ihm kaufte es die Herzogin von Bourbon, und zur Revolutionszeit wurde es als Nationaleigenthum erklärt. Später gehörte es Napoleon, der es auf eine Zeitlang bewohnte. Jetzt gehört es wieder der Krone. Es enthält herrliche Zimmer, kostbare kolossale Vasen von schwedischem Porphyr, Gemälde, Merkwürdigkeiten und manche Reliquien Napoleons. Um das Palais zu besehen, ist sich an das Ministerium des Innern zu wenden, oder an die Direction der öffentlichen Gebäude und Monumente.

In der Rue d'Aguesseau liegt die Kapelle der bischöflich-anglicanischen Kirche zum Gebrauch der englischen Gesandtschaft, neu, gothisch, elegant; der Gottesdienst in ihr Sonntags Morgens halb 12 Uhr und Nachmittags halb 4 Uhr.

Die Rue d'Angeu St. Honoree hat die Sühnkapelle für den ermordeten König und seine Gemahlin aufzuweisen. Sie steht auf dem Platz, wo das unglückliche Paar begraben wurde, und diesen Platz erwarb die Pietät eines Herrn Descloseaux, der, um die geheiligten Reste vor Entweihung zu schützen, hier einen Garten anlegte. Nach der Restauration kaufte ihm die Krone den Platz ab, führte die Leichname in die Königsgruft nach St. Denis und errichtete die Chapelle expiatoire nebst dem Hof mit den Gallerien der Grabmäler für die Revolutionsopfer. Es wird in der Kapelle, welche die schön gearbeiteten Statuen des Königs und der Königin enthält, täglich Messe gelesen.

Das Collège Bourbon in einem ehemaligen Kapuziner-Klostergebäude war früher ein Krankenhaus, das Napoleon in ein Lyceum umwandelte, und es Lycée Bonaparte nannte. Es hat eine architectonisch schöne, 162 Fuß lange Facade.

Die Kirche St. Louis ist einfach, hat aber drei gute Gemälde und ihr Baptisterium schließt in einer Urne das Herz des berühmten Reisenden Choiseule-Gouffier ein.

Das Hôtel de Sommariva bewahrt neben reizenden Statuen von Canova eine treffliche Gemäldesammlung, deren Anschau

die Liberalität des Besitzers dem gebildeten Publikum vergönnt; man inscribirt sich einige Tage vorher bei dem Portier.

Das Hôtel der auswärtigen Angelegenheiten liegt in der Rue Neuve des Capucines und am gleichnamigen Boulevard, und trug früher den Namen Hôtel de Wagram. Es wird von dem jedesmaligen Minister des affaires étrangères bewohnt.

In demselben Bezirk befinden sich auch die Bahnhöfe der Eisenbahnen nach St. Germain und nach Rouen. Ein meist neubebauter Bezirk, der nach den Barrieren von Monceaux und Clichy sich erstreckt, zeigt in seinen Straßennamen fast lauter Städte, während der Platz de l'Europe heißt; da ist die Rue de Londres, de St. Petersbourg, d'Amsterdam, de Madrid, de Vienne, de Stockholm, de Berlin, de Milan, Tivoli (wo ein beliebter Lustgarten.) Tieß jetzt sich, die Rue de Clichy überspringend, im 2. Arrondissement noch mit der Rue de Lisbonne und Rue Hambourg fort. Auf der Place de l'Europe ist der Einigungspunkt der Paris-St. Germainer Eisenbahn, die 1837 eingeweiht wurde. Ihre Ausdehnung beträgt 18,340 Metre. Sie ist zweckmäßig und gut angelegt, 1½ Metre breit, und in 25 bis 30 Minuten ist die Ueberfahrt vollendet.

Eine der größten Zierden nicht nur des 1. Arrondissements, sondern von ganz Paris ist die Kirche

La Madeleine. Der Bau dieses Tempels begann schon unter Ludwig XV. durch den Architecten Constant d'Ivry, 1764; nach dessen Tode führte Couture ihn weiter, doch nicht rasch, gleichwohl kostete er bereits zwei Millionen, als die Revolution ausbrach, und den Fortbau hemmte. Keineswegs glich der damalige Plan der heutigen Ausführung; Ludwig XV. Zeit war nicht die, wo man Tempel im edelsten reinsten Styl des griechischen Geistes baute. Napoleon gedachte der Stadt Paris einen Ruhmestempel zu gründen, und so verschwand das bisher aufgeführte, und nur die Fundamente blieben, auf welchen Architect Vignon 1808 den neuen Weiterbau begann. Napoleons Fall hemmte abermals, bis Ludwig XVIII. beschloß, daß der Ruhmestempel vollendet, aber ein christliches, der heil. Magdalene geweihtes Heiligthum werden, und zugleich Monumente zum Andenken Ludwigs XVI und XVII., Maria Antoinettes und der Madame Elisabeth enthalten sollte. Würdig

und majestätisch steht nun der prachtvolle Bau, äußerlich und innerlich vollendet, vor Augen. Eine Treppe führt mit 22 Stufen zur breiten Plateforme, von welcher der Tempel sich erhebt. Zwei und fünfzig korynthische, 60 Fuß hohe, 6 Fuß in Diameter haltende cannelirte Säulen mit 9 Fuß hohen Kapitälen umziehen, je 18 an den Langseiten, 8 an den schmalen, das Tempelhaus. Der Eingang ist nach dem Obeliskenplatze gerichtet, hier bildet eine doppelte Säulenreihe den Pronaos.

Der mächtige Fronton über diesem Portikus zeigt ein 122 Fuß langes, 22 Fuß hohes Hautrelief, das jüngste Gericht, mit kolossalen Figuren. Christus ist 17 Fuß hoch. Der mit Blumen tragenten Engeln rings verzierte Fries zeigt die Inschrift:

D. O. M. sub. Invoc. S. M. MAGDALENAE.

Der Fronten des Opistodomos enthält die Glocken. Das kupfergedeckte Dach umschließt die Kuppelfenster, durch die allein Licht in das Innere fällt. Das Innere wird durch ein Vestibule betreten, das zu beiden Seiten kleine Kapellen, eine für Taufen, die andere für Trauungen, enthält, die vom Schiff durch eine fast 26 Metres hohe und fast 16 Metres breite Arcade getrennt sind; durch eine ähnliche Arcade ist wieder der Chor vom Schiffe geschieden. Das Schiff imponirt durch den Glanz seiner Marmorarten, durch seine Säulenreihen, seine Hautreliefs, und mißt 300 Fuß in die Länge, 130 in die Breite, 90 in die Höhe. Schönheit und Würde vereinigen sich in diesem Gotteshause.

Zweite Wanderung.

Wir betreten in ihrem Beginn das zweite Arrondissement, und wieder ein königliches Haus, das berühmte:

Palais Royale. Man kann sagen, daß das Palais Royale das Herz von Paris sei, wie es im Herzen der Stadt liegt, mindestens ist's ein Centralpunkt des öffentlichen Lebens, mannichfachen Verkehrs und mannichfachen Vergnügens. Auf seinem Boden baute sich zunächst nach der Insel ein Ort an, während König Dagobert noch in den Waldungen jagte, die diesen Boden bedeckten. Das Palais ist eine Schöpfung des Cardinal Richelieu, und das Hotel, das er dort zuerst erbaute, trug seinen Namen. Lemercier begann und endete den Bau von 1629 bis 1636. Der Palast enthielt große Säle, Gallerien, umschloß einige Höfe, eine

Kapelle, ein Theater, und es gehörten dazu schöne Alleen und Gärten, deren Areal 1000 Fuß Länge, 432 Fuß Breite hatte. Als der Cardinal starb, vermachte er den Palast, der mit des Königs Ludwig XIII. Gelde erbaut war, dem König, daher der jetzige Name, obschon er auch später noch andere Namen führte. Ludwig XIV. schenkte das Palais seinem Bruder, dem Herzog von Orleans, daher es eine zeitlang Palais d'Orleans hieß; die Revolutionszeit taufte es Palais Egalité, und die Napoleons verlegte das Tribunat hinein, und nun hieß das Palais nach diesem, bis zur Rückkehr der Bourbonen. Nun nachdem es an die Familie von Orleans zurück gekommen, die Frankreich eine neue Dynastie gebracht, heißt es mit vollem Recht wieder Palais Royal.

Dieser Palast ist ein großes und wichtiges Blatt in der Geschichte von Paris. In ihm fand die Kunst ein Asyl, der Luxus eine Wiege, die Politik einen Tummelplatz, die Wollust einen Venustempel, die Spielsucht ihren Himmel und ihre Hölle, ja das Palais war ein mächtig und leidenschaftlich pulsirendes Herz von Paris. Jetzt ist es äußerlich schöner, glanzreicher, wie früher — innerlich stiller, ja auch ehrbarer geworden, Hetären und Spielteufel sind vertrieben. Aber dennoch ist es noch voller Pracht und Leben, ein großartiger Bazar des Luxus und der Mode, ein Pantheon der Künste, ein Tempe der Gut- und Feinschmecker. Was in letzterer Beziehung Paris nur zu bieten vermag, hier ist es geboten, und keineswegs übertheuer.

Der ungeheure Palast, überall reich durch architectonische Kunst verziert, steht mit seiner nördlichen schmalen Fronte gegen den gleichnamigen Platz, auf dem die Rue St. Thomas de Louvre stößt, und der nur eine Unterbrechung der weit ausgedehnten Rue St. Honoré ist.

Gegen Westen tritt das an ihn angebaute Theatre Français in die Rue Rivoli, die übrigen von Süden nach Norden ziehenden Gebäude gehen bis in die Rue Montpensier.

Die schmale Seite der Gallerien im Norden tritt auf den kleinen Platz Beaujolois, und die Ostfronte zieht längs der Rue Valois hin.

Wir treten durch eine dorische Arkade in einen Hof, an dessen Nordseite das dreistöckige Hauptgebäude grenzt, das nach Osten und Westen zweistöckige Flügel hat. Ein Bogengang mit Vestibul

führt in einen zweiten Hof, der dicht an den mittleren Theil des Palastes stößt; zwei vorspringende mit jonischen cannelirten Säulen geschmückte Massen tragen ein Gebälk, das allegorische Statuen zieren. Die Flügel zu beiden Seiten haben im Erdgeschoß breite Arkaden, unter denen Restaurants, Kaffées, Galanterie-Läden in reichster glänzendster Ausstattung sich finden. Nördlich schließt den Hof die berühmte Gallerie d'Orleans, mit einem Glasbogen überdeckt, neben denen eine doppelte Terrasse angebracht ist. Die Läden zu beiden Seiten sind wahrhaft prachtvoll ausgestattet; hier herrscht der Luxus mit allem seinen verlockenden Zauber. Diese Gallerie ist 300 Fuß lang und 40 Fuß breit. Westlich vom ersten Hof ist noch ein kleinerer, ebenfalls mit mancherlei Läden. Der Garten ist 700 Fuß lang, 300 Fuß breit; er hat ein schönes Bassin mit Fontaine, Rasenplätze, Blumengärten, Statuen, Linden-Alleen, unter denen vor den Kaffeehäusern Tische und leichte bequeme Stühle stehen, auch versorgen erstere mit Zeitungen, enthalten Billards, dergl.

Längs des Gartens erstrecken sich, ihn an drei Seiten umfangend lange Gallerien, wo ein Laden, ein Waarenlager an das Andere grenzt. Hier sind die renommirten Kaffées Foy und de la Rotonde, und die Weltruf habenden Restaurants Very, Vefour. Abends gewährt das alles in der Beleuchtung vieler bunten Gasflammen einen feenhaften Anblick.

Das Palast-Innere zu besehen, was nur Sonntags geschehen kann, hat man sich an den Herrn Intendanten der Civilliste zu wenden. Es enthält sehenswerthe Zimmer und Säle, kunstreiche Treppen, Gemälde aus dem Leben Ludwig Philipps, einen Thronsaal, eine herrliche Gallerie mit Gemälden, welche die Geschichte des Palais darstellen, die 63 Fuß lange, 33 Fuß breite Gallerie d'ores ꝛc.

Die Miethe für die Bazare, Kafés und sonstige Räumlichkeiten trägt dem Besitzer, dem König, enorme Summen ein; ein einziger Laden zahlt 3 bis 4000 Franks jährlich.

Die theatralische Kunst wird im Palais in allen Phasen geübt. Das Théâtre Français, an das Palais anstoßend, erbaut vom Herzog von Orleans im Jahr 1787, ist grandios, enthält drei Logenreihen und ein Amphitheater, zusammen 1522 Plätze.

Es dient vorzugsweise der klassischen Tragödie, obschon es sich auch bisweilen dem neuern romantischen Drama anbequemte.

Das Théâtre du Palais Royal befindet sich an der Nordostecke, und ist seit 1831 geöffnet, es ist im Innern sehr freundlich, hat nur 930 Plätze und giebt Vaudevilles und Possen, aber sehr gut.

Weiter enthält auch das Café des Aveugles, das einst berüchtigt war, jetzt aber einen Saal bildet, in welchem an kleinen Marmortischen das Publikum bedeckten Hauptes umher sitzt, und Bier trinkt, Herren und Damen des Bürgerstandes, Studenten und Grisetten, eine kleine Bühne für allerlei unterhaltende Productionen, und im ersten Stockwerke der Gallerie Valois befindet sich das kleine Théâtre des l'ombres chinoises (Théâtre Seraphin,) gern besucht von Kindern und Bonnen, wie von großen Kindern, die noch vermögen sich der harmlosen Freude am Spiel der Schatten, Marionetten und Metamorphosen hinzugeben.

Auch sehr bedeutende Bibliotheken und Lesecabinette umfaßt das Palais, und es wäre mehr über das Ganze mitzutheilen, als der uns vergönnte Raum uns über ganz Paris zu sagen gestattet.

Verfolgen wir vom Palais aus die Rue Rivoli in nördlicher Richtung, so lassen wir bald die Place Louvois, (Place de la Bibliotheque) zur Linken; ein Platz von nicht allzugroßem Umfang, auf welchem früher das französische Opernhaus stand. Als dort der Herzog von Berry ermordet worden war, wurde das Haus niedergerissen, und später der Platz mit einer Fontaine und broncenen Figuren geschmückt.

Zur Linken streckt sich das düstergraue Steinhaus hin, das früher die Wohnung des Kardinal Mazarin war, und jetzt die Bibliothèque du Roi umfaßt. Diese Bibliothek, eine der berühmtesten Europa's, zählte unter Ludwig XV. schon 100,000 Bände; die Revolution vermehrte sie mit vielen Bibliotheken aufgehobener Klöster und nannte sie Bibliothèque nationale. Napoleon bereicherte sie noch mehr und dermalen wird ihre gedruckte Bändezahl auf 720,000 Bände, 80,000 Handschriften, 100,000 Münzen, Gemmen und Intaglios, 120,000 Karten und Kupfer in mehr als 6000 Mappen und Bänden angegeben. Wir werden unten der Pariser Bücherschätze noch besonders gedenken. Die Eintheilung zerfällt in 4 Departements: 1. Druckschriften, 2. Handschrif-

ten, 3. Kupfer und Karten, 4. Münzen und Medaillen nebst sonstigen Antiken.

Das Bibliothekgebäude ist 540 Fuß lang, 130 Fuß breit, der Hof hat eine Ausdehnung von 300 Fuß Länge und 90 Fuß Breite. Im Erdgeschoß befinden sich die Salle du Globe, die Salle du Zodiaque, sehenswerth wegen des Zodiacus von Dendera und interessanten ägyptischen Alterthümern. Die Bücher und Handschriften sind in viele Säle nach den Wissenschaften vertheilt, welche zum Theil auch noch andere Sehenswürdigkeiten, Autographa unter Glas, Modelle der Pyramiden, Statuen ꝛc. enthalten.

Im Nordende des Hauses ist das Medaillen- und Antikenkabinet, ungemein viel des Kostbaren und Seltenen enthaltend. Das Kupferstich Kabinet, das im Entresol der südlichen Abtheilung des Gebäudes befindlich ist, hat große Schätze und Seltenheiten. Die Bibliothek kann täglich von 10 – 3 Uhr besucht werden.

Am nördlichen Theil der Bibliothek bringt die kurze, aber breite und stattliche Rue Colbert uns in die Rue Vivienne, aus welcher wir, so wie noch etwas weiter nördlich durch die Rue des Filles St. Thomas auf den Börsenplatz gelangen, wo uns die herrliche Börse entgegentritt. Das Haus im griechischen Tempelstyl, ähnlich der Madeleine, nur minder groß, bildet ein Parallelogramm von 212 Fuß Länge, 126 Fuß Breite, ist von einem Peristyl von 66 korinthischen Säulen umgeben, die einen grandiosen Portikus bilden und die Attika mit dem Gebälk tragen. Der Haupteingang ist an der Westseite und trägt die Inschrift: BOURSE ET TRIBUNAL DE COMMERCE. Das Innere bildet vornehmlich einen großen Saal, um welchen oben Gallerien laufen, und der sein Licht durch den Plafond erhält. Er hat reiche Zierathen von Figuren und Malereien. Außerdem enthält das Gebäude den Saal des Handelsgerichts und Geschäftslocale. Der Bau hat 8 Millionen Franken gekostet. Der Zutritt für anständige Fremde ist zur Börsenzeit gestattet. Der Börse gegenüber liegt das Théâtre de l'Opera-Comique, welches früher Théâtre des Nouveautés hieß. Es besteht seit 1827, ist hübsch eingerichtet, und das runde Auditorium faßt mit 3 Logenreihen und 2 Gallerien 1200 Personen. Man giebt fast ausschließlich heitere Opern und größere Singspiele.

In diesem Gebiet sind einige der lebhaftesten und schönsten Passagen, die Passage Colbert, des Panoramas und Vivienne. Wir wenden uns in nördlicher Richtung dem Boulevard Montmartre zu, und können, wenn wir den ihm jenseits gelegenen Distrikt des 2. Arrondissements durchstreifen wollen, in der Rue de Faubourg Poissonniere das Garde-meuble de la Couronne — das die Juwelen und kostbaren Geräthe der Krone einschließt, mindestens von außen betrachten, da der Zutritt fast unmöglich ist. An dasselbe stößt das Conservatoire de musique, und die Salle des Menus-Plaisirs, ein kleines Theater, dessen Auditorium auch als Ball- und Concertsaal dient. Dicht an der Barriere de Montmartre liegt das große gleichnamige Schlachthaus dieses Bezirks. Die Kirchen dieses Gebietes sind die alte Kirche Notre Dame de Lorette, und die neue Kirche desselben Namens, erstere in der Rue du Faubourg de Montmartre, die zweite am Ende der Rue Laffitte. Beide neu, doch letztere im ganz alten Basilikenstyl der ältesten christlichen Kirchen erbaut. Hinter ihr das Quartier la Nouvelle Athènes mit schönen Häusern.

Durch die Rue Lepelletier schreiten wir aus diesem Stadttheil wieder den Boulevards, und zwar dem der Italiener zu, und gehen wir da durch die Rue Lepelletier, so gehen wir am Hause der Grande-Opera vorüber. Dieses Theater, das größte von Paris, heißt auch l'Academie royale de musique, wurde nach der Demolirung des Opernhauses in der Rue Richelieu in einem Jahre erbaut, und steht noch durch zwei Passagen mit den Boulevards in Verbindung, außerdem gegen drei Straßen frei. Es hat ein imposantes Aeußere, und eine zweckmäßige innere Einrichtung, das Auditorium mit 4 Logenreihen faßt gegen 2000 Personen. Die Bühne ist 42 Fuß breit, 82 tief.

Hier geben die großen Opern in Scene, die ihre Rundreisen durch die civilisirte Welt machen, mit allem Pomp und aller Pracht, allem Kunstzauber. Hier muß man Ballette sehen!

Auf dem Boulevard des Italiens, der am Ende der Rue Richelieu beginnt, sind interessant das ehemalige Spielhaus Frascati, das Café des Italiens, das Café Tortoni. Die Bains Chinois, mit orientalisch phantastischer Facade und auch das Haus der Opera Italien stößt auf diesen Boulevard. Der Eingang ist aber auf der Place des Italiens. Das Haus ist innen raum

voll, faßt 1200 Zuschauer, und dient ausschließlich der italienischen Gesellschaft, die vom 1. Oktober bis zum letzten März spielt, und dann nach London geht.

Wandern wir südwärts vom Italienerplatz durch die Rue de Grammont, so überschreiten wir die breite und schöne Rue neuve de St. Augustin, und gelangen bald zum Theater Ventadour, welches früher die Opera Comique hieß, ein stattliches, innen und außen prächtig verziertes Haus, das wegen zu hohen Miethpreises, 60,000 Fr., jährlich, nicht stets Theaterunternehmer fand, aber im Winter Concerten und Bällen dient.

Zwischen der Rue de neuve St. Augustin und der Rue neuve des Petit-Champs ist eine frühere Verbindungsgasse in eine der schönsten Passagen von Paris verwandelt worden, die Passage Choiseul, und indem wir in der weiten und eleganten Neu-Straße der Petits-Champs westwärts schreiten, betreten wir die Rue de la Pair, und in diese links einbiegend, bald darauf den Vendome-Platz mit seiner bekannten und berühmten Colonne, von der Napoleons Standbild ernst niederschaut auf die Stadt, die sich einst unter des Kaisers Scepter beugte. Der Platz trägt den Namen vom Herzog von Vendome, dessen Palast hier stand, und wurde von Ludwig XIV. nach dem Rathe Louvois begonnen, doch blieb der Stadt die spätere Vollendung überlassen. Der Platz selbst bildet ein von ziemlich gleichmäßigen Gebäuden umgebenes regelmäßiges Achteck, auf welches blos die Rue de la Pair, und von der Rue Rivoli her, die längs des Tuileriengartens hinzieht, die Rue Castigliene stößt. Bevor der Platz seinen jetzigen Namen erhielt, hieß er Place de Conquetes, Place Louis le Grand, und es zierte ihn eine bronzene Reiterstatue Ludwig XIV., welche die Revolution zertrümmerte. Auf das stehengebliebene Piedestal stellte Napoleon die schöne, der Trajanssäule zu Rom nachgebildete 130 Fuß hohe Triumphsäule ganz von Stein, und mit Bronzereliefs, aus dem Metall von 1200 eroberten Kanonen gegossen. Auch das 21 Fuß hohe Piedestal ist architektonisch würdig und sinnreich verziert. Die spiralförmig empor laufenden Basreliefs enthalten die Darstellung des deutschen Feldzugs von 1805 mit gegen 2000 3 Fuß hohen Figuren. Man steigt auf einer dunklen Schneckentreppe im Innern empor, (kein Fremder möge versäumen, dieß zu thun,) und erreicht die offene Gallerie, der das vom ehernen Standbild Napoleons

gekrönte Akroterium entragt. Schon früher zierte Napoleons Bildsäule dieses schöne Monument, doch im antiken Costüm. 1814 riß es die Exaltation über die sogenannte Befreiung von dem Tyrannen durch die Alliirten herab, und es wehte an dessen Stelle eine dürftige, weiße Fahne von der Colonne. Die Julirevolution stellte Napoleons 11 F. hohe Statue in seiner historischen Kleidung wieder an ihren Platz. Die Säule macht nicht nur von der Nähe aus gesehen, einen schönen Eindruck, sondern sie wirkt auch von der Ferne aus imposant. Der sie hütende Invalide versieht den Besuchenden mit einer Laterne, und von der Gallerie hat man ein höchst reizendes Panorama zu Füßen, überschaut einen großen Theil von Paris, und noch dazu den schönsten, und weit in die westlichen und südlichen Ebenen.

Wenn wir nun die stattliche Rue St. Honoré betreten und sie ostwärts durchwandern, führt links eine Straße zum gleichnamigen Marché St. Honoré, welcher 4 große Gallerien für den Verkauf aller Arten von Lebensmitteln, und in der Mitte eine Fontaine enthält. Im ferneren Verfolgen der Rue St. Honoré gewinnen wir zur Linken die Eglise St. Roche, die Pfarrkirche des 2. Arrondissements mit mächtigen Portalen, doch nur einfacher Architecturzier. Ihr Bau datirt von 1710. Sie enthält Denkmäler berühmter Männer und schöne Gemälde, auch mehrere Nebenkapellen. Aus der Rue de St. Honoré führt die kurze Passage Delorme in die elegante und großartige Rue Rivoli und in die Nähe der Tuilerien, und in ihrem Weiterverlauf führt sie auf den Palais-Platz und bildet mit der Rue Richelieu einen etwas spitzen Winkel.

Dritte Wanderung.

In dieser wenden wir uns dem 3. und 4. Arrondissement zu; letzteres ist von allen das kleinste, und bietet außer dem bereits besuchten Louvre nicht allzuviele Merkwürdigkeiten.

Zunächst begrüßen wir die Banque de France im Vorübergehen, ein ziemlich schmuckloses Gebäude, und betreten ohnweit derselben die Place des Victoires, welche gleichförmig gebaute Häuser umgeben, und deren Mitte das Monument Ludwig XIV. schmückte, welches 1792 zerstört wurde. Napoleon stellte zum Andenken seines Feldzuges in Aegypten eine kolossale nackte Statue dort auf, die 1814 hinweggr-

nommen wurde. Seit 1822 ſteht nun wieder Ludwigs XIV. Reiterſtatue auf dem Siegesplatz, im römiſchen Imperatorenkoſtüm, aber mit der unabweisbaren Allongenperücke.

Wenn wir den Platz nordwärts verlaſſen, gelangen wir bald zur Egliſe Notre-Dame-des-Victoires, auch Egliſe des Petits-Peres genannt, die ſeit 1656 ſteht, doch iſt das Portal neuer. Das Innere enthält nächſt dem Schiff 6 reich dotirte Kapellen; in einer derſelben das Grabmal des Componiſten Lulli. Der Kirche gegenüber erblicken wir eine ſchöne Fontaine.

Verfolgen wir die Rue Notre-Dame des Victoires noch weiter nordlich, ſo kommen wir zu den Meſſageries Royales, den königlichen Poſtgebäuden, einer großartigen Anſtalt, deren lebendiges Treiben anzuſehen, wohl der Mühe lohnt. Jenſeits der Boulevards Poiſſonière und bon Nouvelle, wo noch die ſchönſten Bäume ſchatten, und wo das Theater Gymnaſe Dramatique und das Gymnaſe Muſique ſich befinden, dürften die Quartiere kaum viel des Anziehenden bieten, ausgenommen etwa die Egliſe St. Vincent de Paule, die manche zum 5. Arrondiſſement zählen, die aber auch nichts beſonders Merkwürdiges enthält. Wir wenden uns daher wieder nach dem vierten Arrondiſſement zurück, wenn wir die Rue Montmartre verfolgen, und dann rechts biegend, die Rue du Jour paſſiren, wo die Place St. Euſtache mit der gleichnamigen Kirche, die im gothiſchen Styl der ſpätern Zeit, doch mit einen modernen Portal erbaut iſt. Sie iſt 318 Fuß lang, 132 breit, 90 hoch, enthält eine kunſtvolle Kanzel und andere Sculpturen und Colberts Sarkophag. Ein anderer ohnweit davon gelegener raumvoller Platz umfaßt die Halle au Blé, die Getraidehalle; eine ungeheuere 28 Meter im Durchmeſſer haltende Rotunde, deren Gewölbfenſter 31 Fuß im Durchmeſſer von oben Licht einſtrömen läßt. Das immenſe Kuppeldach iſt weit ſichtbar; das Gebälkwerk daran iſt von Gußeiſen, das Dach Kupfer; die weiten Räume dienen als Getraidemagazin. Südlich der Halle befindet ſich eine doriſche Säule 95 Fuß hoch, (von Katharina von Medicis erbaut,) welche beſtiegen werden kann.

Von da eilen wir nach dem Marché des Innocents, einem großen Freiplatz, der früher ein Kirchhof war, welchen ein berühmter Todtentanz zierte. Jetzt ziert die Mitte dieſes Marktes eine ſchöne und wirklich ſehenswerthe Fontaine. Auf dieſem Markt

ist fast zu allen Tageszeiten das lebenvollste Gewimmel. Vier regelmäßige Gallerien enthalten die Waarenlager der Wollen- und Baumwollenhändler, Halle aux Draps, und einer Menge Verkäufer von Commestilien. Da sitzen die Herbaristes, Gemüseweiber, da ist der Marché aux Pommes de terre, et aux Oignons, der Marché au Beurre, au Oeufs et au Fromage, und der Fischmarkt mit seinen berühmten Damen der Halle. Die mannichfaltigsten Gerüche und die mannichfaltigsten Redensarten, nicht immer den Sinnen schmeichelnde, gibt es hier, und das interessanteste, lebendigste Volkstreiben des Verkehrs für den täglichen Nahrungsbedarf. In der Nähe des Fischmarktes ist auch, Rue de la Tonnellerie, unter einer Passage, der Trödelmarkt für Waaren aller Art. Indessen giebt es in allen Stadttheilen von Paris Trödler mit mehr oder minder reichhaltigen Boutiken, und man kauft da oft um ein Spottgeld Interessantes oder Seltnes. In der eben genannten Strasse ist auch der Brodmarkt, und steht das Haus, darin Moliere geboren ward. Es ist Nr. 3 und durch des Dichters Büste und eine Inschrift gekennzeichnet. Da der Marché des Innocents an die Rue St. Denis stoßt, die in ihrer unabsehbaren Ausdehnung von Norden nach Süden sich erstreckt, so folgen wir ihr in der letztern Richtung, nachdem wir zuvor einen Blick in die rechts einmündende Rue Ferronnière geworfen, in welcher am Hause Nr. 3 Heinrich IV. durch Ravaillac ermordet wurde, und gelangen auf die Place de Châtelet, die 220 Quadratfuß einnimmt, und in ihrer Mitte eine stattliche Fontaine mit einer mächtigen Säule hat, welche sehr schön allegorisch verziert, und auf ihrem Akroterium eine vergoldete Victoria trägt. Hier führt der Pont aux Changes zur Cité hinüber, wir aber überwandern den Quai de la Megisserie, gelangen zum Pont Neuf, und wenden uns über die Place de l'Ecole, die auch eine, aber unbedeutende Fontaine hat, zur Eglise St. Germain-l'Auxerrois, welche an einer Stelle steht, auf welcher nach der Sage, schon Childebert eine Kapelle gegründet haben soll. Der jetzige Bau entstand im Jahr 1000, doch haben die Jahrhunderte an ihrem ursprünglichen Styl mannichfach gemodelt. Der Architecturfreund darf diese Kirche ja nicht unbeachtet lassen, sie bietet an uralten Statuen, Sculpturen vrgl. trotz mancher Verwüstung noch viel Sehenswerthes, und auch ihre Geschichte ist wichtig. Von ihrem Glockenthurm sah man das

Zeichen zum Beginn der Bluthochzeit; in ihrer Nähe wurde Coligny erſchoſſen, der im Hauſe 18 der nahen Rue de Foſſés St. Germain l'Auxerrois wohnte; das Haus gehört einem Reſtaurant, früher hieß es Hôtel Rohan Montbazon.

Vierte Wanderung.

Dieſe ſoll uns ausſchließlich dem 9. Arrondiſſement zuführen. Zu oft ſchon zeigten ſich uns aus der Ferne die mächtigen Thürme der Pariſer Cathedrale, als daß wir nicht ein Verlangen tragen müßten, ihr und ihren Umgebungen früher einen Beſuch zuzudenken, als manchem andern anziehenden Punkt.

Das 9. Arrondiſſement wird gebildet aus einem Theil des nördlichen Seine Ufers und der Inſelſtadt mit ihren Nachbarinſeln. Wir überwandern vielleicht wieder die Place du Chatelet, und gelangen über die Quais de Gévres und Pelletier an dem Pont Neuf Tome vorüber auf die große Place de l'Hôtel de Ville, dem Grèveplatz, auf dem uns das berühmte Stadthaus und eine Fülle hiſtoriſcher Erinnerungen entgegentritt, Erinnerungen, die wie bleiche Geiſter im Purpur erſcheinen, deſſen Farbe, näher beſehen, Blut iſt.

Das ſtattliche Haus ſtellt ſich in einem eigenthümlichen Renaiſſancetyl dar. Es iſt oft an demſelben gebaut, verändert, erweitert worden. Das Mittelhaus hat an beiden Enden hervortretende Pavillons, zu denen coloſſale Thorthüren führen. Ueber der Thüre des Haupthauſes zeigt ſich ein Basrelief Heinrich IV. zu Pferde. Die Fenſter des Erdgeſchoſſes ſind durch korinthiſche Säulen getrennt, und mit Frontons geziert, die obern ſind durch einfache oder Doppelnniſchen getrennt, welche auf einfachen Säulchen ruhen. Um das Dach geht eine Balluſtrade, und ſeiner Mitte entragt ein Thurm mit einer kunſtvollen großen Uhr. Die Pavillondächer zeigen jedes ein unſchönes Manſardenfenſter, und jene hohen häßlichen Schornſteine, die in Paris ſo beliebt ſind, und ſo manches ſonſt hübſche Haus entſtellen. Das Innere des Haupthauſes enthält eine ſehenswerthe Treppe, den Hof ziert eine Bronzeſtatue Ludwig XIV. und von den Zimmern iſt der die ganze Breite des Haupthauſes einnehmende Thronſaal, nebſt den Sälen St. Jean, de Grève und de Zodiaque ſehenswerth. Das Haus umfaßt auch die ungemein reiche Stadtbibliotheck.

Um das Stadthaus zu beſehen, hat man ſich über Zeit und Stunde mit dem Caſtellan zu verſtändigen.

Auf den Grèveplatz ſtößt der Pont d'Arcole; dieſe Brücke wurde erſt 1828 vollendet, und ihr Name verewigt den jungen Julihelden, der mitten im Feuer der Königlichen Truppen die Tricolore auf dem Stadthaus aufpflanzte, worauf ihn ſogleich eine tödtliche Kugel ereilte. Den Quai Pelletier ließ auch erſt nach der Juli-Revolution die Pariſer Municipalität herſtellen. In der Rue de l'Hôtel de la Ville, die mit dem Quais de Grève parallel zieht, tritt uns zur Linken die Kirche St. Gervais entgegen; ein Bauwerk auf uralten Fundamenten mit ſehenswerthen Kunſtſculpturen und Glasmalereien, wie guten Oelbildern. Das Portal gehört dem Mittelalter nicht mehr an. Dieſe Kirche birgt die Grabmäler Scarrons, Crebillons, und des Malers Philipp de Champagne. In öſtlicher Richtung weiter wandelnd, gewinnen wir die Rue St. Antoine, und betrachten im Vorübergehen das Collége royal de Charlemagne, das Jeſuitencollegium, ein zu Ende des 16. Jahrhunderts erbautes Haus. Schöner und im rein mittelalterlichen Styl erbaut iſt in der ganz nahen Rue du Figuier das Hôtel des Sens mit intereſſanter und kunſtvoller Architecturzier. Von dem erwähnten Collége nur durch die Straße geſchieden, iſt die zu demſelben gehörige Kirche St. Paul et St. Louis, mit prachtvoller Fronte in dem ſteifen und impoſanten Jeſuitenſtyl erbaut, und 1641 vollendet. In ihr las Cardinal Richelieu ſeine erſte Meſſe. Wir ſetzen unſere Wanderung fort, wenden aus, wenn wir den Baſtilleplatz berühren, auf dem Boulevard Bourdon ſüdlich, und nehmen das Grenier de reserve in Augenſchein, das ungeheure Kornhaus, welches Napoleon begann und die Reſtauration vollendete. Das Gebäude hat 1050 Fuß Länge, 60 Fuß Breite, 30 Fuß Höhe. Jeder Bäcker von Paris iſt verpflichtet, 20 Malter Mehl hier verwahrlich niederzulegen, und den Verbrauch ſtets zu ergänzen; dieſe Maasregel reicht hin, Paris auf 4 Monate gegen Brodmangel zu ſchützen.

In der Nähe beſehen wir das Arſenal mit ſeiner beträchtlichen Bibliothek, beſehen die Ruinen des Cöleſtinerkloſters auf dem Quai des Célestines, deſſen Bau in das 14. Jahrhundert fällt, und deſſen Kirche viele alte kunſtwerthvolle Monumente und Epitaphien enthält. Hier führt der Pont Grammont auf die Inſel Louvier, welche nur mit Holzmagazinen bebaut iſt. Wir überſchreiten

den Quai St. Paul und den Quai des Ormes, wo der Pont Marie uns auf die Ile St. Louis bringt, wenn wir nicht vorziehen, noch eine kleine Strecke abwärts über den Pont Louis-Philippe gleich die Cité zu betreten.

Die Ile St. Louis hatte früher den Namen Ile aux Vaches, und war ursprünglich wohl auch nur ein Weideplatz. Erst unter Ludwig XIV. wurde sie bebaut, und sie ist jetzt mit der Ile Notre Dame durch die erwähnte Brücke Louis-Philippe, und den Pont de la Cité verbunden. Der Pont de la Tournelle verbindet sie mit dem südlichen Stadttheil, und führt auf den Quai St. Bernard. Diese Insel ist sehr regelmäßig bebaut, enthält die Eglise St. Louis, die nicht den besten Geschmack ihrer Architecten beurkundet, und von interessanten Gebäuden das Hôtel Lampert, darin einst Voltaire wohnte, das Hôtel Chanisot, und das Hôtel Bretonvilliers mit dem gleichnamigen Quai, wo die große Schwimmschule de Lagny sich befindet, deshalb den übrigen vorzuziehen, weil die Seine hier oben doch noch am mindesten verunreinigt ist.

Inzeß betreten wir die Cité und zugleich die Ile de Notre-Dame. Ein großer Freiplatz nimmt uns auf, der den Apfelsinen und sonstigen Fruchtverkäufern zum Markt dient, und darauf auch noch mancher armselige Kleinkram zu finden. Vor uns steigen die riesenhaften Massen der Rückseite der Kathedrale der Notre-Dame de Paris empor, die nun vor allen unsre Aufmerksamkeit ganz in Anspruch nimmt. Wir umwandeln sie, staunen die äußere Sculpturenfülle an, und stehen nun auf dem weiten Raum, (Parvis de Notre-Dame) der vor dem Hauptportal der mächtigen Metropolitane, zur Rechten vom Hôtel Dieu begrenzt, sich ausbreitet. Hier stand schon vor der Römerzeit das Heiligthum einer Gottheit der Gallier, angeblich des Hesus, wenn eine Gottheit oder vielmehr ein Idol derselben unter diesem Namen je existirt hätte. Valentinian soll dem h. Stephan hier eine Kirche gegründet haben, der spätere Bau, namentlich der des Chors, datirt zunächst aus dem 12. Jahrhundert. Die westliche Facade ward 1223 vollendet, und 1257 das südliche Ende des Kreuzes. Das nördliche erbaute Philipp der Schöne um 1312. Die Thüren sind von 1570 — 1580 erbaut worden. Die Kirche mißt 390 Fuß Länge, und 144 Fuß Breite an den Kreuzenden. Die westliche Facade ist 128 Fuß breit.

Die Gewölbhöhe beträgt 102 Fuß, die der Thürme 204 Fuß. Das Mittel-Schiff ist 39 Fuß breit. Diese Kathedrale ist ein herrliches Monument des gothischen Baustyls, eine Zierde der Stadt. Kaum vermochten einige Restaurationen unter Ludwig XIV. dem harmonischen Ganzen in seiner Stylvollendung einigen Eintrag zu thun. Wahrhaft imposant wirkt die westliche Facade mit ihren 3 riesigen Portalen voll reicher Sculpturen, an denen aber der Zahn der Zeit mächtig seine zerstörende Schärfe übte. Ueber den Portalen zieht sich die sogenannte Galerie des Rois in ganzer Breite der Kirche, als eine Reihe Nischen hin, in denen 28 Statuen der Könige Frankreichs standen, welche die Revolution unnütz frevelnd herabstürzte. Ueber dem mittlern Portal prangt die westliche Rose mit einem Durchmesser von 36 Fuß, zu beiden Seiten an den Thürenfronten befinden sich je 2 Spitzbogen, die nebst 2 kleinen Rosen ein großer Spitzbogen überwölbt. Diesen Theil umläuft die Galerie de la Vierge. Ueber ihm zieht die Galerie des Colonnes hin, die auch um die Thürme läuft, deren letzte Abtheilung nun mit den doppelten Spitzbogenfenstern emporsteigen. Der Thurm rechts enthält den Bourdon, die größte Glocke mit einem Gewicht von 18,000 Kilogramm. *) Vom Thurme, man besteigt nur den einen, südlichen, ist eine Aussicht, deren Schönheit, wird man ihrer an einem schönen Tag theilhaftig, unvergleichlich und unbeschreiblich ist. Der Strom mit seinem tausendfachen Leben zu Füßen, die volkwimmelnde Inselstadt, die unermeßlichen Gebäudemassen, in deren Mittelpunkt man zu stehen glaubt, die anziehenden Hochpunkte, von denen aus uns schon reizende Aussichten erfreuten, andre, die wir noch zu besteigen hoffen — alles übt einen mächtigen Eindruck, und man sehnt sich nicht schnell wieder hinab.

Das Innere der Kirche ist edel einfach und ruft erhabene Eindrücke hervor. Die stille imposante Größe eines Heiligthums wirkt tiefer auf das Gemüth, als die Pracht der Metalle und Farben. In das Schiff werfen die Fenster-Rosen die Farbenpracht ihrer bunten Mosaik. Uralte Basreliefs, Holzsculpturen am Chor, die erzbischöfliche Throne, der Hochaltar mit seiner Marmorgruppe, viele gute Gemälde und der Kirchenschatz in den Sakristeien lassen auch hier viel Sehenswerthes erblicken. Die Orgel ist 45 F.

*) 1 Kilogramm = 2 Pfund und 6 leichte Quentchen.

hoch und 30 Fuß breit, und ein treffliches Werk. Sie enthält 3489 Pfeifen.

Das Hôtel Dieu iſt das älteſte Hospital von Paris, deſſen Einkünfte durch viele Herrſcher bereichert wurden. Das Haus iſt nicht eben architectoniſch ſchön, aber die innere Einrichtung dem Zweck entſprechend und vortrefflich. Es umfaßt 1200 Betten für Kranke in 12 Sälen für Männer, 11 für Frauen, hat eine eigne Apotheke, Bäder, einen Garten für Reconvalescenten ꝛc. Die Schweſtern des Auguſtiner-Ordens verſehen den Krankendienſt. Dem Hôtel gegenüber befindet ſich das Bureau central d'admiſſions dans les Hôpitaux et Hospices, davor 2 hübſche Fontainen.

Die Brücken, welche die Cité mit der ſüdlichen Stadthälfte verbinden, ſind: der Pont de Wagram, der Pont au Double, Pont de l'Archevêché, und Petit Pont. »In der Nähe dieſer letztern Brücke, welche die urſprünglich älteſte, aus Römerzeiten ſtammende ſein ſoll, befindet ſich die Morgue, ein Gebäude für Ausſtellung der aufgefundenen Leichname Verunglückter oder Ermordeter, die man nicht kennt, und deren Kleider zugleich mit ausgeſtellt werden. Ein Haus voll Ernſt im Aeußern, voll Grauen im Innern. Die nicht erkannt und reklamirt werdenden Leichen werden alle beerdigt. Der Petit-Pont führt in die Rue de la Cité, an dieſer zum Pont Notre Dame, und auf die kleine Place Sibray, an welchen die Rue des Arcis ſtößt, und dann in die ungeheuere und unabſehbare Straßenzeile von St. Martin. Weiter abwärts führt der Pont St. Michel zum gleichnamigen Platz im 11. Arrondiſſement hinüber, zur Rue de la Barillerie. Wo dieſe am nördlichen Theil der Inſel endigt, iſt der Marché aux fleurs, und führt der Pont aux Changes wieder zur Place du Chatelet, auf den die ſich endlos nach Norden ziehende Rue St. Denis ſtößt. Die Weſtſpitze der Inſel iſt nördlich vom Quai de l'Horloge, ſüdlich vom Quai des Orfebres eingegrenzt, und gehört in das 11. Arrondiſſement. Von ſeinen wichtigen Gebäuden iſt das wichtigſte das Palais de Juſtice, das eigentlich eine Verbindung mehrerer großer Gebäude iſt, ſeinen erſten Urſprung in ſehr frühe Zeiten verlegt, in dieſem auch mitunter Königsreſidenz war und ſeine Eingangsfronte der Rue Barillerie zukehrt. Zwei vom Hauptbau weit vorſpringende niedrige Flügel mit flachen Dächern bilden einen raumvollen Hof, den ein Eiſengitter ab-

ſperrt. Im Innern ſind ſehenswerth die Salle des Pas-Perdus, aus 2 Abtheilungen beſtehend, 216 Fuß lang, 84 breit mit der Statue von Malesherbes; die Grande-Chambre du Parlement, (der Saal des Aſſiſenhofes) die Sakriſtei der heiligen Kapelle. An den Palaſt der Gerechtigkeit ſtößt unmittelbar die Conciergerie, Haftlokal für die im Untersuchung Befindlichen, theilweiſe noch von hoch alterthümlichen Bau. Hier ſaß in einem Zimmer, das in eine Sühnkapelle verwandelt wurde, Marie Antoinette 2½ Monat lang gefangen.

Die heilige Kapelle, ſüdlich vom Juſtizpalaſt iſt ſehenswerth wegen ihrer altgothiſchen Bauart, ihrer alten Glasmalereien, ihrem ganz mit Grabſteinen bedeckten Boden. Diese Kirche, ein Muſter des reinen Style in 110 Fuß lang, eben ſo hoch, und nur 34 Fuß breit. Sie wurde in ein Archiv für den Gerichtshof verwandelt, doch ward an ihrer völligen Wiederherſtellung als Gotteshaus gearbeitet. Endlich erreichen wir nun den Pont-Neuf, die belebteſte Brücke von Paris, die einſt ganz mit einer Häuſerreihe beſetzt war, jetzt aber frei iſt von dieſer Unzier, höchſtens eine Anzahl Boutiken ausgenommen, und erfreuen uns von ihr eines gar ſchönen Hinauf- und Hinabblicks auf den Strom, während wir zugleich der Reiterſtatue Heinrichs IV. betrachtend näher treten.

Die Brücke ward erſt unter dieſem König, 1604, vollendet, hat 12 hohe Bogen und eine Längenausdehnung von 1020 Fuß bei einer Breite von 78 Fuß. Auf der weſtlich noch vorſpringenden Fläche, la terre plein du Pont-Neuf, hatte ſchon Maria von Medicis Heinrichs IV. broncene Reiterſtatue aufſtellen laſſen, welche die Revolution zerſtörte. Die heutige iſt das Werk einer Nationalſubſcription und der Guß, nach Lamots Modell, ein ſehr gelungenes Werk. Von dem Vorſprung, wo die Statue ſteht, ſchauen oder ſteigen wir beliebig hinab in einen herrlichen Inſelpark, der an die Brücke ſtößt, wo ein langes und elegantes Badehaus im Strom ſteht.

Fünfte Wanderung.

Dieſe ſoll uns durch das 5. 6. und 7. Arrondiſſement führen, und in deren Beginn eilen wir gleich über den Boulevard St

Denis zur Faubourg St. Martin. Die beiden Thriumphbögen wurden schon bei der Wanderung um die Boulevards erwähnt.

Von wichtigen Gebäuden im 5. Arrondissement haben wir zunächst der Eglise St. Laurent, die der Rue Faubourg St. Martin ihre schmale, und der Rue Fidelité ihre Langseite zukehrt. Sie ist zwar im gothischen Styl erbaut, und enthält einige gute Gemälde, doch außerdem keine besonderen Merkwürdigkeiten. Nahe dabei ist die Foire St. Laurent, ein bazarähnliches Gebäude von 2 Stockwerken, mit Glas überdeckt und mit einer Fontaine in Mitte des Hofes. Auf diesen Marktplatz stößt die Rue des Récolettes, in welcher sich in dem alten Franziskanerkloster das Hospice des hommes incurables befindet, im Stande 470 bis 480 unheilbare Kranke aufzunehmen.

Eine andere großartige Wohlthätigkeitsanstalt ist in derselben Vorstadt das Hôpital St. Louis in der nach ihm genannten Straße. Die Gebäude bedecken und umfangen einen Flächenraum von 22000 Toisen. *) Die Anstalt hat 700 Krankenbetten, eine schöne Kapelle, ein Wohnhaus für 40 Augustinerinnen, die sich der Krankenpflege widmen. Nähern wir uns wieder dem Boulevard, so können wir den Lustgarten de Trianon, Rue Sanson besuchen, der dem öffentlichen Vergnügen dient. Nahe dabei das bereits erwähnte, sehenswerthe Diorama, und auf dem Boulevard St. Martin selbst eine der schönsten Fontainen, das sogenannte Wasserschloß, Chateau d'Eau 1811 von Girard erbaut, in deren Nähe allwöchentlich ein Blumenmarkt statt findet. In der Rue St. Martin finden wir die Pfarrkirche des 6. Arrondissements St. Nicolas de Champs, deren Alter in den Beginn des 12. Jahrhunderts hinaufreicht. Sie ist im gothischen Styl erbaut, hat 5 Schiffe, und 2 Reihen von Kapellen, und enthält außer vielen guten Bildern auch Denkmäler berühmter Verstorbenen. In diesem Quartier ragt auch der Thurm der zerstörten Kirche St. Jacques la Boucherie 136 Fuß hoch empor, und ist durch seine starke vorspringenden Gargoillen weit sichtbar und kenntlich.

Wir betreten in der Rue St. Martin eine der interessantesten Sammlungen, das Conservatoire des Arts et Metiers, die in mehrere Säle vertheilt, Maschinen des Fabrik- und Ge-

*) 1 Toise = 6 Fuß.

werbsweiens aller Art. Modelle aller Fabriken und Werkstätten und eine reiche Bibliothek für Gewerbe-Literatur enthält.

Hinter diesem Conservatoire ist der Marché St. Martin, bestehend aus 2 Hallen mit 400 Buden und einer Fontaine. Von da gelangen wir durch die Rue de Fontaine in die Rue du Temple, wo die Kirche St. Elisabeth, der Thüringischen Heiligen, steht, aber besondere Sehenswürdigkeiten nicht enthält. Die Straße erweitert sich zu einem geräumigen Freiplatz, Marché du Temple, auf dessen Stelle der berüchtigte Temple stand, ein starker 1222 erbauter Thurm. Er diente den Königen Frankreichs lange als Schatzhaus, dann als Maltheser-Ordens-Archiv, und später wurde der anstoßende Großpriorpalast in ein Kloster verwandelt, welchem Zweck er noch jetzt dient. Seine frommen Bewohnerinnen heißen Dames benedictiennes de l'adoration perpetuelle du St. Sacrament.

Im Temple wurden Ludwig XVI., seine Familie und andere Große gefangen gehalten, aber 1805 wurde er demolirt. Der Markt faßt in seinen 4 Gallerieen 1080 Buden für Trödelwaaren jeglicher Art.

Von ziemlichem Alter, doch später im Geschmack der Renaissance erneuert, und mit vielen guten Gemälden versehen ist auch in der Tempelstraße die Kirche St. Leu et St. Gilles.

Die vielen Theater, welche meist am Boulevard du Temple sich theils befunden haben, theils noch befinden, wurden bereits bei unserer Boulevard-Umwanderung in Betracht gezogen; wir können uns daher gleich vom Marché du Temple in das 7. Arrondissement begeben, und dessen Pfarrkirche Eglise St. Marry, die ursprünglich um 1200 erbaut wurde, besuchen. Das heutige Gebäude datirt von den Jahren 1520 und 1612; aus ersterer Zeit rührt ein schönes Portal her, meisterhafte Arbeit. Die Kirche hat auch werthvolle Glasmalereien.

In der Rue St. Avoye, die in die Rue du Temple nördlich ausgeht, sind mehrere architectonisch schöne Häuser befindlich, aus ihr führen eine Menge kurze Gassen östlich in die Rue de Chaume, in welcher die hübsche Fontaine de la Najade springt. In ihr nimmt die Imprimerie royale den Raum einer ganzen Querstraße ein bis zur Rue vieille du Temple. Dieses Haus war der Wohnsitz des Cardinal Rohan. Napoleon war es, der die schon früher berühmte Druckerei in dieses Palais verlegte. Die königliche Druckerei beschäftigt ein äußerst zahlreiches Personal, an 700 Leute, hat Schriftgießerei und Buchbinderwerkstätten, hundert Pan-

preſſen, 2 Tamſchreſſen und man braucht jährlich über 3000 Ries Papier.

Dem Druckereigebäude gegenüber liegt, mit der Längenfronte gegen die Rue de Paradies gekehrt, das Gebäude, welches die königlichen Archive einſchließt. Auch dieſes gehörte der Familie Rohan, wurde vom Prinzen Soubiſe bewohnt, und von Napoleon 1809 ſeiner jetzigen Beſtimmung überwieſen. Es hat einen großen ſehenswerthen Hof mit Arkaden und Statuen, und das Innere hat werthvolle Plafondgemälde und reichverzierte Zimmer. Es iſt mit dem Archiv eine hiſtoriſche Bibliothek von 14,000 Bänden verbunden. Außerordentlich reich ſind die verſchiedenen Sectionen an Urkunden und wichtigen Actenſtücken.

Weiter liegen dieſen Gebäuden nahe der Marché des Blancs-Manteaux, ſeit 1819 hergerichtet und zum Viehmarkt beſtimmt, nicht minder die Kirche Notre Dame des Blanc-Manteaux, (der Name rührt von der Ordenskleidung der Mendikantinnen her,) innen von ſehr elegantem Bau, und über dem Eingang ein treffliches Gemälde, Begräbniß der h. Petronilla enthaltend.

Wenige Schritte bringen uns in die Rue St. Croix de la Bretonnerie, aus welcher wir in die Rue des Billettes einſchreiten, wo uns links das Portal der Egliſe des Carmes begegnet, welche Kirche 1808 von der Stadt erkauft und dem Gottesdienſt der Proteſtanten augsburgiſcher Confeſſion eingeräumt wurde. Sie hat eine gute Orgel und einige ſchöne Gemälde. Gottesdienſt findet jeden Sonntag von 12 bis 2 Uhr in franzöſiſcher und deutſcher Sprache ſtatt.

Sechſte Wanderung.

Dieſe führt uns in das 8. Arrondiſſement und die Vorſtadt St. Antoine, deren Merkwürdigkeiten und Sehenswürdigkeiten unſere Aufmerkſamkeit vielfach in Anſpruch nehmen, und die als Heerd der Revolutionen und Volks-Emeuten bekannt und bei denen verrufen iſt, die dergleichen nicht lieben.

Wir ſchreiten, wenn wir vielleicht aus dem Innern der Stadt durch die breite und regelmäßige Rue de la Verrerie noch im 7. Arrondiſſement, gekommen, und in die Rue St. Antoine gelangt ſind, einem Marktplatz vorbei, dem die Kirche St. Paul, St. Louis und St. Anaſtaſia, zum 9. Arrondiſſement gehörig,

gegenüber liegt — und erreichen, ohnweit demselben aus der Rue St. Antoine in die Rue Royale einbiegend, die Place Royale, einen der größern und verziertesten Plätze von Paris. Hier stand vor Zeiten der alte Königspalast. Hôtel des Tournelles, welchen Katharina von Medicis einlegen ließ. Heinrich IV. ließ rings um denselben Gebäude mit Arkaden aufführen; ein Eisengitter umgiebt den ganzen Platz, und in seiner Mitte steht eine Reiterstatue Ludwig XIII. In den 4 Ecken befinden sich Fontainen. Diesen Platz umwandelnd, geben wir über den Platz du Pas de la Mule, kreuzen die Rue des Tournelles, und gelangen auf den Boulevard de St. Antoine, und nach wenig Schritten rechts stehen wir auf dem Place de la Bastille, welcher südlich an das 9. Arrondissement grenzt.

Die Revolution erstürmte am 14. Juli 1789 das berüchtigte Kerkerschloß, die Zwingburg von Paris, die dem Platz darauf sie stand, ihren Namen ließ, und ließ sie so völlig von der Erde verschwinden, daß auch nichts mehr ihr Vorhandengewesensein verkundet. Napoleon hatte die Idee der Aufstellung eines ganz eigenthümlichen Monumentes. Ein kolossaler Elephant von Bronce, 72 Fuß hoch, sollte in Verbindung mit einer Fontaine über den Canal St. Martin, der unterm Bastilleplatz weg geleitet ist, stehen, jedes Bein 6 Fuß im Umfang, und in einem derselben eine Treppe, um zum Thürmchen auf des Elephanten Rucken gelangen zu können. Dieses babylonische Denkmal wurde in Gips fertig modellirt, und das Modell wird wohl noch vorhanden sein. Die Julirevolution gab dem Platz ein anderes und allerdings schöneres Monument, eine große bronceue Säule dorischen Stils, 130 Fuß hoch, auf dem Akroterium den Genius Frankreichs 15 Fuß hoch. Auf Denktafeln an beiden Seiten die Namen der Bastillestürmer und die Opfer der Julitage. Von der Höhe dieser Denksäule wieder eine andere, schöne Aussicht, besonders auf den hier nahe gerückten, seine grandiose Denkmälerpracht entfaltenden Père Lachaise, auf die, der Stadt hier ebenfalls am meisten angenäherte äußere Ringmauer, und über diese hinweg auf Schloß und Gehölz von Vincennes.

Die Vorstadt St. Antoine ist reich an Anstalten für Menschenwohl. In der vom Bastilleplatz nach der gleichnamigen Barriere weitfortlaufenden Rue de Charenton finden wir das Hôpi-

tal royal des Quinze-Vingts, ein Blindeninſtitut, deſſen Gründung ſchon aus dem Jahr 1260 datirt. Die Blinden werden mit Familie aufgenommen, erhalten Koſt und Wohnung, ihre Kinder Unterricht. Es iſt dieſes Hoſpital durchſchnittlich mit 300 blinden Familien bevölkert. Ohnweit davon liegt das Hoſpice des Orphelins, das über 200 Waiſenkinder aufnimmt, verpflegt und erzieht. In der Rue de Faubourg St. Antoine liegt das Hôpital St. Antoine, wo die Schweſtern de St. Marthe die Krankenpflege üben. Es können 260 Perſonen Aufnahme finden. Das Hôpital militaire de Picpus in derſelben Straße war für kranke Soldaten beſtimmt. Es hat eine alte Kapelle, und einen kleinen Kirchhof, der Lafayettes Aſche birgt. Ohnweit davon auch Maiſon d'Enghien, eine fromme Stiftung zum Gedächtniß des unglücklichen Herzogs von Enghien, mit 50 Krankenbetten. Die Place Beauveau, zwiſchen den Rues de Faubourg St. Antoine und Charenton enthält dem Verkehr gewidmete Gallerien, ohne Schönheit. Pfarrkirche dieſes Arrondiſſements iſt die Egliſe St. Marguerite, neuern Styls, mit guten Gemälden, darunter eins von Domenichino, und ſonſtige Stücke, auch aus der Rubensiſchen und Dürerſchen Schule. Die Hülfskirche derſelben iſt die von St. Ambroiſe, klein, aber ebenfalls mit guten Bildern geſchmückt. Eine andere kleine Kirche befindet ſich in der Rue St. Antoine, welche de la Viſitation heißt, und für die Nonnen dieſes Ordens 1632 erbaut wurde, aber jetzt dem Gottesdienſt der Reformirten dient.

Wie reich an Kirchen und Hoſpitälern, ſo iſt die Vorſtadt St. Antoine auch reich an Gefängniſſen. Welchen deutſchen Reiſenden nicht Beruf und Wiſſenſchaft zu deren Beſuch überhaupt hinziehen, der wird ihn wohl unterlaſſen, da es, ſeien die Einrichtungen noch ſo ſchön und brillant, die Sicherheits- und Verpflegungsmaßregeln noch ſo muſterhaft, immer ein trauriger Zeitvertreib iſt. Es befinden ſich in dieſem Arrondiſſement der Priſon pour les jeunes detenus, der Priſon Modèle, Priſon de la Rocquette oder Nouveau Bicêtre, und der Priſon la Force, für welche Anſtalt aber ein neues Gebäude auf dem Boulevard de l'Hôpital aufgeführt wurde.

Sehenswerth iſt das Abattoir de Popincourt oder de Ménilmontant. Seine großen, muſterhaft und nach einem

Plane eingerichteten Schlachthäuser dankt Paris Napoleon. Das de Popincourt iſt das größte, 645 Fuß lang, 570 Fuß breit, und rings ummauert. Der Hof mißt 438 Fuß Länge, 291 Fuß Breite. Vier Schlachthäuſer jedes von 141 Fuß Länge, 96 Fuß Breite ſtehen zu beiden Seiten des Hofes, alſo 8. Damit ſind Schoppen für Schaafe, Futterböden, Talgſchmelzereien, Keller, Räume zum Trocknen der Felle ꝛc. verbunden. Allwöchentlich werden nur in dieſem Schlachthaus 700 Ochſen, 200 Kühe, 800 Kälber und 2000 Schaafe geſchlachtet.

Die erſtaunlich lange Rue de St. Maure bringt uns durch die Rue de la Muette, Rue des Boulets und die kurze Rue St. Denis wieder in die Rue de Faubourg de St. Antoine und zwar auf den Platz, wo die Rue de Picpus in dieſe mündet. Er heißt Marché aux Fourrages, und über ihn gelangen wir zu dem großen Rundraum Place du Trône nahe an der Barriere de Vincennes, welche man jetzt auch Barriere du Trône nennt. Letztere iſt zu beiden Seiten mit hochragenden Säulen geſchmückt. Die Place du Trône dient oft zum Schauplatz von Volksbeluſtigungen an feſtlichen Tagen.

Von da aus mögen wir uns ſüdlich wenden zur Barriere de la Rapée, wo die ſchöne Hangebrücke Pont de Bercy, oder de la Gare, in deren Nähe das ausgedehnte Dépôt des Fourrages für die Garniſon von Paris befindlich iſt — und uns über den Strom und in das zwölfte Arrondiſſement bringen laſſen.

Siebente Wanderung.

Vorausgeſetzt, daß wir dieſe da beginnen, wo wir die vorige beſchloſſen, ſo wenden wir uns ohne Weiteres, da die links liegende Salpetrière ſchon berührt wurde, nach dem Jardin des Plantes, (Muſée d'hiſtoire naturelle) einer der intereſſanteſten und ſehenswertheſten Partien von Paris. Wir betreten von der Place Walhubert aus zunächſt den Pflanzen-Garten. Eine breite Straße, zu deren beiden Seiten Lindenalleen gezogen ſind, führt zum Muſeal-Gebäude. Zierden des in botaniſcher Hinſicht außerordentlich reich bedachten und wohlgepflegten botaniſchen Gartens ſind die neuen Treibhäuſer für die Tropengewächſe, ebenſo architectoniſch ſchön, als den Gewächſen vortheilhaft, und leichten Ueberblick ſchon von außen gewährend. Hinter ihnen iſt ein Schat-

ckenberg, darauf eine Bellevue, la Gloriette, reizende Aussicht in Nähe und Ferne gewährt. Von den ausländischen Bäumen, die den Irrgarten schmücken, ist der anziehendste eine Libanonceder, die der berühmte Naturforscher Jussieu als zartes Stämmchen mit vom Libanon brachte, und hier pflanzte. Ein Theil des Gartens hat angenehme Parkwege zwischen Baumgruppen und Boskets, und hinter solchen birgt sich das in Kreuzform erbaute Amphitheater vor welchem 2 schöne sicilianische Palmen stehen, und dessen Inneres Laboratorien und Sonstiges enthält, was dem naturhistorischen Unterricht dient. Am Ende des Gartens gegen den Quai St. Bernard ist die Menagerie befindlich, und in ihrer Nähe auch einige Gruben, darinnen sich Bärenfamilien befinden. Eine eingegrenzte Rotunde umfaßt die Behälter für die Elephanten, Giraffen, Bisonten udrgl. größere Thiere, welchen, sobald die Jahreszeit dieß gestattet, freie Bewegung auf dem Rasenplatz vergönnt ist, der die Rotunde umzieht. Für die Raubthiere sind feste Behälter vorhanden, die Raubvögel befinden sich in einer besondern Volerie, auch die Affen haben ein eigenes Gebäude. Die Menagerie ist stets mit den interessantesten und seltensten Thieren ausgestattet und sucht auch in dieser Beziehung ihres Gleichen. Sie ist Sommers von 11 bis 6 Uhr, Winters von 11 bis 3 Uhr zugänglich. Ein großes Gebäude mit weit vorspringenden Flügeln umfaßt folgende Sammlungen, alle im Bezug auf Reichhaltigkeit, Schönheit und Zweckmäßigkeit der Anordnung und Aufstellung einzig.

1. Das Cabinet d'histoire naturelle in 8 Sectionen. Die geologische, die mineralogische nach Hauys System, die Säugethiere nach Cuvier, über 1500 Exemplare, die Vögel über 6000, die Reptilien über 1800, die Fische 5000, gegliederte wirbellose Thiere 25000 Arten, ungegliederte wirbellose Thiere.

2. Das Cabinet der vergleichenden Anatomie, von Cuvier gegründet, mit Zugrundlegung seines Systems. 15 Säle voll der reichhaltigsten Seelensammlungen mit den herrlichen, zum Theil einzigen Ueberresten versteinerter, vorsündfluthlicher Thiere; nächstdem eine Präparatensammlung von mehr als 15000 Nummern.

3. Die Bibliothek von 20,000 Bänden naturhistorischer Bücher und zum Theil kostbarer Handschriften.

4. Die Galerie botanique mit Sammlungen getrockneter Pflanzen, Früchte, Saamen, Hölzer ꝛc. Das Beamtenpersonal

besteht aus 12 Professoren, welche den Unterricht leiten, und eben-
so viel Assistenten, 4 Präparatoren, 1 Bibliothekar, 9 Zeichner und
Maler u. A. Die mineral- und zoologischen Sammlungen sind für
das Publikum Dinstag und Freitag von 3 bis 6 Uhr offen, die
botanische Gallerie Donnerstag von 11 — 2 Uhr.

Fremde erhalten gegen Vorzeigung ihres Passes im Verwal-
tungs-Bureau des Gartens Einlaßkarten.

Ohnweit des Jardin des Plantes überbreitet die Halle aux
Vins mit ihren 8 Niederlagen einen Raum, welcher den des Jar-
din kaum nachstehen wird, ein Areal von circa 26000 Quadrat-
metre. Die Niederlagen fassen 100,000 Tonnen Wein.

Schreiten wir von ihr auf den Quai St. Bernard und dem
la Tournelle westwärts, wobei wir auch auf die Halle aux
Vaux einen Blick werfen, und am Gewimmel auf dem Obstmarkt
la Maille uns ergötzen können, so nähern wir uns mehr und mehr
dem sogenannten Quartier latin, dem lateinischen Viertel, wie
man einen Theil des 11. und 12. Arrondissements deshalb seit lan-
ger Zeit benennt, weil beide die meisten höhern Unterrichtsanstal-
ten der Stadt Paris und alles was zur Universität gehört, um-
fassen, dazu auch der Jardin des Plantes mit allen seinen natur-
historischen Sammlungen zählt. An die Halle de Vaux grenzt
die Kirche St. Nicolas du Charonnet, ein stattliches, im-
posantes Gebäude mit zahlreichen guten, ja trefflichen Gemälden
ausgestattet. Kreuzen wir die Rue Severs, so finden wir an der
Ecke, wo diese Straße in die Rue St. Jacques mündet, einen
Rest des ehemaligen Hospitalritterhauses, den Tour Bichat oder
Tour de St. Jean de Latran, dessen Bau von 1171 datirt.
Ohnweit davon, wieder ostwärts, ist der Marché des Carmes,
an der Stelle eines ehemaligen Carmeliterklosters 1818 angelegt,
und mit einer Fontaine geziert. Diesem östlich, in der Rue Tero-
vasine liegt die berühmte Ecole Polytechnique, deren Zöglinge
sich in der Julirevolution auszeichneten. Sie geben alle militai-
risch uniformirt. Diese Anstalt hat schöne Sammlungen

Ueberhaupt ist die Zahl der Wissenschafts- und Wohlthätig-
keitsanstalten dieses Arrondissements ungemein groß, und wir müssen
uns darauf beschränken, dieselben nur der Hauptsache nach nam-
haft zu machen.

Das Collège royal de France besteht seit 1529, und es unterrichten in demselben 33 Lehrer in den Doctrinen der Mathematik, Physik, Geschichte, Philosophie, Philologie und Staatswissenschaft. Das Collège royal de Louis le Grand in der Rue St. Jacques, früher St. Clermont, unterrichtet mehr als 1000 Zöglinge. Das Collège royal de Henri IV. befindet sich in einem Theil der alten Abtei der Rue Geneviève; diese hat eine der bedeutendsten Pariser Bibliotheken: 160,000 Bände, 7500 Manuscripte. Die École Normale ist für künftige Lehrer bestimmt; jeder Zögling muß bereits den Grad eines Baccalaureus besitzen. Das Collège de St. Barbe zählt nahe an 100 Zöglinge; die École de Droit bietet Hörsäle für die dem Namen entsprechende Doctrin. Das Collège des Irlandois zählt 6 theologische Professoren, 100 Studierende, und bildet Priester, von denen es jährlich 25 nach Irland sendet. Auch das Séminaire du St. Esprit ist ein geistliches Erziehungshaus. Ein großer Theil älterer Institute und Collegien hieß nur den Namen an den betreffenden Gebäuden haften, und trat aus der Sphäre wissenschaftlicher Thätigkeit. So das Collège de la Marche, das Collège de Trente-trois, Collège des Grassins, Collège de Tréguier, Collège de Beauvais, École de Presle, Collège des Lombards, das eine Kapelle aus dem 7. Jahrhundert umschließt, das Collège de Montaigu, Collège des Ecossais, dessen Kirche sehenswerthe Monumente aufzeigt, Collège des Anglois, u. A.

Das wichtigste, für den Fremden vorzugsweise sehenswertheste Gebäude dieses Arrondissements ist das Pantheon. Auf seiner Stelle stand in uralten Zeiten schon eine Kirche der Schutzheiligen von Paris, St. Geneveva. Ja St. Denis soll hier schon die erste christliche Kirche in Frankreich gegründet und dem h. Remigius geweiht haben. Ludwig XV. baute St. Genoveva einen neuen Prachttempel nach römischem Vorbilde und im reinsten Styl italienischer Kuppelbaukunst. Die Revolution heiligte den Gottesdienst und bestimmte die Kirche, indem sie ihr den Namen Pantheon verlieh, zum Sacrarium der Großen Frankreichs; Napoleon vollendete daran, was in diesem Sinne zu vollenden war. Er ließ die schönen, unterirdischen Gewölbe mit den Sarg- und Denkmalen hervorziehen und die Asche großer Männer hier beisetzen. Die Restauration weihte die Kirche wieder dem Gottesdienst, und schmückte

die Domkuppel mit den herrlichen Fresken des Malers Gros, die 3256 Quadratfuß einnehmen, und dem Künstler 100,000 Franken nebst dem Baronat eintrugen. Die Juli-Revolution schaffte das Geräth des Kults wieder aus der Kirche, und gab sie der früheren Bestimmung eines Nationaldenkmals zurück. Das Innere ist raumvoll, einfach und erhaben. Auf Bronzetafeln stehen die goldgeschriebenen Namen der Julikämpfer, welche der Tod als Opfer gefordert. Jeder Besucher versäume nicht, die Kuppel zu besteigen, einmal um die grandiose Malerei derselben näher zu beschauen, und dann um eines der schönsten Panoramen von Paris um sich gebreitet zu sehen. Man steht in der Laterne 300 Fuß hoch über der Seine. Der Kastellan führt zu jeder Zeit Fremde ein.

Früher umschloß die Genovefenkirche auch das Grab und die Reste seiner Heiligen, diese befinden sich dermalen in der Kirche St. Etienne du Mont in deren Nähe, in der sich außerdem viele gute Bilder, Glasmalereien und Denkmäler finden. Die Kirche St. Jacques du Haut-Pas, von der Ecke der Rue deux Eglises zur Rue St. Jacques ist minder sehenswerth. Ihr gegenüber südwärts liegt die berühmte Institution royale des Sourds et Muets, die wohlthätige Stiftung des Abbé de l'Epée. Die Einrichtung ist trefflich, wie die Unterrichtsmethode, und die allmonatlichen Prüfungen sind sehr interessant.

Wenn wir von hier uns immer südwärts wenden, gelangen wir durch die Rue d'Enfer auf den großen Exerzierplatz, auf den der Boulevard du Mont Parnasse und die Avenue de l'Observatoire zusammenstoßen, und erblicken vor uns das stattliche Observatoir-Gebäude, das mit einer thurmartigen Plattform 90 Fuß hoch emporragt. Das Gebäude enthält eine schätzbare Bibliothek und Instrumentensammlung, das Sessionslocal, das Bureau des Longitudes. Die Aussicht von der Plattforme ist von jener, der Pantheonkuppel nur wenig unterschieden.

In der Rue d'Enfer ist das Hospice des Enfants-Trouvés, eine Gründung des h. Vincent de Paula von 1638 befindlich, wo die Findelkinder bis zum 3. Jahre ihres Alters verpflegt werden. Ihre Zahl beträgt jährlich 5 bis 6000. In derselben Straße die Infirmerie de Marie-Thérèse für kranke Geistliche und Frauen.

In der Nähe des Observatoire befindet sich das Hôpital Co-

chin, mit 112 Krankenbetten, das Hôpital Venerien für Männer (das für Frauen iſt Rue l'Ourcine, hinter der Pharmacie gelegen), das jährlich 3000 Patienten aufnimmt. Dazu gehört noch Maiſ de Santé Rue de Faubourg St. Jacques.

Gegenüber über die Rue des Capucins finden wir das Hôpital militaire und die Kirche Val de Grace, beides früher ein ausgedehntes Benedictiner-Nonnenkloſter. Das Militairhoſpital zählt 1500 Betten. In der Rue de l'Arbalète liegt die Ecole de Pharmacie, in welcher dieſe Wiſſenſchaft mit ihren Hülfsdoctrinen gelehrt wird. Von da aus wenden wir uns, mit Uebergehung der übrigen noch in dieſem Viertel zerſtreuten Kirchen und Hoſpitälern, in die Rue Mouffetard, und beſuchen die königliche Manufactur der Gobelins, eine höchſt ſehenswerthe, belehrend wirkende Anſtalt. Die Arbeiten ſind ausgezeichnet, es wird nur nach den beſten Tableaux gewebt, und nichts für den Verkauf, nur für die königlichen Paläſte oder zu Geſchenken. Die Beſuchzeit, bei welcher, wenn man nicht durch Eingebürgerte Zutritt erlangt, Vorzeigung des Paſſes nöthig iſt, iſt Mittwoch und Sonnabends in den Nachmittagsſtunden.

Früher beſuchten Fremde gern auch die außerhalb der Barriere d'Enfer durch einen Eingang zugänglichen Katacomben, unermeßliche Steinbrüche, die ſich unter einen großen Theil des 11. und 12. Arrondiſſements unterirdiſch hinziehen, und in welche aus verſchiedenen Kirchhöfen die Gebeine gebracht wurden — die Gebeine von 3 Millionen Verſtorbenen, die man ſchön aufſchichtete und ordnete. Jetzt iſt der Zugang, wegen zu befürchtendem Einſturze der Decke, geradezu unterſagt, und man büßt nichts ein, wenn man dieſe ſchaurige Merkwürdigkeit von Paris nicht ſieht.

Achte Wanderung.

In dieſer letzten Wanderung laſſen wir uns durch das 11. und 10. Arrondiſſement leiten, und beginnen ſie mit der Anſchau eines großen königlichen Palaſtes.

Gehen wir aus dem zuletzt betretenen Bereich wieder vom Obſervatoire nordwärts, ſo führt uns die gleichnamige Avenue in den durchaus regelmäßigen Jardin de Luxembourg, und der Palaſt der Chambre des Pairs, das frühere Palais Luxembourg kehrt uns ſeine impoſante ſüdliche Fronte entgegen.

Der Garten iſt ein Muſter des franzöſiſchen Gartenſtyls, hat mancherlei Statuen- und Vaſenſchmuck, Terraſſen und Balluſtraden, in der Mitte ein umfangreiches Baſſin, umfaßt eine große Baumſchule auf der einen und auf der andern Seite den botaniſchen Garten der Ecole de médicine.

Der Palaſt umſchließt mit vier maſſenhaften Flügeln, an welchen 6 Pavillons, einen geräumigen Hof, der 360 Fuß lang, 300 Fuß breit iſt, und erhielt 1583 von Herzog d'Epinay-Luxembourg den Namen, der das früher hier befindliche Hôtel bewohnte. Dieſes kaufte Maria von Medicis 1612, ließ es abbrechen, und nach dem Muſter des Palaſtes Pitti in Florenz, (das heutige Palais) aufbauen. Es diente nach einander verſchiedenen Zwecken und Bewohnern, und ſeit der Reſtauration wurde es der Pairskammer eingeräumt. Im Innern ſind eine zu den Gemächern der Chambre des Pairs führende prächtige Treppe, die Salles des réunions, du trône, des seances ꝛc. ſehenswerth, welche ſchöne Gemälde enthalten. Der letztere Saal bildet ein Amphitheater, auf dem die Sitze der Pairs im Halbkreiſe den Sitz des Präſidenten umgeben. Auch eine Gemäldegallerie, nur für Bilder lebender Künſtler beſtimmt, iſt im Palais enthalten, und jeden Sonntag zugänglich.

Nahe dem Palaſt an der Weſtſeite befindet ſich das Petit-Luxembourg, ein hübſcher Bau des Kardinal Richelieu, jetzt Präſidentenwohnung der Pairskammer, dem Chancelier de France, beſtimmt.

Nahe dem Palais Luxembourg ſteht das Odeon, ein ſtattlicher Theater-Bau mit Säulenfaçade, auf dem nach ihm genannten Platze. Es wurde 1779 erbaut, brannte ab, und ward 1807 erneut. Es iſt 168 Fuß lang, 112 Fuß breit, 64 Fuß hoch. Das Auditorium kann in 4 Logenreihen und dem Amphitheater über 1600 Perſonen faſſen. Es ſoll, wie das Théâtre Français, der ernſten Muſe dienen.

Das Theater de Luxembourg liegt in der Nähe des Gartens Fleurus; man giebt in ihm kleine Dramen, Vaudevilles, Pantomimen und Poſſen.

Das Théâter du Pantheon liegt in der Rue St. Jacques, war früher eine Kirche, und als ſolche eine der älteſten in Paris. Das Haus faßt 1200 Perſonen und dient zur Aufführung von Melodramen und Singſpielen.

Auch in diesem Stadttheil haben wir eine Menge wissenschaftlicher Anstalten, wenn nicht alle zu besuchen, doch zu erwähnen. In der Rue d'Enfer befindet sich die Ecole des Mines (Bergwerkschule) im ehemaligen Hôtel Vendôme mit einer kostbaren mineralogischen Sammlung, welche von Fremden täglich besehen werden kann. Die genannte Straße endet auf der Place St. Michel, den viele Collegien-Gebäude umgeben, deshalb sagt auch die lateinische Inschrift der diesen Platz schmückenden Fontaine:

Dies auf der Höh erschließt Dir ihre Quellen die Weisheit,
Tod verschmähe darum nicht meine lautere Fluth.

In der auf der Place St. Michel beginnenden Rue de la Harpe befindet sich das Collége Royal de St. Louis, früher das Collége d'Harcourt. Gegenüber das Collége de Baveux. Nahe demselben liegt das berühmte Collège de la Sorbonne, dessen Ruf früher als Name der alten Pariser Hochschule die Welt überflog, und dessen Gründung vom Jahre 1253 datirt. Haus und Kirche der Gegenwart sind Bauten des Kardinal Richelieu, dessen Grabmal auch die Kirche schmückt, ein treffliches Werk der Plastik.

Das Hotel de Cluny liegt ebenfalls der Sorbonne ganz nahe, ein schöner Bau im reinsten Renaissancestyl mit einer Kapelle, und in nächstem merkwürdig durch die hoch sehenswerthe Sammlung mittelalterlicher Kunstwerke des Herrn Sommerart. Einmal in der Nähe, dürfen wir nicht säumen, das Palais des Thermes zu besuchen, da wir hier auf klassischem Boden der Römerzeit wandeln. Der Concierge des Hauses Nr. 66 zeigt uns, was sich erhalten hat aus den Tagen des Kaisers Julian, in dessen Palast die Merovinger residirten, einen Doppel-Saal mit 3 Arkaden, und Souterrains für die Heizung der Bader.

Aus der Rue des Mathurins gelangen wir in diejenige Straße, welche von der Ecole de Medicine ihren Namen führt. Das Haus ist architectonisch schön erbaut, mit Säulen und Basreliefs geziert und 198 Fuß lang. Das Amphitheater faßt 1200 Zuhörer. Das im Hofe befindliche Museum dieser Anstalt enthält entsprechende anatomische und chirurgische Sammlungen. Gegenüber liegt das zur Ecole de Medicine gehörende Hôpital de Clinique, ebenfalls von stattlichem Aeußern mit 130 Betten. Ohnweit davon finden wir das Musee Dupuytren, eine Stiftung

der Pariser Universität, im Refectorium eines ehemal. Klosters der Cordeliers aufgestellt, das täglich besehen werden kann.

Vom Palais Luxembourg aus könnten wir auch, ehe wir noch den gelebten Stadttheil durchpilgern, die schöne Pfarrkirche des 11. Arrondissements, St. Sulpice besuchen. Dieselbe ist ein Bau aus der Mitte des 17. Jahrhunderts, der von Anna von Oesterreich begründet wurde. Die Façade zeigt einen prächtigen Portikus von 80 Fuß hohen dorischen Säulen, über welchen eine jonische Colonnade prachtvoll und imposant emporragt, eine Ballustrade läuft an der Stelle eines frühern Frontons von einem der Thürme zum andern. Beide sind von gleicher Höhe, 240 Fuß, und auf jedem befindet sich ein Telegraph, deren einer die Correspondenz mit Straßburg, der andere die mit dem südlichen Frankreich in der Richtung nach Italien vermittelt. Die Kirche selbst ist 132 Fuß lang, mit corinthischen Säulen und Pilastern. Der Hochaltar ist schön und prachtvoll, und mehre gute Gemälde schmücken dieses Gotteshaus. Ein Meridian geht über das Pflaster der Kreuz Enden.

Südlich der Kirche liegt das nach ihr heißende Seminargebäude.

Dem Wirrsal zahlloser Straßen, Gassen und Gäßchen, die im untern Theil des 11. Arrondissements sich vielfach kreuzend durcheinander laufen, entgehen wir in der ziemlich geraden Rue St. Jacques, welche den südlichen Stadttheil in zwei ungleiche Hälfte theilt.

Diesem Cours folgend, die Cité kreuzend, und die Rue St. Martin gewinnend, ist von der Barrière d'Arcueil bis zur Barrière St. Martin Paris in kürzester Zeit in scheinbar gerader Linie zu durchschneiden, ohne daß man nur merklich links oder rechts zur Seite biegt.

Wo die Rue St. Severin in die Rue St. Jacques einmündet, steht die gleichnamige, schon 1240 erbaute Kirche, die gute Gemälde enthält. Dort auch die hübsche Fontaine St. Severin.

Wir wandern nun entlang der belebten Quais und Plätze St. Michel und des Augustins bis zum Pont neuf, wo ein großer Kreisplatz wieder mancherlei Verkäufern und Verkäuferinnen zum Marktplatz dient, und wieder auf den Quai de la Monnaie, eines theils um von unten den Pontneuf mit seiner Reiterstatue, und die

auf einer früher unter ihr liegenden Inſel gebaute elegante Badeanſtalt mit niedlicher Parkanlage, wie die gegenüber ſich prachtvoll entfaltenden Gebäudemaſſen des Louvre und der Tuilerien zu betrachten, andererſeits um unſre Aufmerkſamkeit dem **Hôtel des Monnais** zuzuwenden, das eine 360 Fuß lange dreiſtockige prachtvolle Façade dem Strom zukehrt, während die Façade gegen die Rue Guenegaud 348 Fuß lang iſt.

Der Bau dieſes ſtattlichen Hauſes begann 1771. Es umſchließt 8 Höfe, die zum Theil mit Statuen geſchmückt ſind. Die königliche Münzanſtalt iſt faſt täglich Beſuchenden zugänglich; man zeigt dieſen zuerſt die Gießerei, dann die Salle Laminoirs, wo man die Metallbarren plattet, die Salle de Recuit, wo man ſie durch Feuer härtet, die Salle à Blanchir, wo ihnen die Farbe gegeben wird, die Salle des Ajuſteurs, wo das Gewicht abgemeſſen wird, die Salle d'Impreſſion, wo ſie die Erergue aufgedrückt erhalten, und zuletzt die ganz iſolirte Salle de Balanciers, darin durch zweckmäßige Maſchinen die Ausprägung erfolgt. Ein großer Säulen-Saal umfaßt eine reiche Sammlung von Münzen, Medaillen und Maſchinenmodellen.

Nahe dem Hôtel des Monnaies ſpannt ſich der **Pont des Arts** über die Seine, eine elegante Brücke von Gußeiſen, 528 Fuß lang, 30 Fuß breit, und nur für Fußgänger beſtimmt, welche für jeden Uebergang 1 Sous entrichten. Dieſe Brücke ſtößt jenſeits auf den Louvre und den vor ihm ſich hinbreitenden Quai, dieſſeits auf das **Palais des Beaux-Arts**, (**Palais de l'Inſtitut.**) Dieſes prachtvolle Gebäude hieß früher College Mazarin, auch Palais de quatre nations und war zu einem Erziehungsinſtitut für 60 junge Edelleute aus Flandern, Rouſſillon, Elſaß und Pignerol beſtimmt. Die Façade iſt hufeiſenförmig gegen den Platz geöffnet. Das Gebäude, das gegenwärtig den Sitzungen des Inſtitut de la France dient, umfaßt neben andern Sehenswürdigkeiten auch eine Bibliothek von mehr denn 91000 Bänden, und im öſtlichen Flügel die Bibliothek Mazarine, welche über 100,000 Bände und 4000 Handſchriften zählt, und täglich in der Woche dem Publikum offen ſteht.

Umwandeln wir dieſes Gebäude, und wenden uns dann rechts, ſo ſtehen wir bald vor der **Ecole royale des Beaux-Arts**, einem großen Gebäude, das früher zum Theil ein Kloſter der Pe-

tits-Auguſtins war. Es hat im Aeußern wie im Innern ungemein viel bauliche Eleganz und umfaßt nächſt den Hör- und Unterrichtsſälen ſeiner beiden Sectionen, der Malerei und Sculptur, und der Architectur eine Kapelle mit einer guten Kopie des jüngſten Gerichts von Michel Angelo, und Gipsabgüſſe ſeiner Statuen, auch ſchöne Modellſammlungen antiker Bauwerke.

Wir ſind nun eingetreten in die vornehme ehemalige Vorſtadt von St. Germain, den bevorzugten Wohnſitz der Ariſtokratie und Haut-Volée, und ſo nahen wir am beſten gleich der Abtei, von der das ganze Viertel den Namen empfing. Sie war eine der älteſten Frankreichs. Im Jahr 550 gründete hier König Childebert ein Kloſter und erbaute eine prachtvolle Kirche, die man nur die goldne Baſilika nannte. Von den Normannen zerſtört, ſpäter wieder aufgebaut, erlitt natürlich im Lauf der Jahrhunderte Abtei und Kirche mannichfache Umwandlungen. Im Jahr 1644 wurde mit dieſer Abtei die Congregation von St. Maure vereinigt. Hier erlangten Mabillon, Montfaucon, Ruinart und andere große Berühmtheiten Frankreichs ihre gelehrte Bildung. In der Revolutionszeit litten dieſe Gebäude erſtaunlich. Unter Karl X. wurde nun die Egliſe St. Germain des Près hergeſtellt und 1836 vollendet. Was vom alten Bau übrig blieb, zeigt den älteſten romaniſchen oder byzantiniſchen Styl mit ſeinen Rundbogen und ſeinem wunderſamen Schmuck an Kapitälern und Simſen. Der Neuzeit gehört der Hochaltar, gehört eine Reihe trefflicher Gemälde.

In der Rue des Saints Pères zeigt das Hôpital de la Charité, eine Stiftung der Maria von Medicis, ſeine lange Façade. Das Haus enthält eine Klinik und 500 Krankenbetten.

Wir nahen der Fontaine de Grenelle, (nicht mit dem artef. Brunnen in Grenelle zu verwechſeln) eine der größten und ſchönſten in Paris. Sie iſt 90 Fuß lang, 36 Fuß hoch, mit Säulen, Niſchen und Basreliefs geziert.

Die Abbaye aux Bois in der Rue de Sèvres iſt die erſte Hülfskirche des 10. Arrondiſſements, ſehr geräumig, doch weder durch architectoniſche noch durch künſtleriſche Zier ausgezeichnet.

Die Rue de la Chaiſe trennt die Abteigebäude von Hospice des Ménages, das 160 Zimmer für verheirathete, und 100 für verwittwete Perſonen beiderlei Geſchlechts enthält, die hier

zum Theil unentgeltlich, zum Theil gegen eine billige Vergütung Koſt, Wohnung, Heitzung und Verpflegung finden.

Im Verfolg der langen und geräumigen, aber ſehr ſtillen Rue de Sèvres gelangen wir zum Hospice des femmes incurables, einem Spital mit 500 Betten für die Kranken, 55 für Kinder und 57 für dienende Perſonen. Die im Hauſe befindliche Kapelle hat mehrere gute Gemälde.

Verfolgen wir die einmal betretene Straße weſtwärts, ſo kommen wir nun an das uns zur Linken liegende Hospice des Enfants malades, welches ebenfalls urſprünglich nur dem weiblichen Geſchlecht diente, jetzt aber beiden Geſchlechtern ſich öffnet und 360 Betten enthält. In derſelben Straße befindet ſich die Fontaine Egyptienne, ſo genannt von ihrer im ägyptiſchen Styl aufgeführten Architectonik.

An das Hospice des Enfants malades grenzt, aber mit der Hauptfronte gegen die Rue des Sèvres das Hôpital de Madame Necker, früher ein Benedictinerinnen Kloſter. Es enthält 140 Betten, und eine Kapelle mit einigen guten Statuen und Bildern.

Wenden wir uns von da über einen Rundplatz, in dem die Avenue de Saxe endigt, und das raumreiche Abattoir dieſes Stadttheils zur Linken laſſend, nordweſtlich, ſo erreichen wir bald die Place de Fontenoy, und ſind dem Haupteingang des umfangreichen Gebäudes der Ecole militaire genaht, deren Sehenswürdigkeiten ein ſchöner Bau von Säulenreihen und Hallen, einer prächtigen Kapelle, ähnlich der von Verſailles, und den muſterhaften Einrichtungen einer Caſerne, die dermalige Beſtimmung, ſind. Wir ſehen noch die Fontaine de Mars, die recht ſinnreich ausgeführt iſt, und wenden uns zur Place de Vauban, auf der Südſeite eines der wichtigſten und ſehenswertheſten Gebäude von Paris, des Hôtel des Invalides. Dieſes Eskurial für die ausgedienten Söhne des Kriegsgottes enthält 15 Höfe, und die Gebäude bedecken ein Areal von 15 Morgen. Jeder durch Verwundung zum fernern Dienſt unfähig gemachte, oder 30 Jahre lang im Dienſt geweſene Soldat hat Anſpruch darauf, hier eine lebenslängliche Verſorgung zu finden, bei ſehr guter Koſt und ſelbſt einer fortdauernden angemeſſenen Löhnung. Die Gebäude vermögen 7000 Invaliden aufzunehmen, doch beträgt die Zahl der dermali-

gen Bewohner nur 3 bis 4000. Sie verſehen einzig die Wachen ihres Hôtels. Vor dem Hauſe breitet ſich eine Esplanade bis zum Ufer der Seine, dem Quai des Invalides, 1440 Fuß lang, 780 Fuß breit, in der Mitte mit einer Fontaine. Etwas zur Linken des Ausganges der Esplanade führt der Pont des Invalides, oder Pont de l'allée d'Antin auf den Quai de la Conference. In der Nähe des Hauſes liegen eine Anzahl merkwürdiger, eroberter Kanonen. Die architectoniſche Zier der Gebäude iſt mannichfaltig, dem Ganzen, das die mächtige Domkuppel krönt und hoch überragt, iſt der Ausdruck ernſter Großartigkeit gegeben.

Das Hôtel hat zu eignem Bedarf alles nur irgend Nöthige, Apotheke mit Laboratorien, Bibliothek ꝛc. Sehenswerth ſind die Refectorien für die Officiere und Unterofficiere, die an größern und kleinern Tiſchen ſpeiſen; der, ein Kreuz bildende Krankenſaal mit reinlichen kleinen Bettzellen, vor allem aber der Dom der Invaliden mit ſeinen eroberten Fahnen, ſeinen Statuen und Allegorien, ſeinen Capellen und Gemälden, und mit dem Sarkophag, darin Napoleons Aſche ruht.

In der Nähe des Invalidenhôtels befinden ſich die Wohnungen der türkiſchen Geſandtſchaft im Hôtel Châtelet, der öſterreichiſchen im Hôtel Eckmühl, und das Miniſterium des Innern. Auch mehrere Caſernen ſind in dieſem Arrondiſſement vertheilt. Uns nordwärts wendend, gelangen wir zum Palais Bourbon oder der Chambre des Députés, ein ſtattlicher, und durch ſeine iſolirte Lage um ſo ausgezeichneter hervortretender Palaſt, mit 10 Höfen, prachtvollen Sälen, einem ſchönen Garten, Gemälden, Statuen; am intereſſanteſten iſt der amphitheatraliſche Sitzungsſaal der Deputirten. Der Freiplatz vor der Façade gegen die Seine führt zur Concordebrücke, (Pont Louis XVI.) welche breit und prächtig und 461 Fuß lang, in 5 Bogen über den Fluß geſpannt iſt, und gerade nach dem Lurorplatz blicken läßt; bis zum Jahr 1837 trug ſie zwölf Koloſſalſtatuen franzöſiſcher Helden, die nach Verſailles gekommen ſind. Wir wenden uns nun auf dem breiten und vernehmen Quai d'Orſai oſtwärts, und bewundern das nach ihm genannte Palais, welches Napoleon begann und für das Miniſterium des Auswärtigen beſtimmte. Karl X. vollendete den Bau äußerlich wie innerlich prachtvoll und widmete ihn einer dauernden

Ausstellung der Landes-Industrie-Producte. Die Erlaubniß der Besichtigung wird vom Ministerium des Innern ertheilt. Das nahe dabei befindliche Hôtel des Gardes-du corps, auch ein Bau Napoleons, Cavallerie-Kaserne, ist nicht vorzüglich. Ungleich stattlicher stellt sich, gegenüber dem nun erreichten Pont Royal das prachtvoll aufgeführte aristokratische Hôtel Praslin dem Auge dar. Nicht minder elegant tritt uns in der Nähe das Hôtel de la Legion d'Honneur mit seiner Inschrift über der Pforte: Honneur et Patrie entgegen. Der Pont Royal ist ein Bauwerk Ludwig XIV., 432 Fuß lang, 25 Fuß breit, und gewährt auf dem obern, wie auf dem untern Theil des Stromes sehr schöne Aussichten, Nah- und Fernblicke.

Noch einmal wenden wir uns dem Innern dieses Stadttheils zu, um mit dem Besuch einer der sehenswerthesten öffentlichen Sammlungen unsere Wanderungen zu beschließen. Die Kirche St. Thomas d'Aquin, Pfarrkirche des 10. Arrondissements, gehörte zu einem Jacobinerkloster, das Cardinal Richelieu gestiftet, und ist im Innern raumvoll und mit mehreren guten Gemälden geschmückt. Im Klostergebäude selbst befindet sich das berühmte Musée d'Artillerie.

In vier großen Abtheilungen oder Gallerien erblicken wir eine reichhaltigst versehene Sammlung moderner Armaturen jeder Art, Kriegsmaschinen und Modellen derselben. und dann eine überaus kostbare und treffliche Sammlung alter Waffen und Rüstungen, die wiederum in drei Abtheilungen zerfällt. Die erste umfaßt, nächst manchem Waffenstück grauer Vorzeit, das nur die Sage, nicht die Geschichte anerkennt, wie die Helme Attilas, Abderachmans urgl. die Waffenstücke vor 1500 überhaupt, viele reich und prächtig, und bei den meisten sind mit historischer Gewißheit die frühern Eigenthümer namhaft gemacht. Die zweite Abtheilung begreift die Waffen aus Franz I. Zeit, die dritte jene der Epoche Heinrich IV. bis auf Ludwig XV. Lange Reihen von Jahrhunderten mit ihren Kämpfern und Siegeshelden ziehen in diesem Armarium dem geistigen Blick vorüber, und sie stehen da in ihrer Einfachheit oder in ihrer Pracht wie ein Geschichtbuch voll der edelsten und reichhaltigsten Bilderzier.

Und somit wären unsere acht Wanderungen durch Paris be-

endigt, das Sehenswürdigste und Merkwürdigste hervorgehoben und namhaft gemacht, und macht sie ein Fremder nach unserer Anleitung in der Wirklichkeit, so wird er sich für seine Erinnerungen einen unerschöpflichen und unvergänglichen Schatz gewinnen. Wir können nun im Bezug auf das, was noch nachzuholen bleibt, uns um so kürzer fassen.

Das Pariser Leben.

Der mächtige Lebensstrom, welcher Frankreichs Metropole durchfluthet, schlägt bisweilen hohe Wellen, bisweilen wogt er friedlicher, beruhigter, doch ist er immerdar bewegt. Die tausendfachen Interessen, die hier sich tummeln, und einander feindlich oder freundlich gegenüber stehen, die mächtigen Bewegungen im Gebiete der Politik, der Religion, der Wissenschaften, der Künste, des Handels, des Industriellen, wie wäre es möglich, sie hier zergliedern zu wollen? Wir erblicken neben den Sympathien für die heutige Dynastie auch zahlreiche für die abgethane, doch immer wieder dem Scepter zustrebende Bourbonische; Parteien für die constitutionelle Monarchie, wie für die streng republikanische; Absolutismus und Liberalismus im steten Kampfe. Dazwischen tauchen Zeiterscheinungen in rasch wechselnder Folge auf, welche oft den Anschein haben, als würden sie die Welt bewegen, wie der St. Simonismus, Communismus, die Idee der Phalanstères, u. a., die oft kaum ein Quinquennium sich auf der Wage der Antheilnahme halten, dann aber schnellem Vergessen anheim fallen. Klerus und Kirche zeigen bei aller Toleranz, deren Andersglaubende in Paris sich zu erfreuen haben, doch stets jene Herrschsucht, die ihnen von jeher eigen war, und die sie unter allen Staatsverhältnissen und Regierungen bebaupten zu müssen glauben, daher Erscheinungen, welche unglaublich klingen in einer so weltlichen Stadt wie Paris, und im vierten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, wie das Versagen der geweihten Erde für Künstlernotabilitäten und dergleichen.

Die socialen Lebenskreise spiegeln in ihrer ungeheuern Mannichfaltigkeit alle Irisfarben und noch einige andere extra dazu. Welche Abstufungen von einem diplomatischen Salon, von einer glanzreichen Fürsten- oder Minister-Soiree oder Assemblee bis zum Quami-

net und zur Garküche im Herzen der Cité! Ueberall mehr öffentliches Leben, als Familienleben, mehr Glanz und Prunksucht und äußerer Schein, Bestreben nach dem Eleganten, dem Feinen, Vornehmen, als einfache schlichte Ehrenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit, dabei viel Mißtrauen gegen Andre, viel Nationalstolz und Selbstüberschätzung. Genußsucht vorherrschend, aber auch deren Befriedigung, wie nirgend, geboten.

Wer das Pariser Leben studieren will, kann Tage, Wochen, Monden, Jahre dazu verwenden, und studirt es doch nicht aus. In allem aber schlägt dennoch beim Verkehr mit den Eingeborenen deren Nationalcharakter typisch durch, und zeigt sich im günstigen wie im ungünstigen Lichte, je nachdem sein Hervortreten gefordert oder bedingt wird, liebenswürdig oder affreur.

Die Wissenschaftspflege ist großartig vertreten; an der Spitze aller der äußerst zahlreichen wissenschaftlichen Anstalten außer der Universität und den gelehrten Schulen steht das Institut de France, dessen Gebäude nahe dem Pont des Arts wir betrachtet; es hat die Bestimmung, alle Lichtsphären der Gelehrsamkeit und Kunst um sich zu versammeln. Es besteht dasselbe aus der französischen Academie mit 40 Mitgliedern; der Academie der Inschriften und schönen Wissenschaften, auch mit 40 Mitgliedern; der Academie der Wissenschaften, mit 63 Mitgliedern und 11 Sectionen für mathematische, physikalische und naturhistorische Doctrinen; der Academie der Künste mit 28 Mitgliedern und 5 Sectionen für Malerei, Sculptur, Architectur, Graveirkunst und Musik. Neben der wahren Wissenschaftlichkeit auch viel Ostentation, blauer Dunst.

Die Universität, Université de France ist stolz, eine Stiftung Karl des Großen zu sein, sie steht unter dem Ministerium des Innern und unter der besondern Leitung des Conseil royale de l'instruction publique.

Die Universität besteht aus 5 Facultäten, welche vereint den Namen Academie de Paris führen, und die Benennungen: Ecole theologique, Ecole de Droit, Ecole de medicine, Faculté des sciences und Faculté des lettres führen. Zahlreiche Collegien gewähren den Unterricht in allen Wissenschaftsgebieten.

Aeußerst zahlreich sind die gelehrten Gesellschaften, Societées genannt, und welch' eine Fülle dem scientiven Streben

zugänglicher Literaturschätze Paris umfaßt, ergiebt am besten eine gedrängte Uebersicht der Pariser Bibliotheken, die aber dennoch einen zu großen Raum einnehmen würde, daher wir hier nur diejenigen nambaft machen wollen, deren Bändezahl 10,000 erreicht und übersteigt.

Die große königliche Bibliothek umfaßt ohne ihre sonstigen Schätze, ohne die Karten und Kupferbände 720,000 gedruckte Bände, 80,000 Handschriften.

Die Bibliotheque Mazarin	Bände	100,000	Mscr. 4000
Die Arsenalbibliothek	„	170,000	„ 6000.
Bibliothek v. St. Geneviève	„	160,000	„ 3500.
Die Stadtbibliothek	„	45,000	
Privatbibliothek des Königs	„	80,000	
Bibl. der Deputirtenkammer	„	50,000.	
„ des Ministeriums des öffentl. Unter.	Bde.	18,000.	
„ des Instituts	Bde.	91,000.	
„ des naturhist. Museums	„	20,000.	
„ der Faculté des lettres	„	30,000	Mscr. 300.
„ „ „ de medicine	„	26,000.	
„ „ Ecole normale	„	20,000.	
„ „ Ecole polytechnik.	„	27,000.	
„ des Conservatoire des Arts et Metiers	Bde.	12,000.	
„ Seminair de St. Sulpice	„	20,000.	
„ „ Collége de Louis le grand	„	30,000.	
„ „ Minist. d. ausw. Angelegenh.	„	15,000.	
„ „ „ des Innern	„	14,000.	
„ „ Justizministeriums	„	12,000.	
„ „ Conseil des mines	„	12,000.	
„ du Depot de la guerre	„	19,000	Mscr. 9000.
„ der Invaliden	„	20,000.	
„ des Cassationshofs	„	36,000.	
„ „ Conseil d'Etat	„	35,000.	
„ „ Tribunal de la prem. Inst.	Bde.	55,000.	
„ „ Tribunal des avocats	„	10,000.	
„ „ Depot de la marine	„	15,000.	
„ „ Archives du royaume	„	14,000.	

Diesen fast 1½ Millionen Bände starken Bücherschatz schließen sich nun 19 bis 20 öffentliche Anstalten mit weniger als 10,000 Bände starken, und eine ungemein große Anzahl reicher und aus-

erwählter Societäts- und Privatbibliotheken an, nicht minder die zum Theil bedeutenden Lesecabinete und Bücherleihanstalten.

Wen Handelsinteressen nach Paris führen, seien es große oder kleine, der betrachte sich das Leben auf der Börse, den Glanz der Läden, den Reichthum der Erzeugnisse im Palais Royal, in den Passagen, auf den Boulevards, in allen Straßen, die Hallen, die Märkte.

Der Kunstfreund wird seine Vorliebe in den Gallerien, in der alljährlich im Vorfrühling im Louvre veranstalteten Exposition der Werke einheimischer Maler und Plastiker befriedigen, oder, wenn er der dramatischen und musikalischen Kunst bevorzugend hold ist, in den überaus zahlreichen Theatern, deren man möglichst viele besuchen muß. Concerte finden zur Winterzeit auch in der italienischen Oper statt, im Salle des Menus-Plaisirs, im Ventadour und in andern Theatern, und das ganze Jahr hindurch in einem besondern Concertlokal der Rue St. Honoré, im Concert Musard, Rue Neuve-Vivienne und in vielen andern Localen.

Neben den öffentlichen Sehenswürdigkeiten giebt es noch eine Menge zum Theil eben so instructiver als interessanter Privatanstalten zur Befriedigung der Schaulust, dahin gehört das schon erwähnte Diorama, das Panorama, Rue des Marais, der Salon des figures auf dem Temple-Boulevard (Wachsfigurencabinet.) Das Cabinet d'anatomique, Wachspräparate und Naturcuriositäten, erstere zum Theil von schrecklicher, grauenvoller Wahrheit, alle Grade und Formen der lues venerea darstellend, das Gasmikroskop in der Passage Colbert, die angeblich abgerichteten Flöhe auf dem Boulevard Montmartre und dann was die Zeit immer sehenswerthes Neues bringt, Physionotypen, Daguerrotypen und hunderterlei Anderes mehr. Welche Fülle der anziehendsten und oft seltensten Kostbarkeiten aus allen Kunstgebieten sind nicht schon in den Läden zur Schau gestellt!

Die Nahrungszweige der Stadt Paris aufzählen zu wollen, wäre da, wo alles Erdenkbare zu haben ist, sehr überflüssig; eher möchte angerathen sein, die Anstalten zu nennen, die für die Nahrung ihrer Mitmenschen zu sorgen, eifrig bemüht sind, die Gasthäuser, Restaurants u. s. w. Aber wo hier beginnen, und wo enden? Andeutend berührten wir schon oben diesen Punkt, und es sei nur noch nachgeholt, daß Paris 600 öffentliche Speisehäuser

(Restaurateurs) zählt, während in den großen Fremden-Hôtels in der Regel nur logirt, nicht gespeist wird, ohne die zahllosen Garküchen, Cuisines, Bourgeoises und Gargottes, wo man um jeden Preis Essen und Trinken haben kann.

Dem Vergnügen sind zahllose Anstalten, theilweise mit Kunstgenuß verbunden, oder diesen ausschließlich dienend, geweiht. Wir nannten bereits die meisten Theater. Die Eintrittspreise derselben wechseln vom 1. Rang der großen Oper mit 9 Franken, oder in der ital. Oper mit 10 Franken für einen Platz, bis zum 20—30 Sousplatz in manchen Boulevard-Theatern. Man hat das Bequeme, daß man bei den größern Theatern herausgehen und seine Contremarke verkaufen, dagegen in jedes andere Theater Billets zu den spätern Akten (resp. Stücken, denn man giebt oft in einem und demselben Theater an einem und demselben Abend ein großes Trauerspiel und eine Oper) zu ermäßigtem Preis bekommen kann, die einem offerirt werden, wenn man nur Miene macht, sich dem Eingang zu nähern. Ebenso nannten wir die Concertanstalten, welche hauptsächlich der bloßen Schaulust gewidmet sind. Gartenvergnügungen mit allen möglichen Ergötzlichkeiten bietet der Jardin de Tivoli in der Rue Clichy mit seinen Fêtes champêtres; der Jardin du Trianon in der Rue Sanson, mit seinen Bällen; la Chaumière am Boulevard de Mont Parnasse u. A.

Geschlossene Gesellschaften, Cercles oder Clubs bestehen viele, doch meist nur für gemeinsame Diners, Karten-, Schach- und Dominospiel oder Journallektüre. Das Einschließen in solche ausschließliche Zirkel ist für den Fremden nicht anzurathen und sehr überflüßig, da es sehr leicht ist, Zutritt in die gute und beste Gesellschaft zu erlangen.

Für Ballvergnügen ist reichlich in Paris gesorgt, theils und für die vornehmere Welt, in den eleganten Ballhäusern, theils für die untern Klassen, in den Schenken und kleinen Wirthschaften mit Tanzlokalen, Guinguettes und Bastringues. Maskenbälle, eigentlich für die Fastenzeit, beginnen schon mit dem 1. Januar, im Opernhaus, in andern Theatern, überall, und in dieser Zeit beleben auch Masken am Tage vornehmlich die nördlichen Boulevards. Den Gipfelpunkt erreicht die Pariser Carnevalslust in den Tagen vor Aschermittwoch. In diese lustbelebte Zeit fällt auch die Prozession des Boeuf gras, eines von Metz-

gern begleiteten, prachtvoll aufgeputzten Festtoilen, und Mi carême (Mitt-Fasten) bringt sogar wilde Ball-Orgien zur Erscheinung.

Militair-Paraden kann man kleinere oder größere täglich im Tuilerien-Hofe sehen.

Oeffentliche Festlichkeiten finden statt am Namenstage des Königs und an den Julitagen, in den elyseeischen Feldern und an der Barriere du Trône, wo alle mögliche Volkslust in hunderterlei Variationen ausblüht.

Pferderennen finden alljährlich 2 auf dem Marsfelde, jedes mit 3 und 4tägiger Dauer statt. Zu Spaziergängen, Ritten und Fahrten dienen zunächst die Boulevards, dann die Palastgärten des Luxembourg, des Palais Royal, der Tuilerien, die elyseeischen Felder. Dann im weitern Umkreis das bekannte Bois de Boulogne, ein umfangreicher Parkwald mit zahllos gekreuzten Wegen, Kaffees und Restaurants, nebst einigen Lustschlössern; in der Nähe auch der Lustort Ranelagh. Dann der Park von Vincennes, der kleine Parkstrich Garenne des Colombes, die Prés St. Gervais, das Bois de Romainville. Ausflüge zum Vergnügen nach Sèvres, St. Cloud, St. Germain, St. Denis, Versailles, Meudon und andern nahen Orten sind an der Tagesordnung.

Die den Verkehr belebenden und vermittelnden Anstalten von Paris können wir nur in gedrängtester Kürze aufzählen. Folgende Eisenbahnen gehen von Paris aus: Eine zunächst nach St. Germain, und dann fortgesetzt bis Rouen, zwei andere nach Versailles, nämlich 2 verschiedene Bahnzüge längs des linken und des rechten Ufers der Seine. Eine Eisenbahn führt nach Corbeil und eine nach Orleans. Eben so beleben Dampfboote den Strom, die bis zur Meeresküste gehen. Die Bahn nach Orleans wurde am 2., die nach Rouen am 8. Mai 1843 eröffnet. Das Postwesen ist in Frankreich überhaupt ein anderes wie in Deutschland. Staatsunternehmungen sind nur die Malleposten, (Couriers), hauptsächlich nur dem schnellen Briefverkehr dienend. Die Messagerien, welche die meisten Reisen befördern, sind, auch wenn sie sich Königliche nennen, doch Privatanstalten. Für die Extraposten besteht eine eigene Administration. Ohne Vorzeigen des Passes erhält kein Reisender Pferde. Die Malleposten fahren 6 Uhr Abends ab, die Messagerien meist früh. Dieser bestehen 12 bis 15. Für die Briefposten besteht eine Hauptverwaltung mit

Bureaux für frankirte und chargirte Briefe. Außerdem beſtehen noch in verſchiedenen Stadttheilen 12 Bureaux für Briefaufgaben. Eine Stadtpoſt befördert die betreffenden Briefe in die Stadt täglich 6mal, in die Umgegend 4mal. Briefe aus den Departements und dem Auslande werden Vormittag von 7 bis 10 Uhr ausgetragen. Außer den Malleyoſten und Meſſagerien, die ſich nur auf den Hauptrouten halten, fahren noch gegen 70 Wagen regelmäßig an beſtimmte Orte der Umgegend mit Briefen und Reiſenden.

In der Stadt erleichtern eine Menge Fuhrwerke ganz ungemein und billig die Verbindung mit entfernteren Straßen und Stadttheilen, man kann in dieſen Wagen, die alle ihre beſtimmte Tour haben, ein- und ausſteigen, wo man will, wozu es nur eines dem Conducteur gegebenen Zeichens bedarf. Dieſe Wagen heißen Omnibus, Dames-Blanches, Tricycles, Favorites, Orléanaiſes, Diligences, Béarnaiſes, Citadines, Ecoſſaiſes, Batignolaiſes, Girondelles, Pariſiennes, Dames Françaiſes u. ſ. w.

Außer dieſen ſind noch zahlreiche Lohnkutſcher vorhanden, Fiaker und Cabrioletführer, erſtere zweiſpännig und einſpännig mit geſchloſſenen Wagen, letztere mit Halbchaiſen auf zwei Rädern, welche zu beſtimmten Preiſen für Einzelfahrten, wie auf Stunden, und Tag oder Nacht zur Dispoſition ſtehen.

Der franzöſiſche Münzfuß iſt einfach, bequem und gilt durch ganz Frankreich; eine Einrichtung, der man ſich in Deutſchland, das Frankreich ſo Vieles nachahmte, noch nicht anbequemte. Von ältern Münzen kurſiren noch einfache und doppelte Louisd'or, wie Napoleonsd'or und Silber- und Kupfergeld aus allen Regimen. In Silber hat man 5 Frankenſtücke, 2½ Frankenſtücke, 2 Franken, 1 Franken und ½ Franken. In Kupfer und Kanonenmetall giebt es Sousſtücke und Centimen. Ein Frank hat 20 Sous, ein Sous 5 Centimes.

Das Gewicht wird nach Kilogrammen, à 2 Pfund, berechnet. Getreide- und Flüſſigkeitsmaaß nach Litres, Decalitres ꝛc.; ein Decaliter iſt gleich 500 pariſer Cubikzoll. Beim Längenmaaße rechnet man nach pariſer Fuß, Zoll und Linien, und nach Metern, Centimetern ꝛc.

Die Zahl der weltlichen Behörden in Frankreichs Hauptſtadt iſt ſo groß und mannichfaltig, daß wir deren detaillirte Aufzählung mit Abſicht unterlaſſen, da Beſuch- und Vergnügungsrei-

ſende in Paris mit den wenigſten derſelben in irgend eine Berührung kommen werden, und da die Geſandtſchaften und Conſulate faſt aller europäiſchen größern und kleinern Souveraine und Freiſtaaten, und auſſerdem noch der vereinigten Staaten von Nordamerika und Braſiliens den ihnen Zugehörigen nöthigenfalls gern berathend zur Seite ſtehen.

Nach dem Könige folgen im Range die Pairskammer, die Deputirtenkammer, die Geſandtſchaften, die 8 Miniſterien: des Innern, des Handels, des Krieges, des Auswärtigen, der Marine und der Colonien, der Finanzen, der Juſtiz, des öffentlichen Unterrichtes und Kultus. Weitere Staats- oder Stadtbehörden ſind: die Intendanz der Civilliſte, die Militair-Adminiſtration des Seine-Departements, die Ehren-Legion, die Nationalgarde, die General-Direktionen über alle Zweige der Verwaltung, als Straſſen- und Brückenbau, Douanen, Salinen, Tabak, indirekte Steuern, des Forſt- und Münzweſens, hierauf die königl. Lotterie, Stempel- und Einſchreibbehörden, das Adminiſtrationsbureau für Ueberwachung des Octroi, die Tilgungskaſſa der Staatsſchulden, der Staatsrath, die oberſten Gerichtshöfe, der Rechnungs-, Caſſations- und Königshof; die Tribunale 1r Inſtanz, des Handels und der Municipal-Polizei; die Notar-Kammer, die Saine-Präfectur mit ihren Unterabtheilungen; die Polizei-Präfectur, die Paſſeportbehörde, die 12 Mairien, die 12 Friedensgerichte, das Polizei-Commiſſariat für die 48 Diſtrikte, die Gefängniß- und Beſſerungshausbehörden und Andere.

Die höhere Geiſtlichkeit in Paris beſteht aus dem Erzbiſchof, 3 Generalvicaren, und dem Metropolitankapitel, das 16 Kanoniker zählt, von denen 2 den Titel eines Erzprieſters von Notre Dame und St. Geneviève führen.

Die neue Befestigung von Paris.

Der offen ausgesprochene Gedanke, Paris gegen äußere Feinde mit einer ungleich stärkeren Schutzwehr zu umgeben, als es bisher hatte, und der nicht minder nahe liegende, wenn auch nicht ausgesprochene Gedanke, in dieser Schutzwehr ein Bollwerk gegen den innern Feind der öffentlichen und bürgerlichen Ruhe, gegen Emeuten und offenbaren Aufruhr zu besitzen, ließ die herrschende Staatsgewalt ein Werk ersinnen, das an Großartigkeit der Idee und an Energie und Schnelle der Ausführung in der Geschichte ihres Gleichen sucht.

Wir haben oben im geschichtlichen Ueberblick schon angeführt, daß die älteste Befestigung der Seine-Inselstadt wohl nur in einer hölzernen Einfriedigung bestand, die später in eine steinerne verwandelt wurde. Als die Stadt sich über beide Ufer ausbreitete, umzog sie Ludwig der Dicke 1134 mit einer Mauer. Abermals wuchs Paris, und ehe hundert Jahre vorüber, 1208, gab Philipp August seiner Stadt eine neue Befestigung. Im Jahre 1356 befestigte Marcel die Erweiterung der Stadt auf der Nordseite, und im Jahr 1630 begann Ludwig XIII. die Umwallung, welche die Linie der innern Boulevards, namentlich auch auf der Nordseite, andeutet. Aber unermeßlich dehnte die Riesin unter den Städten ihre wachsenden Glieder in das Freie, erreichte endlich die Linien der heutigen äußern Boulevards, der sogenannten Barrieren, und schritt auch über diese an allen Seiten so hinaus, daß es einen umliegenden Ort nach dem andern erreichte, und ganz das Ansehen einer offnen und unbewehrten Stadt gewann, die nichts, am allerwenigsten der Montmartre, wenn man sich diesen als Festung denken wollte, schützte.

Um diesem bedrohlichen Uebel abzuhelfen, der Metropolis Frankreichs Schutz zu gewähren, durch diesen Schutz aber doch ihr fer

neres unaufhaltbares Wachsthum nicht zu hemmen, ward der neue Befestigungsgürtel, der ihr freie Entfaltung auf noch lange Zeit vergönnt, für sie beschlossen und ausgeführt. Um aber diesem Gürtel noch mehr Sicherheit zu geben, sind um ihn her in sehr ungleichen Entfernungen eine Anzahl anderweiter Befestigungen, Forts, angelegt worden, deren Schußlinien nicht nur die ganze Umgegend, sondern auch, mit geringer Ausnahme, die ganze Befestigung sammt der Innenstadt bestreichen. Eine Anzahl Casernen, gleich an die neue Umwallung angebaut, können ein hinlängliches Vertheidigungs-Heer aufnehmen, so daß nicht einmal von Einquartirung ihrer eignen Vertheidiger die gute Stadt sich bedroht sieht.

Die große Verschiedenheit des Terrains machte auch Verschiedenheiten in der Anlage und im Bau der Befestigungslinie, wie der Forts nothwendig, auf die wir hier nicht näher eingehen.

Der Lauf der erstern ist Folgender: Am Südostende und am linken Ufer der Seine da beginnend, wo der Park von Bercy gegenüber am rechten Ufer endet, geht die Linie gerade fortlaufend bis Gentilly und läßt zwischen sich und der Stadt die Orte la Gare, und Austerlitz. Bei Gentilly findet eine hufeisenförmige Krümmung nach innen Statt, worauf die Linie ziemlich gerade bis Montrouge, geht, um von da, wo sie einen sehr stumpfen Winkel bildet, wieder geradlinig bis zum Seineufer, und dem gegenüberliegenden Ort Point du Jour fortzulaufen, wo die Orte Petit Gentilly, Petit Montrouge, Vaugirard und Grenelle in den innern Bereich geschlossen sind. Die jenseitige Fortsetzung beginnt eine Strecke abwärts am Stromufer, zieht dann längs des Bois de Boulogne an dessen ganzer Fronte hin, bis Sablonville, und läßt zwischen sich und der Stadt die Ortschaften Point du Jour, Auteuil, Passy und les Ternes. In dortiger Nähe bildet die Defensionslinie einen einspringenden Winkel und geht in schräger Richtung bis zur Straße nach Clichy. Hierdurch werden Monceaux und les Batignolles eingezirkt. Von da ab geht es ziemlich geradlinig weiter bis zum Canal von St. Denis, und es werden die Orte Montmartre, Clignancourt, la Chapelle, la Villette, eingeschlossen.

In der Nähe des letztern Städtchens wendet sich die Fortificationslinie südöstlich, gelangt zum Canal de l'Ourque, und zieht von da an gerade südwärts, springt unter Près St. Gervais wie-

der mit einigen Fronten gerade nach Osten vor, und zieht dann in langer Ausdehnung bis in die Nähe von St. Mandé, von wo sie in südwestlicher Richtung wieder bis an die Seine gelangt, womit die Orte la Villette St. Denis, *) Belleville, Vereil Montant, das Gebiet des Père Lachaise, ein Theil von den Bagnolettes und von Charonne eingeschlossen werden. In der Richtung der Barriere du Trône tritt die Linie der Stadt am nächsten und schneidet nur von der Feldflur eine Menge Einzelhäuser ab, die zum Theil noch zur Stadt, zum Theil zu St. Mandé gehören, und schließt zuletzt noch Bercy mit seinem Lustgarten ein.

Diese Fortificationslinie wird von 35 Hauptstraßen, die nach allen Richtungen gehen, durchbrochen, wobei die Einrichtung getroffen ist, daß diese Durchschnitte nicht von besonderen Thoren gesperrt werden, da sie nöthigenfalls leicht geschlossen werden können, auch führen die drei Eisenbahnzüge von St. Germain (und Rouen), Versailles und Corbeil (mit Orleans) hindurch. Ein 800 Fuß breites Glacis gestattet längs der ganzen Kette keinerlei Aufführung von Privatwohnhäusern oder sonstigen Gebäuden, die nicht zur Vertheidigungslinie selbst nöthig erscheinen.

Die Einrichtung der Fortificationslinie ist sehr durchdacht, sehr zweckmäßig, und macht sie in Verbindung mit den Forts von außen schier unüberwindlich. Von innen geht rings um die ganze Linie eine Militairstraße als Communicationsweg, der mit Bäumen bepflanzt, für Fuhrwerke 15 Fuß breit ist, und zu beiden Seiten 6 Fuß breite Gehwege, auch an der äußeren Seite einen kleinen Graben hat. Dann erhebt sich der Wall mit einer 45 Grad haltenden Böschung, und einem 24 Fuß breiten Wallgang, den 24 Fuß breite Banquettes decken. Die Brustwehr ist 18 Fuß dick. Der Absatz am Fuße des Walles (Berme) ist 3 Fuß breit, und die äußere Brustwehr-Böschung hält auch 45 Grad. Die Futtermauer ist 30 Fuß hoch, von 10½ Fuß mittlerer Dicke, und von 15 zu 15 Fuß steht immer ein Strebepfeiler, der 6 Fuß in die Erdschüttung reicht. Das Baumaterial im Innern besteht nächst der Erde aus mit hydraulischen Mörtel verbundenen Bruchsteinen, die äußere Bekleidung aber besteht nebst dem Cordon, (Steingesims) aus 3 Fuß dicken behauenen Sandsteinen. Eine Asphalt-

*) Die Orte la Villette und la Villette St. Denis trennt der Ourcq-Canal.

decke ſichert überall gegen das Eindringen des Regenwaſſers von oben und auch die Böſchungen ſchützt ein Cementüberzug. Der Graben iſt 45 Fuß breit, die Lunette, (Abzugsgraben) in der Mitte 4½ Fuß breit und eben ſo tief; die unbekleidete Contreſcarpe hat eine zu 45 Grad geneigte Böſchung.

Die Linie bildet mit ihren Sammelplätzen und Caſernen eine ſehr treffliche Schutzmauer. Sie hat 94 Angriffsfronten, 68 auf dem rechten, 26 auf dem linken Seineufer. Natürlich iſt von Norden mehr, als von Süden her ein Feind zu fürchten.

Die Fort's, meiſt detachirt, beſtehen aus einer Kette verſchiedenartig conſtruirter Feſtungswerke, je nachdem Situation und Terrain ſie erforderlich machten, als Hornwerke mit und ohne Ravelins, Kronwerke, einfache und doppelte, caſemattirt und crenellirt, mit ſogenannten Katzen verſehen u. dgl., die nicht nur ſich gegenſeitig gut beſtreichen können, ſondern deren Schußlinien ſo berechnet ſind, daß, wenn plötzlich von allen Fort's zugleich Paris beſchoſſen würde, der größte Theil der Stadt zu Grunde gienge. Nur jener Theil, worin Louvre, Tuilerien, Palais Royal liegen, und der größere Theil der nördlichen Boulevards nach dem Montmartre ꝛc. hin, man könnte ſagen, ein kleiner nördlich- und nordweſtlicher Drittheil kann nicht getroffen werden, weil zwiſchen der Forteresſe du Mont Valerien und der Couronne de la Briche, wahrſcheinlich aus guten Gründen, eine Lücke gelaſſen iſt, und ein Ausweg, den die Kugeln von keinem Fort treffen. Dort wäre denn auch, wenn dieſer Ausweg offen bleibt, ein muthiger und ausdauernder Sturmangriff auf die Fortificationslinie am gefahrloſeſten. Die Namen dieſer Forts ſind in der Richtung, die vorhin bei Bezeichnung der Defenſionslinie angenommen wurde, folgende: Fort de Charenton, zwiſchen der Seine und Marne über deren Zuſammenfluß. Fort d'Ivry hinter dem gleichnamigen Ort. Fort Bicetre hinter Bicetre und Gentilly, Fort de Montrouge, F. de Vanvres, F. d'Iſſy. Dieſe 6 bilden die ſüdliche Kette. Jenſeit des großen Bogens, den die Seine bildet, folgt die, die Gegend weit beherrſchende Forteresſe du Valerien, auf einer Anhöhe etwa ſo hoch wie der Montmartre, mit einem Telegraphen. Ihre Schußweite reicht ſüdwärts kaum bis über die Seine, nordoſtwärts bis in die Gegend, wo die nördliche Bahn ſich nach St. Germain und nach Verſailles theilt, und greift nur die

Barriere von Paſſy. Im Norden ſind die Werke gehäuft. Da liegen das Fort de la Briche, (Couronne de la Briche,) die Double Couronne du Nord, in der Nähe die Lünette de Staines, und das Fort de l'Eſt ſämmtlich hinter und neben St. Denis nachbarlich beiſammen; und zwar in ſehr ſumpfiger Gegend.

Den Canal von St. Denis decken nicht minder, wie den der Ourque einige nach Auſſen gekehrte Lünetten, und in der Nähe der letztern befindet ſich mit ausgedehnten Werken das Fort de Romainville, mit einigen kleinen Fortificationen daneben. Dann folgt das Fort de Rosny, und das Fort de Nogent, (das einzige, deſſen Schußlinie die Barrieren gar nicht erreicht), ziemlich weit nach Oſten vorgeſchoben.

Näher der Stadt endlich beherrſcht das Chateau de Vincennes mit ſeiner umfangreichen Umwallung mit Caſernen, Stallungen ꝛc. die Umgegend, und iſt zur Anlage einer großartigen Militairſchule beſtimmt.

In der Vorſtadt St. Antoine kreuzen ſich die Schußweiten von nicht weniger als ſieben dieſer Forts. Merk's Paris!

Ausflüge in die Umgegend von Paris.

Einige Touren zu den Paris nahegelegenen wichtigen Orten und Schlössern, welche zum Theil die Aureole der Geschichte gold- oder auch blutfarbig umstrahlt, sollte, vergönnt es irgend die Zeit, jeder Fremde machen, welcher Frankreichs Hauptstadt besucht. Man kann dieß so billig, ja wohl billiger, als in Deutschland Landpartien zu stehen kommen, denn die Fahrgelegenheiten, will oder muß man diese benutzen, bieten sich allwärts dar, so daß auch der nur gering Bemittelte sich ein Vergnügen verschaffen kann, das, selbst wenn die Hoffnung oder die Erwartung am Zielpunkte des Ausfluges auch nicht stets vollkommen befriedigt, ja wenn dieselbe sogar getäuscht werden sollte, doch von der Erinnerung meist eine freundliche Färbung erhalten wird. Deshalb führen wir unsere Leser auf raschesten Wegen, (zum Verweilen giebt es wenig des Anziehenden) noch zu einigen der wichtigsten und anziehendsten Punkte in der Nähe der Hauptstadt Frankreichs.

1.

Versailles.

Von einem fabelhaften Ruhm umglänzt, steht das stolze Versailles wie ein Goldbuchstabe in Frankreichs Annalbuch. Wir nahen ihm mit dem Fluge der Eisenbahn, und schlagen auf der Retour Wege ein, die uns anderen interessanten Zielen zuführen.

Paris entsendet zwei Bahnzüge nach Versailles, die sich in der Nähe des Städtchens Sevres einander nähern, aber gesondert neben einander fortlaufen. Sie werden nach dem rechten und linken Flußufer genannt. Die erste ist eine Strecke lang mit der Bahn nach St. Germain vereinigt, führt aus dem nördlichen Stadttheil durch die Batignolles, kreuzt den Chemin de la

Revolte, überſpringt die Seine in der Nähe der Brücke von Asnières, jener einſamen Gegend, wo die in Sues Geheimniſſen von Paris grauſig genug geſchilderte Inſel der Süßwaſſer-Piraten liegt. Ohnweit des Stromes trennen ſich die Bahnen, und die Verſailler hält die Richtung der Seine. Wir fliegen ihrer Strömung entgegen, dicht unterm Mont Valerien hin, grüßen St. Cloud, durchſchneiden ſeinen Park, und ſind in der Nähe von Sèvres. Die Link-Ufferbahn zieht aus dem ſüdlichen Stadttheile, und erreicht auf ungleich kürzerem Wege daſſelbe Ziel. Verſailles iſt 4 Lieus von Paris entlegen. In kurzer Zeit ſind wir dort angelangt, verlaſſen den Bahnhof und grüßen nun zunächſt die Stadt Verſailles, welche die Hauptſtadt des Departements der Seine und Oiſe iſt, Sitz eines Biſchofs, einer Präfectur, eines Tribunales, erſter Inſtanz und Aſſiſenhofes u. ſ. w.

Verſailles hat merkwürdige Phaſen in der Geſchichte durchgemacht. Früher unbedeutend, unter Ludwig XIII. noch ein Dorf, in deſſen Nähe jener König ein Jagdſchloß erbaute, wuchs und hob ſich unter Ludwig XIV. und nachdem das Schloß mit ſeiner verſchwenderiſchen Pracht, ſeine übrigen Paläſte und ſeine Gärten entſtanden waren, ſeine Blüthe mit dem Glanz des Hofes, der jene bevölkerte, und wurde groß und bedeutend; ſeine Einwohnerzahl erreichte faſt die Höhe von 100,000 Seelen. Aber jener blendende Sonnenglanz erbleichte, der Sturm der Revolution ließ die Paläſte veröden, und deckte die Stadt, die ſich ſo freudig an jenem Lichte geſonnt, mit dem düſtern Wolkenſchatten der Verarmung. Die Einwohnerzahl hatte ſich auf 30,000 vermindert. Aber da der Blick der königlichen Gnade der Dynaſtie Orleans wieder auf Schloß und Stadt gefallen, da zwei Eiſenbahnen auch der letztern zum Lebensſtrom geworden, der den Städten, die in ihm ſich ſpiegeln, Verjüngung bringt, ſo werden die frühern Wunden bald vernarbt ſein. Die Stadt zerfällt in zwei Quartiere, Notre-Dame und St. Louis. In erſterem die Kirche, die ihm den Namen gab, ein Bauwerk Manſards von 1684, das ſtattliche Gebäude des Collège Royal, ein ſchöner Markt, die Place de Hoche, mit der Bronceſtatue dieſes berühmten Generals, eines gebornen Verſaillers, ein Theater ꝛc. Das Quartier St. Louis die gleichnamige Kathedralkirche, welche der letzte Manſard 1743 erbaute; das große Gebäude le grand Commun, welches für den Hof mit 1000 Zim-

mern zur Aufnahme von 3000 Personen des Gefolges bestimmt ward. Nach der Hand etablirte man in demselben eine Waffenfabrik, und 1815 zerstörten die Preußen das Gebäude.

Ein ungemein raumreicher Platz breitet sich zu Füßen des mächtigen Palastes aus, la Place des Armes, auf den drei Avenuen stoßen: die von Paris, die von St. Cloud und die von Sceaux.

Wir nähern uns dem Schlosse, dessen Bau von Mansard im Jahre 1661 begonnen, 1672 vollendet wurde. Ein hohes, und 117 Meter langes Eisengitter trennt den Schloßhof von dem Paradeplatze; dieses Gitter ist mit Trophäen verziert. Zu beiden Seiten befinden sich freistehende große Pavillons, die bei der Anwesenheit des Hofes den Ministern zur Wohnung dienten. Die Frontons waren mit dem Wappen Frankreichs geschmückt, welche aber entfernt und durch die Inschrift ersetzt wurden: A toutes les gloires de la France. Die Mitte des Ministerhofes schmückt eine broncene Reiterstatue Ludwig XIV., welche 1836 von Croizatier gegossen wurde. Zu beiden Seiten zieren den schönen Raum die Statuen berühmter Männer und Helden Frankreichs, welche zum Theil früher auf der Concordebrücke standen, wodurch diese ein ungemein imponirendes Ansehen erhielt. Es sind rechts: Bayard von Mautoni, Colbert von Milhomme, Richelieu von Ramey, Jourdan von David, Massena und Tourville von Marin, Duguay-Trouin von Dupaquier, Turenne von Gois gearbeitet. Zur Linken stehen: Duguesclin von Bridon, Sully von Espériaux, Suger von Stuff, Lannes, (Montebello) und Mortier, (Trevise) von Lointié, Suffren von Lesueur, Duquesne von Roguier, Condé von David.

Den zweiten Schloßhof, Cour royale, sonderte früher noch ein Gitter vom ersten ab; zur Linken steht ihm das Schauspielhaus. Drei Stufen führen empor zum Marmorhof, den die allegorischen Statuen des Reichthums, der Gerechtigkeit, der Weisheit, der Klugheit, des Fleißes, des Friedens, des Rufes, der Macht, der Gewalt, des Ueberflußes, der 4 Erdtheile u. s. w. von guten Künstlern, schmücken. Die Flügel des grandiosen, aus Ziegelsteinen erbauten und mit reicher Zier versehenen Palastes enden in vortretende Pavillons. Zwischen der Kirche und den Flügeln rechts betritt man den Garten, von dem aus das Schloß in

seiner ganzen imponirenden Größe mit seiner 589 Meter breiten Façade sich ausdehnt. Der mittlere Theil dieser Façade tritt mit 12 Vorbauen, welche die Statuen der Monate schmücken, weit in den Garten vor; die beiden Seitenflügel tragen die Statuen der Jahreszeiten, Tugenden und Künste. Der Haupteingang ist mit kunstwerthvollen mythologischen Broncestatuen geziert, nach Vorbildern der Antike. Der Hauptbau besteht aus dem Erdgeschoß, dem ersten Stockwerk, einer Attika und einem römischen Dache, mit einer Ballustrade, welcher zahlreiche Statuen entragen. Nach dem Hof zu ist jene Uhr gekehrt, getragen von den halbliegenden Statuen des Herakles und Ares, welche stets die Todesstunde des letztverstorbenen Königs zeigt. Die 41 Meter in der Länge haltende Kirche sucht an Reichthum innerer Ausschmückung ihres Gleichen unter den Kirchen Europas; Gold und Marmor, Sculptur und Malerei wurden verschwenderisch erschöpft, um mit Königspracht dem König der Könige einen würdigen Tempel zu bauen. Auch sie ist Mansarts Werk.

Der Schauspielsaal ist ebenfalls prachtvoll, er hat die Einrichtung, leicht in einen Ballsaal umgewandelt werden zu können, und ist historischwichtig geworden durch das Fest der Garde du Corps im Jahre 1789. Der Purpurwein jenes zur Orgie gewordenen Gastmahls war ein prophetischer Vorläufer maßlos in der Revolution vergossener Blutströme.

Nachdem diese Revolution im Palast von Versailles furchtbare Verwüstungen angerichtet, blieb er in unheimlicher Verödung eine Reihe von Jahren, bis Napoleon wieder große Summen auf die Herstellung des Schlosses wenden ließ. Er selbst wohnte nie dort, sondern im nachbarlichen Lustschloß Groß-Trianon. König Louis Philipp faßte den Gedanken, eine Gallerie historischer, auf die Geschichte Frankreichs bezüglicher Gemälde und Portraits dort anzulegen, die nun schon einen hohen Grad von Vollständigkeit erreicht hat, wenn auch nicht alle Bilder Meisterwerke sind.

Dies letztere gilt besonders in Bezug auf jene Tableaux und Portraitbilder, welche später und eilig gefertigt wurden, um Lücken in der aus verschiedenen Sammlungen zusammengebrachten Folgenreihe auszufüllen. Diese ist naturgemäß die chronologische; eine Gallerie zu ebener Erde enthält Sculpturen, Büsten, Statuen, Grabsteine der Könige Frankreichs von Chlodwig bis Karl VII.

Neben der Galerie de sculpture sind in 11 Zimmern geschichtliche Gemälde aufgestellt, beginnend mit Chlodwigs Taufe (496) bis Ludwig XVI. (1764); über den Thüren befinden sich die Portraits jener Könige, deren Thaten jedesmal die Gemälde eines Zimmers darstellen. Jedes Gemälde hat eine dasselbe erläuternde Unterschrift, und es herrschen Schlacht- und Kriegsscenen überwiegend vor.

Hinter dem letzten dieser 11 Zimmer führt eine Treppe zur Attika empor, deren zahlreiche frühere Gemächer jetzt in neue Säle verwandelt sind, die blos eine Sammlung von Brustbildern enthalten. In den Fensternischen ist unter Glaskästen eine reichhaltige Sammlung von Geschichtsmedaillen zu Schau gelegt.

Eine Büsten- und Statuensammlung von Frankreichs großen und berühmten Männern, aus der Zeit von 1500 bis zur Revolution ist im Corridor des ersten Stockwerkes befindlich. Die an denselben grenzenden Zimmer enthalten eine Schlachtengemälde-Reihe der Jahre von 1792 bis 1836. Weiter sind sehenswerth die Säle, welche die berühmten Deckengemälde auf Ludwig XIV. Siege, und alle auch ausserdem zahlreiche Meisterstücke der Malerei und Plastik enthalten. Jeder Saal hat seine Benennung von dem ihn schmückenden Deckenstück, und es sind folgende: Salle de l'Abondance, de Vénus, de Diane, de Mars, de Mercure, d'Apollon oder du Trône. Die Salle de la Guerre enthält in ihrem Deckenstück die Siege Ludwig XIV. von Lebrün, auch 6 antike Statuen, und an sie stößt die nach dem Hof gehende große, reich durch edle Künste geschmückte, 223 Fuß lange, 32 Fuß breite Gallerie. Hinter ihr liegt die Chambre du Conseil und das ehemalige Schlafzimmer König Ludwigs XIV., das wieder im Geschmack seiner Zeit hergestellt wurde. In dessen Nähe befindet sich auch das nach einem runden Fenster Oeil de Beuf genannte Zimmer mit Bildnissen Ludwig XIV. und seiner Familie. Weiter sind im Schlosse noch die Salle de la Pair, Salon de la Reine, Salle du Grand-Couvert, Salle des Gardes de la Reine, zu beachten und zu durchwandern. Im Saal Magasin des Gardes, der ehemaligen Garde-du-Corps-Hauptwache lebt in schönen Bildern die Geschichte Napoleons, die sich durch mehrere anstoßende Räumlichkeiten fortsetzt. Als eine anderweite Fortsetzung enthält die Portraits der

Feldherren, der Republik und des Kaiſers die Salle de 1792 ehemals Saal des Cent-Suiſſes. Den ſüdlichen Schlußflügel an den wir bis auf ein Zimmer von der Galerie des Batailles ganz eingenommen. Sie hat 120 Meter Länge, 15 Meter Breite und wird von 32 Säulen getragen. Tauſend Schlachtgemälde oder mindeſtens nicht viel weniger, ſind hier dem Blicke geboten. Das anſtoßende Zimmer vergegenwärtigt die Bilder der Revolution von 1830. Hinter dieſer Gallerie nach dem Hofe zu, ſind Büſten der Männer des 16., 17. und 18. Jahrhunderts aufgeſtellt. Die Treppe des Princes leitet hinab zum Vestibule Napoleon mit der Statue des Kaiſers, wo wir ratlos in 11 Zimmern und in zahlreichen Gemälden ſeine Thaten verewigt finden.

Andere Zimmer enthalten wieder Gemälde älterer und neuerer Zeit, theils geſchichtliche, theils Portraits berühmter Helden und Feldherrn zu Waſſer, wie zu Lande. Zu ebener Erde in des Gebäudes Mitte, iſt die Gallerie Ludwig XIII. befindlich, und zwiſchen ihr und dem Marmorhofe ſind wieder ſämmtliche Könige Frankreichs abgebildet, von Pharamund anfangend, bis zu Ludwig Philipp, darunter die ältern natürlich nur Gebilde künſtleriſcher Einbildungskraft. Dazu kommen noch Zimmer mit Abbildungen aller königlichen Schlöſſer Frankreichs aus dem 17. und 18. Jahrhundert, Seeſtücke, Pläne, Statuen, eine Bücherſammlung für Frankreichs Geſchichte, und ſo iſt aus Verſailles durch königlichen Aufwand eine Art geſchichtlichen Nationalmuſeums geſchaffen, wie kein andrer Staat in ſolcher Weiſe aufzuzeigen hat.

Wir aber rathen jedem Beſchauenden, nicht alles auf einmal ſehen zu wollen, am beſten, nicht Alles zu ſehen, ſondern von dem vielen Guten und Schönen nur das Beſte und das Schönſte.

Nach der den Geiſt wie den Körper erſchöpfenden Kunſtſchau im Schloſſe umfängt befriedigend der freie Raum der Terraſſe du Château, und gewährt nach verſchiedenen Seiten hin den Hinabblick auf die weiten Parkräume, die Baſſins, und die zahlreichen Gruppen und Einzelbilder, Vaſen ꝛc. Die Terraſſe iſt mit vier, den Antiken nachgebildeten Bronce-Statuen geziert und zwei Prachtvaſen. Vor uns haben wir, die breiten, reich geſchmückten Treppen niederſteigend, das Parterre d'Eau, mit zwei länglichen Waſſerbecken, umgeben von 24 Bildſäulen, welche 8 Gottheiten,

8 Nymphen und 8 Kinder vorſtellen. Verſailles iſt berühmt durch ſeine überaus zahlreichen Waſſerkünſte, die an gewiſſen Tagen noch ſpielen, aber ſie ſind nicht mehr das, was ſie waren, und man weiß nicht, ob im Laufe der Zeit das Waſſer abgenommen habe, oder die Triebkraft. Dagegen ſind die Bäume alt geworden, und verbreiten kühlen, reizendern Schatten, als zu Ludwig XIV. Zeiten.

Gegenüber dem ſüdlichen Flügel breitet ſich das Parterre du Midi aus, getrennt vom erſtangeführten durch eine Mauer. Eine Marmortreppe führt zu demſelben herab, und unterhalb desſelben ſteigen wir eine hohe Treppe nieder zur Orangerie mit gut ausgeſtatteten Treibhäuſern. Treppen, Mauern, Thore, Pforten, Baſſins. Alles zeugt durch reiche plaſtiſche Verzierungen von der einſtigen Pracht der goldenen Aera des Hoflebens. Dem nördlichen Flügel gegenüber liegt das Parterre du Nord, in gleicher Weiſe durch eine Mauer vom P. d'Eau geſchieden, die 14 Bronce-Vaſen trägt. Die Treppe zeigt edle Kunſtgebilde, wir erblicken Blumenbeete, Marmorſtatuen und mehrere Baſſins mit anmuthigen Bildgruppen, das Baſſin des Couronnes und das Baſſin de la Pyramide. Die Allée d'Eau führt zu zwei andern Baſſins: Baſſin du Dragon und Baſſin du Neptune, zu deren Seiten lange Grasplätze hinlaufen, wo wir ſieben Marmorbecken, und in jedem eine broncene Kindergruppe gewahren, die ein zweites Becken emporhält. Zu beiden Seiten der Avenue ſind die Bosquets de l'Arc de Triomphe und des Trois Couronnes, an ihrem Ende wieder 8 Statuengruppen im Halbkreis. Das erwähnte Baſſin de Neptune iſt das größte und prächtigſte des ganzen Parkes. Es vereinigt 5 mythologiſche Statuengruppen, zahlreiche Ungeheuer, Tritonen, Nereiden, Muſcheln und 22 große Vaſen mit Reliefgebilden.

Leider vermag Python die Waſſergarbe nicht mehr ſo hoch wie früher emporzuſchleudern, und im Neptunsbecken ſcheinen die Meerungeheuer und Tritonen einigem Durſt ausgeſetzt zu ſein.

Die mit Vaſen und Statuen geſchmückten Avenuen des trois Fontaines und des Iſis führen von hier wieder zum Parterre d'Eau. Zwei Abhänge trennen letzteres vom Parterre de Latone in deren Nähe das Baſſin de Latone in reichſter Gruppirung und nicht minder geſchmückter Umgebung befindlich iſt. Es ſtellt die Ver-

wandlung der lydischen Bauern in Frösche u. Schildkröten dar. In der Nähe sind 2 kleine Bassins mit Figuren, die sich auf denselben Mythus beziehen, und 2 Springbrunnen, die ihren Strahl 30 F. emportreiben.

Ein freundlicher Wiesengrund, der sich vom Parterre de Latone bis zum B. d'Apollon erstreckt, bildet, eingefaßt von Büschen und Bäumen, die Allée du Tapis vert, Allee des grünen Teppichs. 12 Statuen und 12 hohe Vasen aus weißem Marmor zieren, und das Bassin d'Apollon, fast eben so groß und so schön, wie das der Latona, begrenzt ihn. In seiner Nähe beginnt der große Canal, der in einer Ausdehnung von 4674 Fuß bei einer Breite von 186 Fuß ein erstaunliches Wasserbassin bildet, und zwei Arme, jeden von 1500 Fuß Länge zu den Seiten streckt.

Wenden wir uns von hier zur Rechten, so wird zunächst das Bassin d'Hiver erreicht. Eine Statue des Saturn repräsentirt den Winter unter Kindergruppen hingestreckt. Ein anderes, Bassin de l'Automne zeigt Bacchus, von Satyrn umgeben. Ihm rechts öffnet sich der Jardin du Roi mit dem Bassin du Miroir und 2 Wassersäulen, d. h. letztere nur dann, wenn die Wasser ringen. In der Nähe das Bosquet de la Reine, das Bosquet de la salle de Bal und das Quiconce du midi mit Grenzgötterstatuen. Daran stößt das Bosquet de la Colonnade. Es umfängt eine kunstvolle Säulenrotunde mit Arkaden, Bassins und Springbrunnen, nebst der Bildgruppe des Raubes der Proserpina.

Ihr gegenüber nun, auf der andern Seite des Tapis vert zeigen sich die beiden übrigen, nach den Jahreszeiten genannten und analog geschmückten Bassins, das Bassin du Printemps und das d'Eté, ersteres mit einer Flora- das zweite mit einer Ceres-Statue, beide in angemessener Umgebung. Hier ist das Bosquet des Dômes, welches ein Bassin umfängt, das reich mit Statuen geschmückt und mit einer schönen Balustrade umgeben ist. In der Mitte treibt eine Wassersäule 70 Fuß hoch empor. Ihr gegenüber befindet sich das Bassin d'Encelade, darin der Riese Enceladus unter einer Felsenmasse liegend, aus seinem Munde sonst einen Wasserstrahl 60 Fuß hoch emportrieb. Nahe dabei in gleicher Weise wie das ihm entsprechende Quiconce du midi — das Quiconce du nord. In der Nähe öffnet eine eiserne

Thüre den Zugang zum Bassin des bains d'Apollon, wo zahlreiche meisterhafte Gruppen den Mythus dieses Gottes unter Felsen und Bäumen und umbraust und umrauscht von springenden Wassern und Fontainen versinnlichen.

Noch ist auf dieser Seite das Rond vert mit Copien antiker Statuen und Nischen, und das Bassin d'Enfants mit den Gebilden spielender und badender Kinder, und einer hohen Wassersäule, so wie das Bassin de l'Obelisque.

Man wird zuletzt, wenn man Alles sehen will, auch dieser Wanderung müde. Die Ueberfülle übersättigt. Nicht immer spielen die Wasser. Man theilt die Wasserkünste in die großen und die kleinen. Letztere spielen an jedem ersten Sonntag eines jeden Sommermonats, erstere gewöhnlich nur Pfingsten. Der Kostenbetrag eines solchen Spieltages soll gegen 10,000 Franken ausmachen. Ach — und wenn nun Paris sein Volk und seine Kinder hinausgesandt hat, nach dem Anblick dieses herrlichen und übertrefflichen Luftwasserwerkes, und Alles drängt und eilt und wimmelt, wenn nun Alles voll Erwartung harrt, und leise und lieblich es zu quellen und zu rieseln, zu rinnen und zu plätschern beginnt, dann rauscht und tost und donnert — und Alles sich freut, so dauert die Herrlichkeit nur eine kurze Stunde, und dem Kunstwerke geht nicht der Odem, sondern das Wasser aus.

Die letzte Merkwürdigkeit von Versailles ist das in nördlicher Richtung noch im Bereiche des Parkes gelegene Lusthaus

Groß-Trianon. Ludwig XIV. ließ dasselbe für seine Geliebte, Madame Maintenon, erbauen. Das Schlößchen hat ein Erdgeschoß und ein Stockwerk mit zwei anstoßenden Flügeln, und ist im italienischen Styl von Jules Hardouin Mansard aufgeführt. Es hat schöne Zimmer, versehen mit allem Schmuck jener Zeit, manches gute Bild, eine 100 Fuß lange Gallerie mit Vasen und sonstigen Kunstwerken, darunter manches aus Napoleons Besitzthum. Der zu Groß-Trianon gehörende Garten ist reich an geschmackvollen Fontainen, Bildsäulen und Anlagen. An diesen stößt

Klein-Trianon, ein sehr freundliches Lusthaus von zwei Stockwerken, geziert mit corinthischen Säulen und Pilastern und einer Balustrade. Ludwig XV. erbaute es für Madame Dubarry. Der dazu gehörende Garten bildet eine sehr geschmackvolle englische Anlage, die von Marie Antoinette entworfen wurde. Er enthält einen

Bach und ein Baſſin, an deſſen Ufer allerliebſte Schweizerhäuſer ein Dörfchen bilden. Das größte derſelben bewohnte die Königin, wenn ſie mit ihrer Umgebung ſich den idylliſchen Freuden des Landlebens hingab; es war eine Milchwirthſchaft u. dgl. eingerichtet.

Auf der den beiden Trianons entgegengeſetzten Seite in der Parknähe von Verſailles liegt das Dorf St.-Cyr, berühmt durch die von der Frau von Maintenon in dem daſelbſt befindlichen Schloſſe begründete Erziehungsanſtalt für 250 Fräulein. Dieſe fand in der Revolution ihr Ende, und die Maiſon de St.-Cyr wurde ein Hoſpital. Napoleon begründete dort eine Militairſchule, welche unter dem Namen école royale ſpéciale militaire de St.-Cyr noch beſteht, und über 3000 Zöglinge zählt.

Wir verlaſſen Verſailles und verweilen auf dem Rückwege nach Paris noch an einigen intereſſanten Orten.

2.

Sèvres.

Dieſer Ort von ſtädtiſchem Anſehen liegt auf der Wegmitte zwiſchen Paris und Verſailles, und man ſieht ſeinem freundlichen Äußeren nicht an, daß ſein Alter in das ſechſte Jahrhundert hinaufreicht. Es beſteht daſelbſt eine königliche Porcellainfabrik, deren Ruf ſie den erſten Etabliſſements dieſer Art auf der ganzen Erde zugeſellt. Die Fabrik beſtand früher in Vincennes, wo Ludwig XV. ſie für die Krone erwarb; 1755 wurde ſie nach Sèvres verlegt. Das Hauptgebäude umſchließt eine der ſehenswertheſten Porcellain-Sammlungen, zu deren Beſichtigung man ſich zu Paris an den Directeur de la fabrique royale de porcelaine de Sèvres zu wenden hat, Rue Rivoli Nr. 18, wo ſich auch eine Niederlage der Fabrikprodukte nebſt einer Schule der Glasmalerei befindet.

Das Porcellain-Muſeum hat nicht nur einheimiſchen, ſondern auch fremden Porcellain, Steingut und Töpferwaaren Raum gegeben. Wir ſehen in wohlgeordneten Folgen die Erden, das rohe Naturprodukt, dann eine überaus reiche Sammlung in folgende Abtheilungen zerfallend: 1. Antike Vaſen, etruskiſche, griechiſche, römiſche, galliſche. 2. Fremde Töpferwaaren, Steingut u. dgl. 3. Franzöſiſche Töpferwaaren. 4. Die Phaſen der Porcellainfabri-

faten von der Erfindung an bis zur ausgebildetsten Technik. 5. Sammlung von Porcellaingefäßen und Figuren aus China, Japan und Indien. 6. Porcellain aus französischen Manufacturen. 7. Desgleichen aus Piemont, Toskana, dem lombardisch-venetianischen Königreiche; aus Preußen und Braunschweig. 8. Porcellain aus England, den Niederlanden, Portugal, Spanien, Oesterreich, Sachsen, Bayern. 9. Porcellainmalereien, Glasmalereien, Majoliken, Werke der della Robbia u. s. w.

Das in Sèvres verfertigte Porcellain zerfällt in drei Abtheilungen: porcelaine tendre, porcelaine dure, biscuit de Sèvres, und es schmückt die Tafeln und Zimmer der Großen und Reichen der ganzen civilisirten Erde.

3.

Meudon.

Von Sèvres aus läßt sich leicht nach den ihm nahen Meudon ein Abstecher machen, das in der schönen Jahreszeit ein ausserordentlich zahlreiches Vergnügungsziel der Pariser ist. Es liegt so ziemlich in gleicher Entfernung wie Sèvres von der Weltstadt, von einem ausgedehnten Wald umfriedet, und in so lachend heiterer Gegend, daß zahlreiche Familien dort Landhäuser besitzen und Villeggiatur machen. Im Dorfe war Rabelais Pfarrer. Zwei stattliche Schlösser und ein schöner Park, letzterer sammt den Gärten eine Anlage le Notres, früher Eigenthum der Wittwe des Marquis Louvois, wurde von Ludwig XIV. für den Dauphin gekauft. In der Revolution wurden die Gebäude durch Feuer verwüstet, und später ließ Napoleon das größere Schloß vollends abbrechen, und das kleinere bestimmte er für seinen Sohn, indem er es schön und wohnlich wiederherstellen ließ. Nach der Hand ward es für den Herzog von Bordeaux bestimmt, und dann kam es an die Herzoge von Orleans und Nemours. Die Terrasse, welche sich am Ende der zum Schlosse führenden Avenue erhebt, und 260 Ellen lang, 140 breit ist, gewährt eine überaus reizende Fernsicht auf den Strom, der gerade hier einen malerischen Bogen macht, auf St. Cloud, den Mont Valerien, und die Stadt Paris. Zur Sommerszeit sind besonders Sonntag, Montag und Don-

nerstag die Tage, welche im Walde von Meudon die landlustigen Pariser in Schaaren versammeln.

Auf dem Wege von Meudon nach Paris liegt Iſſy Dorf und Schloß, wo noch ein uraltes Gebäude Maiſon de Childebert heißt. Das Schloß gehörte dem Prinzen Conti. Ein großer Garten dehnt ſeine Fläche in die Richtung nach Meudon aus; dicht neben ihm iſt das Fort d'Iſſy errichtet.

4.
St. Cloud.

Gleich über Sévres beginnt auf hügelichen Abhang der Parkwald von St. Cloud, (Grand-Parc) der vier Lieus in Umfang hat, und der, obſchon ſtreng umgrenzt, doch von Sévres aus betreten werden kann. Daß die Eiſenbahn ihn durchſchneidet, wurde ſchon geſagt. Es enthält ſchöne Esplanaden und Avenuen, und ausgezeichnete Waſſerwerke, welche jeden erſten Sonntag der Sommermonate angelaſſen werden. Die Hauptcascade (la haute cascade) läßt die Flußgöttinnen der Seine und Marne erblicken, aus deren Urnen mächtige Waſſer in niedrigere Baſſins ſtürzen, die es zur hufeiſenförmigen Baſſin cascade führen, von wo es wieder aus einem Becken in das andere ſtrömt, und zuletzt in einen 261 Fuß langen, 63 Fuß größte Breite haltenden Kanal fällt. Längs deſſelben ſind 12 Springbrunnen; der größte, jet Géant, rauſcht bis zur Höhe von 100 Fuß empor. Ein Gebäude im Park heißt die Laterne des Diogenes und wurde von Napoleon als Nachahmung des Monumentes von Lyſicrates zu Athen errichtet.

Das Schloß von St. Cloud datirt ſeinen Aufbau vom Jahre 1572; Jerome de Gondy (Retz) war der Erbauer, von deſſen Nachkommen Ludwig XIV. daſſelbe für den Herzog von Orleans, ſeinen Bruder, erwarb. Jetzt begann die Anlage des Parkes, wie die Verſchönerung und Erweiterung des Palaſtes durch berühmte Architekten. Ludwig XVI. erwarb das reizende Beſitzthum für ſeine Gemahlin, welche dort ſehr gerne weilte. Napoleon bevorzugte St. Cloud vor allen übrigen Schlöſſern. Er verbrachte dort wohl unbeſtritten ſeine glücklichſten Stunden, verſchönt durch

den Genuß der Natur, der Künſte, und aller höheren Freuden eines reichbeglückten Herrſcherlebens.

Der Palaſt hat drei Haupttheile, mehrere Flügel und einen Hof. Die Fronte iſt 140 Fuß lang, 70 Fuß hoch und hat viele architektoniſche u. plaſtiſchornamentale Zier. Ein raumreiches Veſtibul im Innern läßt zu zwei Marmortreppen gelangen, und in den Gemächern finden wir auch hier in Benennung wie in Decoration die ermüdende Spielerei mit der alten Mythologie wieder, die eine lange Zeit für eine Aeußerung guter Geſchmacksrichtung galt, als ob für die bildende Kunſt andere gleichwürdige Aufgaben gar nicht vorhanden geweſen wären; wir finden einen Salon de Mars, de Diane, und die prachtvolle Galerie d'Apollon, u. ſ. w. meiſt mit trefflichen Gemälden ausgeſtattet. Nach Paris zu, und mit wundervoller Ausſicht auf die in duftiger Ferne weit hingebreitete Stadt liegen die Salons d'attente, de reception, das cabinet de travail, u. A. Im Salon de Jeu eine 30 Zoll große antike Moſaik von ſeltener Schönheit, ein Kronenleuchter aus der Zeit Ludwig XIV. und manche andere Kunſtrarität. Links vom Schloſſe liegt auf einem Hügel noch ein abgeſonderter Luſtgarten, der Parc réservé mit Fontainen, Baſſins, Statuen u. dgl.

Unter dem Hügel breitet die Stadt ihre reinlichen Häuſer am heitern Stromgelände hin; eine Stadt uralten Urſprunges, die ihren jetzigen Namen von König Chlodwigs Enkel: St. Cloud ableitet, aber zu den Römerzeiten bereits vorhanden war, und Novigentum hieß. St. Cloud mit ſeinem Schloß und Park iſt ſehr häufig das Ausflugziel von Paris aus, und man findet dort viele, zum Theil auch gute Reſtaurationen. St. Cloud feiert auch alljährlich ein Volksfeſt, das ihm viel Leben giebt, und — vom 7. Septmb. beginnend — 3 volle Wochen dauert. Von St. Cloud führt eine Brücke über die Seine herüber nach dem Dorfe Boulogne, das zahlreiche, hübſche, zum Theil ſehr elegante Landhäuſer enthält, und an welches das ausgedehnte bekannte Gehölz von Boulogne ſtößt, in welchem meiſt die Duelle ausgefochten werden, das an Sonn- und Feiertagen der Sammelpunkt der Mittelklaſſe aus der Pariſer Bevölkerung iſt. Es iſt von zahlreichen ſchnurgraden Wegen durchlichtet, hat einige geräumige Freiplätze, von denen aus die Straßen und Wege ſternartig auseinander

ander gehen, und endet in der Nähe von Neuilly. Man findet darin ein recht elegantes Luſtſchloß, die Bagatelle, erbaut von Karl X., das Chateau de la Muette, das ſeine Räume einer orthopädiſchen Anſtalt bot, das Ranelagh, in der Nähe von Paſſy, mit einem Volkstheater, auch Kaffees und Reſtaurants. Das Vergnügen jedoch, welches dieſes Wäldchen als ſolches gewährt, iſt ein ſehr beſcheidenes; alle Reize deutſcher Waldungen: düſtere Schatten, Bäche und Quellen, bemooſte Felſen, melancholiſche Einſamkeiten, grüne Wieſen — fehlen ihm und ſelbſt die Belebung durch geflügelte Sänger iſt nicht erheblich. Es iſt kein Hain, den die Nachtigall aufſucht, wo die wilde Taube gurrt, die Amſel flötet, der goldfarbige Pyrol melodiſch laut wird — es iſt das Bois de Boulogne, in dem man auch ſolche Reize nicht ſucht.

5.

St.-Denis.

Ein Ausflug nach St.-Denis bringt uns weit aus der Sphäre uppiger Königs-Pracht, verſchwenderiſch ausgeſtatteter Schlöſſer und Gärten. Die kleine Stadt von 5000 Einwohnern, liegt ganz friedlich und anſpruchlos in der lachenden Ebene, rings umgeben von freundlichen Dörfern und Meierhöfen, 2 Lieus von Paris, berühmt durch ihre Abtei mit der altehrwürdigen Cathedrale. Hier wurde ſchon im Jahre 250 eine Kapelle begründet. Dagobert I. ſtiftete im Jahre 613 die Abtei, Pipin erbaute eine neue Kirche, Karl der Große vollendete ſie. Der berühmte Abt Suger ließ dieſe Kirche abtragen und erbaute eine neue, prächtigere; von ihr ſind noch die Thürme und das Portal. Dieſes Portal hat etwas ungemein Ehrfurcht Gebietendes; der Geiſt uralterthümlicher Architektonik und Ornamentik hat ſich hier verkörpert in wunderſamen myſtiſchen Gebilden voll räthſelhafter Bedeutung. Die Kirche ſelbſt erfuhr manche Umwandlung, doch blieb der Bau aus der Zeit Ludwig des Heiligen erhalten, und nur Reſtaurationen und Reparaturen ergänzten, verſchönten, räumten hinweg, nicht immer zum Vortheil der alten Kunſt. Wir haben noch 1835 alte Königsbilder der Außen-Wände zertrümmert am Boden liegen, und ſie durch neue erſetzen ſehen. Die Revolution hatte der ganzen Kirche den Untergang gedroht, weil ſie das erhabene Grabmahl

der franzöſiſchen Könige war und deren Aſche barg. Es war ein Verbrechen, König geweſen zu ſein, und ſo wurde mindeſtens an den Gebeinen der längſt begrabenen eine wahnſinnige Rache verübt. Napoleon erhielt die Kirche; ſie ſollte ihm und ſeiner Dynaſtie werden, was ſie den alten Königen geweſen.

Das Kircheninnere iſt raumvoll, licht, reinlich und würdig. Die Kreuzesform endet gegen Oſten in eine Rotunde. Die Länge des Schiffs mit dem Chor beträgt 390 Fuß, die Breite 100, die Gewölbhöhe 80. Eine Marienkapelle am Oſtende zeigt noch ſchöne Glasmalerei des 13. Jahrhunderts.

Nahe dem Eingang zur Linken zeigt ſich uns der Kenotaph Dagoberts, hochalterthümlich; Grab-Denkmäler ſpäterer Zeit, meiſt kunſtvoll und von Meiſterhänden ausgeführt, ſind in dem weiten Raum vertheilt, theils Sarkophage und Tumben, theils gewundene Denkſäulen mit Statuen; ſo haben Ludwig II., Anna ſeine Gemahlin, Heinrich II. und Katharina von Medicis, Franz I. und Königin Claude, Heinrich III., Franz II., Heinrich IV. und Andere hier ihre irdiſchen Verewigungen gefunden.

Tiefernſt wirkt die Krypta unterm Chor, ein Reſt des Kirchenbaues aus Karl des Großen Zeit, voll Denkſteine, Sarkophage und Kenotaphe der älteſten und der nächſtfolgenden Dynaſtien, zum Theil mit Statuen, wie ohne dieſelben, manche neu und unendlich kunſtvoll, andere uralt, moſaikartig, nur in Umriſſen die Bilder dem Steine eingegraben. Auch die Reſte König Ludwig XVI. und mehrere ſeiner Familienglieder ſind hier beigeſetzt.

Nahe der Kirche iſt das königliche Erziehungshaus für verwaiſte Kinder der Mitglieder der Ehrenlegion.

Einmal in St. Denis, mag, wem Zeit vergönnt iſt, auch noch einen Abſtecher nach dem ſchöngelegenen Montmorency machen, wo einſt Rouſſeau wohnte und Gretry, und zwar in dem unter dem Namen l'Hermitage bekannten Hauſe. Es dient oft als Zielpunkt ſommerlicher Partien; der Wald iſt ſchön und umſchließt einen beſonders reizenden Punkt: das Rendez vous de Chaſſe. In der Nähe auch der Luſtort Enghien le bains mit einer Mineralquelle und dem Etang de Montmorency, einem kleinen See, der heitern Waſſerpartien dient.

6.

Auf der Eisenbahn nach St. Germain: eine Lage.

Obgleich diese nicht unbedeutende Stadt, sie zählt 12.000 Einwohner, 5 Lieus von Paris entfernt liegt, so ist dieselbe doch dem Verkehr der Weltstadt durch die Eisenbahn so nahe gebracht, daß ein Ausflug nach derselben in kürzerer Zeit vollbracht ist, als man zu Fuße von der Cité zur Barriere von St. Denis gelangt. Als die Anlage dieser Eisenbahn 1835 gesetzlich beschlossen war, wobei es am Zudrang der Geldmittel nicht im mindesten fehlte, wurde dieselbe ohne Verzug begonnen, und konnte bereits im August 1837 eröffnet und befahren werden. Wir haben bei der Tour nach Versailles mit Absicht unterlassen, die Bahnfahrt zu beschreiben, und holen dieß nun nach. Die Place d'Europe ist der Sammelplatz der Reisenden, ein heiterer Pavillon nimmt uns auf, dann die höchst eleganten Waggons; die Glocke tönt, die Pfeife kreischt, fort gleitet der Zug, erst unter einer 264 Meter langen Wölbung, unter dem Platze, dann zwischen einer offenen Vertiefung bis zur Stadtmauer. Jetzt fliegen wir durch einen 403 Meter langen Tunnel; wir sind unter les Battignolles, in deren Mitte wir zu Tage fahren. Eine neue Vertiefung hemmt den Fernblick, mehrere Brücken schweben über unsern Häuptern, jetzt dacht sich das Land zum Seineufer ab, wir fahren auf einem Damme, und eine prachtvolle Brücke auf 5 Bogen führt uns über den Strom mit seinen grünen Inseln. Hinter uns scheidet die Weltstadt, verdeckt vom Montmartre, hoch ragt zur Linken der Triumphbogen, zur Rechten in weiterer Entfernung die Kathedrale von St. Denis. In der Richtung von Courbevoie durchschneiden wir den Busch la Tournelle, bald scheidet sich jetzt die bis Rouen fortgesetzte Bahnlinie ab, wir gelangen nach Nanterre, dem Geburtsdorfe der heiligen Genofeva, fahren Rueil vorüber, in dessen Nähe Malmaison, der Lieblingsaufenthalt der Kaiserin Josephine liegt. Bald darauf wird, bei Chatou, abermals die Seine erreicht, die von dem großen Bogen, den sie bis St. Denis und Epinois ausdehnt, zurückkehrt; zwei Brücken führen dort über den durch eine Insel getheilten Strom, und nun fliegen wir im Gehölz von Vesinet, einem reizenden Luftwald, nach der Vorstadt von St. Germain: le Pacq, wo die Fahrt beendet ist. Die Bahnlänge

beträgt 18,430 Meter. Omnibus bringen nun die Reisenden nach St. Germain hinein, das sich malerisch auf dem Hügel am Stromesrande ausbreitet. Die Lage dieser Stadt inmitten angenehmer Waldungen, einer hügelreichen, fleißig bebauten und rings bewohnten Gegend machte sie würdig der Gunst, welche so mancher der frühern Landesherren und der Könige Frankreichs ihr angedeihen ließ. Von diesen erbaute schon 1143 Robert ein Schloß; Franz I. gründete aber den spätern Königspalast und Ludwig XIV. vergrößerte und verschönerte denselben.

Erst der aufstrahlende Glanz von Versailles vermochte den von St. Germain zu verdunkeln. Als König Jacob II. von Thron und Land vertrieben war, wohnte er hier und starb hier 1701. König Georg IV. hat ihm in der neuen Kirche auf der Place d'Armes ein schönes Monument setzen lassen. Reizvollen Hinabblick auf Stadt, Strom und Gegend genießt man von der Schloßterrasse, die schon Heinrich IV. begann, Ludwig XIV. vollendete. Die Stadt feiert alljährlich 2 Volksfeste: die Fête St. Louis, 3 Tage lang zum Namensfest des Heiligen, am Beginn des Forstes, der 8,000 Morgen im Umfang hat, und den eine Mauer umfriedet und die Fête des Loges, mitten im Walde am Château des Loges. Der Wald ist schön und anziehend, aber auch nach derselben Manier wie alle Forste um Paris herum von zahllosen geraden Gängen durchschnitten, deren heillose Symmetrie weder nützlich noch schön ist.

7.

Vincennes.

Dieser Ort mit seinem Schlosse ward zwar schon oben erwähnt, er ist aber als Pariser Lustort so vielfach beliebt und besucht, daß er hier nicht übergangen werden darf. Das Dorf unter dem Schlosse heißt eigentlich la Picotte, und hat nur allmählig vom Schlosse den Namen angenommen. Schon 1137 stand hier eine Burg, welche im Jahre 1337 von König Philipp durch ein neuerbautes Schloß ersetzt wurde. Berühmt und berüchtigt war der starke umfangreiche Donjon, (Schloßthurm) den Ludwig XI. zu einem Staatsgefängnisse machte. Die große Gallerie des Schlosses wurde von Maria von Medicis erbaut, Ludwig XIII. begann den Bau zweier südlichen Flügel, und Ludwig XIV. vol

lendete dieſelben. Jetzt bildete das Schloß ein langes Viereck, das 9 Thürme umgaben und vertheidigten. Von dieſen 9 Thürmen wurden im Jahre 1818 8 abgetragen, der 9. war der Uhrthurm und blieb ſtehen, nach der Seite von Paris blieb auch iſolirt der Donjon ſtehen; er wurde zum Pulvermagazin benutzt. In Mitten des raumvollen Platzes erhebt ſich im reinſten gothiſchen Styl des 16. Jahrhunderts „die heilige Kapelle", mit ſchönen Glasmalereien von Jean Couſin nach Zeichnungen Raphaels und dem Denkmale des Herzogs von Enghien, den bekanntlich Napoleon 1804 hier erſchießen ließ. Die neue Zeit hat dem altertümlichen Vincennes das Gepräge moderner Fortification aufgedrückt. Wälle, Mauern und tüchtige Werke umgeben nicht nur den ehemaligen Schloßraum, ſondern noch einen von dieſen abgeſonderten ungleich größern Raum nach Oſten. Nordwärts über dem Dorfe erhebt ſich der Teufelsthurm, noch ganz mittelalterlich mit einem Fallgatter und einer Zugbrücke, die wohl vertheidigt iſt. Lange und ſchmale Caſernen ziehen ſich längs der Umfaſſungsmauer hin; im Hofe ſtehen zwei raumreiche Stallgebäude. Drei andere Gebäude, öſtlich, jedes iſolirt, enthalten ein Arſenal mit 50,000 Flinten, 25,000 Piſtolen, 40,000 Säbeln nebſt anderen Waffen und Kriegsbedürfniſſen. Der Donjon dient noch jetzt wie früher zum Staatsgefängniß, aufragend aus einem Vierecke grauer Mauern, ſonſt durch einen Graben vom übrigen Raum getrennt und nur über eine Zugbrücke zugänglich. Hier ſchrieb Mirabeau ſeine berühmten Briefe an Sophie. Auf der Plateform des 5 Stock hohen Thurmes iſt eine herrliche Ausſicht auf Paris, den Park, die Zuſammenſtrömung der Seine und Marne und die ganze reizende Gegend. Gegen Mittag ſtehen die zwei langen Flügelpavillons, die Ludwig XIII. erbaute, jetzt durch eine caſemattirte Caſerne verbunden. Die neueſte Befeſtigung beſteht aus einer Enceinte mit Baſtionen, Gräben, Bruſtwehren, Waffenplätzen u. ſ. w. 12 Gebäude ſtehen in dem innern Raume, Caſernen für 2 Infanterie-regimenter, Stallungen, und Fouragehöfen, nächſtdem 2 iſolirte Pulvermagazine.

Der Park von Vincennes iſt von den Pariſer Mittelklaſſen noch ungleich häufiger beſucht, als das Bois de Boulogne, aus ſehr natürlichen Gründen. Ehe ein Bewohner mitten aus der Vorſtadt St. Antoine aus ſeinem Stadttheile nur am Louvre anlangt, von wo er noch anderthalbmal ſo weit zum boulogner Holz-

chen hat, iſt er ſchon am Park von Vincennes, der eben ſo viele und eben ſo wenige Freuden gewährt, wie jenes. Die Anlage iſt dieſelbe; runde Freiplätze, Wege kreuz und quer, vielleicht ein Caffée, eine Reſtauration — aber Landluft, das, was der Pariſer nächſt der Freiheit am meiſten liebt, und am meiſten entbehrt, ſtrömt hier in belebender Friſche zu.

Am Parkende und am Ufer des Stromes liegt das kirchenhiſtoriſch bedeutende Charenton mit ſeinem großen Irrenhauſe, und dem Hauſe der ſchönen Gabrielle d'Eſtrées. Von da führt eine Brücke über die Seine hinüber nach Alfort, in welchem Dorfe die berühmte königl. Veterinairſchule mit den beſteingerichtetſten Anſtalten befindlich iſt. Im dortigen Thierhoſpitale werden während der Kur für ein Pferd täglich 50, für einen Hund 12 Sous gezahlt.

8.

Die Grabkapelle in Sablonville.

Dieſer Ort hat durch den ſchrecklichen Tod des Herzogs von Orleans, am 13. Juli 1842 eine ſo traurige Berühmtheit erlangt, daß wohl mancher Fremde dorthin eilt, um in der neuen Denkmalkapelle ſich dem erſten Gedanken an die Vergänglichkeit alles Glanzes und aller Hoffnungen hinzugeben. Das Haus, das dem Einwohner Cordier gehörte, ward von dem Könige erkauft, abgebrochen und an ſeine Stelle eine Begräbnißkapelle im byzantiniſchen Styl und in Form eines griechiſchen Kreuzes, unter ernſten Bäumen aufgeführt, deren äußere Würde und Schönheit dem Innern entſpricht. Drei Rundbogen-Portale mit Roſetten, deren Glasmalerei Glaube, Liebe und Hoffnung enthalten, und große Bogenfenſter voll herrlicher in Glas gemalte Heiligenbilder laſſen ein magiſches Licht einſtrömen. Die Kapelle iſt dem heil. Ferdinand geweiht, deſſen Altar im rechten Arme des Kreuzes ſteht, im Linken befindet ſich der Kenotaph des verunglückten Herzogs. Den hohen Chor ziert der Altar der Notre-Dame de Compaſſion. Hinter dem hohen Chor und außerhalb des Kreuzes iſt die Sakriſtei befindlich. Das Denkmal des Prinzen zeigt ſeine Geſtalt in Generalsuniform auf Polſtern über einem Unterbau von ſchwarzem Marmor; ein Piedeſtal zeigt eine der letzten Arbeiten der Prinzeſſin Marie, einen betenden Engel, beide Statuen von weißem carrariſchen Marmor. Den Unterbau ziert noch ein Basrelief in halbrunder Niſche: der

Genius Frankreichs, eine Urne weinend mit der Linken umſchlingend, mit der Rechten die Tricolore traurig ſenkend, ein einfaches, doch ſinnvollbedeutſames Bild.

9.

Fontainebleau.

Mit einer Stadt, deren Name mit ewig merkwürdigen Erinnerungen aus Geſchichte und Politik zuſammenklingt, ſei dieſe Schilderung beſchloſſen. Fontainebleau gehört freilich nicht zu der nächſten Umgegend von Paris; es liegt 15 Lieus davon entfernt im Departement der Seine und Marne, aber wir fahren eine Strecke auf der Paris-Orleans-Eiſenbahn, und ſo gleicht ſich die Entfernung aus. Wir eilen dem Quai von Auſterlitz zu, wo der große, raumvolle Bahnhof uns aufnimmt, deſſen Räume ſich bis zum Boulevard de l'Hôpital erſtrecken. Der Bau dieſer wichtigen Bahn, welche den Verkehr mit dem mittlern und ſüdlichen Frankreich bis zum Meere vermitteln wird, begann durch eine Geſellſchaft im Jahre 1838 mit Anlage einer Bahnlinie nach Corbeil, und dieſe war in 1½ Jahren vollendet und fahrbar. Im Jahre 1841 wurde die Hauptbahn nach Orleans begonnen, da zur Ausführung derſelben die Regierung vermittelnd die Hand bot, und 1843 war auch dieſes wichtige Werk vollendet. Raſchen Fluges eilen wir dahin, dem Fort d'Ivry vorüber, in ſchnurebener Feldflur, die uns entgegenſtrömende Seine zur Linken, nach Choiſi le Roi, an Athis vorbei, nach Juviſy. Die Gegend iſt herrlich bebaut, durch Fabriken belebt, durch Schlöſſer verſchönt. Bei Juviſy trennen ſich die Bahnen. Die Hauptbahn wendet ſich nach Evinai zu, wo der Orge reizendes romantiſches Thal ſich öffnet, und zieht weiter nach Etampes und Orleans. Wir folgen der Zweigbahn, dem freundlichen Strom der Seine immer entgegen, bis zu dem Getraidereichen Corbeil. Dort endet die Bahn, und wir müſſen uns nun zur Weiterfahrt eines Wagens bedienen, der uns vergönnt, die freundlichen Reize der Natur zu genießen, welche dieſe Straße uns bietet. Seitwärts erblicken wir das Städtchen Melun, noch eine Station im Dorfe Chailly en Bière, und bald umrauſcht uns ſchon der Wald von Fontainebleau, den die lärmenden Jagden der Könige Frankreichs oft durchhallten, in welchem manch tiefes Geheimniß ſich barg. Er umfaßt

mehr als 34,000 Morgen, und hat Punkte voll der reizendſten Fernſichten. Die Stadt hat ſich aus ihrer Gunſt- und Blüthezeit eine reinliche und heitere Phyſionomie bewahrt, hat viel gewerbliches Leben, ein hübſches Theater, und ihren Stolz, das Schloß, einen der ſchönſten und grandioſeſten Paläſte in Frankreich, obſchon er minder bauliche Regelmäßigkeit zeigt, wie das Schloß zu Verſailles. Franz I. erbaute, oder begann doch dieſes Schloß, und die Nachfolger hinterließen an ſeinen Erweiterungen die Spuren der Geſchmacksrichtung ihrer Zeit. Es enthält zahlreiche Zimmer, darunter die des heiligen Ludwig, ſchöne bildergezierte Gallerien, eine geſchmackvolle Kapelle, geräumige Höfe und herrliche Gärten mit Seen, Waſſerwerken und trefflichen Anlagen. Ihnen entſtammen auch die berühmten Trauben, welche aus Cypern hierher verpflanzt wurden. Außer Frankreichs Königen weilten manche berühmte Perſonen in Fontainebleau, deren dortigen Aufenthalt die Geſchichte in ihre Tafeln zeichnete. Richelieu kam ſterbend in Fontainebleau an, Karl I. Wittwe wohnte dort, auch der letzte Stuart auf dem Throne Englands. Dort weilte jenes wunderliche Mannweib voll Kenntniſſe, Gelehrſamkeit, Energie, Eigenwillen, Königin Chriſtine von Schweden, Guſtav Adolphs Tochter, dort ließ ſie herzlos und grauſam ihren Stallmeiſter und Günſtling Monaldeschi ermorden. Dort weilte Papſt Pius VII. von Napoleons Gewalt eingeengt, aber mit unerſchütterlicher Beharrlichkeit an ſeinen Grundſätzen feſthaltend. Dort ereilte auch Napoleon ſein Geſchick. In Fontainebleau weilte der Kaiſer, als Paris ſchon nicht mehr ſein war, hier hoffte er noch auf einen neuen Strahl ſeines Glücksſternes, aber eine trübe Botſchaft nach der andern drang zu ihm, und es dröhnte ihm das markdurchſchütternde Wort: Entſagung. Er unterzeichnete — zu Gunſten des Sohnes, des Königs von Rom — eine eitle Hoffnung. Elba lautete für ihn die Parole.

Und noch einmal trat der Stern glänzend hervor hinter der ſchwarzen Wolke; von Elba kommend grüßte Napoleon im Siegeszuge Fontainebleau wieder, und von da führt er ſeine Schaaren nach Paris, ſeinen Kaiſerpalaſt will er wieder gewinnen, aus dem der Abkömmling der Bourbonen wie ein Schatten weicht, und die hundert Tage begannen. Und als die hundert Tage vergangen waren — — da ſtand Napoleon noch einmal in einem Zimmer

der Gallerie Franz I. zu Fontainebleau, da unterzeichnete er noch einmal seinen weltbistorischen Namen, und der purpurrothe Vorhang fiel.

Die Gallerie Franz I. hat 196 Fuß Länge, und ist mit schönen Frescogemälden von Primaticcio und Rossi geschmückt. Die Hirschgallerie ist diejenige, auf welcher Monaldeschi ein Opfer königlicher Eifersucht fiel.

Die Galerie de Diane wurde mit zahlreichen guten Gemälden lebender Künstler Frankreichs ausgestattet.

Den Haupteingang zum Schlosse bildet der viereckige Hof des weißen Pferdes, so genannt von einem einst hier befindlich gewesenen Marmorpferde Marc-Aurels.

Verlags-Bericht.

Von unsern literarischen Unternehmungen sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Album der Haupt- und Residenzstädte Europa's von L. Bechstein und L. B. Kleinknecht, in Sectionen à 5 Lieferungen, jede mit 2 Stahlstichen, gr. 8. geheftet. à Lieferung . . . . . 64 kr. = 6 ggr.
(Auflage 12000 — vergriffen.)

Dasselbe, neue Ausgabe mit 3 illuminirten Stahlstichen (bis jetzt ist die Auflage von 1560 vergriffen). Lief. 36 kr. = 8 ggr.

Atlas der merkwürdigsten Städte und Orte der Erde, nach den neuesten und besten Materialien entworfen und herausgegeben von L. B. Kleinknecht, in monatl. Lieferungen. gr. quer 4. geheftet. 6 Stahlstiche, 1 — 2 Bogen Text. Auflage 4000. à Lieferung . . . . . 36 kr. = 8 ggr.

Kunstdenkmäler in Deutschland von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage, bearbeitet von *L. Bechstein*, Dr. Freiherrn v. *Bibra*, Dr. *Lucanus*, *J. Meyer*, Chef des bibliogr. Instituts, *Th. Sondermahler* u. A. in monatlichen Lieferungen mit 3 artistischen Beilagen im feinsten Stahlstich, Farbendruck u. s. w. und mit 1 — 3 Bogen Text. Auflage 1800. à Lieferung 36 kr. = 8 ggr.

Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne der Wirbelthiere und des Menschen, mit Rücksichtnahme auf ihre physiologischen und pathologischen Verhältnisse, von Dr. Freiherrn *Ernst v. Bibra*. Mit 5 Stahlstichen. (Aufl. 800.) Preis 3 fl. 30 kr. = 2 Thlr. pr. Crt.

Taschen-Atlas der europäischen Eisenbahnen, herausgegeben von L. B. Kleinknecht, in monatlichen Lieferungen; jede enthält circa 10 Stahlstiche, Ansichten der Bahnhöfe, Tunnels, Viaducte und anderer interessanten und großartigen Bauten an den Eisenbahnen, und 1 — 4 Grundrisse verschiedener Eisenbahnen. Auflage 24,000; jede Lieferung nur 12 kr. = 3 ggr. Für Reisende jeden Standes, so wie für Bauleute aller Art unumgänglich nothwendig.

Plan von München, neue Ausgabe mit 27 Randansichten von München's schönsten Gebäuden, Monumenten u. dgl. Stahlstich in sauberem Umschlag. 2te Aufl. Preis nur 36 kr. = 8 ggr.

Karte der östlichen und westlichen Halbkugel der Erde, entworfen, gezeichnet und herausgegeben von L. B. Kleinknecht. Stahlstich illuminirt. . . . . 24 kr. = 6 ggr.
(1te Auflage vergriffen.)

Eisenbahn-Karte von Deutschland, mit Angabe seiner Kanäle, der mit Dampfschiffen befahrenen Flüsse, ausgeführte, der Vollendung nahe und im Bau begriffenen und projektirten Eisenbahnen. Stahlstich illuminirt, in starkem eleganten Umschlag. (14te Auflage.) Preis . . . . . 12 kr. = 3 ggr.

Außerdem liefert unsere Gravir-Anstalt, verbunden mit der Lythographie und Kunstdruckerei, alle Arbeiten, welche dieser Branche angehören, sowohl in landschaftlichen, als Porträt-Stichen, Bautdruckereien in jeder Art, als Placate, Bücher-Umschläge, Wein- und Waaren-Etiquetten, Besten-Karten, Wechsel, Anweisungen, Scheine in der mannigfaltigsten und neuesten Dessins.

Schweinfurt, Monat September 1844.

Der Kunstverlag.
Dir.: L. B. Kleinknecht.

Album

der

Haupt- und Residenzstädte

Europa's,

herausgegeben

von

Dr. Eugen Kuhn und V. Kleinknecht.

II. Section. III. Lieferung.

Bremen.

Schweinfurt,
Kunstverlag von L. V. Kleinknecht & Comp.
1845.

Bremen.

Geschichtlicher Ueberblick.

Der allgemeine Drang des heutigen Völkerlebens geht offenbar nach den Meeren, an welchen jeder Staat Antheil nehmen möchte; denn es ist zum lebendigsten Bewußtsein geworden, daß nicht nur die gesammte politische Bedeutsamkeit eines Staats von der Macht und Stärke auf dem Meere abhänge, wo dereinst allein die Schicksale der Welt ausgefochten werden dürften, sondern auch das innere Wohl eines Landes mit der Größe und Wichtigkeit seines überseeischen Handels enge verknüpft ist. Will Deutschland nicht ganz von seiner hohen Stellung herabsteigen, die es im Mittelalter Jahrhunderte hindurch behauptet hatte, so muß es vor Allem dahin wirken, sich eine Seemacht zu verschaffen, um bei der In- und Ausfuhr seiner Bedürfnisse und Produkte nicht von der Willkür und den Interessen des Auslandes abzuhängen, und seinen Schiffen auf allen Meeren die gebührende Achtung zu sichern. Je weniger bisher von den deutschen Regierungen dafür gethan wurde, um so mehr erregten die lauteste Anerkennung und täglich steigende Aufmerksamkeit jene wenigen Städte, welche seit Jahrtausenden aus ihren eigenen Kräften, ohne Schutz und Unterstützung von Seiten der größeren Regierungen, ihre ganze Thätigkeit dem Seehandel zugewendet haben, und ihre Flaggen auf allen Meeren der Erde wehen ließen. Seit Holland dem Mutterlande untreu geworden, hat Deutschland nur noch wenige Städte, welche überse-

ſchen Handel treiben; aber unter dieſen wenigen haben auch Einige Rhederei und Handel auf eine ſolche Höhe gebracht, daß ſie alle übrigen Seeſtädte des europäiſchen Continents bei Weitem überflügelten, was beſonders bei Hamburg, Bremen und Trieſt der Fall iſt, die einander den Rang ſtreitig machen und der Stolz des Vaterlandes genannt zu werden verdienen. In ihnen, namentlich in Hamburg und Bremen, hat ſich durch die That bewieſen, welche Kraft und Ausdauer dem Deutſchen innewohne, wenn er einen beſtimmten Zweck vor Augen hat, den er verfolgen will, und zu deſſen Erreichung alle Mittel aufbietet, welche ſeinem Geiſte zu Gebot ſtehen.

Bremen hat eine ſehr günſtige Lage an der Weſer, mitten im Lande und doch unmittelbar mit dem Meere verbunden. Dieſen günſtigen Ort haben gewiß ſchon in früheſter Zeit die Anwohner der Weſer zu benützen verſtanden und hier ein Dorf angelegt, deſſen Bewohner Schifffahrt und Fiſcherei trieben. Wann dieſe erſte Niederlaſſung gegründet worden, wer vermag dies zu vermelden, da keine Nachricht ſo weit zurückreicht, und vielleicht Jahrhunderte lang der Ort beſtanden hat, ehe ſeiner in ſchriftlichen Denkmälern gedacht wurde! Aber der urſprüngliche Fiſcherort war gewiß ſchon blühend, hatte ſchon Bedeutung und Anſehen erlangt, als Karl der Große ſich entſchloß, Bremen zum Sitze eines Bisthums zu machen, von wo aus das Chriſtenthum mit mehr Erfolg und Schnelligkeit unter den heidniſchen Völkern des Nordens verbreitet werden konnte.

Die erſten Bewohner dieſer Gegenden waren Chauken, Friesen und andere Stämme, mit welchen ſich in der Folge die Sachſen verbanden. Dieſe waren gefürchtete Seeräuber und wandten als ſolche ihre Kraft vorzüglich gegen England. Dadurch hob ſich die Schifffahrt ſehr und wurde das eigentliche Lebenselement des ganzen Volkes, das ſpäter, als den Seeräubereien immer mehr Einhalt gethan wurde, ſich hauptſächlich dem Handel zuwandte, auf ſeinen kleinen Schiffen kühn dem Meere trotzte und ſogar weitere Seefahrten unternahm. Mit dieſem Volke wurde Karl der Große frühe bekannt und beſtrebte ſich, daſſelbe ſich und dem Chriſtenthume zu unterwerfen, was ihm auch 779 zum Theil gelang. Alsbald zogen Miſſionäre aus die Heiden zu bekehren, und in

Bremen ſelbſt wurde ſchon 780 das Chriſtenthum gepredigt. Es fand ſchnell Eingang und im Jahre 788 hielt es König Karl ſchon für nöthig, einen Biſchofsſtuhl zu Bremen zu errichten, auf welchen er den erfahrenen Heidenbekehrer Willehad berief, der ſchon länger unter den Frieſen gelebt hatte.

Mit dieſem Ereigniſſe beginnt erſt die Geſchichte von Bremen, das jetzt als Mittelpunkt eines größeren geiſtlichen Sprengels mit der zunehmenden Verbreitung des Chriſtenthums auch immer größere Bedeutſamkeit erlangte und unter dem Schutze einer geregelten Regierung in ſeinem Inneren erſtarken und raſch aufblühen konnte. Karl der Große ſetzte dem Gemeinweſen einen bloß von ihm abhängigen Richter vor, deſſen Rechtsverwaltung dem Biſchofe nur zur Begutachtung unterworfen ſein ſollte, und Biſchof Willehad gründete die Domkirche. Dieſelbe war aus Holz erbaut und dem hl. Petrus geweiht, in der Folge aber ward ſie vielfach reſtaurirt und umgebildet. Willehad ſtarb ſchon nach zwei Jahren (790), als er gerade zu Bleren verweilte, und ſein Leichnam wurde dann auf der Weſer nach Bremen gebracht und daſelbſt in der Petrikirche begraben. Sein Nachfolger war Willerich, welcher anfangs noch mit vielem Ungemach zu kämpfen hatte, da 793 ein heftiger Krieg die Gegend überzog und den Biſchofsſtuhl mehr als einmal erzittern machte; als jedoch im Jahre 803 der Frieden von Selz dieſen Kämpfen ein Ziel ſetzte, konnte Willerich mit mehr Ruhe für ſeinen Kirchenſprengel und die Stadt ſorgen, und bethätigte dieß auch dadurch, daß er die Domkirche aus Stein umbaute. Nach Willerich's Tod, welcher im Jahre 839 erfolgte, gelangte Leuderich auf den Biſchofsſtuhl und hatte dieſen bis zu ſeinem Tode im Jahre 847 inne, ohne daß die Geſchichte von ihm Vieles zu berichten hätte, zumal die biſchöfliche Gewalt damals noch keinen großen Umfang hatte und am weltlichen Regimente wenig oder gar keinen Antheil nahm. Leuderich war der letzte Biſchof von Bremen, denn die Zeit wollte, daß dieſe Stadt noch eine weitere Stufe erreichen ſollte.

Schon zu Leuderich's Lebzeiten hatten die Normannen häufige Einfälle in den Norden von Deutſchland gemacht und dem Chriſtenthume großen Schaden bereitet, woran wohl die Schwäche der ſpäteren Karolinger die größte Schuld tragen mag. Auf der linken Seite der Elbe waren deshalb die Burggrafſchaft Stetel

und die Markgrafschaft Stade gegen die Normannen errichtet worden; wodurch dieses Seeräuberei treibende Volk gezwungen wurde, sich gegen die Völker auf dem rechten Elbeufer zu wenden, worauf sie die Kathedrale von Hamburg zerstörten und das Bestehen des dortigen Erzbisthums für die folgende Zeit unmöglich machten. König Ludwig der Deutsche entschloß sich daher, das Hamburger Erzstift nach Bremen zu verlegen, und erhob im Jahre 858, nachdem sowohl Köln auf Bremen, als auch Verden auf Hamburg ihren Ansprüchen entsagt hatte, das Bremer Bisthum zu einem Erzbisthume, dessen erstes Oberhaupt der hl. Ansgar war, welcher zuvor in Hamburg gewohnt hatte und nicht mit Unrecht der Apostel des Nordens genannt wurde. Er starb zu Bremen im Jahre 865, und sein Nachfolger wurde der Benediktinermönch Rembert, welcher ein frommes Leben führte und keinen Einfluß auf die Entwickelung von Bremen hatte. Sein Nachfolger Adelgar hatte mit dem Erzstifte Köln einen langen Streit zu führen, weil dasselbe auf Bremen Anspruch machte, das früher seiner erzbischöflichen Kirche unterworfen gewesen war. Als er im Jahre 905 starb, folgte ihm Hoger nach, unter dessen Verwaltung die Hunnen zweimal Norddeutschland verheerten und auch Bremen verwüsteten und verbrannten. Er trug Sorge für den Wiederaufbau der Stadt, bis er im Jahre 915 starb. Sein Nachfolger Reinward saß nur ein Jahr auf dem erzbischöflichen Stuhle und konnte somit wenig für Bremen thun und auch der nachfolgende Unni, den der Kaiser Conrad I. gegen den Willen des Volkes und der Geistlichen zum Erzbischof erhob, war mehr darauf bedacht, das Christenthum zu verbreiten. Zu diesem Zwecke lebte er nur kurze Zeit in der Stadt und verweilte dann größtentheils im Norden, ja er ging sogar nach Schweden hinüber, wo er im Jahre 936 zu Birka starb.

Auf solche Weise von den Bischöfen nicht beaufsichtigt und fern von dem kaiserlichen Hoflager, übten die kaiserlichen Vögte immer größere und übermüthigere Gewalt in Bremen und erregten die allgemeine Unzufriedenheit. Daher beschloß der neue Erzbischof Adalgag, welcher im Jahre 936 sein Amt antrat, diesem Unwesen ein Ende zu machen, und benutzte diese Gelegenheit, um seinen eigenen herrschsüchtigen Plänen Erfüllung zu verschaffen und auch zur weltlichen Herrschaft über Bremen zu gelangen, wozu ihm die meisten gleichzeitigen Bischöfe bereits viele Beispiele gegeben hatten.

Als Freund und Günstling des Kaisers Otto erwirkte Adalgag, daß die kaiserlichen Gaugrafen zurückberufen und dem Erzstifte die Verwaltung der geistlichen Güter des Bisthums und der Klöster und Kirchen verliehen wurde, jedoch mit dem Vorbehalte der Ausführung dieser Maasregeln durch Kastenvögte. Das Erzstift erhielt außerdem die geistliche Obergewalt über die Bisthümer Schleswig, Ripen und Aarhus und Marktfreiheit, Zoll, Münze und andere kaiserliche Einkünfte aus dem Orte Bremen. Dadurch war der erste Grund zur weltlichen Macht der Bischöfe gelegt, und die nachfolgenden Erzbischöfe versäumten keine Gelegenheit, diese noch mehr zu vergrößern. Für die Stadt erblühte daraus aber auch der Vortheil, daß sie einen milderen Oberherrn gewann und ihr Gemeinwesen leichter ausbilden und vervollkommnen konnte. Liebizo, welcher 988 den erzbischöflichen Stuhl bestieg, war der Förderung der städtischen Interessen nicht ungeneigt, wandte aber seinen Eifer vorzüglich der Heidenbekehrung zu und verbreitete das Christenthum bis in den tiefsten Norden. Auf ihn folgte, vom Kaiser Heinrich II. ernannt, Erzbischof Unwann, ein edler, thatkräftiger Mann, welcher dem Heidenthume in seinem Sprengel ein Ende machte und auch sonst wohlthätig regierte. Seine Nachfolger waren ohne Bedeutung für das Erzstift sowohl, wie für die Stadt. Unter Libentius II. wurde das Deichwesen geregelt, und der Stadt die Bürgerviehweide geschenkt, und unter Erzbischof Herrmann drangen die Ascomannen in das Erzstift, erlitten aber eine Niederlage. Der nachfolgende Kirchenfürst Bezelin Alebrand erbaute die zweite Michaelskapelle und befestigte Bremen, welches bald darauf nebst der St. Petrikirche ein Raub der Flammen wurde.

Schwer lastete über Stadt und Erzstift die Herrschaft des Erzbischofs Adelbert, welcher zwar die landesherrliche Hoheit der Erzbischöfe auf die höchste Stufe brachte, aber durch sein Streben nach völliger Unbeschränktheit das Land in eine große Schuldenlast stürzte, aus der es sich nur langsam wieder erheben konnte. Unter ihm wurde der Dom und das St. Paulskloster erbaut, die Collegiatstifter St. Willehadi und St. Stephani errichtet und ein Nonnenkloster gegründet; wegen des treuen Festhaltens Adalbert's an Kaiser Heinrich IV. litt aber die Stadt sehr und noch mehr das Erzstift selbst, das durch des Erzbischofs trotziges Benehmen

gegen den König Sueno von Dänemark auch alle Gewalt über mehrere nordische Bisthümer verlor. Zu dieser Zeit wurde das Erzstift zweimal verwüstet und Bremen belagert, auch lebte damals in dieser Stadt der bekannte Geschichtschreiber Adam von Bremen, welcher fast den ganzen Norden von Deutschland bereiste, in seinem Werke höchst schätzbare Nachrichten von der Geschichte der Ausbreitung des Christenthums in diesen Gegenden gab und im Jahre 1076 als Domherr und Schulrektor starb.

In der nächstfolgenden Zeit gelangten die Erzbischöfe zu immer größerer Macht und der geistliche Charakter ging ganz in der Fürstenwürde unter, dafür waren aber auch heftige Kämpfe zu bestehen, und eine ganze Kette von Unglück überzog das arme Land, wodurch Alles wieder vernichtet wurde, was die früheren Bischöfe für dessen Wohl gethan hatten. Bischof Liemar war, wie sein Vorfahre, ein treuer Anhänger des Kaisers Heinrichs IV. und gerieth deshalb in vielfache Streitigkeiten. In einem Kriege mit dem Hause Sachsen wurde die Stadt belagert und erobert, und der Bischof selbst in der Schlacht bei Gleichen gefangen. Herzog Lothar von Sachsen gab ihn blos unter der Bedingung wieder frei, daß er die Schirmvogtei über die Stadt Bremen abtrat, was für das Erzstift einer der herbsten Verluste war. Und doch sollte den Nachfolger Adalberts, der sich Patriarch von Hamburg nannte, noch ein größerer Schlag durch die Lostrennung des Bisthums Hamburg von Bremen treffen, worauf sich Liemar nur noch Erzbischof von Bremen schrieb. Erzbischof Humbert verwaltete sein geistliches Amt zu kurze Zeit, als daß er nachhaltende Erinnerungen hinterlassen hätte; dagegen beförderte Friederich I. das Wohl des Erzstiftes, indem er Holländer als Kolonisten herbeirief, die Umgegend von Bremen anbauen und kultiviren ließ und vom Kaiser einen Gnadenbrief für die Stadt erwirkte. Erzbischof Adalbert II. erlebte zwar, daß Bremen belagert und erobert wurde, er dehnte aber die kirchliche Oberherrschaft auch über die Bisthümer Ratzeburg, Schwerin und Lübeck aus und behauptete wenigstens über Stade die Lehensherrlichkeit der Kirche, da Herzog Lothar die Schirmvogtei über Bremen nicht wieder zurückgab. Erzbischof Hartwig, ein Graf von Stade, mußte es erleben, daß Bremen geplündert und er selbst vertrieben und gefangen wurde und nur gegen Erlegung von 1000 Mark Silber auf seinen Bischofsstuhl

zurückkehren konnte. Unter ihm wurde die St. Stephanskirche erbaut, und der Handel blühte rasch auf, gefördert durch Privilegien des Kaisers Friederich I. und kluge Maasregeln der städtischen Behörden. Unter Erzbischof Balduin erhielt die Stadt eine freiere Verfassung, was ihrem Handel einen größeren Impuls verlieh, und als Siegfried Erzbischof war, erwarb Bremen das Hollerland.

Bald darauf zogen sich neue Ungewitter über der Stadt zusammen; Herzog Heinrich der Löwe zog heran und nahm die Stadt in Besitz. Der Kampf der geistlichen und weltlichen Macht war aber dadurch noch nicht beendet, und noch mancher trübe Tag ging vorüber, bis endlich die Erzbischöfe um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts in den ausgedehntesten Besitz der Landeshoheit kamen. Unter Hartwich II. wurde das Collegiatstift St. Ansgar besser ausgestattet und mehrere Klöster errichtet, wie das der grauen Mönche und das Johanniskloster; auch erhielten die Schuhmacher eine Stiftung. Als Hartwich II. starb, entstanden über die Bischofswahl Streitigkeiten, doch wurde Gerhard I. Erzbischof, der einen Vergleich mit der Stadt einging, ihre Rechte und Freiheiten bestätigte und mit dem Hause Sachsen den Kampf um die Herrschaft in diesen Gegenden begann. Sein Nachfolger Gebhard II. war ein herrschsüchtiger Mann und gerieth gleich anfangs mit der Stadt in eine Fehde, die endlich mit einem Vertrage endigte.

Um von der rasch aufgeblühten und besonders durch ihren Seehandel reich gewordenen Stadt mehr Geld zu erpressen, legte er unterhalb der Stadt das Schloß Wittenburg an und sperrte den Fluß durch Ketten und Pfähle. Diesen Zoll zu entrichten, weigerten sich aber die Bremener und zerstörten die Burg, bauten jedoch dem Erzbischof ein anderes Schloß oberhalb der Stadt, wo er keinen Zoll mehr anlegen konnte. Gerhard II. brachte 1223 durch Vertrag mit Hamburg die erzbischöfliche Würde an sein Stift, und somit wurde Bremen erzbischöfliche Residenz. Um diese Zeit entstanden das Katharinenkloster und das Beguinenhaus, der Pfarrsprengel zu U. L. Fr. wurde in drei getheilt, die Kirchen St. Martini und St. Ansgari erbaut, die Kaufmannskirche, das Kauf- und Rathhaus errichtet. Hierauf ging die Stadt einen Bund gegen die Stedinger mit dem Erzbischofe ein, und es wurden

1234 die Stedinger in einem Kreuzzuge beſiegt und Oſterſtade dem Erzſtifte erworben.

Während dies nach Außen vorging, begann Bremen ſich auch im Innern auszubilden und das Gemeinweſen beſſer einzurichten. Es wurde der Rath neu hergeſtellt und die Freiheiten der Stadt vom Kaiſer beſtätigt. Mit Oldenburg und dem Erzbiſchofe ging Bremen einen neuen Vertrag ein, traf Beſtimmungen über die Criminalgeſetzgebung, das Blut- und Nothgericht, und ſuchte überall feſte Grundſätze in die Verwaltung und Rechtspflege zu bringen. Der Erzbiſchof verlor dadurch den größten Theil ſeiner weltlichen Macht über Bremen, gewann aber von Otto von Sachſen die Markgrafſchaft, brachte nach und nach die meiſten alten Familiengüter des Stifts an ſich und ſicherte die neuen Erwerbungen durch zahlreiche Burgen.

Auf Gerhard folgte Hildebold, mit welchem die Stadt ſogleich in eine Fehde gerieth, die jedoch durch einen Vergleich wieder beendigt wurde, worin der Erzbiſchof die früheren Verträge beſtätigte. Die biſchöfliche Macht begann ſchon zu ſinken, ſie erlahmte im Kampfe mit den Städten, welche ſich jetzt allmählig ſelbſt fühlten und durch gegenſeitige Unterſtützung und Förderung der gemeinſchaftlichen Intereſſen ein Uebergewicht über die Erzbiſchöfe bekamen, da dieſe ſelbſt mit dem Kapitel in ſtetem Kampfe lagen. Bremen ſelbſt ſchloß ein Freundſchaftsbündniß mit Oldenburg, ordnete die hofrechtlichen und Frohndienſte, die Rollen der Aemter, und erwarb Wildeshauſen, auch bekamen die Tuchhändler ein Privilegium. Hildebold's Nachfolger, Giſelbert, der von 1275 bis 1296 den erzbiſchöflichen Stuhl inne hatte, war dem Aufblühen der Stadt ſehr günſtig und ſchloß ein Bündniß mit ihr; deſſen ungeachtet mußte er bei einem Aufruhr aus der Stadt fliehen, was wieder eine Fehde zur Folge hatte. Zu derſelben Zeit legte ein Brand einen großen Theil von Bremen in Aſche.

Dieſe fortwährenden Zwiſtigkeiten bewogen die Stadt, ſich nach einem Bündniſſe umzuſehen, das ihr mehr Kraft und Gewicht verlieh, und ſo ſchloß ſich Bremen im Jahre 1276 der Hanſa an und der Erzbiſchof entſagte, nachdem er ſich mit Bremen verſöhnt hatte, der Hoheit über die Stadt. Dadurch wurde alſo Bremen frei, und nun vermehrte ſich ſchnell der Handel auf der Nordſee, und das Gemeinweſen ſelbſt erhielt eine innere Umge-

staltung. Das Palatium, die Magdalenenkirche und das St. Jörgengasthaus wurden erbaut, der kirchliche Besitz und Einfluß eingeschränkt und über Erwerbung des Bürgerrechts Bestimmungen getroffen. Die oberste Leitung der städtischen Angelegenheiten erhielt der Rath, welcher aus sechszehn Gliedern bestand und den Bürgermeister oder Proconsul an der Spitze hatte. Dieser Rath hatte jedoch wegen des Stadtregiments gleich mit der Gemeinde zu kämpfen, vereinbarte sich aber mit ihr und entwarf das erste Stadtbuch oder Stadtrecht. Erzbischof Heinrich I. hatte keinen Einfluß auf die Stadt, denn er starb noch im Jahre seiner Erwählung. Unter Florentius wurde aber nicht nur die große Weserbrücke erbaut, sondern es entstand auch ein innerer Kampf, weil sich einige alte Geschlechter die Regierung angemaßt hatten und dem Volke keinen Antheil daran gewähren wollten. Die allgemeine Gährung kam zum Ausbruche und die herrschenden Geschlechter wurden aus der Stadt vertrieben. Darüber entstand eine große Fehde, welche das Aufblühen von Bremen für einige Zeit etwas zurückhielt.

Unter Johannes II., welcher das dreizehnhundertjährige Bestehen des Christenthums mit großer Pracht feierte, wurde das Viehland mit einem Graben umgeben, noch andere Vertheidigungsanstalten gemacht und die Gütsope vom Rathe abgeschafft. Johannes war ein gelehrter und redlicher Mann, hatte aber unaufhörlich Händel mit dem Kapitel und den Bürgern und mußte deshalb nach Frankreich fliehen, wo er 1327 starb. Diese Wirren und Irrungen waren Ursache, daß nach Johannes Tod Niemand den bischöflichen Stuhl einnehmen wollte, bis dies endlich Burchard Grelle that, der die Ausartung des Klerus zu bessern suchte und der Stadt sehr gewogen war. Im Innern erhoben sich wieder neue Unruhen und Fehden über den großen Rath, da derselbe in den alten Geschlechtern gleichsam erblich geworden war; doch fruchteten alle Ankämpfungen von Seiten der Bürgerschaft wenig, weil es ihr an innerem Halt und Einigkeit gebrach. Nach Otto's Tod erlitt der Handel von Bremen durch auswärtige Kämpfe einen harten Stoß. Otto hatte die Wahl seines Vetters Moritz von Oldenburg veranlaßt; ihm entgegen erhob aber das Kapitel den Erzbischof Gottfried, welcher nun mit Moritz in eine lange Fehde gerieth, woran auch Bremen Theil nehmen mußte.

Zwar war der Rath auf Seiten des Grafen Moritz, aber das Volk erhob sich zu Gunsten Gottfried's, und hätte die Pest nicht gerade in Bremen geherrscht, so würde die Stadt gewiß Brand und Plünderung erfahren haben. Der Kampf endigte damit, daß Moritz die Güter des Erzstifts behielt, Gottfried aber im Besitze der erzbischöflichen Würde mit einer Apanage blieb. Bremen selbst hatte jedoch nur kurze Ruhe, es lag im Kampfe mit dem Grafen von Hoya, hatte stets durch inneren Zwist zu leiden und wurde endlich vom Hansabunde ausgestoßen.

Erzbischof Albert II. bestätigte gleich nach seiner Erhebung die Rechte und Freiheiten der Stadt; hier aber herrschte innere Zwietracht und der Rath war immer in Geldverlegenheit. Die geflüchteten Bürger wurden geächtet, das Viehland verheert und endlich durch Verrath die Stadt überrumpelt. Doch wurde später für die innere Entwicklung des Stadtwesens vieles gethan: die Aemter erhielten Morgensprachsherren, das St. Gertrudengasthaus entstand, die St. Martinikirche wurde neu erbaut, die Burg erworben und eine Brücke über die Lesum hergestellt. Endlich veränderte man auch die Rathswahl, was der Samen zu neuer Zwietracht war, welche bald darauf ausbrechen sollte.

Unter Otto II. wurde über die Wahl eines Rathmanns eine neue Bestimmung getroffen und auch ein Rathhaus erbaut, und als sein Nachfolger Johannes II. den Krummstab führte, erwarb die Stadt das Burjadinger Land und Münzrecht; es begannen aber auch bald darauf bürgerliche Unruhen, welche die abermalige Ausstoßung der Stadt aus dem Hansabunde zu Folge hatten.

Zwei Partheien standen sich schroff gegenüber, das aristokratische und das demokratische Element, von welchen das erstere im Rathe und das andere in der Bürgerschaft seinen Sitz hatte. Die Bürger siegten nach langer Anstrengung und erwarben 1428 das Recht, daß der Rathswahlkörper aus sechs Bürgern und drei Rathsmännern zusammen gesetzt sein solle; auch wurde ein neues Stadtbuch geschaffen. Als aber die Bürger bei dieser Conzession nicht stehen blieben und immer mehr verlangten, löste sich der alte Rath auf, wanderte aus, und es entstanden heftige innere Zwiste, wo sogar Johann Vaßmer hingerichtet wurde. In solcher Bedrängniß suchte der Rath auswärtige Hülfe und die Stadt wurde in die Reichsacht erklärt. In Folge dessen erlag die Bürgerschaft

und der Rath zwang im Jahre 1433 das erste jener Statute „Tafel und Buch,“ worin der Rath für vollmächtig erklärt wurde und seine Selbstergänzung nur an ganz geringe Beschränkungen gebunden war, den Bürgern auf. Diese waren dessen freilich nicht zufrieden, sie konnten jedoch gegen auswärtige Verhältnisse nicht mehr ankämpfen.

Dadurch war für lange Zeit inneren Streitigkeiten ein Ende gemacht und die Stadt bald darauf wieder in die Hansa aufgenommen und auch die Reichsacht aufgehoben. Nun wurde das Seewesen kräftig ausgebildet, zumal als die Stadt eine Fehde mit Holland, Seeland und Schottland hatte, auch bestrebte man sich das Deichwesen zu verbessern und fügte der Frauenkirche zwei Kapellen bei.

Unter Heinrich II. hörte Bremen auf bischöfliche Residenz zu sein, da dieser 1465 nach Münster zog; die Stadt selbst nahm Theil am Kriege der Hansa wider England, erweiterte ihre Handelsverbindungen und gründete sogar in Bergen ein Comptoir.

Die nächstfolgenden Erzbischöfe hatten eine schwere, für sie unglückvolle Zeit zu durchleben, denn die Ablaßkrämerei, welche auch in Bremen getrieben wurde, wohin der Legat Raymund kam, erregte nicht nur neue Zwistigkeiten im Schooße der Bürgerschaft selbst, sondern rief auch die Reformation hervor, welche der weltlichen Herrschaft vieler Kirchenfürsten ein Ende machte, obgleich sich dieselben mit aller Macht dagegen stemmten und Erzbischof Christoph sogar durch Verbrennung von Heinrich von Zütphen und Johann Bornemacher, eines Bremenschen Predigers, abzuschrecken und den Katholizismus in seinem Sprengel zu retten suchte. Dies konnte jetzt nichts mehr fruchten und Christophs Nachfolger und eigener Bruder war sogar selbst der lutherischen Lehre zugethan. Die Stadt trat endlich im Jahre 1532 dem protestantischen Bunde bei und wurde deshalb in die protestantischen Wirren verwickelt, ja sogar von Kaiser Karl V. belagert, jedoch von Mannsfeld 1547 entsetzt.

Von den Bischöfen wurde Johann Adolph aus dem Hause Schleswig und Holstein-Gottorp evangelisch und heirathete 1596, mußte jedoch dem Erzbisthum entsagen, weil man auf lächerliche Weise auch den protestantischen Erzbischöfen die Ehelosigkeit zur Pflicht machte. Sein Bruder und Nachfolger Johann Friedrich

mußte vor Tilly und König Christian IV. von Dänemark fliehen und kehrte erst 1631 wieder in sein Stift zurück, als die Schweden bei Breitenfeld gesiegt hatten. Sein Nachfolger Prinz Friedrich von Dänemark war der letzte Bischof.

Unterdessen hatte die protestantische Lehre auch den Geist der Freiheit geweckt und die Bürgerschaft von Bremen suchte sich wieder des strengen Regiments des Raths zu entledigen, aber vergebens, denn der Rath siegte und es wurde 1634 Tafel und Buch nicht nur in der „neuen Eintracht" bestätigt, sondern auch festgesetzt, daß dem Rathe das Regiment allein zustehe, und diesem sogar freigestellt zur Theilnahme an der Berathung zu berufen, wen er wolle. Diese Uebereinkunft, welche bis zum neunzehnten Jahrhunderte in Kraft blieb, hob jedes demokratische Element in dem kleinen Lande auf und unterstellte Alles der Willkür des Raths, dessen Stellen nunmehr von den alten Geschlechtern gleichsam als Erbtheil betrachtet wurden, und vom Vater auf den Sohn oder nächsten Verwandten überzugehen pflegten. Eine strenge Ausführung der neuen Anordnungen, welche den Ruin von Bremen leicht hätte herbeiführen können, trat aber glücklicher Weise nicht ein, denn der Rath, einmal im Besitze dieser Zugeständnisse, befürchtete, sie durch Erregung von Partheiungen wieder zu verlieren, und wandte sie also nur mäßig an; auch hatte er den Bürgerstand stets sehr nöthig wegen der Steuern und Auflagen, welcher er bedurfte.

Somit bildete sich also ein Herkommen aus, das einen Mittelweg einschlug, und während es sorgfältig jede Reibung unter der Bürgerschaft vermied, doch auch dem Rathe den größten und mächtigsten Einfluß sicherte. Es lud nämlich der Rath zum sogenannten Bürgerconvent die sog. Gelehrten, die Aeltermänner aus dem Handelsstande und von den übrigen Bürgern alle, welche das große Bürgerrecht und Handelsfreiheit besaßen, und wenigstens dreitausend Thaler Vermögen hatten. War auch der Rath in seinem Interesse einige Male in der Lage, einen früher einmal zu solchen Versammlungen Geladenen nicht mehr zu berufen, so konnte er doch nicht umhin, die Gründe, warum solches nicht geschehen, dem Convente mitzutheilen und sich gleichsam zu rechtfertigen; ja die Zeit und die zunehmende Hebung und geistige Ausbildung des Bürgerstandes brachten den Rath nach und nach zu noch größeren Concessionen, so daß sich das gegenseitige Vertrauen mehrte und wenig-

stens im Schooße der Bürgerschaft eine wohlthätige Ruhe bestand, während die Stadt durch die auswärtigen Verhältniße und Geschicke des 30jährigen Kriegs so sehr in Anspruch genommen war.

Anfangs war in Bremen die evangelische Lehre herrschend. 1562 wurde aber durch Harenberg die reformirte Confession eingeführt und verbreitete sich über die ganze Gegend, bis der Einfluß Schwedens dieselbe wieder beschränkte. Die Schweden brachten viel Unglück über die Stadt, säkularisirten 1648 das Erzstift, behielten es für sich und nahmen auch der Stadt die Aemter Bederkesa und Lehe; doch sicherte sich Bremen durch den Habenhäuser Frieden die Selbstständigkeit, am 15. November 1666, wobei die Stadt erklärte, von Sitz und Stimme auf dem Reichstage, was sie seit 1640 besaß, bis zum Jahre 1700 sich enthalten zu wollen.

Die spätere Zeit war fast ganz ruhig und auch Hannover erkannte im J. 1731 die Reichsunmittelbarkeit von Bremen an und schloß 1741 mit der Stadt einen besonderen Vertrag. Inzwischen hatte diese einen großen Brand erlebt, der am 22. September 1739 durch Auffliegen des Pulverthurmes ausbrach und den vierten Theil der Stadt vernichtete; da aber Handel und Gewerbe blühten, so wurde der Verlust bald wieder verschmerzt und durch gute Maßregeln der Verkehr gehoben sowie neue Handelswege eröffnet. Im Jahr 1756 wurde Bremen mehrmals von den Franzosen besetzt, hatte jedoch keine bedeutende Verluste zu erleiden und lebte fortan blos für seine Handelsinteressen, bis Napoleon sich der französischen Revolution bemächtigte und dem französischen Kaiserthum die weitesten Gränzen gab. Anfangs achtete Napoleon die Reichsunmittelbarkeit der Stadt und erwarb ihr sogar 1802 den Besitz von Wildeshausen und Vegesack mit dessen Zubehörden, über deren Umfang im J. 1804 die Londoner Convention die Schlußentscheidung gab. Im Jahre 1810 zog aber Napoleon Bremen zu dem französischen Departement der Wesermündungen und machte die Stadt zur Hauptstadt desselben. Die strengen Maßregeln gegen England und die Sperrung der Weser durch englische Schiffe schlugen dem Handel Bremens eine sehr empfindliche Wunde, da die ganze Existenz dieser Stadt auf dem Seehandel beruhte. Doch verblieb dieser Zustand nicht lange, denn die Schlacht bei Leipzig machte der französischen Herrschaft ein Ende und gab der Stadt die alte Unabhängigkeit zurück.

Im Jahre 1814 trat Bremen dem deutschen Bunde bei, und es schien, als ob der Rath selbst von freieren Ideen ergriffen wäre, denn er versprach in einem Erlaße vom 6. November 1813 die Verfassung von ihren Mängeln zu reinigen und dadurch Europa den Beweis zu liefern, daß die Stadt der wieder erlangten Selbstständigkeit würdig sei. Aber leider blieb es auch hier, wie in den anderen Staaten, nur bei Worten und Berathungen, und als die erste Freiheit glühende Zeit vorüber war, ließ man es, wenn auch nicht ganz beim Alten, so doch bei geringen Modificationen, welche das hergebrachte Princip um nichts veränderten. Auf solche Weise entstand am 23. Februar 1816 das Statut über die Rathswahl.

In demselben wurde zwar die Selbstergänzung des Raths oder Senats, wie er jetzt heißt, den Worten und dem Scheine nach aufgegeben, der Sache nach blieb es aber beim Alten. Es wurde nämlich bestimmt, daß die Bürgerschaft im Convente zwölf Männer erwähle, welche wieder vier Wahlmänner aus ihrer Mitte zu ernennen haben. Zu diesen vier Wahlmännern wählt nun der Senat ebenfalls vier, und diese so gewählten acht Männer schlagen in geheimer Sitzung dem Senate drei Männer vor, von welchen sodann der Senat Einen wählt. Auf solche Weise ist es dem Senate leicht, jeden ihm beliebigen Candidaten durchzusetzen, und der Bürgerschaft steht nur ein sehr geringer Einfluß auf die Regierung und Verwaltung des Staats zu, da die zu verschiedenen Zeiten gemachten Anträge und Vorschläge zu einzelnen Verbesserungen stets zurück gewiesen wurden, und auch der Verfassungsentwurf von 1837 noch dem Senate vorliegt, ohne daß über sein Schicksal entschieden wurde.

Somit beruht also die Regierung und Verwaltung des Staats immer noch auf den früheren Bestimmungen, welche veraltet sind, und für unsere Zeit nicht mehr passen; doch ist von der Zukunft und deren Geschicken zu erwarten, daß auch hier eine zeitgemäße Aenderung eintrete, welche die gerechten Wünsche befriedige.

Ungeachtet dieser Mißstände hat das Ganze nur wenig oder gar nicht gelitten, weil die aristokratische Regierung stets Mäßigkeit zeigte und mit ihrem Interesse auch das des Staats förderte, welches hauptsächlich in Beförderung und Ausdehnung des überseeischen Handels besteht.

Als die Weser immer mehr versandete und auch größere

Schiffe in Gebrauch kamen, sorgte der Senat dafür, daß die Schiffe in Vegesack landen und löschen konnten, und als auch dies nicht mehr möglich war, trat er in Unterhandlungen mit Hannover und erwarb von diesem am Ausflusse der Geest in die Weser einen geeigneten Platz zur Anlegung eines Hafens, im Jahre 1827.

Derselbe wurde erst im Jahre 1830 im Bau und in der Anlage vollendet und hat der Stadt einen guten Punkt gegeben, von wo aus sie fortwährend Seeschifffahrt treiben kann, wenn sich auch die Weser noch viel mehr versanden würde. Auch eine schöne Straße wurde von Bremen nach dem neuen Hafen angelegt und in neuester Zeit für die Beförderung der Dampfschifffahrt zwischen Bremen, Bremerhafen und England alles Mögliche gethan.

Doch ist noch mehr zu thun, wenn Bremen nicht von seiner hohen Bedeutung herabsteigen will, die Stadt muß sich dem Zollverein anschließen, sonst geben alle Handelsverbindungen verloren, und werden nicht mehr zurück zu erhalten sein. Schon bezieht Kurhessen den größten Theil seiner Kolonialwaaren vom Rheine her, schon droht Antwerpen den überseeischen Handel für Deutschland an sich zu reißen und Preußen sucht auf jegliche Weise der Schifffahrt von Stettin aufzuhelfen; es muß Bremen in Bälde einen entscheidenden Schritt thun, wenn auch Hannover seiner undeutschen Politik noch länger treu bleiben und sich dem Anschlusse an den Zollverein entziehen würde. Wohl kostet es Opfer, sogar schwere Opfer, denn durch den Anschluß könnte Bremen nicht mehr so frei handeln und es würde sich häufig nur zu sehr beengt fühlen, aber die Nothwendigkeit ist da, und läßt sich nicht mehr vermeiden, nur rasches Handeln kann hier helfen und jede Zögerung muß zu täglich größerem Nachtheile der Stadt ausschlagen.

Beschreibung.

Bremen liegt unter 26° 28′ 3″ östlicher Länge und 53° 4′ 33″ nördlicher Breite (Brücke in der Neustadt), zu beiden Ufern der Weser, 14 Meilen von deren Mündung und 9 Meilen vom Bremerhafen entfernt, in einer ziemlich fruchtbaren Ebene, zwischen Gärten und freundlichen Anlagen, und hat einen Umfang von 1½ Stunden, die Vorstädte nicht gerechnet, welche sich außerhalb der Thore auf der östlichen Seite an die Stadt anlehnen und reich an Gärten sind.

Die Weser, welche hier noch ein schmales Bett hat, theilt Bremen in die Alt- und Neustadt; welche durch eine Brücke mit einander verbunden und mit Wällen umgeben sind, die 1802 in einen Park mit schönen Anlagen umgewandelt wurden. Die ganze äußere Umgebung ist schön, enthält eine Menge Spaziergänge, schattige Wege, Land- und Wasserparthien, und zeugt überall von dem Bestreben der Bewohner, sich den Aufenthalt schön und angenehm zu machen.

Das Innere der Stadt, besonders der Altstadt, ist alterthümlich und erinnert stets an die vergangenen Tage des Hansabundes. Die meisten Straßen sind hier krumm und eng, die Häuser im Style des Mittelalters mit schmalen Giebeln und Erkern, mit Verzierungen und Bildern, so daß man beim Durchwandern der Straßen sich unwillkürlich um mehrere Jahrhunderte zurückversetzt

glaubt. Dessen ungeachtet ist das Aussehen der Altstadt freundlich und zutraulicher, als man es sonst bei alten Reichsstädten anzutreffen gewohnt ist; denn die sinnige Hand der Bewohner hat das ächt Alterthümliche bewahrt, während sie Alles entfernte, was zur Unzier gedient hatte; auch herrscht hier eine Reinlichkeit und Nettigkeit im ganzen Hauswesen, wie man sie nur in Holland zu finden gewohnt ist. Regelmäßiger und schöner ist die Neustadt auf der linken Seite der Weser und enthält meistens Gebäude im neueren Style. Zwar trifft man nur wenige palastartige Häuser an, aber alle Gebäude sind sehr wohnlich eingerichtet und enthalten viele Bequemlichkeiten, wie sie der an ein gemächliches Leben gewöhnte Handelsmann nur wünschen kann.

Die Stadt hat neun Thore, davon nur zwei in der Neustadt, zwei Quais, wovon der in der Altstadt Schlachte und der andere Teich genannt wird, und zählt gegenwärtig in 7200 Häusern 42,000 Einwohner, wovon etwa 23,000 in der Altstadt, 9000 in der Neustadt und 10,000 in der Vorstadt wohnen. Merkwürdige Gebäude und Plätze hat Bremen nicht, und die Stadt kann in dieser Hinsicht die Aufmerksamkeit nur wenig auf sich ziehen. Die bedeutendsten öffentlichen Plätze sind: in der Altstadt der Domhof, die Domheide und der Markt; in der Neustadt die Allee und der grüne Kamp; außerdem sind noch in beiden Stadttheilen die drei ehemaligen Kirchhöfe in öffentliche Plätze umgewandelt worden.

Es sind neun Kirchen vorhanden, darunter eine katholische. Davon liegen die Kirche zu U. L. Frauen, St. Martin, St. Ansgar, St. Stephan, St. Peter und St. Anna in der Altstadt, die Kirche St. Pauli in der Neustadt und die St. Remberti- und Michaeliskirche in der Vorstadt. Die merkwürdigste derselben ist die Petrikirche oder der Dom, vom zweiten Bischofe gegründet und lange Zeit hindurch die einzige lutherische Kirche. Das Grabgewölbe unter derselben, welches gewöhnlich Bleikeller genannt wird, enthält Leichname, welche nicht verwesen, sondern zu Mumien verdorrt sind, weshalb es von vielen Reisenden besucht wird. Von den übrigen Kirchen zeichnet sich die Angariuskirche durch ihren Thurm aus, der eine Höhe von 324 Fuß hat.

Das Rathhaus ist alt, in gothischem Style erbaut und stammt aus den schönsten Tagen der Hansa. In neuerer Zeit

wurde es reſtaurirt und erweitert. Merkwürdig iſt darin der Keller, in welchem köſtlicher alter Rheinwein, ſogar aus dem Jahre 1624. aufbewahrt wird, der durch die Länge der Zeit faſt ſo dicht wie Oel geworden iſt. Beſonders iſt es der ſog. Apoſtelkeller mit ſeinen zwölf Rieſenfäſſern voll trefflichen Hochheimerweins, der ſchon mehr als hundert Jahre zählt. Wilhelm Hauff, der ſo frühe verſtorbene Dichter, hat in ſeinen „Fantaſien im Bremer Rathskeller" dieſe Hallen unſterblich gemacht. Vor dem Rathhauſe, auf dem Marktplatze, ſteht die ſteinerne Bildſäule Rolands.

Von den übrigen Gebäuden zeichnen ſich nur wenige aus, wie die Börſe, die Schüttung, der Verſammlungsort der Aeltermänner, die Union mit ſchönem Ball- und Concertſaal, das Schauſpielhaus, Muſeum, die Erholung, Wage, Seefahrt, ein Hospital für alte Schiffer, das Arbeitshaus, Stadthaus, worin früher die Biſchöfe reſidirten, die Hauptwache und das Poſtgebäude.

Sehenswerth iſt die Waſſerkunſt auf der Weſerinſel, welche vermittelſt eines bedeutenden Waſſerrads und vieler Röhren die Häuſer der Altſtadt täglich mit neun Tauſend Tonnen Flußwaſſer verſorgt.

Die Stadtbeleuchtung wird durch zahlreiche Reverber-Lampen bewerkſtelligt, es dürfte aber auch hier in der nächſten Zeit Gasbeleuchtung zu erwarten ſein.

Das Leben in Bremen trägt ganz den niederdeutſchen Charakter, hat ſich aber Vieles aus der Lebensweiſe der Holländer und Engländer angeeignet, wie dies ſchon der Handel und der beſtändige Verkehr mit dieſen Völkern mit ſich bringen mußte. Im Allgemeinen iſt das Leben ſtill und ruhig, bewegt ſich in einem engen, längſt hergebrachten Kreiſe, und wie überhaupt der ganze Staat nur klein iſt, ſo wird auch Alles blos vom Geſichtskreiſe der Familie aus beurtheilt. Dies bewirkt, daß der Geiſt ſich nicht ſehr frei bewegt und auch demokratiſche Elemente nicht leicht aufkommen können; auf der andern Seite bewahrt dies aber auch die alte Häuslichkeit, eine ehrbare Geſinnung und fördert Sparſamkeit und Wirthſchaftlichkeit, wie ſolches für einen Kaufmann nöthig iſt, der nicht mit Papierſchwindeleien ſich abgibt, ſondern vom Waarenhandel lebt, welcher kluge Berechnung und ſtrenge Solidität verlangt. Dieſer Alles berechnende Geiſt hat auch einen gewiſſen äußeren

Anſtand geſchaffen, der ſich ſogar um alles Denken und Sprechen ſchlingt und ziemlich enge Schranken zieht, welche nur ſelten überſchritten werden. Seit alten Zeiten fand die Stadt ihren Hauptgewinn in einer Politik, die, wie es einem ſo kleinen Staate geziemte, immer hin und her lavirte, jedem Winde auswich und, einem kundigen Seefahrer gleich, beſſer und ſicherer an das Ziel gelangte, als Andere durch raſches und kühnes Geradeausſchreiten. Dieſes Laviren hat ſich bis auf unſere Tage erhalten und ihm verdankt die Stadt wohl am meiſten ihre Blüthe, weshalb wir es ihr auch jetzt nicht verübeln können, wenn ſie in der Gegenwart noch keinen andern Weg eingeſchlagen hat, ihre Preſſe auf der gemäßigten Bahn fortſchreitet und nicht durch lautes Schreien Aufſehen hervorruft. Doch hat ſich die hieſige Preſſe im letzten Jahre ausgezeichnet und eine würdige Haltung angenommen.

Wenn gleich Bremen vor Allem ſein Handelsintereſſe im Auge hat und pflegt, ſo iſt man doch auch gegen Wiſſenſchaft und Kunſt nicht gleichgültig, und die jüngere Generation ſcheint wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen beſonders gewogen zu ſein, wie man auch in neueſter Zeit die deutſchen Naturforſcher dahin einlud und auf jede mögliche Weiſe dieſelben nicht nur ehrte, ſondern auch ihren Verhandlungen große Theilnahme ſchenkte. Ohnehin hat Bremen einige Männer hervorgebracht, auf welche Deutſchland mit Recht ſtolz ſein darf. Der Hiſtoriker Adam von Bremen ſtammt zwar nicht aus dieſer Stadt, aber der Naturforſcher Gottfried R. Treviranus, der Göttinger Profeſſor Heeren und vor Allen der berühmte Aſtronom Olbers, Bremens köſtlichſte Zierde.

Die Regierung und Verwaltung der Stadt iſt eigenthümlich zuſammengeſetzt und verdient daher eine nähere Erörterung. An der Spitze des bremiſchen Staats ſteht der Rath, und dieſer beſteht aus den Bürgermeiſtern, dem Senate und dem Syndikate. Die vier Bürgermeiſter müſſen dem gelehrten Stande angehören, wechſeln alle halbe Jahre am Freitag nach Drei-König und Johannes im Vorſitze und werden auf Lebenszeit erwählt. Von den gegenwärtig regierenden Bürgermeiſtern, welchen das Prädikat Magnificenz zukommt, wurde der eine 1821, der andere 1822, der dritte 1824 und der vierte 1839 erwählt. Der älteſte Bürgermeiſter beſorgt die auswärtigen und Bundesangelegenheiten, die zwei jüngſten ſind Mitglieder des Obergerichts. Den Bürgermeiſtern zur Seite ſteht

der Senat, welcher vier und zwanzig Mitglieder zählt. Von diesen müssen siebenzehn Juristen sein, die übrigen werden aus dem Kaufmannsstande genommen; auch diese sind auf Lebenszeit erwählt. Endlich werden auf gleiche Dauer zwei rechtskundige Syndici ernannt, welche jedoch blos berathende Stimmen haben. Die Senatorenwürde ist dadurch bei den Mitgliedern aus dem Kaufmannsstande vorzüglich an Ausdehnung des Geschäfts, Kenntniß und Einfluß des Inhabers geknüpft, so daß man sagen kann, die Handelsinteressen seien dadurch in jeder Hinsicht beschützt und bewahrt; bei dem gelehrten Theile des Senats vererbt sich aber nur zu leicht die Würde vom Vater auf den Sohn oder auf Seitenverwandte fort. Zwar dürfen Großvater, Vater und Sohn oder Brüder unbedingt nicht zu gleicher Zeit gewählt werden, aber wenn sechs Stimmen der Vorschlagsherren auf einen Candidaten fallen, so werden die übrigen verbotenen Verwandtschaftsgrade kein Hinderniß mehr.

Für die Verwaltung ist die Stadt in vier Quartiere abgetheilt, namentlich das Werderländische, Hollerländische, Obervieländische und Untervieländische, und jedem derselben steht ein Bürgermeister mit sechs Senatoren vor.

Die höchste Gerichtsbarkeit übt das den vier freien Städten Deutschlands gemeinschaftliche Oberappellationsgericht zu Lübeck, wozu Bremen zwei Räthe von den sechs derselben wählt; die Oberaufsicht wechselt unter den vier Städten.

Das Obergericht in Bremen besteht aus den zwei jüngsten Bürgermeistern, die abwechselnd den Vorsitz führen, und acht Senatoren. Dasselbe bildet unter sich wieder ein Erb- und Handfestenamt und eine Pupillenkommission. Das Obergericht hält alle Montag Sitzung, als Commission aber für das erstere Amt jeden zweiten Donnerstag Mittags, und als Pupillenkommission jeden Dienstag Nachmittags. Das Untergericht besteht aus einem Stadt- und Landrichter und drei Assessoren, welche gleichfalls aus den rechtsgelehrten Senatoren genommen werden. Dieselben Senatoren bilden auch das Criminalgericht, doch hat es einen andern Senator als Direktor. Das Untergericht hält Sitzungen am Dienstag und Samstag Mittags, und am Montag und Donnerstag Morgens; das Criminalgericht gibt für Parteisachen am Freitag Mittag Audienzen. Als Sachwalter sind 48 Juristen zugelassen,

von welchen einer Staatsanwalt iſt; außerdem ſind noch zwei Sachführer für die Untergerichte vorhanden. Man zählt ferner fünfzehn immatrikulirte Notarien und zehn beeidigte Ueberſetzer.

Die kirchlichen Angelegenheiten werden vom erſten Bürgermeiſter und vier Senatoren verwaltet.

Aus dieſer Ueberſicht erhellt offenbar, daß die Macht des bremiſchen Senats ſehr groß und ihm faſt der ganze Staat anheim geſtellt iſt. In mancher Hinſicht iſt dies ſogar bedenklich, denn die Gerichte ſollten wenigſtens unabhängig ſein, weil nur dadurch das Vertrauen in ihre Unparteilichkeit erhalten werden kann. In einigen Angelegenheiten, namentlich was Geſetzgebung, Beſteuerung, Verwaltung des Schifffahrts- und Militärweſens betrifft, ſteht dem Senate die Bürgerſchaft zur Seite, welche jetzt in Verbindung mit dem Senate eine proviſoriſche Regierungskommiſſion gebildet hat. In derſelben nehmen drei Bürgermeiſter, fünf Senatoren und ſechs und zwanzig Repräſentanten der Bürgerſchaft Antheil, von welch' Letzteren gegenwärtig fünf aus dem gelehrten Stande, zwölf aus den Aeltermännern und neun aus der übrigen Bürgerſchaft genommen ſind. Dieſe bilden wieder eine Finanzdeputation von vierzehn Mitgliedern, worunter ein Bürgermeiſter und drei Senatoren.

Das Collegium der Aeltermänner beſteht aus zwanzig auf Lebenszeit gewählten Mitgliedern. Die übrigen Stellen, deren Verwaltungskreis näher zu bezeichnen nicht nöthig iſt, ſind: Abſchoßcommiſſion, Acciſe und Weſerzollamt, Ausmienungsinſpektion, Deputation für auswärtige und Bundesangelegenheiten, und die Deputationen und Inſpektionen für das Bauweſen, die große Balg, zwei Beerdigungsanſtalten, Bewaffnung, Brandverſicherung, Ertheilung der Bürgerrechte, Bürgerviehweide, Cataſter, Cenſur, Cigarren-Fabrikweſen, Civilfondsamt, Conſumtionskammer, Convoye, Dampfſchifffahrt, Deiche, Depoſiten- und Discontokaſſe, Frachtfuhrweſen, Gefängniſſe, Geſundheitsweſen, Verwaltung der öffentlichen Grundſtücke, Hafen zu Vegeſack und Bremerhafen, Kriegsſteuer, Küpen, Kunſtverein, Landherren, Lehesterfeld, Lehnsweſen, Leihhausanſtalten, Leuchtſchiffe auf der Weſer, Lotterie, Mäckler, Militärweſen, Münze, Nachtwachen, Niederbührer Weide, Polizei, Stadtpoſt, Pulvermagazin, Reiheſchifffahrt auf der obern Weſer, Schauſpiele, Schlachte, Schoßerhebung, Schiffzug auf der

untern Weſer, Schutzblattern-Impfung, Seeſchifffahrt, Sparkaſſe, Anlegung von Spaziergängen, Sperre, Straßenbepflaſterung, Theerhäuſer, Tilgungsfond, Waarenmäckler, Waſſerrad, Waſſerſchoutsordnung, Wegbau, Weinkeller, Weſerſchifffahrt, Zucht- und Werkhaus und die Reclamations-, Stellvertretungsdeputation und Wetterungsinſpektion. Man ſieht daraus, daß ſich der Senat die oberſte Leitung und Aufſicht über Alles in der Stadt vorbehalten hat, was zwar in einer Hinſicht gut iſt, häufig aber nur Hemmungen verurſacht. Auch die verſchiedenen Societäten, Bruderſchaften oder Innungen ſtehen unter der Aufſicht des Senats, ebenſo die Brandlöſchungscommiſſion und das Schulweſen.

Bei der deutſchen Bundesverſammlung führt Bremen in Verbindung mit den übrigen drei freien Städten die ſiebenzehnte Stimme, im Plenum aber eine beſondere Stimme.

Zum Bundesheere und zwar zur Oldenburg-Hanſeatiſchen Brigade des zehnten Armeekorps hat Bremen ein halbes Bataillon Infanterie zu 376 Mann und eine halbe Escadron Cavallerie zu 69 Mann, ſo wie 5 Pioniere zu ſtellen. Für die Stellung der nöthigen Artillerie, welche Oldenburg übernommen hat, bezahlen die Hanſeſtädte an dieſen Staat in Friedenszeiten jährlich 13,500 Thaler Gold.

Bei dem Senate der Stadt Bremen ſind Geſandte, Conſule und Agenten von folgenden Staaten accreditirt: Vereinigte Staaten von Amerika, Argentiniſche Republik, Baden, Bayern, Belgien, Braſilien, Central-Amerika, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Großbritanien, Hannover, Heſſen, Kurheſſen, Mecklenburg-Schwerin, Meriko, Niederlande, Oeſterreich, Oldenburg, Portugal, Preußen, Rußland, Sachſen, Sachſen-Meiningen und Weimar, Sardinien, Schweden, Sicilien, Spanien, Uruguay, Venezuela und Würtemberg. Dagegen hat Bremen, zum Theil in Verbindung mit den übrigen Hanſeſtädten, an neunzig Orten Conſuln, und zwar zu Baltimore, New-York, Philadelphia, New-Orleans, Charleſton, Alexandria, Savannah und Richmond in Nordamerika, Buenos-Ayres in der argentiniſchen Republik, Antwerpen und Oſtende in Belgien, Rio de Janeiro, Bahia, Pernambuco, Santos, Porto Alegre und Rio Grande do Sul in Braſilien, Guatemala in Central-Amerika, Valparaiſo in Chili, Kopenhagen und Helſingör in Dänemark, London, Falmouth, Plymouth, Portsmouth, Cowes,

Dartmouth, Harwich, Ramsgate, Deal, Gloucester, Dundee, Southampton, Liverpool, Newcastle upon Tyne, Gibraltar, Capstadt, St. Helena und Port Elizabeth in Algoa Bay in England und dessen Besitzungen, Paris, Bordeaux, Bayonne, Havre, Dünkirchen, Cette, Brest, Marseille, Boulegne, Nantes und Algier in Frankreich, Port au Prince auf Hayti, Merico, Tampico und Veracruz in Merico, Amsterdam und Rotterdam in den Niederlanden, Christiania, Tromsö, Arendal, Bergen, Christiansand, Christiansund, Drontheim, Stavanger, Fahrsund und Krageröe in Norwegen, Stockholm in Schweden, Triest in Oesterreich, Lissabon und Oporto in Portugal, Petersburg, Riga, Moskau, Kronstadt und Wiborg in Rußland, Genua in Sardinien, Messina in Sizilien, Malaga, Cadix, Bilbao, Oratava auf Teneriffa, Havana und Matanzas in Spanien und dessen Besitzungen, Galveston in Texas, Smyrna in der Türkei, Montevideo in Uruguay, und zu La Guayra, Angostura und Porto Cabello in Venezuela.

Aus dieser Uebersicht ist es am besten möglich, die Ausdehnung des Bremer Handels zu erkennen, und sich ein Bild von dem Umfang der hiesigen Rhederei zu machen, worauf wir in der Folge noch zu sprechen kommen.

Die Nationalfarben sind die hanseatischen, nämlich roth und weiß. Das Wappen enthält einen silbernen Schlüssel, von der Linken zur Rechten schräg gekehrt, in rothem Felde. Die Flagge hat dieselben Farben fünfmal horizontal gestreift und hinter zwei Reihen geschichteter Vierecke.

Die Einkünfte betragen gegen 1,100,000 Gulden, die Staatsschulden 4,350,000 Gulden. Das Gebiet der freien Hansestadt Bremen hat einen Umfang von 6 1/2 □Meilen und besteht aus drei Theilen: Bremen mit der Umgebung, Vegesack und Bremerhafen. In den zwei letztgenannten Orten sind Aemter. Die erstere Landschaft wird in die auf dem linken und rechten Ufer der Weser abgetheilt.

Gewerbe, Handel und Schifffahrt.

Die Lage der Stadt an einem Fluſſe, auf welchem Seeſchiffe heraufkommen können, und doch im Mittelpunkte eines Landes, deſſen Erzeugniſſe ſie ausführen, brachte Bremen zu einem Hauptſtapelplatze des deutſchen Handels, zumal ſeit Deutſchland immer größeren Bedarf an Kolonialwaaren und ausländiſchen Produkten hatte. Die vielen Jahrhunderte, durch welche Bremen, nebſt nur noch wenigen Städten, den größten Theil des überſeeiſchen Handels an ſich zog und namentlich ganz Mitteldeutſchland mit den nöthigen Waaren verſorgte, haben ſeinem Kaufmannſtande eine ſo reiche Erfahrung und Gewandtheit verſchafft, eine ſo feſte Solidität begründet und den Unternehmungsgeiſt ſo mächtig geweckt, daß neben ihm und Hamburg keine andere Handelsſtadt aufkommen konnte, und jetzt Bremen nach Hamburg und Trieſt der größte Handelsplatz von ganz Deutſchland iſt.

Die ganze Erziehung, alles Denken und Treiben iſt nur auf Förderung des Lebenselementes, nämlich des Handels, gerichtet, und der kleine ſtaatliche Umfang von Bremen mit der republikaniſch-ariſtokratiſchen Regierung hat auch der Ausdehnung und dem Aufblühen von Gewerben, Handel und Schifffahrt keine Hinderniſſe in den Weg gelegt.

Die Gewerbe ſtehen hier in innigem Zuſammenhange mit Schifffahrt und Handel, deshalb nehmen auch Rhederei und Schiffbau die erſte Stelle ein. Die Bremer Schiffe zeichnen ſich durch

ſolide Bauart ſehr aus und haben ſich noch immer ſehr bewährt, ſo daß die preußiſche Seehandlungsſocietät ſchon mehrere derſelben angekauft hat. In neueſter Zeit waren die Schiffsbauer beſonders dort thätig, denn Bremen hatte noch zu wenig Schiffe und mußte deßhalb viele fremde Schiffe befrachten. Im Jahre 1834 waren erſt 130 große Schiffe mit 16,509 Tonnen Gehalt Eigenthum Bremiſcher Häuſer; im Jahre 1843 zählte man aber bereits 214 Schiffe mit 62,600 Tonnen Ladungsfähigkeit, alſo zehn Schiffe und 13,646 Tonnen Ladungsfähigkeit mehr als Hamburg. Einige Häuſer beſitzen ſogar über zwanzig Schiffe. Mit dieſer Zahl iſt die Rhederei aber noch nicht befriedigt und bei günſtigen Zeiten ſteht eine noch größere Vermehrung der Schiffe in Ausſicht.

Außer dem Schiffbaue und der Rhederei, für welche drei Mäckler aufgeſtellt ſind, findet man in Bremen noch ſtark betrieben: 87 Woll-, Baumwoll- und Tabaksfabriken, 9 Zucker-, 8 Leder-, Hut-, Stärke-, Farbe-, 2 Cichorien-, ferner Spielkarten- und Siegellack-Fabriken u. dgl.; über hundert Bierbrauereien und Branntweinbrennereien, 16 Eſſigſiedereien, Oelſchlägereien, Thranbrennereien, 6 Seifenſiedereien, 12 Segelmachereien, Spinnereien, große Leinwandbleichen, viele Windmühlen, einige Waſſermühlen, Säge-, Oel- und Roßmühlen, und eine Papier-Fabrik.

Die Schifffahrt hat in neuerer Zeit in der allmähligen Verſandung der Weſer große Hinderniße gefunden, denn die jetzt gebräuchlichen größeren Seeſchiffe können nicht mehr bis Bremen herauf ſegeln. Nur wenn ſie nicht über ſieben Fuß tief im Waſſer gehen, können ſie Bremen erreichen, und Vegeſack blos mit einem Tiefgange von 13 Fuß. Die Stadt war daher genöthigt, am Ausfluſſe der Weſer einen Hafen zu gründen, und erwarb dazu im Jahre 1827 von Hannover den nöthigen Grund und Boden. Auf dieſe Weiſe entſtand der Bremerhafen. Derſelbe liegt am Ausfluße der Geeſt, zwiſchen Lehe und Geeſtendorf, wurde 1830 im Bau vollendet und iſt mit Bremen durch eine neue ſchöne Straße verbunden. Hafen und Schleuße wurden von einem holländiſchen Baumeiſter angelegt; derſelbe beſteht aus dem Außenhafen, dem Baſſin und dem Hinterhafen, welcher 2600 Fuß lang, und 216 Fuß breit iſt und achtzig Seeſchiffe faßt. Am Ufer befinden ſich fünfzehn Packhäuſer und vier Schiffswerften. Im Jahre 1843

sind in Bremerhafen 586 Seeschiffe eingelaufen, darunter 128 Hannöversche.

Die Einfahrt in die Weser ist der vielen Sandbänke wegen schwierig. An der Spitze des Fahrwassers ankert eine Lootsengalliote, wo ein Lootse aufgenommen wird. Dann fährt man zwischen dem Mellum und anderen Sandbänken auf der westlichen und Teglers-Plate und dem schwarzen Grund, auf der östlichen Seite, in das Wurster Fahrwasser und von da in den Bremer Hafen. Bis nach Lehe zeigen Bojen das Fahrwasser an; die einen sind schwarz, die andern weiß angestrichen und die erste trägt das Bremer Wappen, daher sie die Schlüsselboje heißt.

In und aus der Weser, nach Bremerhafen und Bremen fahren jährlich etwa 1140 Seeschiffe, von welchen etwa 120 mit Nordamerika, 60 mit Westindien, 20 mit Südamerika, 150 mit England, 90 mit Holland und Belgien und 45 mit Frankreich die Verbindung unterhalten.

Diese Schiffe sind theils mit Waaren befrachtet, theils auch dienen sie zur Ueberfahrt der Auswanderer. Im Jahre 1844 wurden von Bremen aus 19,863 Auswanderer in 146 Schiffen, darunter 111 Bremischen, transportirt. Davon gingen

138 Schiffe und 19,145 Personen nach den vereinigten Staaten,
6 „ und 496 „ „ Texas,
1 „ und 38 „ „ Rio Grande,
1 „ und 184 „ „ Adelaide in Südaustral.

Seit dem Jahre 1840 gingen 350 Schiffe mit 64,690 Auswanderern nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ab, und von allen ist nur ein Schiff, der Johannes, mit 150 Passagieren untergegangen.

Seit einer Reihe von Jahren gehen auch zwischen Bremen und Bremerhafen Dampfschiffe, und im Laufe des Jahrs 1845 soll auch eine direkte Dampfschifffahrt zwischen Bremen und Hull, sowie vermittelst der Hunte zwischen Bremen und Oldenburg hergestellt werden.

Die Wattfahrt zwischen Hamburg und Bremen beschäftigt jährlich etwa 100 bremische und 70 hamburgische Schiffe, die man Börtschiffe nennt.

Von großer Bedeutung ist auch die Schifffahrt auf der oberen Weser, und diese könnte noch auf eine höhere Stufe gebracht

werden, wenn für die beſſere Schiffbarmachung der Weſer von den betreffenden Staaten mehr gethan würde. Wegen der fortwährend zunehmenden Verſandung dieſes Fluſſes ſind nur kleine, nicht tiefgehende Fahrzeuge anwendbar und auch die Dampfſchiffe vermögen es nicht regelmäßige, ununterbrochene Fahrten einzuhalten.

Auf der oberen Weſer findet Reihenſchifffahrt ſtatt, und in letzterer Zeit gab es 125 ſolcher Reihenfahrer. Die Fahrt geſchieht vermittelſt ſog. Schiffszüge, welche je aus einem Bock von 48 Schiffslaſten á 4000 Pfund, einem Hinter- oder Achterhang von 30 Laſt und einem Ballen von 20 — 25 Laſt Tragfähigkeit beſtehen. Im Jahre 1843 wurden 49,856 Schiffspfund in Münden ausgeladen und von da 72,580 Schiffspfund nach Bremen gebracht. In Karlshafen kommen jährlich etwa 25 ſolcher Schiffszüge an, und man kann rechnen, daß in günſtiger Jahreszeit immer vierzig Schiffszüge zwiſchen Münden und Bremen unterwegs ſind. Von Bremen aus wurden im Jahre 1843 nach Celle 10,000, nach Hannover 15,000 Schiffszüge gebracht und nach Bremen von Hannover 92,486, von Celle 21,260, von Winſen 11,150, von Hedemühlen 7500 und von Verden 46,350 Zentner Waaren verſchifft.

Die Menge des auf Flößen jährlich nach Bremen gebrachten Holzes, namentlich aus Thüringen, iſt ſehr bedeutend und dient größtentheils nur zum Schiffbau.

Der Handel beſteht faſt nur im Waarenhandel, da Bremen faſt alle Produkte des Weſergebiets und der benachbarten Staaten ausführt und dieſe Länder wieder mit den nöthigen Kolonial- und anderen Waaren verſorgt. Die meiſten Geſchäfte werden mit Nordamerika gemacht und lange Erfahrung ſowie große Kapitalien werden Bremen dieſen Handel noch für lange Zeit ſichern, wenn auch Stettin und Antwerpen durch reichliche Begünſtigungen mit ihm in die Schranken treten. Doch nicht allein nach Amerika, ſondern nach allen Ländern der Welt gehen Schiffe, wie wir aus den verſchiedenen Conſularſitzen geſehen haben, und ſogar auf den Härings-, Wallfiſch- und Robbenfang ziehen jährlich mehrere Schiffe.

Die Ausfuhr Bremens beſteht in Leinwand, Getreide, Tabak, Wolle, Reps, Leinſamen, Oel, Segeltuch, Garn, Eiſen, Blei, Glas, Lumpen, Wolle, Holzwaaren und franzöſiſche und ſpaniſche Weine. Die Ausfuhr geht vorzüglich nach Frankreich, Holland, England, Spanien, der Oſtſee, beſonders aber nach

Amerika; aus Norwegen bezieht Bremen Fische und Fischprodukte.

Die Hauptausfuhr besteht in Leinwand, welche in Bremen noch besonders appretirt wird. Im Jahre 1834 führte man davon aus:

schlesische für . .	1,107,343	Thaler,
hannöverische für .	577,941	„
westphälische für . .	408,241	„
sächsische für . .	379,429	„
hessische für . .	259,824	„
lippesche für . .	226,000	„
Zusammen	3,018,778	Thaler.

In der nachfolgenden Zeit führte Bremen aus:

1836 . . .	53,130	Stück,
1837 . . .	31,595	„
1838 . . .	35,540	„
1839 . . .	45,710	„
1840 . . .	41,155	„

Die gewöhnlichsten Sorten gehen nach Portorike, Havana und Neuorleans; die etwas besseren nach Kap Hayti, St. Thomas und La Guayra, die noch besseren nach Merike und Amerika, und die besten Sorten nach Spanien, besonders nach Bilbao, Cadix, Malaga, Gibraltar u. s. w.

Die englischen Maschinen-Fabriken haben in neuester Zeit den Markt so sehr mit Leinwand überschwemmt und die Preise herabgedrückt, daß auch in Bremen die Ausfuhr abnahm. Während Bremen jährlich nach Bilbao 4 bis 5000 und nach Amerika 35,000 Stück Leinwand versandte, gingen im Jahre 1840 nach ersterem Orte nur 129, und nach Amerika 11,000 Stück. Doch scheint sich die Ausfuhr seither wieder etwas erhöht zu haben, denn allein aus Hannover soll Bremen im Jahre 1843 für 1,200,000 Thlr. Leinwand bezogen haben.

Der Gesammtwerth der jährlichen Ausfuhr wird auf 14 Mill. Thlr. angeschlagen, was sich nach den einzelnen Gegenständen wieder also vertheilt; Leinen 3 bis 3½ Millionen Thlr., Blei aus dem Harz 120,000 Thaler (32,000 Zentner), Eisen 300,000 Thaler (60,000 Ztr.), Cigarren 300,000 Thlr., Tabak 600,000 Thlr.,

(60,000 Ztr.), Waizenmehl 14,000 Ztr., Knochen 20,000 Ztr., Lumpen 20,000 Ztr., Schinken und Speck 15,000 Ztr., Butter 4000 Ztr., Käse 3000 Ztr., Getraide 7000 Last.

Die Einfuhr wird angegeben auf jährliche 240,000 Ztr. Taback, im Werthe von 2½ Millionen Thlr., 16,000,000 Pfund Kaffee (Dr. Ure in der allgem. Zeitung vom 3. Febr. 1845 gibt sie auf nur 4,500 Tonnen = 9,000,000 Pfund an), 160,000 Ztr. Zucker, 15,000 Tonnen Thran, 7000 Ballen Baumwolle, 16,000 Orhoft fremde Weine, 2200 Ztr. Thee, 25,000 Ztr. Reis, 8000 Ztr. Käse, 8000 Tonnen Theer und 80,000 Ztr. englisches Eisen.

Wie groß die Einfuhr von Bremen nach den Zollvereinsstaaten auf der Weser ist, erhellt aus folgender Aufführung nach der neuesten statistischen Uebersicht der Zolleinnahme von 1842. Es wurden verzollt: 250 Ztr. Baumwolle, 159 Ztr. baumwollene Waaren, 81 Ztr. chemische Fabrikate, 230 Ztr. Alaun, 20 Ztr. Bleiweiß, 308 Ztr. Soda, 23 Ztr. Mennige und Schmalte, 15 Ztr. Kupfer und Vitriol, 472 Ztr. grüner Eisenvitriol, 354 Ztr. gelbe, grüne und rothe Farbe-Erde, 331 Ztr. Galläpfel, 23 Ztr. Krapp, 5725 Ztr. Farbehölzer, 929 Ztr. Kork- und Cedernholz, 297 Ztr. Potasche, 303 Ztr. Salpeter, 1540 Ztr. Schwefel, 13 Ztr. Terpentin, 2678 Ztr. rohe Erzeugnisse aus dem Mineral- und Thierreiche, 27 Ztr. Palmöl, 4825 Ztr. Roheisen, 18,104 Ztr. geschmiedetes Eisen, 900 Ztr. Weißblech und Eisendrath, 7573 Ztr. Leinsaat, 372 Ztr. Raps, 34 Ztr. Sämereien, 5148 Ztr. Häute und rohe Pferdehaare, 2104 Ztr. Reis, 678 Ztr. Syrup, 37,530 Ztr. Tabacksblätter, 288 Ztr. Tabacksfabrikate, 8 Ztr. Thee, 3846 Ztr. Zucker, 28,669 Ztr. Rohzucker, 210 Ztr. Oel, 1121 Ztr. Branntwein und Arak, 8313 Ztr. Wein, Most und Cider, 166 Ztr. Butter, 583 Ztr. Datteln und Feigen, 251 Ztr. Galgant, Ingber und Cardamom, 296 Ztr. Pfeffer und Piement, 715 Tonnen Häringe, 18,689 Ztr. Kaffee, 31 Ztr. Kakao in Bohnen, 65 Ztr. Käse, 44 Ztr. Zinn, 18 Ztr. Fische, 14 Ztr. Indigo, 7867 Ztr. Thran.

Wie früher Holland, so ist jetzt Bremen der Hauptmarkt für amerikanischen Taback und versorgt damit fast ganz Deutschland, besonders mit Cigarren, deren Verbrauch sich seit neuerer Zeit außerordentlich vermehrt hat. Früher war Bremen auch einer der bedeutendsten Märkte für Kaffee; Holland und Hamburg haben ihm

aber darin längst den Rang abgelaufen, und viele Gegenden, sogar schon Churhessen, beziehen jetzt diesen Artikel von Holland, wo die Preise sehr niedrig stehen. Nach Dr. Ure beträgt die jährliche Kaffee-Einfuhr in Hamburg 20,620 Tonnen, Triest 9000 T., Antwerpen 10,000 T., Amsterdam 8530 T., Bremen 4500 T., und Preußen 930 T.; Bremen führt also viermal weniger als Hamburg ein.

Auch die Einfuhr französischer Weine, die hier einst so bedeutend war, hat sehr abgenommen und ist von jährlichen 40,000 Orhoft auf 13,000 O. herabgesunken. Der Zollverein ist wohl hiervon die größte Ursache, auch haben die Holländer gesucht, diese Weine weniger verschnitten oder verfälscht zu erhalten und zu verkaufen.

Seit die Zahl der Auswanderer sich so vermehrt hat, und da die meisten aus Bayern, Sachsen und Hessen waren, sich also zunächst nach Bremen wandten, hat sich die Rhederei sehr gehoben. Bremen hatte nicht mehr Schiffe genug und mußte also fremde, besonders nordamerikanische Schiffe befrachten. Mit der Zeit wurde aber die Zahl der eigenen Schiffe bedeutend vermehrt, und auch jetzt ist sie noch nicht hinreichend, obgleich der deutsche Zollverein den Handel Bremens etwas herabgedrückt hat. Bremen hat in der Stadt selbst eine Schiffswerfte und außerdem zwei zu Vegesack und eine zu Burg.

In der nächsten Zukunft wird wohl auch Bremen dem erwähnten Zollvereine beitreten müssen, und dann wird sich der dasige Handel nu noch mehr heben, zumal nirgends so regelmäßige Reihen- und Paketfahrten nach den verschiedenen Plätzen Nordamerika's eingerichtet sind, wie hier. Regelmäßig gehen jeden Monat am ersten und fünfzehnten solche Schiffe nach New-York und Baltimore, und im Früh- und Spätjahre auch nach Neu-Orleans und Galveston in Texas.

Zur Versicherung der Schiffe bestehen fünf Assecuranzgesellschaften, welche zu billigen Bedingungen jährlich für etwa 15 Millionen Thaler versichern und sehr solid sind. Auch sind zwei Feuerversicherungsanstalten hier errichtet.

Seit 1815 ist eine Girobank vorhanden, die nebst der 1801 gestifteten Diskontokasse den Geschäftsverkehr sehr erleichtern und vortheilhafte Statuten haben.

Man rechnet in Bremen nach Thalern zu 72 Groten, deren jede 5 Schwaren enthält, im Zahlwerthe der Piſtolen etwa 5 Thlr. 17 Sgr. 9,1 Pf. des 14 Thalerfußes oder 9 fl. 41 kr. 0,4 Pf. des 24 fl.-Fußes. Bremen iſt der einzige Handels- und Wechſelplatz, welcher Gold-Valuta hat, weshalb auch der Zahlwerth ſich nach dem Fallen und Steigen der Piſtolen verändert. Rechnet man den Friedrichsd'or zu 5 Thlr. 20 Sgr., wie in Preußen, ſo enthält eine kölniſche Mark feinen Silbers 12⅝, (genauer 12,3529,412) Bremer Thaler in Louisd'or zu 5 Thalern. Gold ließ Bremen ſeit achtzig Jahren nicht mehr prägen, der alte Stadtdukaten betrug aber zwei Thaler. Das Bremer Courantgeld beſteht bei größeren Summen in den verſchiedenen Fünfthalerſtücken in Gold, wofür man den Namen Piſtolen beibehalten hat. Das Silbergeld wird nur als Scheidemünze gebraucht. Geſetzlicher Zahlwerth des Silbergelds iſt der Conventions- oder 20 Thalerfuß. Zum Umlaufe ſind gegenwärtig: halbe (= 36 Grot.), Sechstels- (= 12 Grot.), Zwölftels- (= 6 Grot) und Zweiundſiebenzigſtels- (= 1 Grot) Thalerſtücke, von welchen die erſteren drei geſetzlich nach dem 13½ Thalerfuß, die letzteren nach dem 15 Thalerfuß geprägt ſind. Seit 1840 prägt man 36 Grotſtücke oder ¼ Thlr. Gold zu 15 Sgr. 6,37 Pf. des 14 Thalerfußes, oder 54 kr. 1,44 Pf. des 24 Guldenfußes. Die Kupfermünzen beſtehen in Stücken zu ½ Groot (= 2½ Schwaren) und 1 Schwar.

Der Wechſelhandel beſchränkt ſich nur auf die Bedürfniſſe des Waarenverkehrs und dient alſo weder den Schwindeleien des Staatspapierhandels, noch zu gewagten Spekulationen, wie überhaupt der hieſige Handel auf den ſolideſten Grundlagen beruht. Bei Wechſeln aus Deutſchland iſt der Uſo vierzehn Tage nach Sicht, bei ſolchen aus Frankreich oder England aber einen Monat a dato. Bei Wechſeln, die nicht auf Sicht oder über 4 Tage nach Sicht lauten, ſind acht Reſpekttage geſtattet. Als Zahltage wurden der Mittwoch und Sonnabend beſtimmt, doch muß, wenn der letzte Reſpekttag auf einen Sonntag oder Feiertag fällt, den Tag zuvor bezahlt oder proteſtirt werden; verfällt ein Wechſel an einem Zahltage, ſo wird er am nächſten Zahltage berichtigt. In Betreff der Zeit, wann ein auf Sicht oder angegebene Zeit ausgeſtellter Wechſel zur Einlöſung präſentirt werden muß, gilt das Publikan-

dum vom 29. Januar 1816, das dem französischen Gesetze fast ganz gleich ist.

Der Fuß des Längenmaßes ist gleich 0,9219 preuß. Fuß oder 289,35 franz. Millimeter. Er wird in 10 und 12 Zolle eingetheilt. Zwei Fuß machen eine Elle oder 0,8677 preuß. Elle oder 578,7 franz. Millimeter; bei Manufakturwaaren rechnet man auch sechs Bremer Ellen für fünf Brabanter Ellen. Als Flächenmaß enthält der □Fuß 144 □Zoll oder 0,0837234 □Meter; es sind also 52 Bremer □Fuß gleich 45 rheinländischen □F. Eine Ruthe wird zu 16 Fuß gerechnet. Ein Kubikfuß hat 1728 Kubikzoll, so daß 23 Bremer Kubikfuß 18 rheinländischen Kubikfuß entsprechen. Für Brennholz hat man zweierlei Maße, den Faden und das Reep. Der erstere ist 6 Fuß hoch und breit, die Scheiter 2 Fuß lang; er enthält also 72 Kubikfuß. Das Letztere beträgt 2,45 franz. Steren und besteht in einer 17½ F. langen Kette, die man um das 4½ F. lange Holz spannt. Bei Früchten rechnet man nach Scheffeln zu 1,3477 preuß. Scheffeln oder 74,090 franz. Litren; in dem Kornhause enthält aber der Scheffel bloß 74,048 Litre. Vierzig Scheffel bilden eine Last, ein Scheffel besteht aus vier Vierteln und ein solches hat wieder 4 Spint. Gewöhnlich nimmt man 10 Bremer Last für 9 hamburger Last. 3½ Scheffel Salz nennt man eine Tonne, 45 Scheffel ein Brau Malz. Für Flüssigkeiten hat man den Ohm, hier Ahm genannt, welcher 2,11 preuß. Eimern gleich ist und aus 45 Stübchen oder 180 Quart besteht; eine Quart hat 4 Mingel. Ein Orhoft französ. Wein ist gleich 1½ Ohm, oder 6 Anker, oder 30 Viertel oder 264 Quart, und eine Ohm französ. Wein enthält 44 Stübchen, also etwas weniger als eine bremer Ohm. Für Bier besteht das gleiche Maß, nur muß eine halbe Tonne 23 und eine Viertelstonne 12 Stübchen halten und ein Stübchen ist gleich 3,77154 franz. Litre. Beim Großverkauf von Oel und Thran bedient man sich der Tonnen von 216 Pfund netto, die feineren Oelsorten aber verkauft man nach 100 Pfund. Eine Tonne Thran enthält 6 Stechkannen zu 16 Mingel.

Das Handelspfund ist gleich 1,0658 preuß. Pfund oder 0,4985 franz. Kilogramm und besteht aus 32 Loth zu 4 Quentchen; ein Quentchen hat 4 Orth. Hundert Pfund Handelsgewicht entsprechen 106 Pfund Krämergewicht für den Kleinhandel; ein Krämerpfund ist gleich 470,283 franz. Gramm. Ein Frachtpfund enthält 300

Pfund, und 116 Handelspfund machen einen Centner. Bei verschiedenen Waaren hat man wieder verschiedene Maße. Eine Tonne Butter Bucketband iſt = 300 Pfund, Schmalband = 220 Pfd. netto; 1 Wage Eiſen = 120 Pfd.; 1 Laſt Häringe, Salz und Steinkohlen = 12 Tonnen; 1 Laſt Bücklinge = 20 Strich zu 25 Stück; 1 Riem Packpapier = 2 Riß; 1 Lop Leinengarn = 10 Gebinde zu 90 Faden von je 3¾ Ellen; ein Stein Flachs = 20 Pfd.; ein Stein Wolle = 10 Pfd. In den Apotheken iſt das alte Nürnberger Medizinalmaß beibehalten; Gold und Silbergewicht iſt die kölner Mark.

Tharen ſind: Zucker in Fäſſern und Braſilfäſſern 17 %; Havannakiſten 70 Pfd., Tabak 92 Pfd. per Orhoft. Bei anderen Artikeln iſt die richtige Thara geltend.

Man verkauft die Waaren auf Zeit, und zwar gewöhnlich auf 3 Monate, bei Rohzucker auf 4 Monate. Der Verkäufer erhält in der Regel vom Käufer Accept; wird aber baar bezahlt, ſo darf ½ % per Monat Abzug gemacht werden. Für Einkäufe berechnet der Kommiſſionär deutſchen Committenten 1½ Prozent, für Verkauf von Waaren 2 % und 1 bis 1½ % Delcredere; für Wechſel- und Incaſſoproviſion ⅛ Procent, und für Aſſekuranzproviſion ⅛ Procent. Ueberſeeiſche Auftraggeber werden gewöhnlich höher belaſtet. Die Platzſpeſen betragen je nach dem Werth 1—3 Proct. bei Verſendungen zu Land und 1¾ — 4 Proct. bei Verſchiffungen; doch werden dieſe Speſen jetzt niedriger.

Anstalten.

Der verschiedenen Kirchen haben wir schon oben gedacht. Jede derselben hat eigene Prediger, welche das Pfarrministerium bilden. Dasselbe besteht gegenwärtig aus zwölf Geistlichen, unter welchen der Vorsitz halbjährlich wechselt. An den verschiedenen Kirchen sind folgende Prediger angestellt: Zu U. L. Frauen drei Prediger und 8 Diakonen, St. Martini 2 Prediger und 8 Diakonen, eben so viele an der Kirche zu St. Ansgar und Stephan, 4 Prediger und 24 Diakonen zu St. Peter, 1 Prediger an der Armenkirche, 2 Prediger und 8 Diakonen zu St. Pauli, 2 Prediger und 6 Diakonen zu St. Remberti, und 1 Prediger nebst 4 Diakonen zu St. Michaelis; die Katholiken haben einen Prediger.

Im Allgemeinen herrscht in Bremen viel kirchlicher Sinn und es gibt nicht wenige Frömmler; auch haben in letzter Zeit die Krummacher-Paniel'schen Streitigkeiten große Aufregung verursacht, denn der Erstere predigte laut und offen den stärksten Pietismus. Jetzt ist die Sache wieder etwas in den Hintergrund zurückgetreten.

Für den öffentlichen Unterricht bestehen in Bremen zahlreiche Anstalten, welche sich stets einen guten Ruf bewahrten. Das Schulwesen steht unter dem Scholarchate, das von einem Bürgermeister und acht Senatoren gebildet ist.

Das Gymnasium illustre hat nur einen Lehrer und keinen großen Wirkungskreis.

Die Hauptſchule zerfällt in drei Abtheilungen, nämlich die Gelehrtenſchule, Handelsſchule und Vorſchule. Die erſtere hat 6 ordentliche und 2 Hülfslehrer; die andere 5 ordentliche und 4 zeitige Hülfslehrer, die Vorſchule 8 ordentliche und 4 Hülfslehrer; außerdem iſt der Anſtalt, welche bedeutende Fonds hat, ein Turnlehrer beigegeben.

Die Navigationsſchule hat einen und die Zeichenſchule für Künſtler und Handwerker 3 Lehrer.

Für den Elementarunterricht ſind 40 Kirchſpiels- und Mittelſchulen, 38 Elementar- und Nebenſchulen und 8 Armenfreiſchulen vorhanden. Zur Ausbildung der nöthigen Schullehrer wurde ein Schullehrer-Seminar für 30 Zöglinge, die unentgeltlich unterrichtet werden, gegründet und 3 Lehrer dafür angeſtellt.

Die Stadt beſitzt eine Bibliothek, welche über 20,000 Bände enthält, auch haben das Muſeum und die verſchiedenen Bildungsanſtalten nicht unbedeutende Büchersammlungen, und es beſtehen mehrere Leihbibliotheken.

Der Kunſtverein hält von Zeit zu Zeit Gemäldeausſtellungen und es werden oft für nicht geringe Summen Kunſtgegenſtände hier verkauft. Ferner ſind eine phyſikaliſche Geſellſchaft, Bibelanſtalt und drei Sternwarten vorhanden, worunter die berühmte des verſtorbenen Aſtronomen Olbers. Vier Buchhandlungen und acht Buchdruckereien befriedigen die literariſchen Bedürfniſſe.

Die Stadt iſt reich an wohlthätigen Stiftungen, welche meiſtens das Glück hatten, ihre urſprünglichen Fonds nicht nur erhalten, ſondern noch reichlich vermehrt zu ſehen, da überhaupt unter dem reichen Handelsſtande Bremens die chriſtliche Liebe ſtets ſorgſam gepflegt wurde.

Außer der allgemeinen Armenanſtalt für die ſtädtiſchen Armen beſtehen hier das Armenhaus und Mannhaus für zweihundert betagte Arme, ein Arbeitshaus, zwei Waiſenhäuſer (ein reformirtes und zu St. Peter) für drei bis vierhundert Waiſenkinder, drei Wittwenhäuſer zu St. Jakob, St. Nikolaus und St. Peter, worin eine beträchtliche Anzahl armer Wittwen aufgenommen wird, das Katharinenſtift für unverheirathet gebliebene Frauenzimmer, das Iſabeen-Gaſthaus für Wittwen und ledige Frauenzimmer, das Rembertiſpital, das Krankenhaus und St. Johanniskloſter, womit ſeit 1827 ein Taubſtummeninſtitut verbunden iſt, ein Irren-

haus, mehrere Kleinkinderbewahranstalten, Frauenvereine, ein Verein für entlassene Strafgefangene, für Verbreitung guter Volksschriften und sogenannte Gottesbuden oder freie Wohnungen für Bedürftige.

Ferner bestehen die „Lehrer- Wittwen- und Versorgungs-Anstalt „Zuversicht," die Wittwen- und Pensionscasse für Schullehrer, eine gleiche für Beamte und eine Wittwenkasse für die Rathsdiener; die Concordiasocietät, Kahnschiffer-Wittwen- und Unterstützungskasse, die Seefahrtsstiftung für Wittwen von Seeleuten, Katterbachs, Segebache von Frydags und Puttmanns Armenstifte, einige allgemeine Krankenladen und besondere der Küper und Zimmergesellen, die v. Rheden'sche Stiftung für Hebammen auf dem Land, eine Unterstützungsanstalt für Musiker und eine solche für Gelehrte und Künstler, sowie mehrere milde Stiftungen für bedürftige Schuhmacher.

Außer den Stipendien, welche der Senat conferirt, sind vorhanden: die von Bicker, Christian (für verschämte Armen), Gosen Testament, von de Goede, Esich, Krefting, Arpold Schultes, Suling, von Rheden, Tiedemann-Meyer, endlich die Caesarsche, Dransfeldsche, Merremsche Familienstiftung und das von Hoornsche Familienstipendium.

Für geselliges Vergnügen und Unterhaltung wurde im Jahre 1801 das Museum mit sehr schöner und zweckmäßiger Einrichtung gegründet; dasselbe hat eine Bibliothek von etwa 25,000 Bänden, viele Zeitschriften, eine Kunst-, Naturalien- und Modellsammlung, einen physikalischen Apparat und mehrere Säle zu Vorlesungen, Concerten und Bällen. Außerdem bestehen noch mehrere andere Gesellschaften, die Union u. A., eine Freimaurerloge, Singakademie und ein Theater, worin eine Truppe spielt. Man hat jedoch hier nicht so viel Vergnügen an größeren Gesellschaften und das beste gesellige Leben findet man in den Cirkeln der einzelnen Familien.

Umgebungen.

Die Umgebungen Bremens sind ziemlich einförmig und enthalten wenige interessante Punkte. Schöne Parkanlagen befinden sich rings um der Stadt auf den ehemaligen Wällen und außerhalb derselben, besonders aber vor der Vorstadt liegen freundliche, oft mit großer Sorgfalt und bedeutendem Geldaufwand angelegte Gärten.

Die näheren Ausflüge gelten gewöhnlich den verschiedenen Dörfern des Bremer Gebiets selbst. Ein schöner Weg führt gegen Süden am Kuhwerder vorüber, den man zur Linken läßt, nach der Wolfskuhle und von da nach dem hannöverschen Orte Brinckum. Links liegen an freundlichen Wiesengeländen Habenhausen und Arsten, das Erstere bekannt durch den Habenhäuser Frieden. Geht man von Arsten wieder nordwestlich zurück, so führt der Weg durch Neueland nach der Hackenburg, wo ein anderer Weg, welcher vom westlichen Stadtthore ausgeht, und nach Delmenhorst führt, uns entgegen tritt.

Westlich von der Stadt, immer noch im Oberviehland liegt hier zuerst der Wahrthum an dem Bache Ochum, und am Steinwege links Grolland, Mittel- und Kirchhuchting, und rechts Brockhuchting; an der oldenburgischen Grenze aber Varelgrube und das Heidenhaus. Der Vareler Mühlbach bildet die Grenze, von wo aus man dann Delmenhorst in ein und einer halben Stunde erreicht.

Das Niederviehland, welches sich im Nordwesten der Stadt ausbreitet, ist eine schöne Wiesenau mit mehreren freundlichen Dör-

fern, welche dicht bei einander längs des Weserufers liegen. Gleich vor der Stadt liegt Woltmershauſen, eine Viertelſtunde weiter Rabelinghauſen, an welches Pfarrdorf Lankenau angebaut iſt. Die Straße führt hier an faſt lauter Gärten vorüber und wird vielfach von den Bremern beſucht. Sandwerder liegt an einer Einbiegung der Weſer und hängt mit dem Pfarrdorfe Seehauſen zuſammen, deſſen Häuſer ſich an die von Haſenbühren anreihen, denn hier wie in den meiſten Gegenden von Nordweſtdeutſchland pflegen die Ortſchaften nur aus einer einzigen langen Straße zu beſtehen. Eine halbe Stunde unterhalb Haſenbühren endet das Niederviehland, und der Mühlbach, welcher die Grenze bildet, mündet beim Dunzenwerder in die Weſer. An dem erwähnten Grenzbache, wo ſich der Ochumbach damit vereinigt, liegen die zerſtreuten Häuſer im Strom und am Damm des Stellfelds ein Mühlenhaus. Jenſeits der Grenze pflegen auch die oldenburgiſchen Dörfer Haasbergen und Schönemoor öfters beſucht zu werden, doch zieht man das öſtliche Weſerufer vor.

Hier dehnt ſich das Bremer Gebiet zwiſchen der Weſer und Wümme aus und enthält viele Flethe und Teiche. Gegen Südweſten führt eine ſchöne Straße durch Haſtede über die hannöveriſche Grenze nach Hemelingen und dem freundlicher Arbergen, deſſen auf einer Anhöhe ſtehende Kirche man ſchon von Ferne ſieht.

Ein häufiger beſuchter Weg geleitet den Wanderer faſt immer an Häuſern und Gärten vorüber nach dem Hollerland in die Orte Schwachhauſen, Horn, Lehe, Vahr, Oberneuland, dann nach Borgfeld und jenſeits der Wümme nach dem hannoveriſchen Flecken Lilienthal, einem ſehr vielfach beſuchten Orte in fruchtbarer Gegend.

Die Dörfer, welchen man begegnet, wenn man den Weg gegen Norden einſchlägt, liegen viel freundlicher als die vorhergenannten und ſind auch dichter zuſammengebaut. Zuerſt erreicht man Walle, dann immer in einer Entfernung von nur einer Viertelſtunde Gröpelingen, Oelebshauſen, Grombke und an der Wümme und hannöveriſchen Grenze das letzte bremiſche Dorf Burg, wo ſich eine gute Schiffswerfte befindet. Weſtlich davon führt der Wümme entlang ein Weg nach Dunge und Lesumer

Brock, während an der Weser Osterroth, Mittel- und Niederbühren nebst der Mohrlosekirche liegen. Diese Letztere steht dicht an der Weser.

Dieß sind die nächsten Ausflüge, welche Bremens Einwohner machen; seit Eröffnung der Dampfschifffahrt zieht man es aber vor zu Schiff nach Vegesack oder nach Elsfleth zu fahren, wozu in nächster Zeit noch Oldenburg kommen dürfte, da auch die Hunte jetzt mit Dampfschiffen befahren werden soll. Doch kann Jemand, welcher die Rheingegenden oder nur andere Theile Deutschlands gesehen hat, keinen großen Genuß aus solchen Fahrten schöpfen, da die Ufer der Weser sehr einförmig und die Schifffahrten selbst der vielen Sandbänke wegen nicht immer regelmäßig sind.

Schließlich müssen noch für Fremde einige polizeiliche Verordnungen erwähnt werden. Für den Wechsel der Dienstboten ist der 3. April und 2. Oktober festgesetzt, für den Wechsel der Wohnungen der 17. und 18. April und 9. und 10. Oktober.

Zur Nachtzeit sind die Thore gesperrt und zwar seit neuerer Zeit alle Thore. Wer die festgesetzte Zeit versäumt, muß für den Einlaß in der ersten Stunde nach der Sperrung zwei Groten, von da an bis 12 Uhr drei Groten und nach 12 Uhr sechs Groten bezahlen. Doch bleibt für Fußgänger im Winterhalbenjahre (1. September — 31. März) das Thor noch eine halbe Stunde länger auf. Die Thorsperre findet folgendermaßen statt:

		Oeffnung, Morgens.	Sperre, Abends.
Januar	1 — 15	7 Uhr.	5 Uhr.
	16 — 31	6½ —	5½ —
Februar	1 — 15	6 —	6 —
	16 — 28	5½ —	6½ —
März	1 — 15	5 —	7 —
	16 — 31	4½ —	7½ —
April	1 — 15	4 —	8 —
	16 — 30	4 —	8½ —
Mai	1 — 15	4 —	9 —
	16 — 31	3½ —	9½ —
Juni	1 — 15	3½ —	10 —
	16 — 30	3½ —	10 —
Juli	1 — 15	3½ —	9½ —
	16 — 31	4 —	9 —

			Oeffnung. Morgens.	Sperre. Abends.
August	1	– 15	4 Uhr,	8½ Uhr.
	16	– 31	4 –	8 –
September	1	– 15	4½ –	7½ –
	16	– 30	5 –	7 –
Oktober	1	– 15	5½ –	6½ –
	16	– 31	5½ –	6 –
November	1	– 15	6 –	6 –
	16	– 30	6½ –	5½ –
Dezember	1	– 15	6½ –	5 –
	16	– 31	7 –	5 –

Verlags-Bericht.

Von unsern literarischen Unternehmungen sind in allen guten Buchhandlungen Deutschlands und der Schweiz zu haben:

Album der Haupt- und Residenzstädte Europa's von Dr. E. Hühn und L. B. Kleinknecht, in Sectionen à 5 Lieferungen, jede mit 2 Stahlstichen. gr. 8. geheftet. à Lieferung . . . . . 24 kr. = 6 ggr.
(Auflage 12000 — vergriffen.)

Dasselbe, neue Ausgabe mit 2 illuminirten Stahlstichen (bis jetzt ist die Auflage von 1560 vergriffen). Lief. 36 kr. = 8 ggr.

Atlas der merkwürdigsten Städte und Orte der Erde, nach den neuesten und besten Materialien entworfen und herausgegeben von L. B. Kleinknecht, in monatl. Lieferungen. gr. quer 4. geheftet. 6 Stahlstiche, 1 — 2 Bogen Text. Auflage 4000. à Lieferung . . . . . 36 kr. = 8 ggr.

Kunstdenkmäler in Deutschland von der frühesten Zeit bis auf unsere Tage, bearbeitet von *C. Barth*, Dr. Freiherrn *v. Bibra*, Dr. *Huhn*, Dr. *Lucanus*, *J. Meyer*, Chef des bibliogr. Instituts u. A., in monatlichen Lieferungen mit 3 artistischen Beilagen in [illegible], Farbendruck [illegible] und [illegible] Auflage 4000. à Lieferung 36 kr. = 8 ggr.

Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne der Wirbelthiere und des Menschen, mit Rücksichtnahme auf ihre physiologischen und pathologischen Verhältnisse, von Dr. Freiherrn *Ernst v. Bibra*. Mit 5 Stahlstichen. (Aufl. 800.) Preis 3 fl. 30 kr. = 2 Thlr. pr. Crt.

Taschen-Atlas der europäischen Eisenbahnen, herausgegeben von L. B. Kleinknecht, in monatlichen Lieferungen; jede enthält circa 10 Stahlstiche, Ansichten der Bahnhöfe, Tunnels, Viadukte und anderer interessanten und großartigen Bauten an den Eisenbahnen, und 1 — 4 Grundrisse verschiedener Eisenbahnen. Auflage 24,000; jede Lieferung nur 12 kr. = 3 ggr. Für Reisende jeden Standes, so wie für Bauleute aller Art unumgänglich nothwendig.

Plan von München, neue Auflage mit 21 Ansichten von München's schönsten Gebäuden, Monumenten u. dgl. Stahlstich in sauberm Umschlag. 2te Aufl. Preis nur 36 kr. = 8 ggr.

Karte der östlichen und westlichen Halbkugel der Erde, entworfen, gezeichnet und herausgegeben von L. A. Kleinschrot. Stahlstich, illuminirt. . . . . 24 kr. = 6 ggr.
(1te Auflage vergriffen.)

Eisenbahn-Karte von Deutschland, mit Angabe seiner Kanäle, der mit Dampfschiffen befahrenen Flüsse, ausgeführte, der Vollendung nahe und im Bau begriffenen und projektirten Eisenbahnen. Stahlstich, illuminirt, in starkem eleganten Umschlag. (14te Auflage.) Preis . . . . . 12 kr. = 3 ggr.

Außerdem liefert unsere Graviranstalt, verbunden mit der Lythographie und Kunstdruckerei, alle Arbeiten, welche dieser Branche angehören, sowohl in landschaftlichen, als Portrait-Stichen, Buntdruckereien in jeder Art, als: Placate, Bücher-Umschläge, Lurus-Papiere, Wein- und Waaren-Etiquetten, Visiten-Karten, Wechsel, Anweisungen, Scheine in der mannigfaltigsten und neuesten Dessins.

Schweinfurt, Monat März 1845.

Der Kunstverleger.
L. A. Kleinschrot.

Ein dunkles Loos.

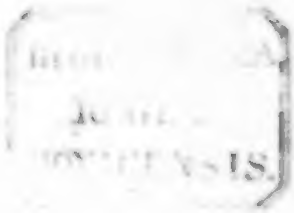
Volkserzählung

von

Ludwig Bechstein.

Erster Theil.

Nürnberg,
Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.
1850.



Schnellpressendruck von C. H. Kunstmann in Erlangen

Vorwort.

Unſer Schiller ſchrieb in ſeinen jüngern Jahren eine kleine, aber ergreifende Erzählung: Der Verbrecher aus verlorner Ehre. Seine Erzählung beginnt mit den Worten: „In der ganzen Geſchichte des Menſchen iſt kein Kapitel unterrichtender für Herz und Geiſt, als das ſeiner Verirrungen.“

Dieſe Worte Schillers bilden das treffendſte Motto zu dem vorliegenden Buche; mit ihnen iſt

deſſen Inhalt erklärt, deſſen Erſcheinen gerechtfertigt.

Dennoch dürften noch einige Andeutungen zur Erläuterung nicht überflüſſig ſein, um den Leſer auf einen richtigen Standpunkt zu ſtellen.

Unſer Buch ſoll keineswegs die modern-romantiſche Biographie eines Verbrechers abhandeln. Allerdings ſind Bilder aus dem wirklichen Leben eingewebt, allerdings hat dieſe Geſchichte einen Träger, und liegt ihr ein wahres Lebensbild zum Grunde; allerdings hat auf dem Boden, den wir ſchildern, ſich vieles ſo und nicht anders zugetragen, als es hier geſchildert wird. Dennoch werden Diejenigen, die von dem Helden mehr wiſſen, oder mehr wiſſen wollen, dieſes mehr vergebens in unſerm Buche ſuchen.

Vielleicht aber finden Andre mehr als ſie ſuchen: Andeutungen und Schilderungen ſocialer Gebrechen, Bilder aus dem Volksleben, wie es angefreſſen iſt — könnten wir doch ſchon ſagen: war — einerſeits von Druck und Elend, anderſeits von Aberglauben und Unvernunft, letztere in neuerer Zeit durch wühleriſche Aufreizung zu politiſchen Demonſtra-

tionen eher genährt, als verbannt — zu denen sich so gern einestheils freche Freigeisterei, anderntheils das absichtvolle Niederhalten in nebeldüstren Glaubenssphären: die Verdummung, gesellt. Möge das Buch in den Volkskreisen, in die es treten soll und treten wird, erfolgreich warnen.

Hier ist kein galanter Frauen- und Mädchenverführer aus der entschlafenen Romanenwelt, kein parfürmirter Cagliostro, kein Rinaldo Rinaldini, kein Held beliebter Spitzbuben-Opern, auch kein Finder unermeßlicher Schätze; hier ist nur ein verirrter Mann aus dem Volke, dem ein dunkles Loos fiel. Die übertünchten Gräber der vornehmen Welt bilden zu unsern Darstellungen keine Scenerie oder Staffage. —

Manchen werden vielleicht die Scenen aus einer Sphäre neu sein, vor deren etwas zu starkem Hautgout man sich wohl naserümpfend abzuwenden pflegt, obgleich besagter Hautgout bisweilen unversehens auch die Salons durchduftet. Das Patschouli ist auch nicht Jedermanns Parfume, so wenig wie der abscheuliche Moschus.

Welchem Stande, ob „höhern oder niedern

Schichten der Gesellschaft" unser Leser angehöre, wir wünschen, daß er unser Buch mit stillem Ernst aus der Hand lege, und — falls er noch von Zeit zu Zeit ein Vaterunser betet, bei der sechsten Bitte des armen Volkes gedenke, das fort und fort zu seufzen hat: **Führe uns nicht in Versuchung, sondern erlöse uns von dem Uebel.**

Inhalt.

Erſter Theil.

		Seite
1.	Die Schwerbeladnen	1
2.	Die Nachbarhäuſer	13
3.	Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten	26
4.	Ein Gotteslängner	30
5.	Der Bratwurſtfreſſer	55
6.	Der geheimnißvolle Gang	68
7.	Die Confirmanden	81
8.	Das Verſprechen	97
9.	Dorfſpectakel	120
10.	Eine Bettelfahrt	139
11.	Das ſchwarze Schloß	150
12.	Die Lärlerche	171
13.	Ein Warnungsbild	187
14.	Die verlorne Ehre	203
15.	Ein Vagabund	215
16.	Ueble Begegnung	236
17.	Tiefſtes Elend	253

Die Schwerbeladnen.

Die Nachbarskinder ſpielen unter der Dorflinde, auf deren Blättern der Glanz des Abends golden funkelt. Hann Görg und Heinrich und Ottilie, Gretlies und Anne-Barb, das ſind Geſchwiſter, und des bemittelten Bauers Waller Kinder; Frieder, Görgmärt und Amalie, das ſind wieder Geſchwiſter, und ihr Vater iſt Wagnermeiſter im Dorfe, aber heruntergekommen, und dient der Gemeinde als Schweinhirt, wobei er Spielſachen aus Holz ſchnitzt. — Kinder kennen noch keinen Rangſtolz und ſind glücklich.

Da kommen noch zwei Jungen, der lange Andres, eine Waiſe, über den der Bauer Waller die Vormundſchaft führt und ihn als Pflegſohn bei ſich im Hauſe hat, und der Caspar, ein prächtiger Knabe, mit blonden Locken, gutmüthigen blauen Augen, mit einem offnen und klugen Geſicht, der iſt Wallers älteſter Sohn,

und alle Kinder ſind ihm zugethan, obſchon er ſie beherrſcht, aber er beherrſcht ſie mit der Macht der Liebe, freilich jener Liebe, die nicht ganz frei von Selbſtſucht und etwas Tyrannei iſt.

Was Caspar zu ſpielen angiebt, das wird geſpielt, und wenn Caspar des Spielens müde iſt, ſind es Alle müde. Will er in den nahen Wald laufen, ſie laufen mit, und er führt ſie oft hinauf zur hohen Fels-Kuppe, darauf das Schloß geſtanden hat, welches jetzt verwünſcht und verzaubert iſt; die Kinder folgen ihm. Dahinauf will er auch jetzt, und die Knaben, die Mädchen, ſie folgen ihm. Mit rothen Wangen ſtehen die Kinder um den Baſaltblock, der das verzauberte Schloß vorſtellt, aber nicht höher und größer iſt, als eine Klafter Holz, der er auch ungleich ähnlicher ſieht, als einem Schloße — während die Sonne ihren letzten Strahl auf die Kuppe wirft, und es in den Thälern ſchon zu dunkeln beginnt. Drunten in der Tiefe ſpiegeln, wie geſchmolzenes Zinn funkelnd, die Teiche und Kutten *) den reinen weißen Glanz des Abendhimmels zurück, den nur im Weſten, wo die Sonne hinab iſt, über dem Waldſaum drüben, goldne, brennende Wölkchen durchſchwimmen.

„Wer will neunmal um den Stein gehen und

*) Mit Waſſer gefüllte Erdfälle.

neunmal rufen: Kuppenfrauchen komm heraus, theile mir Ducaten aus?“ fragte Caspar lachend ſeine jungen luſtigen Gefährten und Gefährtinnen, indem er hinauf auf den Baſaltblock kletterte und droben frei ſtand, wie ein kleiner Gebieter über ſeine kleinen Unterthanen.

Keiner und keiner hatte den Muth zu rufen: ich! ich! denn ſie fürchteten ſich und gedachten der Sage, daß das Kuppenfrauchen, ein ſchloßſchleierweißes Geſpenſt, auf ſolchen Ruf leibhaftig aus dem Steinblock trete, aber keineswegs Ducaten, ſondern etwas austheile, was Kinder nicht lieben, und auch Caspar hatte nicht den Muth zu ſolchem Thun, er fragte nur aus Laune und um die Geſpielen zu foppen; er wußte, daß kein's der Kinder ſich zu der verfänglichen Umwandlung des Steins melden werde.

Aber das that Görgmärt, der kleinſten und jüngſten Jungen einer, daß er fragte: Wer hat denn das Kuppenfrauchen geſehen? und nun gings an ein lautes und lebhaftes Durcheinanderſchreien der Kinder. Wer alles das alte, alsfort verwünſchte Frauchen geſehen habe von Aeltern, Freunden und Nachbarn, — daß kein's ſein eignes Wort verſtand, und wenn es wahr geweſen wäre, daß alle die Genannten das Frauchen geſehen, ſo müßte dieſes nichts zu thun gehabt haben, als alle Tage auf dem Stein zu ſitzen, oder um die Kuppe zu wandeln.

Aber die Kinder waren einmal in den Zauberbann der Sage getreten, und wie ſie ſtiller wurden, und Caspar wieder vom Stein heruntergeklettert war, nahm die kluge Amalie, die älteſte dieſer Kinder, das Wort, und erzählte ein langes und breites von dem Hirten, der einſt an der Kuppe gehütet und dem in der Mittagsſtunde das Frauchen erſchienen ſei und geheimnißvoll gewinkt habe. „Gar ſcheu trat der Hirte näher hinzu und ging dem Frauchen nach, das immer winkte, und in den Felſen hineinſchritt, welcher mit einem Male offen ſtand. Und wie der Hirte d'rinnen war, ſo ſah er ganze Fäſſer voll Ducaten ſtehen, und das Frauchen winkte ihm, er ſolle nur zulangen. Das that der Hirte und fullte ſich alle Taſchen voll. Als er nun wieder drauſſen war, hatte er eine Hexenfreude über ſein Glück und ſeinen Reichthum, und wollte die Ducaten zählen, die ihm ſchwer in den Taſchen lagen, aber da hatte er die Hände voll verſchimmelte Erbſen. Mit einem Fluch warf er die Erbſen aus den Taſchen hin auf die Triſt, und hatte einen grimmigen Aerger. Zu Haus, als er ſich auszog, klingelte was im Futter ſeiner Jacke, da ſtacken ein Paar Ducaten d'rin, die durch ein Loch in der Taſche in das Futter gefallen waren. Nun fluchte der Hirt noch ärger wie zuvor, daß er ſo ein Eſel geweſen ſei, die Erbſen wegzuwerfen, und lief wieder herauf, und da ſah er ſchon von weitem, weil

der Mond ſchien, die gelben Ducaten glänzen, wo er die Erbſen hingeworfen hatte, und bückte ſich, und griff hin, ſie haſtig aufzuleſen, aber da bekam er etwas Feuchtes und Kaltes in die Hand, denn was er faßte, waren nur kleine gelbe Boviſte die auf der Trift ſtanden!"

Amalie ſchwieg, und die übrigen Kinder umſtanden ſie noch eine Weile ſchweigend. Mit einiger Scheu blickten ſie umher, und ſiehe, da ſtanden der kleinen Schwämme genug im Weidegras. „O wenn es doch Ducaten wären!" wünſchte Caspar. Indeſſen war es ſehr dämmerig geworden; die Herbſtluft wehte kühl, der Glanz des Himmels ging ſchnell in Grau über; ob den Kutten dampften Nebel, von den Dörfern klang der Feierabendglockenſchall herauf; die Jungen thaten ihre Mützen ab, nämlich Hann-Görg, Heinrich und Caspar; Frieder, Görgmärt und Andres hatten keine, ſo brauchten ſie keine abzuthun, und die Mädchen falteten die Hände, und Alle beteten ſtill ein Vaterunſer, während dreimal drei Schläge ihrer Dorfglocke nach dem Läuten feierlich durch die Abendlüfte zitterten — es war ſo ſtill, daß einer den Holzbock in der Borke ſchrapeln hören konnte. Amalie war zuerſt mit ihrem Beten fertig.

Und nun wandten ſich die Kinder zum Hinabgang in's Dorf über die Kuh-Eller, ſo hieß die Trift, wo gewöhnlich ihr Hirte hütete, und wo die kleinen gelben

Schwämme wuchsen. Rings faßte Waldung diese Triftblöße ein, und es lagen schon recht düstre Abendschatten über ihr.

Dort gingen zwei dunkle Männer gleichen Trittes hin am Waldessaum, zwei Klafter lang einer hinter dem Andern. Die Kinder standen, wie gebannt, und sahen starr nach den Männern hin. Der Männer Tritt war lautlos.

„Bleibt da, bleibt da!“ flüsterte Amalie kaum hörbar, und faßte Caspars Hand, und hielt Andres zurück, und die anderen Kinder hielten einander auf gleiche Weise, daß das ganze Häuflein eng beisammen stand, so nah, daß eins den Hauch des Andern spürte, und es flüsterte furchtsam in dem Knäul: „Still, still! dort geh'n die Schwerbeladnen!“

„Was denn? Wo denn? Wer denn?“ fragte ganz neugierig die kleine Annbarb, das jüngste der Mädchen, die noch nicht alle Sagen der Gegend kannte; statt der Antwort empfing sie aber von Ottiliens, ihrer Schwester Hand, einen beschwichtigenden Schlag auf den Mund, worauf sie stille schwieg, und sich schluchzend abwandte.

Und die Männer entschwanden den Blicken der Kinder im Waldesdunkel.

„Habt ihr's gesehn?“ scholl die gegenseitige Frage

im Kinderkreiſe. Das waren die Schwerbeladnen, ja das waren die Schwerbeladnen, ganz gewiß!"

„Und Wer wird denn das Maul aufthun und ſchwätzen und fragen, wenn es wandert?" ſchalt Ottilie die jüngſte Schweſter Annbarb, während der Schritt der Kinder ſich, nicht ohne daß geheimes Grauen ſie befiel, über die Trift abwärts wandte, wohl im Geſpräch, aber im leiſen, und des Geſpräches Inhalt waren die dunkeln Männer.

Gar oft war von dieſen Männern erzählt worden in den Spinnſtuben. Viele Leute hatten ſie geſehen, Abends im Zwielicht und Dämmerſchein, wenn die Nacht einbrach, gemeſſenen gleichförmigen, doch unhörbaren Schrittes über die Ruh-Eller wandern, und im Walde verſchwinden. Hann Berg wußte die Geſchichte genau; einmal war der Schulz ihres Dorfes, ein herzhafter Mann, über die Eller gegangen, und hatte die Männer wandern ſehen, ganz nah an ihm vorbei, und hatte geſehen, wie ſie einen großen ſchweren Balken, lang wie ein Baum, auf ihren Schultern trugen, faſt erdrückt von der entſetzlichen Laſt, und es kam ihm unglaublich vor, daß zwei Menſchen im Stande wären, einen ſolchen Baum zu tragen, und da dachte der Schulz, es ſeien Holzdiebe, weil es ſchon ſo ſpät war, und ringsum ganz menſchenleer, und rief laut: „Holla! Wo hinaus?" — Aber wer nicht antwortete, waren

die beiden Männer. Da rief der Schulz zum andern Male: „Heda! Wer seid ihr? Worauf geht ihr zu?“ — Keine Antwort. Dem Schulzen schien das sonderbar, und zum drittenmal rief er: „Holla ihr Männer! Wohin wollt ihr?“ Und da scholl es von beiden wie aus einem Mund: Nach Ungnadhausen, mit einer ganz erschrecklichen Stimme, daß dem Schulzen das Herz im Leibe zusammenschrak, und vor seinen Augen verschwanden die Männer sammt ihrer schweren Last, wie Spinnweben. Da merkte der Schulz, daß es eine Erscheinung war, und hat all sein Lebetage den Schreck nicht vergessen, und ist niemals mehr des Abends über die Kuh-Eller gegangen. Ein Dorf Ungnadhausen giebt es nicht — es mußte die Hölle gemeint sein.

Nach dieser Erzählung wurden die Kinder wieder ganz still, zumal sie jetzt, da die Trift hinter ihnen lag, eine Strecke durch den dunkeln Laubwald abwärts schritten, und keines redete, bis der Waldgang ein Ende hatte, und sie nun durch Ackerland ihr Weg vollends hinab zum Dorfe führte, dessen Lichter sie schon schimmern sahen.

„Die Männer, die wir gesehen haben,“ nahm jetzt Caspar das Wort: „können aber doch auch ordentliche lebendige Männer gewesen sein! Ich habe nicht gesehen, daß sie einen Balken getragen hätten, und der Herr Schulmeister hat uns ja mehr als einmal gesagt,

alle ſolche Geſchichten von Geſpenſtern und Wunderdingen wären Narrenspoſſen, und wer an ſolches Zeug glaube, das die alten Weiber erzählen, ſei nicht geſcheit."

„„O ich weis, was ich weis,"" verſetzte Amalie. „Meine Mutter hat mir heilig und theuer verſichert, daß es Geſpenſter giebt, ſo gut wie einen Teufel, und der Schulmeiſter ſpricht doch, es gäbe keinen Teufel. Wer aber keinen Teufel glaubt, ſpricht meine Mutter, der glaubt auch keinen Gott, denn der Teufel iſt unſers Herrgotts ſchwarzer Schatten."

So wurzelt der Aberglaube ſchon in den Kinderſeelen auf den Dörfern, und ſo wurzelt er immerdar, allen Lehren und allen Schulen zum Hohn, von einem Jahrhundert in das andere hinüber. —

Das Dorf war erreicht, die Kinder ſagten einander gute Nacht, und jedes Häuflein ging nach ſeinem Aelternhaus; Andres, der keines hatte, ging mit Wallers Kindern.

In Wallers Haus und Stube ſah es gar reinlich aus. Tiſch und Bänke und Stühle waren mit weißem Sand geſcheuert, die Zinnteller funkelten blank, eben ſo die Lampe; die Stube war gelüftet; morgen war Sonntag. Die Mutter war eine freundliche, ſtille Frau, aber von früh bis zum Abend thätig, der Vater war ein Mann, der ſein Hausweſen in guter Zucht und Ordnung hielt, aber eben kein heller Kopf. Er

ließ im Hauſe die Frau walten, und hatte hauptſächlich darauf ſein Augenmerk, daß es um die Beſtellung von Aeckern und Wieſen, und um das Vieh gut ſtehe; deßhalb hielt er viel auf fleißiges Geſinde; der Knecht, der am meiſten arbeiten konnte, war ihm ſtets der liebſte. Abends las der Bauer Waller entweder in der Bibel, oder in einer alten Chronik, auch hatte er ſonſt noch einige Bücher, die mitſammen auf dem Kaunrück lagen; er mochte aber leſen in welchem Buch er wollte, ſo ſchlief er jedesmal darüber ein, und ſchnarchte, was das Zeug hielt.

Wie die Kinder kamen, war der Abendtiſch gedeckt, die Schüſſel dampfte ſchon darauf, Vater und Mutter, Knecht und Magd waren bereits in der Stube und die Mutter rief mit einem nicht böſen, aber ernſten Blick den Kindern entgegen: „Zeit, daß ihr kommt!“ und wieß nach der Ruthe, die hinter dem Spiegel ſtak. Ohne ein weiteres Wort traten die Kinder um den Tiſch und Caspar begann das Tiſchgebet, welches ziemlich lang war. Ottilie ſprach hierauf das Vater Unſer. Nach dieſem ſprach die ganze Familie einſtimmig:

„Komm, Herr Jeſu, ſei unſer Gaſt,
„Und ſegne uns alles, was du beſcheret haſt. Amen!“

„Geſegnete Mahlzeit!“ —

Nicht ſo friedſam und ſchön war es in des Nachbar Hormanns Hauſe. Als Amalie mit ihren beiden

Brüdern Frieder und Görgmärt eintrat, ſchrie ihnen die Mutter wie eine Furie entgegen. „Ihr Teufelsbraten! Wo hat euch denn der Satan ſo eine ewige Länge?!“ Und dabei ging es rechts und links Klitſch und Klatſch, mit Maulſchellen und Ohrfeigen, daß die Kinder ein fürchterliches Geſchrei erhoben, dazwiſchen ſchrie die erboſte wilde Frau: „Wartet, ich will euch lehren ausbleiben bis in die ſinkende Nacht! Nun ſollt ihr aber Hunger leiden, ſtatt zu eſſen, Ihr Rangen! Und du Amalie, große Mähre, mußt du ewig herumlaufen? Warte Nickel! Dir ſoll der Teufel das Licht halten!“

Eine liebe Mutter das, ein holdſeliges Weib aus dem Volke!

Und wo war denn der Vater? — Der ſaß ſchon längſt in der Schenke bei'm Branntweinglas, und half die Welthändel durchfechten, welche die acht Tage alte Zeitung berichtete.

Wallers Kinder ſtanden froh und geſättigt vom Tiſch auf, und darauf wurde ein Capitel aus der Bibel geleſen, dann der Abendſegen geſprochen, worauf die Kinder zu Bette gingen; ach ſie hatten gar ſchöne, weiche Bettchen, und wohnliche Kammern. Caspar träumte von Fäſſern voll Ducaten.

Hormanns Kinder mußten wirklich hungrig zu Bette gehen, ihre Lagerſtatt war Stroh, mit rauhen

Lacken überzogen; durch die Spalten und Klumsen ihrer Kammer strich kühl der Nachtwind, Spinnen und andres Ungeziefer fehlte nicht, und die Mäuse knaperten und knusperten am Holzwerk, weil sie nichts andres zu beißen fanden.

Die Kinder schliefen unter Thränen ein. Amalie sagte noch: „Ach wie gut haben es Wallers Kinder, die sind reich, und haben eine gute Mutter und genug zu essen! Wallers haben alle Töpfe voll, Erbsen und Linsen, und im Schlot hängt alles voll Würste und Schinken."

Amalie träumte viel von gelben gekochten Erbsen, und hatte im Traum die Würste, die sie sich wachend wünschte. O Jugendzeit voll Poesie und Träume!

Die Schwerbeladnen kamen glücklicherweise keinem der Kinder im Traume vor.

Wer waren diese Schattengestalten der Volkssage? Schattenbilder — keine Lichtbilder. — Das arme, bedrückte, schwer belastete Volk in seiner Erniedrigung, unter seinem Druck, auf seinem dustern Wege nach — Ungnadhausen.

Das wußten die harmlosen Kinder nicht, daß es da so heimlich wanderte, daß ihrer viele dereinst so heimlich wandern würden, schwer belastet und beladen vom Elend und Verbrechen, vom Fluch der Zeit, durch das Duster eines umnachteten Lebens hin.

Die Nachbarhäuſer.

Die Frau Hormann war aber nicht immer ſo böſe und hart gegen die Kinder, wie an jenem Abend, als Amalie mit ihren Brüdern ſo ſpät nach Hauſe kam; ſie konnte vielmehr recht gut ſein, und beſonders freundlich war ſie gegen die Kinder des Nachbars Waller, wenn dieſe herüber in das Häuslein kamen, was nicht ſelten geſchah, denn ihre und Wallers Kinder waren beſtändig beiſammen.

Und obſchon die Familie Hormann im Vergleich zur Familie Waller arm zu nennen war, und Frau Hormann nichts zu verſchenken und wegzugeben hatte, ſo fand ſich doch immer etwas, womit ſie Wallers Kindern eine Freude zu machen wußte. An Spielzeug, das ihr Mann zu ſchnitzen verſtand, und wovon ſich beſonders im Winter immer ein hübſcher Vorrath anſammelte, mißrieth oft dieſes und jenes, oder es zer-

brach ein Bein an Pferden und Hündchen, ein Rad am Wäglein, daß es nicht zum Verkauf gebracht werden konnte; für Kinder aber macht solcher Mangel wenig aus, sie spielen eben so froh mit dem Pferd, das drei Beine hat, als mit dem, das auf vieren steht.

Der Vater Hormann war auch ein geübter Vogelfänger, die ländlich patriarchalische Beschäftigung des Schweinehütens gestattete ihm viele Zeit, vom Hutplatz, den seine Jungen einstweilen hüteten, ein wenig zum nahen Waldsaum abwärts zu schweifen, auch in den Wald hinein und im Frühling Sprenkel zu stellen und Leimruthen zu legen, im Herbst aber in Dohnen und Schlingen mancherlei Vögel zu berücken. Die Vogelbauer schnitzte er sich selbst, und hatte deren eine zahllose Menge, und es war in dem kleinen Stüblein fast so lebendig von allerlei Gethier, wie in der Arche Noäh. Wie es in dem kleinen Stüblein roch, danach fragten die Kinder nicht; der Geruchssinn erwacht am spätesten, und die Alten waren das gewohnt.

Da gab es Kreuzschnäbel und Finken, Gimpel, Stieglitze und Zeisige in Menge. Oben am Bodenloch hing die Schwarzamsel, und neben dem Kammerfenster rief die Wachtel an warmen Sommertagen ihr „Schmeckt der Weck?“ unzähligemal. Da konnten sich die Kinder, wenn sie nicht in Feld und Wald waren,

bei ſchlechtem Wetter, Tage lang auf das angenehmſte unterhalten.

Bei Wallers war es in dieſer Beziehung nicht ſo angenehm. Frau Waller war faſt über Gebühr reinlich; ſo gut ſie war, ſo leicht konnte ſie ſchelten, wenn die Kinder mit beſchmutzten Füßen, wie doch oft geſchah, in die Stube traten. Und da ihr eigenes Häuflein Kinder, noch dazu mit Inbegriff des Pflegſohnes der wackern Frau gerade genug zu ſchaffen machte, ſo ſah ſie es nicht gern, wenn auch noch Nachbarskinder in's Haus kamen, und an ihren barfußen Füßen Schmutz in die Stube ſchleppten, und je ſtiller es in ihrer reinlichen Stube war, je lieber war es ihr. Deshalb war ihren Kindern auch weit mehr Freiheit zum Herumlaufen geſtattet, als recht und dieſen gut war. Frau Waller hatte einen recht ſchönen dreifarbigen Kater, und hatte dieſen ſehr lieb, daher konnten auch keine Vögel gehalten werden.

Noch einige andere anziehende Gegenſtände waren es, die in Wallers Hauſe fehlten, in Hormanns Hauſe ſich befanden, und auch dieſe halfen dazu beitragen, daß Wallers Kinder ſo gern in das Nachbarshaus hinüber gingen. Erſtens einige alte Volksbücher, Eulenſpiegel, Kaiſer Octavian und Fortunatus mit ſeinem Seckel und Wünſchhütlein, ſämmtlich gedruckt in dieſem Jahr; dann das Glücksrädlein und die Punktir-

kunſt des weiſen Arabers Omar Arei Emir Thasmirs — und obſchon das lauter Bücher und Büchlein waren, welche man Kindern von zehn bis dreizehn Jahren noch nicht in die Hände geben ſoll, weil ſie, wenn auch nicht viel Böſes, doch Gutes ganz und gar nichts daraus lernen, ſo waren dieſelben doch beſtändig in der Kinder Händen, und trugen dazu bei, deren Gedanken auf manches Lebensverhältniß weit früher hinzulenken, als gut und dienlich iſt. Neben dieſen Büchern äußerte eine magnetiſche Anziehungskraft eine alte, längſt braun geräucherte Zither, das Lieblingsinſtrument der Thüringer Waldleute und Förſter. Sie war von beſondrem Bau, von hohem Alter, ausgeſpielt, und hatte einen prachtvollen Ton. Statt eines hatte ſie drei Schallöcher, die mit künſtlich ausgeſchlagenen Roſetten verziert waren. Dieſe Zither verſtand der alte Hormann meiſterlich zu ſpielen, und Amalie, ein Kind von beſonderen muſikaliſchen Anlagen, hatte dem Vater faſt alle Griffe abgelauſcht und wußte faſt jedes Stücklein nachzuſpielen, das ſie hörte, wozu ſie keine Noten brauchte, denn zur Zither giebt es keine Noten.

Die Zither aber iſt das poetiſchſte und lieblichſte aller Inſtrumente, duldſam und gefügig; du kannſt alles mit ihr anfangen; ſie liſpelt, wie Schilfgeſäuſel am Nixenſee, ſie ſummt zart, wie Elfenweiſe, ſie klingt wehmuthsvoll, wie Liebesklage, ſie rauſcht wie Tambu-

rin und Balaleika, ſie dient dem lauten Dorftanz wie der ſtillen Dämmerſtunde, und eine gewöhnliche koſtet — zehn Silbergroſchen.

Es war ein Winterſonntag Nachmittag; bei der Frau Waller waren Freundinnen und Gevatterinnen zum Kaffee, weil ein lieber Beſuch, die Schweſter der Frau Waller, eine Wittwe von einem benachbarten Dorfe, herübergekommen war. Dieſe war Caspars Pathin, den ſie überaus lieb hatte, und hatte ihm ein ſchönes nagelneues Silberſtück in ſeinen Dothenbeutel mitgebracht. Außerdem war ihr achtjähriges Töchterchen, Riekchen, im Schlitten mit herübergekommen, worüber Wallers Kinder eine große Freude hatten. Riekchen war ein gutes treuherziges Kind, dem das treue Herz aus den Augen ſah.

Die Kinder blieben natürlich nicht in der Stube. Zuerſt wurde Schlitten gefahren; auf kleinen Rennſchlitten den Kirchberg hinab, und dann haſtig hinauf, und wieder pfeilſchnell hinunter, eine Luſt, die nur der würdigen kann, den ſie in Jugendtagen ſelbſt erfreut. Stadtkinder haben davon oft keine Idee. Da fuhren ſie Jungen und Mädchen, oft bis tief in die Wintermondſcheinnächte hinein, unermüdlich, oft ausgeſcholten wegen zu langen Ausbleibens, und doch war es Abends am ſchönſten, wenn die Schneekryſtalle im Mondlicht funkelten, und die Fahrenden auf der be-

glänzten Bahn wie dunkle Punkte den steilen Berg mit Pfeilesschnelle, laut rufend und jauchzend hinabschossen. Goldne Zeiten!

Zu den kleinen Schlittenfahrern hatten sich bald, neben andern Dorfkindern, auch Hormanns Kinder gesellt, und es war ein ungemein froher Trubel auf dem glatten Weg. Indeß wurde es ziemlich kalt, es begann zu schneien, und da auch Riekchen das Mißgeschick hatte, mit ihrem Schlitten von einem ungeschlachten Jungen über den Haufen gefahren zu werden, der alsbald dafür von Caspar ein Paar tüchtige Püffe empfing, was das Signal zu einer ziemlich allgemeinen Prügelei und einem großen Geschrei und Geheul gab, so rieth Amalie, in ihr Haus zu gehen, und da die Zeit zu vertreiben, und bald umschloß die kleine wohlig durchgewärmte Stube den Kinderkreis; denn wenn es Hormanns auch oft an allem fehlte, an Holz fehlte es nie, dafür sorgte Hormann mit Eifer, ohne daß es ihm etwas kostete.

Da saßen sie nun alle beisammen, die jungen befreundeten, Wallers Kinder mit dem Pflegebruder und Hormanns Kinder, und Riekchen Kroll, das schöne blonde Mühmchen — ein Häuflein von elf Kindern, alle im Alter von sieben bis dreizehn Jahren. Der alte Hormann gieng Sonntags Nachmittags ein wenig früher zum Schnaps, als an den Wochentagen, und

die Mutter Hormann war zu einer Nachbarin Spill*) gegangen. Die Kinder waren ganz unter ſich. Riekchen war alles neu, was ſie hier ſah; zuerſt wurden die Vögel durchmuſtert; auf der kleinen Dreyorgel, die zum Abrichten der Gimpel diente, wurden einige Stückchen abgeleiert: „Freut euch des Lebens, und „Befiehl du deine Wege," dann auf Caspars Verlangen, wurden die Bücher durchblättert. Die ältern Kinder konnten ſchon gut leſen, Amalie und Ottilie ſollten nächſte Oſtern vortreten und aus der Schule kommen, und ſo kamen zunächſt viele Eulenſpiegels-Schwänke zum Vortrag und wurden mit lautem Gelächter belohnt. Die rohe Derbheit dieſer Späße konnte keines der Kinder befremden oder verletzen, das ganze Buch athmete den ungeſchminkten, ja ungeſchlachten Dorf-, und Bauernton, die Natürlichkeit in ihrer höchſten Macht, doch übte es verſchiedne Anziehungskraft. Amalie freute ſich am meiſten über Eulenſpiegels Diebskniffe, Ottilie hatte ihre Luſt vor allen an den Prügeln, mit denen faſt immer die Schwänke zu Ende lieſen, und Caspar erfreute ſich vorzugsweiſe des ſorgloſen Wanderlebens des Erzvagabunden Eulenſpiegels, der keines Menſchen

*) ſpillgehen, zum Zeitvertreib, zur Unterhaltung Jemand beſuchen.

Diener blieb, und nie Höfling war, ſo viel er auch vor allen Augen hofirte.

Im Buche Fortunat wurden die Bilder, rohe Holzſchnitte unendlich bewundert; das Wunder des Wünſchhütleins, des nimmerleeren Säckels, o das zündet tief in Kinderſeelen, und entflammt Wünſche, die uns — ſind wir ehrlich genug, es einzugeſtehen, zeitlebens nicht verlaſſen. Wir wünſchen uns immer Reiſeflügel, ach — und wir brauchen immer Geld — ganz einerlei, ob wir Fürſten ſind, oder Edelleute, Bürger oder Bauern. Dieſe kindiſchen Fortunats-Träume gehen mit uns bis zur Grube. Fortunat iſt das ſinnreichſte Volksbuch.

Das Glücksrädlein aber war dieſen Kindern noch zu hoch und zu wunderlich; um ſo mehr war die Punktirkunſt begriffen und verſtanden. Sechzehn „Fragen, worauf punktirt werden kann“ lagen klar vor Augen. Und die erſte Frage gleich: Werde ich meinen Wunſch erreichen? Wie anziehend, wie bedeutungsvoll! Wie leicht die Antwort. „Du nimmſt einen Wunſch in deine Gedanken,“ ſagte Amalie, ſo zum Beiſpiel: ich wünſche mir ein neues Halstuch. Nun mache ich auf der Schreibtafel vier Reihen kleine Striche, ungezählt, nun zähle ich ſie; und wenn eine Reihe gerade iſt, mache ich zwei Punkte, iſt die Reihe aber ungerade, nur einen Punkt, ſo habe ich eine Figur. Hinten ſteht die Tafel mit den ſechzehn Figuren, die herauskommen können,

und abwärts ſtehen die Zahlen der Fragen, und ſechzehnmal die Buchſtaben a bis q. Seht meine Figur iſt ⁘, das deutet mir die Seite C. Da finde ich wieder meine Figur und die Antwort: Dein Wunſch iſt gerecht, und wird erfüllt. Iſt das nicht eine prächtige Kunſt?

Die größern Kinder, ſo vielen derſelben die Sache klar war, lachten Amalien Beifall, und es ward faſt ein Stündchen hingebracht mit ſolchen Fragen an das Schickſal, z. B. Was werde ich für eine Braut oder einen Bräutigam bekommen? Was bedeutet mein Traum? Amalie punktirte die Frage: Werde ich einſt noch reich werden? und die Antwort lautete: Suche erſt gut zu werden, dann wirſt du von ſelbſt reich, — weil in der Güte des Herzens ein größer Reichthum liegt, aber dieſen Sinn verſtand das heranwachſende Mädchen nicht zu faſſen; es nahm die Antwort faſt übel. Caspar punktirte dieſelbe Frage, und die Antwort war: Beſſer arm mit Ehren, als reich mit Schande. Dieſe Antwort klang wie ein mahnendes Vaterwort von oben an des Knaben Herz, und wirkte ſo ernſt, daß die Punktirkunſt ſtill aus den Händen gelegt wurde.

O du weiſer Araber Omar Arei Emir Tſchasmir!

Jetzt verlangte Caspar, daß Muſik gemacht werden ſolle, und Amalie griff nach der Zither, ſie nahm einen Federkiel, und ſtrich hart und rauh über die Sai-

ten, daß ſie dröhnend und ſchreiend erklangen, es war ein Mißton in ihrem Herzen, das war Schuld an ihrem ungeſtümen Spiel; allmählig ſchwand dieſer Mißton; Ottilie ſtimmte ein Lied an, das ein wandernder Handwerksgeſelle gemacht und im Dorfe zurückgelaſſen, es war ſchon Lieblingslied geworden, und hatte die andern ältern Lieder, welche Mädchen und Burſche Abends unter der Linde ſangen, ein wenig zur Seite gedrängt. Alle Kinder kannten und konnten das Lied, und es war ein hübſches Bild, draußen die ſtille Winterlandſchaft voll Schnee, der ſonntägliche Friede, und drinnen in dem kleinen Häuschen und in der kleinen Stube das Häufchen rothwangiger harmloſer Kinder die alle ſangen; die halbwüchſige recht hübſche Zitherſpielerin, und dazu die vielen Vögel, von denen auch mehrere mitſangen oder doch in den Geſang laut hineinkreiſchten.

Die Kinder ſangen zu Amaliens Zitherklängen:

„Guter Himmel darf ich's nennen
Was ich von dir haben will?
O ich will es frei bekennen:
Mittelmäßig ſei mein Ziel."

„Ich will keinen Reichthum haben,
Gieb mir nur das Mittelmaß:
Gieb mir Herr nur dieſe Gabe:
Mittelmäßig bis an's Grab."

„Großer Reichthum iſt gefährlich,
Weil er oft der Seele ſchad't,
Große Armuth iſt beſchwerlich
Weil ſie nichts als Sorge hat."

„Reiche ſind oft Wolluſtknechte,
Arme tragen Kummer feil.
Doch was ich mir wünſchen möchte
Wär' ein mittelmäßig Theil."

„Nun ich gründ' Herr, meine Bitte
Auf dein heilig Bibelbuch.
Dieſes führet mein Gemüthe
Auf den wohlbekannten Spruch:"

„Salomon der weiſe König,
Dieſes bat er Herr von dir:
Nicht zu viel, und nicht zu wenig;
Dieſes gieb, o Herr auch mir."

Harmloſes Jugendglück, wie kurz ſind deine Paradieſe? Süße Kindesunſchuld — wie bald iſt dein Frieden dahin!

Wie Mancher, der dieſes leſen wird, denkt vielleicht mit einer Thräne im Auge an ſein Dorf zurück, an ſeine Jugendfreuden im Winter, an die gebräunte Zither, an die Vögel, an die Volksbücher, an die Lieder, die durch ſeinen Kindheitmorgen klangen, und an die lieben Gefährten, mit denen er gemeinſchaftlich

ſang und ſpielte. Selige Tage! ſelbſt in Armuth und Beſchränkung — ſelige Tage!

Jenes Kinderhäuflein wuchs auf und kam auseinander, wie das wechſelvolle Schickſal die Menſchen oft weit von einander führt, in den Irrgarten des Lebens hinein, aus dem meiſt kein Ausweg, als das — Grab. Aber kaum ihrer Keines konnte jene Tage vergeſſen, die voll Glück und Unſchuld waren.

Die Frau Hormann kam nach Hauſe; ſie freute ſich, daß die Nachbars-Kinder da waren, ſie ſchenkte Riekchen eine hübſche Kuh von Holz, und lobte des Kindes ſchöne Kleider, und begann zu klagen, daß ihre Kinder ſolche Kleider nicht hätten und haben könnten. Dieß that ſie oft, unklug und unbedacht, und nicht überlegend, daß ſie damit den Samen des Neides in ihrer Kinder Bruſt warf. Auch das Silberſtück, das die Pathe dem Caspar mitgebracht, wurde betrachtet und beneidet. „Kannſt mir es laſſen!“ wurde im Scherz geſagt. Caspar verſtand aber keinen Scherz, und gab es auch nicht her. Dann klagte die Hormann gar ſehr, daß es ihr an Eiern fehle, und prieß Wallers wohlverſehenen Hühnerſtall, dann wisperte ſie Amalien was in's Ohr.

Und da wurde draußen gerufen, die Kinder ſollten nach Hauſe kommen, die Frau Muhme Kroll wolle wegfahren, da mußte Riekchen aufbrechen, ſo leid es dem

Kinde that, und Amalie wisperte dem Caspar was in's Ohr, ganz freundlich, aber feuerroth. Caspar wurde auch roth, doch er nickte freundlich. Er, der alle beherrschte, wurde von ihr beherrscht.

Wie der Schlitten fort war, trat Caspar in den Hühnerstall; es war schon dämmrich — er nahm zwei Eier, er schlüpfte an das Nachbarhaus. Hinten war ein niedriges Fensterchen, dort stand Amalie, seiner harrend — er gab und ging — es war sein erster Diebstahl — er dachte eben nichts Arges dabei, die Hühner legten ja Eier genug.

Ein Schritt war gethan, der erste Schritt nach jenem dunkeln Wege, den die Schwerbeladnen der örtlichen Volkssage wanderten, der erste Schritt auf dem schwarzen Pfad — nach Ungnadhausen. —

Böſe Geſellſchaft verdirbt gute Sitten.

Ja, Wallers Hühner legten viele Eier, obſchon es Winter war, wo die Hühner wenig legen, und die Eier theuer ſind, und es war nur Schade, daß die Eier nicht alle in die Hand der Frau Waller gelangten. Das böſe Ding, das die Eier ausſäuft, mußte, ſo ſchien es, oft zuſprechen, und Frau Waller ruhte nicht, bis ihr Mann gegen Fuchs und Wieſelchen Fallen ſtellte, um die Eier zu ſichern. Fuchs und Iltis, Frettchen und Wieſelchen, das ſind ſchlaue Thiere, es fing ſich keines, und die Eier kamen doch weg. Wahrſcheinlich vertrugen die Hühner die Eier, und legten ſie in die Gärten, in die Nachbarſcheuern, denn das Hühnervolk ſtreift gern umher. Ein Mittel gab es noch; die ältern Kinder, Ottilie und ihre Brüder, auch Caspar, mußten jeden Morgen die Hühner befühlen, ob ſie Eier le-

gen wollten; kein ganz angenehmes Geſchäft, und ganz erfolglos, denn nun wußte Caspar um ſo genauer, wie viele Eier gelegt werden würden, die nicht angegeben wurden. Schade um den ſchönen und ſonſt ſo guten Jungen, daß er ſich von Hormanns Frau und von Amalien ſo verlocken ließ, daß er ſeiner Mutter die Eier nahm, und in's Nachbarhaus ſchleppte, und ſich nicht der Sünde ſchämte, da er doch die Gebote Gottes auswendig wußte! Caspar bekam immer mehr ſchöne Spielſachen geſchenkt, die aus der Kunſtanſtalt des alten Hormann, auf dem Saurafen, hervorgegangen waren, und was man drüben ihm am Auge abſehen konnte, das ward ihm zu Liebe getban. Zu Hauſe wurde nicht gelitten, daß die Kinder im Eulenſpiegel leſen durften, auch durften ſie nicht punktiren; Frau Waller ſagte einmal, als die Kinder das Punktirbüchlein von Hormanns mit herübergebracht hatten: „Das laßt bleiben, das ſind brodloſe Teufelskünſte. Wollt ihr euer Schickſal zum Voraus wiſſen, ſo braucht ihr keinen heidniſchen Türk, Araber, Omar oder Zigeuner, da habt ihr Gottes Wort. Nehmt die Bibel oder das Geſangbuch, ſchlagt ein Blatt auf, und legt den Daumen auf einen Vers, da findet ihr alles beantwortet, treu und wahrhaftig, wie unſer Herrgott ſelbſt iſt. Seht einmal her; jetzt denke ich mir die Frage an den lieben Gott: Wird unſere Bläße gut und richtig kalben? Da

ſchlage ich auf," (und dabei ſchlug ſie die Bibel wirklich auf, und hielt den Daumen auf einen Bibelvers, und las triumphirend, denn der Zufall, oder ein böſer Geiſt, hatte wunderlich ſpielend ihren Finger auf einen Vers aus Hiob gelenkt): „Seine Ochſen läſſet man zu und mißräth ihm nicht; ſeine Kuh kalbet und iſt nicht unfruchtbar."

Das war ein abermaliger triftiger Grund, ihren Bibel-Glauben unerſchütterlich zu befeſtigen, die Kinder umſtanden ſie mit offnem Mund und wunderten ſich. Ein neues Orakel für ſie zu dem alten, bekannten.

In Wallers Hauſe waren auch keine Spinnſtuben, bei Hormanns aber kamen, ſo klein das Wohnſtübchen war, doch manchmal im Winter junge Mädchen mit ihren Rädern hin, und hinterdrein kamen auch junge Burſche.

Es iſt gegen Spinn- und Lichtſtuben viel geeifert, geſchrieben und gepredigt worden, denn die auf die Spitze geſtellt, bis zur höchſten Höhe getriebene Bevormundung des Volkes durch in ihrer Meinung unfehlbaren Conſiſtorien und dergleichen, drang mit ihrer Willkühr und Herrſchſucht bis in die Familienkreiſe hinein, und es mag auch ſein, daß die Lichtſtuben in manchem Dorfe nichts nutzten, allein in dieſem Dorfe kam nichts Unſittliches dabei vor. Die Kinder, wenigſtens die älteren, wurden dabei geduldet, und ſie fanden immer noch

ein Plätzchen, immer noch ein Eckchen und ein Räumchen, und hörten zu, wie wunderdrollige oder auch gruſsliche Mährlein erzählt wurden; ſie hörten auch Lieder ſingen und ſangen ſelbſt mit und obſchon das Thema dieſer Lieder meiſt die Liebe war, ſo war der Inhalt doch faſt immer traurig und wehmuthvoll, nicht ſinnlich und freveihaft, und ſo verdarben ſie die jungen Gemüther nicht, die ja ohnehin die geſchlechtlichen Beziehungen noch wenig verſtanden.

Die Mädchen und Burſche in den Spinnſtuben brockten zur Weihnachtszeit Pfefferkuchen in Branntwein, und aſsen davon, es mundete treflich; den Kindern wurde aber nur wenig von dieſer Delicateſſe zu Theil, ſie wurden dadurch noch keine Branntweinſoffel, es war eine groſse Gunſt, wenn ihnen auch ein Bröckchen zufiel. Aber Nüſse und Aepfel, die es auch gab, empfingen ſie zur Gnüge.

Freilich ſahen ſie auch, daſs manchmal ein Burſche den Rocken nahm, wenn einer Spinnerin der Faden geriſſen war, und daſs der Rocken mit einem Kuſs eingelöſt werden muſste, was niemals ohne groſses Sträuben, Geſchrei und Gelächter vor ſich ging, aber ſie lachten mit, und dachten ſich dabei nichts Böſes. Es war ja auch nichts Böſes. Der alte Kernſpruch, auf allen Dörfern gäng und gäbe: Einen Kuſs in Ehren kann

Niemand wehren, galt auch hier und ging von Mund zu Munde.

Nur in Caspars Bruſt regte ſich ein unangenehmes Gefühl, wenn ein Burſche Amalien auf dieſe Weiſe küßte, die nun aus der Schule war; und zu den großen Mädchen zählte. Sie war auch recht ſchlank in die Höhe geſchoſſen, und hielt ſich nett und ſauber, trotz ihrer Armuth. Es krampfte ihm das Herz zuſammen, und er hätte allemal gern dem neckenden Burſchen eine hinter die Ohren gegeben, aber das durfte er nicht wagen, er war noch ein Kropf. Auch kam es nicht allzuoft vor, daß Einer mit Amalie ſich dieſen Spaß machte, ſie war ja noch ein Backfiſch.

Am glücklichſten und zufriedenſten war Caspar, wenn Amalie auf der Zither ſpielte; dieß verſtand ſie beſſer als alle Mädchen und alle Burſche. Der Himmel mochte wiſſen, woher ſie alle die künſtlichen Griffe hatte? Eine Stadtjungfer, die drei Jahre auf der wälſchen Guitarre gelernt, hätte es ihr noch nicht gleichgethan. Die Andern, die ein bißchen zu ſpielen verſtanden, brachten nichts zu Wege, als einige Schleifer und Hopſer, aber Amalie konnte jedes Lied begleiten, und konnte neue Weiſen erfinden, daß es eine Rarität war.

Fleiß und Arbeit, Mähr und Sage, Obſt und Kuchen, Scherz und Kuß, Sang und Lieder, und dazwiſchen auch etwas Branntwein mit eingetauchtem

Pfefferkuchen oder Syrupbrod — dieß ſind die Elemente, aus denen eine Licht- oder Spinnſtube in den Dörfern des mittlern Deutſchland beſteht. Sie iſt nicht gerade ein Sittenſpiegel und eine Tugendſchule für das heranwachſende Geſchlecht, ſie iſt aber auch kein Ort des Verderbens, und man braucht ſie dem Volke nicht zu verbieten, ihm nicht ſeine Freuden zu verkümmern.

Jedes deutſche Dorf hat ganz gewiß mehr gute und brave Bauern und Bäuerinnen als ſchlechte, verdorbene und liederliche, und in den Spinnſtuben ſind Alle geweſen; Alle haben mit gelacht, mit geküßt, mitgetrunken. Ländlich, ſittlich: und nur ſelten und ausnahmsweiſe: ländlich — ſchändlich.

Andre Orte ſind es, wo die Menſchen ſündig werden, den ſchlimmſten Ort trägt jeder mit ſich herum: ſein eignes Herz, die ſündige Neigung. Dieſe hieß man Erbſünde zu den Zeiten, als man beim Täufling noch den Teufel austrieb, und viele ſehr gelehrte Männer haben viele ſehr gelehrte Bücher über die Erbſünde geſchrieben, ſich auch gar heftig über ſie geſtritten.

Die Erbſünde war und iſt der eigentliche böſe Geiſt im Menſchen, die Neigung zu ſündigen, zu täuſchen, zu trügen. Eh man ſich's verſieht, lügt ein Kind, ohne zu wiſſen, was Lüge iſt. Und dieſe Neigung iſt immer noch ein großes, ungelöſtes Räthſel —

„Wenn ich nur in aller Welt wüßte," ſagte Frau

Waller im Beiſein ihres Mannes, ihrer Kinder, ihres Geſindes, an einem Mittag bei Tiſche, als gerade Linſen aufgetragen wurden: „Wer über meine Erbſen und Linſen geht? Es iſt nicht richtig — es fehlt fort und fort, ich zerbreche mir bald den Kopf darüber.“

„Mutter!“ rief die kleine Gretlies ganz trocken: „ſchlage doch die Bibel mit dem Daumen auf! Steht's nicht drinnen?“

Alle mußten lachen, nur Caspar lachte nicht. Sein Herz klopfte. Es war das erſtemal, daß er fühlte, Unrecht gethan zu haben, denn er wußte wohl, wohin der Mutter Erbſen und Linſen gewandert waren.

Er hatte ſeit einiger Zeit mehrere ſehr ſchöne Vögel von Hormanns geſchenkt erhalten.

„Wenn eins von meinen Kindern etwas verpaſchkeit, ſo ſchlage ich's todt! ſagte der Bauer Waller mit großem Ernſt und großer Ruhe. Das fuhr dem Caspar wie ein Meſſer durch's Herz, denn der Vater war nicht der Mann, welcher viele Worte machte; was er ſagte, war wahr, und was er verſprach, das hielt er, was er drohte, das hielt er auch. Wenn ich's geſtehe, ſchlägt er mich todt, dachte Caspar voll ſchwerer Herzensangſt, und gelobte ſich innerlich das hartnäckigſte Schweigen.

Unterdeſſen hatte Waller einige Biſſen gegeſſen, dann ſagte er wieder mit einem ſcharfen Blick auf den

Knecht und die Magd: „Und wenn Wer von meinem Geſinde ſtiehlt, das wird auf der Stelle aus dem Hauſe und aus dem Dorfe gejagt mit Schimpf und Schande.“

Der Knecht Peter wurde über dieſe Worte blutroth und legte die Gabel hin.

„Peter, Du wirſt roth!“ ſagte Waller, und ſah den Knecht noch ſchärfer an.

„Was ſeht Ihr mich ſo an?“ antwortete Peter. „Ihr werdet doch nicht denken, daß ich —?“

„„Ich kann denken, was ich will! Meine Gedanken ſind mein!““ antwortete Waller.

„Und vor der Thür' iſt mein!“ antwortete der Knecht. „Ich laſſe mich nicht vor einen Spitzbuben anſehen. Ich bin ehrlicher Leute Kind, und bedanke mich Eures Dienſtes. Peterstag ſcherze ich.“ —

„Ich kann's auch ſo machen,“ nahm die Magd das Wort. „Man weiß nicht eher, wo der Beſen gut iſt, bis daß er abgekehrt iſt.“

„Nu nu! Ein Wort iſt ja kein Wort!“ verſuchte Frau Waller zu begütigen, ſie hatte beſſeres Geſinde noch nie gehabt, als dieſen wirklich redlichen und frommen, wenn auch etwas beſchränkten Knecht, dieſe brave, treue und fleißige Magd.

Wer gute Diener gern ſcheiden ſieht, meint es mit ſich ſelbſt nicht gut.

Aber Waller war einmal ärgerlich und ſagte: „Meinetwegen, ich halte Niemand.“

„Ach geh', Alter!“ verwieß ihm das die Hausfrau: „Man muß nicht Schrammen mit Wunden heilen!“ — Das Geſinde ſchwieg; kein's aß mehr einen Biſſen. Verſtimmt wurde der Tiſch aufgehoben. Caspar hatte das Tiſchgebet noch niemals ſo ſchlecht und ſtammelnd geſprochen, wie er heute that. — Der Hausfriede war geſtört, das Band des Vertrauens, das bisher Brodherrſchaft und Geſinde an einander knüpfte, war gelockert und gelöſt. Jedes that zwar ſeine Pflicht, aber nicht mehr mit Freude, und wo bei einem Dienſt die Freude fehlt und das Gernthun, da iſt's nur ein halber Dienſt, und nur eine Frohn um Lohn. Das geht aber nicht blos ſo in Bauernſtand, das geht ſo bis zum höchſten Dienſt — ja bis zum Gottesdienſt. Ohne Vertrauen keine Luſt und Liebe, keine Freudigkeit! —

Vater und Mutter ſelbſt gaben einander weit öfter als ſonſt unfreundliche Worte, und die Kinder bekamen mehr Gezanktes als ſonſt, wenn ſie nur halbweg unartig waren, und nicht aufs Wort gehorchten. Die armen Kleinen wurden ganz ſcheu. Sonſt waren Knecht und Magd immer gut mit ihnen geweſen, hatten ihnen manchen Spaß gemacht, ihnen Vieles zu Willen gethan, das hörte alles auf. Der Knecht ließ

die Knaben nicht auf die Pferde ſitzen, wenn er dieſe zur Tränke ritt, und die Magd gab ihnen nicht von der lauen Milch zu trinken, wenn ſie molk. „Es darf nichts fehlen,“ ſagte ſie: „die Frau könnte denken, ich betröge ſie. Wo Furcht iſt, da iſt Ehre.“

Das kam alles von den Erbſen und Linſen, die Caspar heimlich zu Hormanns geſchleppt. Aber je trüber das Hauswetter bei Waller war, um ſo weniger gern waren und blieben die Kinder im Hauſe, um ſo öfter waren ſie bei Hormanns, oder ſie liefen auch viel im Felde herum. Die Knaben Wallers und Andres begleiteten die Knaben Hormanns auf die Schweinehut, und dann in den Wald: da lehrte ſie der alte Hormann die mancherlei Künſte des Vogelfangs, und keines der Kinder begriff ihn beſſer als Caspar, während Andres lieber bei den Schweinen blieb, und dieſe hüten half; ſeine Natur neigte ſich zu merklicher Faulheit hin, und er kannte keinen größeren Genuß, als wenn er ſich, ſo lang er war, (und er war auffallend lang gewachſen) in Gottes ſchöner Sonne auf den Raſen legen, und ſich von ihr warm ſcheinen laſſen konnte. Hann Görg und Heinrich liefen mit den größern Jungen, oder beſchäftigten ſich mit Spielen auf eigne Hand.

Dieſes alles geſchah natürlich nur zu der Zeit, wenn die Kinder nicht in der Schule oder Sonntags in der Kirche waren; im Sommer zur Aerntezeit hal-

ten ſie aber ſechs Wochen lang Ferien, und den ärmern Kindern, die ihren Aeltern im Felde helfen mußten, war noch größere Friſt von der Schule gegeben. Aber Wallers Kinder brauchten nicht im Felde zu helfen, und Hormanns hatten kein Feld, mindeſtens kaum ſo viel, ein wenig Korn für den halben Bedarf und Kartoffeln für den ganzen zu bauen. Das fehlende Korn lieferte der Ertrag für das Hüten der Schweine, denn baare Zahlung wurde für ſolches nicht geleiſtet. Ottilie wuchs ſehr heran, und half der Mutter fleißig in Haus und Hof, Keller und Küche, aber ihr Weſen entwickelte ſich nicht gut und kindlich. Sie hatte etwas Herriſches, Barſches, Patziges. Sie fühlte, daß ſie nur Stieftochter war, und bildete ſich ein, ſie müſſe dieß die Stiefmutter auch fühlen laſſen, obgleich Frau Waller gegen ſie nicht minder gut war, wie gegen die eignen Kinder, freilich aber auch nicht minder ſtreng. Frau Waller war gerecht, aber wie oft geſchieht es, daß Gerechtigkeit den Anſchein der Härte gewinnt, und daß Liebe ausſieht, wie des Haſſes Zwillingsſchweſter!

Gaſpar konnte des Vaters Drohwort nicht aus dem Gedächtniß bringen. Wenn er es erfährt, ſchlägt er mich todt. Daran dachte er fort und fort, und dennoch that er fort und fort, was nicht recht war, eine lange lange Zeit.

Spielſachen brauchte er nicht mehr; er konnte

ſelbſt ſchnitzen und drechſeln, das hatte er dem alten Hormann abgeſehen, und fertigte ſeinen kleinern Geſchwiſtern manches Spielzeug. Vögel brauchte er auch nicht mehr, denn wenn er deren haben wollte, fing er ſie ſelbſt.

Ein andrer Magnet, als Kinderei und Vogelſang, feſſelte ihn an das Nachbarhaus, an die Nachbarfamilie, an Hormanns ſchöne Tochter, Amalie; ſie war es, die ihm am meiſten feſſelte. Im reifenden Jüngling erwachte mit unbändiger Kraft die ſinnliche Neigung; Amalie, die ein Jahr älter war, wußte das, ſie kannte ihre Macht, ſie benutzte ſie — zu ihrem und zu ihrer Aeltern Vortheil, zu ſeinem Verderben. Ihr Gewiſſen war leicht beſchwichtigt. Wallers haben es ja, ſie ſpüren es nicht, wenn was fortkommt, ob ein Schinken, ob ein Paar Würſte mehr im Schornſtein hängen oder nicht, was ſchadet das? Frau Waller hat immer noch alten Speck übrig, wenn friſch geſchlachtet wird. Sie ſchlachten d'rüben drei fette Schweine. Wir können kein's ſchlachten. Sie bauen ſo viel Flachs, daß er unmöglich alle verſponnen werden kann; wir haben kein Land zu Flachs. Und was thun ſie mit ſo vielem Flachs? Frau Waller hat alle Kiſten und Kaſten voll Linnen, voll Tiſch- und Bettzeug und unzählige Weißwäſche. Da werden ſie nicht davon ſterben, wenn manchmal der Caspar ein Paar Kaulen Flachs

mir giebt, daß ich mir ein Brauthemd ſpinne. Wer weiß, ob nicht einmal ohnehin ein Theil davon mein wird? Gaspar kann mich ja heirathen.

Solche Gedanken hatte das junge Mädchen. Seit einiger Zeit hatte ſie auch ein ſchönes neues Halstuch. O goldne Punctirkunſt! O weiſer Araber Omar Arei Emir Iſchasmir! — Gaspar ſtahl immer mehr; die Mutter merkte es, und — ſchwieg. Seit jenem Verdruß, der den Hausfrieden ſo herb und widrig geſtört hatte, ſagte ſie kein Wort wieder, wenn was fehlte; ſie trug es ſtill, aber ſie härmte ſich, und ihre Geſtalt verfiel.

Ein Gotteslängner.

Wo Segen iſt, da kehrt Segen ein, und wo Fluch iſt, kehrt der Fluch ein. Dieſes Wort ſteht nicht in der Bibel, aber es lautet gerade ſo, als müſſe es d'rinnen ſtehen.

Es war der Tag Petri Stuhlfeier, die Zeit des Dienſtbotenwechſels, Knechte und Mägde ſcherzten *),

---

*) Der Ausdruck ſcherzen in Mitteldeutſchland für Abziehen des Geſindes auf den Dörfern ſprachüblich, hat ſeinen Grund in der Bedeutung des Worts in der deutſchen Sprache des Mittelalters. Da heißt ſcherzen ſo viel als thieriſch ſchreien, jauchzen, blöken, wie Eſel, Pferd und Rind; weil ſolches Geſchrei auf vielen Dörfern üblich war, zum Theil noch iſt, und durch den Uebermuth des Geſindes verübt wird.

Wenn Knechte und Mägde wußten was dieſes Wort

das heißt sie zogen ab, tauschten die Herrschaften, neue zogen an die Stelle der Abgegangenen an. Das Dorf hallte von Jauchzen wieder, Freudengeschrei, die alte Herrschaft und Knechtschaft los zu sein, Freiheit zu athmen, wär's auch nur auf einen Tag oder zwei Tage — ja man vernahm auch Peitschenknall und vielfache Schüsse. Es schoß wer Lust hatte; die Kinder hatten sich Pusser aus alten Schlüsseln gemacht, welche in Ermangelung eines Schlosses mit aufgelegten Stückchen Feuerschwamm entzündet wurden. Vielen Scheidenden gab ihre Kameradschaft das Geleite eine gute Strecke, doch nicht weiter bis an das Wirthshaus des nächst gelegenen Dorfes, wo noch eine starke Letze Bier oder Branntwein, zum Valet getrunken wurde.

Wallers Gesinde wäre geblieben, wenn der Herr es über seinen Bauernstolz vermocht hätte, ihm nach jenen Vorfall ein einziges begütigendes Wort zu sagen, wenn er nur gesagt hätte: Ich meine es nicht so, ich

---

Scherzen bedeutet, sie würden sich dafür bedanken, und es nimmer brauchen — oder doch nicht thun. Aber — wer hat ein Recht, ihnen ihre Freiheit, Freude zu wehren? Einen Tag Freiheit im ganzen Jahr — die bleibenden hatten auch den nicht — das ist doch sehr wenig.

traue euch. Laßt's ungesprochen sein, was ich gesagt. Aber nein, das hatte er nicht gesagt, sondern: „Wer mir den Stuhl vor die Thür setzt, der kann auch hinaus gehen, und sich draußen setzen, hart oder weich, wie das Glück ihm gut ist."

Diese gingen, Andre kamen, und die Kinder, die unverständigen, freuten sich des Wechsels, freuten sich auf den neuen Knecht, auf die neue Magd: die Jungen hatten Hoffnung, die Pferde nun wieder zur Tränke reiten zu dürfen, die Mädchen konnten wieder frische Milch zu trinken hoffen.

Als der neue Knecht Adam ankam, taumelte er ein Wenig, vom Geleit seiner Kameraden im nächsten Dorfe. Seine Augen glänzten stark, ob von Rührung über seinen Abschied, ob vor Freude über seine Ankunft, das wußte man so eigentlich nicht zu sagen. So viel stand fest, er hatte eine sehr rothe Nase und auf der Stirn eine blutrothe Narbe, wahrscheinlich von einer Schlägerei als Wahrzeichen und Denkzettel davon getragen.

Die neue Magd war eine dicke Trolle, die wenig sprach, aber außerordentlich gern lachte.

Beide waren mit den Kindern im Hause bald vertraut, besonders mit Caspar; in dessen Natur lag überhaupt viel Anschmiegsames, ein Bedürfniß nach Liebe, nach Zutrauen, nach Freundschaft. Er konnte

sich unglücklich fühlen in dem Gedanken, daß Jemand ihm aufsäßig und widerwärtig sei. Er wäre für einen Feind durchs Feuer gelaufen, um diesen zu versöhnen.

Und gerade dieser Charakterzug war es, der dem Caspar so viel unbewußte Macht über Andere einräumte; sie folgten ihm, weil sie ihn liebten, sie liebten ihn, weil er ihre Liebe so reichlich mit der eig'nen vergalt. Nur Ottilie, wie sie älter ward, sagte sich im Stillen von dieser Liebe und von seiner Herrschaft los, denn sie war selbst herrschsüchtig, und da sie ein oder anderthalb Jahre älter war, was in diesem Jugendalter zwischen beiden Geschlechtern einen großen Unterschied macht, so blieb das geschwisterliche Verhältniß zwischen ihr und Caspar kein ganz ungetrübtes, sie zankten sich bisweilen, und Ottilie, das starke Mädchen, ließ wohl auch den Caspar die Wucht ihrer Fäuste und Nägel fühlen, was er nach Kräften erwiederte.

Mit dem neuen Knecht war kein guter Geist in Wallers Haus gekommen. Anfangs merkte Niemand Etwas, er war fleißig, gieng gut mit dem Vieh um, und hielt sich mäßig; auch fiel es nicht auf, daß er sich meist außerhalb der Stube zu schaffen machte, wenn Abends aus der Bibel vorgelesen wurde.

An einem Sonntag waren Wallers, Vater und Mutter, hinüber zur Base geladen, aber weil in deren Orte eine Kinderkrankheit herrschte, so durften die Kin-

der nicht mit in das Nachbarsdorf herüber kommen, ſondern mußten, zumal auch ſchlechtes Wetter war, zu Hauſe bleiben. Es regnete den Nachmittag ſehr, und die Stube bei Wallers war voll, denn die Nachbarskinder kamen auch herüber und Knecht und Magd feierten.

Caspar holte die Bibel vom Karnrück, um den Geſpielen die Bilder zu zeigen. Adam, der Knecht, zog ein höhniſches Geſicht, als er die große Bibel, es war die Erneſtiniſche sah, und ſagte: „Na, da habt ihr einen ſchönen Wälzer, an dem Joch hat ja ein Stier zu ſchleppen. Verſteht ihr denn, was d'rinnen ſteht? Nichts verſteht ihr von alle den Fabeln.“ — Die Kinder und Irine, die Magd, ſahen den Knecht groß an, aber die letztere brach in ein dummes Gelächter aus, das ſie zu allem aufſchlug, was geſagt wurde, es mochte ernſt oder beluſtigend ſein. Sie lachte, wenn ſie hörte, daß Jemand geſtorben ſei, und lachte, wenn die Nachricht kam, es brenne irgendwo. „Er ſcheint wenig Religion zu haben, Adam,“ ſagte Amalie zum Knecht, und dieſer erwiederte: „Was iſt Religion, meine liebe Jungfer Hormann? Ein Joch, das uns die Pfaffen auf den Nacken legen. Was iſt die Bibel? Menſchenmachwerk.“ Irine lachte ganz unbändig.

Die ruchloſen Gedanken aber, die Adam ausgeſprochen, dünkten ſelbſt den Kindern abſcheulich, und

forderten die heftige Widerrede heraus. Ottilie nahm das Wort, und ſagte ſcharf: „Der Adam glaubt wohl gar nicht an den Schöpfer?“ während Caspar den Kindern die ſchönen Bilder der Schöpfungsgeſchichte zeigte.

„Es iſt alles blinder Nebel, es iſt alles nicht wahr!“ verſetzte frech der Knecht. „Moſes hat das alles nur ſo ausgeſonnen, was in den fünf Büchern ſteht. Ja, wenn wir lieber das ſechſte Buch Moſes hätten, das wäre geſcheiter, da ſteht d'rinnen, wie man die Geiſter citiren und Gold machen kann.“

„Sind die Gebote nichts, die Gott auf dem Berge Sinai dem Moſes gab?“ fragte wieder Amalie.

„Gott war gar nicht droben,“ belehrte der Knecht. „Der Sinai iſt ein feuerſpeiender Berg, deswegen ſind immerfort Wolken und Blitze droben. Moſes machte den Juden weiß, es ſtecke der Donnergott hinter den Wolken, damit ſie Reſpekt vor ihm haben ſollten, als er ihnen die Geſetztafeln brachte, es war aber weiter nichts dahinter.“

So ſtreute dieſer Knecht mit Frevelworten der Gotteslängnung und Bibelverachtung einen Giftſamen in die Herzen der Jugend, der mehr oder weniger keimte und Wurzel ſchlug. Keineswegs iſt der Sinai ein feuerſpeiender Berg, aber Adams dummer und ſtumpfſinniger Unglaube hatte ſich das ſo eingeredet.

„Woher haſt Du denn die rothe Schramme auf deiner Stirn?“ fragte Hann Görg den Adam.

„Das iſt mein Kainszeichen,“ erwiederte dieſer mit herzloſem Hohn. „Ich habe eine Schlägerei mit meinem Bruder gehabt um eine Dirne, da hat er mit der Axt nach mir gehauen, und hätte mir weiß Gott das Lebenslicht ausgeblaſen, wenn ich ihn nicht in dem Augenblick als er mich traf, mit dem Knittel ſo auf den Kopf gehauen hätte, daß er zuſammenkrachte und das Wiederaufſtehen vergaß.“

„Du haſt ihn doch nicht gar todt geſchlagen?!“ riefen entſetzt die Mädchen.

„Nicht anders, ich habe! Wer einen Andern zur Hölle führen will, muß ſelber vorangehen!“ verſetzte Adam ſo ruhig, als ſei die Rede von der gleichgültigſten Sache. Irine wollte ſich ausſchütten vor Lachen.

Die Kinder blickten den Brudermörder mit Grauſen an; es wurde ihnen unheimlich in ſeiner Nähe, er aber rauchte ſeinen Stummel mit Behaglichkeit, und fuhr fort, ſeine Geſchichte zu erläutern.

„Ich hab's ſchwer genug abgebüßt. Drei Jahre hat die Unterſuchung gedauert: drei Jahr ſag' ich euch — das iſt ſo Mode bei unſrer Juſtiz, hübſch langſam voran! Da Niemand zugegen war bei dem Vorfall, ſo glaubten die Richter meiner Ausſage nicht, daß meine That offenbare Nothwehr geweſen, obgleich

mein klaffender Hirnſchädel klar und bündig genug davon zeugte, und ſchleppten mich von einem Verhör in's Andre. Mehr als einmal ſagten mir meine Wärter und Wächter, ich könne mich auf's Schaffot und Schwert gefaßt machen, endlich ward Gnade geübt, aber was für eine Gnade? Zehnjährige Zwangsarbeit im Zuchthaus und in Ketten, doch mit Anrechnung der Unterſuchungshaft. Und ich habe ſie abgeſeſſen, dieſe zehn Jahre, kein Beten hat mich erlöſt, kein Gott hat mir geholfen, kein Menſch auch nur einen Tag an dieſer ewig langen Strafzeit mir geſchenkt."

Das war ein neuer aber höchſt unſeliger Kreis von Ideen, der an dieſem trüben Nachmittage den Kindern aufging. Sie hatten nichts gewußt von den ſchweren Sünden der Religions- und Gottesverläugnung, des Mordes, ja des Brudermordes; ſie kannten dieſen nur aus der Bibel. Jetzt trat ihnen das Entſetzliche nah, hier war ein leibhafter Mörder, mit ihnen unter einem Dache; ſie konnten das Schauderhafte dieſes Gedankens lange nicht loswerden, Caspar ging hinauf in ſeine Kammer, ſein weiches Herz war am ſchmerzlichſten berührt, ſein Gewiſſen ſtand vor ihm mit warnendem Finger, er warf ſich auf ſeine Kniee nieder und betete: „Gott! Gott! Vater im Himmel! Vergib mir meine Schuld, und laß mich keinen Mörder werden! Amen!" —

Des Jungen Seele war nicht ohne Sünde, aber Gott hört auch das Gebet des Sünders an. Wenn nur Reue Dauer hätte, und gute Vorsätze in Erz gegossen werden könnten! Wenn nur Amalie nicht gewesen wäre, nicht das stete Beisammensein und sich sehen, und der stete Mangel drüben, und im Aeltern-hause nicht der Mensch, der keinen Gott glaubte, und doch die Kinder an sich zu ziehen wußte auf eine eigenthümliche Weise. —

Als die Kinder damals den Aeltern erzählten, was sie gehört von Adam, entsetzten sich diese, und Walter wusch dem Knecht den Kopf gehörig, verbot ihm, je wieder die Stube zu betreten, wenn die Kinder allein in derselben wären, nie wieder über das Wort Gottes zu spötteln, und rieth ihm dabei an, sich bald möglichst nach einer andern Herrschaft umzuthun. Adam hörte das alles schweigend, und sagte weder ja noch nein dazu. Knall und Fall konnte Walter den Knecht nicht aus dem Hause jagen, schon wegen der Arbeit nicht, oder er hätte jenem nicht nur den ganzen bedungenen Jahrlohn, sondern auch auf eine gewisse Zeit die Kost geben müssen. Das wollte er doch auch nicht, zum Wegwerfen hatte er's nicht.

Es kamen die für den Landmann so schweren Jahre 1816 und 1817. Nässe, Ueberschwemmung, Mißärnte, Theurung, Hungersnoth, Krankheiten, Zerrüttung trat

ein in mancher Familie. Auch die Familie Wallers blieb nicht unberührt von dem Weh, das Tausende traf.

Ach so manches heilig aufbewahrte Geldstück, Liebesgaben frommer Pathen, auch Erbtheil theurer Aeltern oder in guten Tagen Zurückgelegtes, es mußte angegriffen und verstoßen werden.

Andres Strack, der Pflegesohn, mußte aus dem Hause scheiden um sein eignes Brod zu verdienen. Er bekam eine Stelle als Hirtenjunge im Dorfe Herpf ausgemacht, die er alsbald antrat.

Die Lade mit den guten Sachen und den Sonntagsröcken der Frau Waller stand oben in der Kammer neben der Stube. Diese Lade war bunt bemalt und oben darauf, auf den Deckel, hatte des Schreiners Hand sinnig geschrieben: Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein stilles Grab.

Dieser schöne Zuruf hatte aber den Caspar doch nicht abgehalten, mit verwegener Hand und mittelst eines Nachschlüssels die Lade zu öffnen, und den kleinen Sparschatz seiner Mutter zu bestehlen; denn Amalie hatte ihm mit Thränen geklagt, daß sie nächstens mit ihren Geschwistern werde betteln gehen müssen, und daß sie kaum noch ein ganzes Hemde habe, und wenn Caspar ihr nur etwas Geld schaffen wolle, so wolle sie ihn dafür ewig, ewig lieb haben.

Caspar ſchauderte vor dem Gedanken an das Bettelngehen. Dieſes Mädchen, das er, das ihn ſo lieb hatte, konnte er ſich unmöglich als Bettlerin denken, Preis gegeben allem Hohn übermüthiger Reicher, aller Demüthigung, ja aller Schande. Du mußt etwas für ſie thun! ſagte er ſich ſelbſt, und iſt's eine Sünde, ſo wird Gott ſie verzeihen. Und ſo that er, was nicht recht war; nicht einmal — mehrmal, bis ſeine Mutter über ihren Kaſten kam, und mit tiefem Leid entdeckte, was geſchehen.

Die arme Frau weinte einen ganzen Tag, aber ſie verbarg ihre Thränen vor dem Mann, der ohnehin immer mürriſcher wurde; ſie hatte längſt einen ſtillen Verdacht auf Caspar, der aber ihr Liebling war, und ſie wollte ihn dem Zorn des Vaters nicht ausſetzen. Sie konnte ſich wohl denken, wo der Knabe alles hintrug.

Sie nahm den nun zwölfjährigen Sohn mit in die Kammer, ſie nahm ihn bei der Hand, ſie deutete, während ihr die Thränen ſtromweiſe über die bleichen, gramgefurchten Wangen ſchoßen, auf den Spruch: Ueb' immer Treu und Redlichkeit, und blickte den Caspar voll tiefen Mutterſchmerzes an. Der Knabe zitterte.

„Caspar! Hat dieſer Denkſpruch nicht dich abhalten können, deine Mutter zu beſtehlen?“ fragte ſie. „Caspar, was ſpricht dein Herz? O du Unglückskind!

Wir haben dich in der Furcht Gottes erzogen, und du haſt dem Satan deine Seele verpfändet!"

„Ach Mutter! — Um Gotteswillen! — Ach Mutter!" ſtammelte der Knabe, und Thränen brachen aus ſeinen Augen.

„Was haſt du genommen? Wie viel haſt du genommen? Wohin haſt du es getragen? Rabenſohn! Sag' es aufrichtig oder ich rufe gleich den Vater!"

„„Ach, Mutter, nur das nicht!"" flehte Caspar. „Er ſchlägt mich ſonſt todt."

„„Wäre dir am Ende beſſer, als wenn du am Galgen ſtirbſt!"" zürnte Frau Waller.

Dieſer kleine Zeitirrthum war der armen Frau zu verzeihen, ſie dachte nicht daran, daß in unſerm civiliſirten Herzen Deutſchlands Niemand mehr gehenkt wird. — Kaum ſieht man noch auf irgend einem kahlen Hügel öde Trümmer dieſer Reliquie aus der ſchönen Aera der peinlichen Rechtspflege. Caspar bekannte alles; er legte das Gelübde in die Hände ſeiner Mutter, nie wieder einen Kreuzer anzurühren, der nicht ſein Eigenthum wäre, und allen Umgang mit Hormanns zu meiden. Keins von drüben ſollte wieder über Wallers Schwelle, unter dieſer Bedingung ſolle der Vater dieſesmal noch nichts erfahren, auch die Geſchwiſter ſollten nichts wiſſen.

Frau Waller handelte unklug in allen Stücken,

indem ſie ihrer mütterlichen Liebe zu dem jungen Verbrecher nachgab. Eine exemplariſche Züchtigung durch des Vaters Hand hätte ihm mehr gefrommt, als die weiche Vergebung; der plötzliche Abbruch allen nachbarlichen Verkehrs mit Hormanns mußte auffallen und drüben böſes Blut machen. Die Gemeinheit verzeiht es nie, wenn Andre ſich für beſſer halten, als ſie ſelbſt.

Hormanns hatten nach gerade angefangen, ſich ein wenig zu erholen. Leute die gar nichts mehr zu verlieren haben, befinden ſich in ganz ſchlechten Zeiten meiſt beſſer als die Wohlhabenderen, die fort und fort einbüßen. Was erſt als Laſt gedrückt hatte, half jetzt die Laſt erleichtern. Amalie packte tüchtig mit an in der Wirthſchaft, ſchleppte fleißig Holz aus dem Walde bei, ſpann und nähte. Die Jungen lernten Spielzeug ſchnitzen, für das ſich, trotz der ſchlechten Zeiten, neue Abſatzquellen gefunden hatten. Der alte Hormann gab das Schweinehüten ganz auf, weil es in dem naſſen Jahre 1816 ſeiner Geſundheit nicht zuträglich war, und trieb wieder neben der Schnitzerei ſein Handwerk, und wenn er auch keine neuen Wagen und Schiebekarren machte, ſo beſſerte er doch die alten aus und verdiente manchen Groſchen.

Mit Wallers hingegen ſchien es rückwärts zu gehen. Er verkaufte einige Grundſtücke, das war ſchon kein gutes Zeichen; die Frau Waller fing an zu kränkeln;

ſie war gar nicht mehr die Frau, die ſie ſonſt geweſen. Die Hormann hingegen, die blieb ſich gleich, ein reſolutes Weib, voll Courage, und wehe dem, der mit ihr anband. Vor ihrem Schwertmaul kam keiner auf. Auf die Wallers hatte ſie einen entſetzlichen Grimm, ſeit ihre Kinder nicht mehr hinüber und Wallers Kinder nicht mehr zu ihr herüber durften.

Aber Caspar und Amalie? Die kamen doch zuſammen, ſie ließen nicht von einander, ſie ſahen ſich jetzt nur ohne Zeugen, im Schoos des Geheimniſſes, im Dunkel der Nacht — das war nicht gut. Caspars Mutter ahnete es wohl, ſie ließ es voll ſtillen Grams geſchehen. Was konnte ſie thun, es zu verhindern?

Eines Abends ging der Knecht Adam die Bodentreppe hinauf, um in ſeiner Kammer die Tabackspfeife zu holen, die er vergeſſen hatte, er war nicht hörbar aufgetreten. Plötzlich ging die Thüre der Räucherkammer auf, und Caspar trat heraus, ein Paar geräucherte Bratwürſte in der Hand.

„Guten Appetit!“ ſprach Adam. Caspar erſchrak. „Verrathe mich nicht! Ich will mit dir theilen!“ ſagte er. „Danke ſchönſtens!“ ſchlug Adam aus. „Ich will deinen Schatz nicht berauben.“ Weiß ſchon, Wer die Würſte kriegen ſoll. Nächſtens will ich dir eine ſchöne Geſchichte von Bratwürſten erzählen!“

„Halt's Maul!“ ſagte Caſpar und eilte die Treppe hinab.

Eine Stunde ſpäter ſtand Adam unterm Hollunderbaum und hielt ein Mädchen zärtlich in ſeinen Armen, die ſeine Küſſe duldete. Und er flüſterte: „Caſpar hat die Amalie gern, er ſchleppt viel hinüber.“

„O ich weiß, leider, leider!“ ſeufzte das Mädchen.

Da rauſchte es in der Nähe, Caſpar ſprang über den Zaun, er rannte am Baum hin, er ſtieß hart an das Paar an.

„Donnerwetter! Wer da!“

„„Halt's Maul!““ ſprach Adam höhniſch, indem er ganz Caſpars Ton und Stimme nachahmte, mit der dieſer vorhin dieſelben Worte geſagt.

„Adam du? Und Du Ottilie?“ rief Caſpar halblaut, erſchrocken, betäubt, voll Grimmes. Die Schweſter in ſolchem Beiſammenſein mit dem Knecht zu treffen, beleidigte ihn bis in's Innerſte, aber was half's, war er doch ſelbſt auf böſen Wegen und in des Knechts Gewalt. Er ſagte kein Wort weiter, und ging ſtillgrimmig durch die Hofthüre in das Haus.

Ottilie ſchämte ſich äußerſt, daß der Bruder ſie ſo getroffen; ſie machte ſich mit Unmuth von Adam los, und wollte Caſpar nach. Adam hielt ſie noch an der Hand feſt.

„Laß mich los,“ ſagte Ottilie entſchloſſen und riß

mit kräftigem Ruck ihre Hand aus der seinen, und da Adam sie noch am Rocke hielt, sagte sie: „Laß mich gleich los, oder ich gebe dir eine Ohrfeige. Es ist eine Sünde, daß ich da außen bei dir stehe, soll auch nicht wieder sein!“ Damit entschwand sie.

„Sünde? Dummheit!“ murmelte Adam, allein im Garten stehend, der kein Paradies war. „Du entgehst mir nicht Täubchen! — Sünde? O Aberglaube, o Gottesfurcht, o blinder Nebel!“ —

Der Bratwurſtfreſſer.

Es war Kirmſe; die Familie Waller ſetzte ſich zu Tiſche, es gab Klöße, Bratwürſte und Kraut; ein Feſteſſen; zum Beſuch war Niemand da, als die Baſe mit Riekchen, das immer hübſcher wurde, und das artigſte Bauernkind war das man ſehen konnte. Keinen Kirmſengaſt zu haben wäre eine Schande geweſen, gleichwohl war es eine trübſelige Kirmſe. Die Zeit drückte allzuſchwer, nur kirchlich wurde das ſonſt ſo frohe, ſo geräuſchvolle Dorffeſt dieſesmal gefeiert und in dem ſtillen Kreiſe der Familien; die jungen Burſche hielten keinen Tanz, kein Gelag. Pfarrer und Schulze hatten gerathen ſolches zu unterlaſſen. Der Pfarrer hatte in der Kirmſenpredigt, bei der ihm freie Textwahl zuſtand — denn außerdem ſchrieb das Conſiſtorium dem Pfarrer hübſch die Texte auf das ganze Jahr vor, damit dieſe ja immer die Allmachtshand über ſich fühl-

ten, und zu keiner freien selbstständigen Regung gelangten — das Gebet Nehemiä gewählt, das aufgezeichnet ist im zweiten Buch der Maccabäer, Kapitel 1. Vers 24 bis 27 und hatte es ausgelegt auf die schwere mißliche Zeit; er hatte mehr zur Buße ermahnt als zur Freude, und die Predigt hatte auf alle Hörer tiefen Eindruck gemacht.

Bei Tische in Wallers Hause war die Stimmung eine ganz leidliche. Der Bauer Waller trug sich mit neuen Plänen, sein Hauswesen zu verbessern; die Mißärnten hatten damals viele Bauern muthlos gemacht, daß sie am Segen Gottes durch den Erdboden verzweifelten: die alten Vorräthe waren zum Theil verkauft, neue nicht vorhanden; der Staat verlangte seine Steuern nach wie vor, der fragte nicht; habt ihr was oder habt ihr nichts? — Kommt ihr vorwärts oder zurück? —

Viele kamen zurück. Waller dachte ernstlich daran, den besten Theil seiner Grundstücke zu verkaufen, davon einige Schulden zu bezahlen, und den Rest des Kapitals in die Anlage einer Branntweinbrennerei zu stecken.

Der Mensch baut immer am Luftschloß schöner Hoffnungen, es soll immer besser werden — es wird selten besser. Hoffnungen trügen, Erwartungen sind Blasen auf dem Wasser, wie bald zerplatzen sie!

Aber Hoffnungen machen das Herz leicht, und das Haupt heiter, darum ſind auch ſie gute Gaben von oben, und wir ſollten Gott ſelbſt für jede ſchöne Hoffnung danken, auch wenn ſie nicht in Erfüllung geht.

Frau Waller war auch vergnügt; ſie hatte ja ihre liebe Schweſter bei ſich, der ſie ihr Herz ausſchütten konnte; nach Vertrauen und nach Mittheilung ſehnt ſich jedes Gemüth, am meiſten das im Stillen leidende, und Mittheilung iſt ein wahrer Balſam.

Die Kinder freuten ſich des Beſuchs, und machten ſich mit dem Riekchen viel zu ſchaffen, beſonders ſchien Heinrich es in's Herz geſchloſſen zu haben. Und auch das Riekchen hatte von ſeinen jungen Vettern auch den Heinrich am liebſten.

Bei den Dorfkirmſen herrſcht in der Regel bei Tiſche die heiterſte ungezwungenſte Unterhaltung; es werden viele Schnurren und Schnaken erzählt, eine giebt die andere, dabei wird viel gelacht und ſchön getrunken.

„Bei Bratwürſten muß ich allemal an den Roßdorfer Bratwurſtfreſſer denken," nahm der Knecht Adam das Wort, als gerade im Geſpräch eine zufällige Pauſe eintrat: „das war ein merkwürdiger Kerl!" Dabei ſchielte Adam nach Caspar hinüber, welcher roth wurde.

„Ja, den hab' ich ſchon nennen gehört," gab Waller d'rein: „hieß er nicht Lurz *) Grob?"

„Ja ſo hieß er," verſetzte Adam. „Er war guter Leute Kind, und es war Schade um ihn."

„„Ja wohl,"" ſagte Frau Waller: „er ſoll eine gute Hutzel geweſen ſein; man konnte ihn um den Finger wickeln."

„„Der kann euch recht zur Warnung dienen, Kinder,"" nahm Waller wieder das Wort, und giebt ein Beiſpiel, was aus dem Menſchen wird, wenn er nur immerfort ſeinen Trieben und Gelüſten folgt, und auch gar nicht ein Bischen Herr ſeiner ſelbſt iſt. Du kannſt die Geſchichte zum Beſten geben, Adam."

Adam hatte eine boshafte Freude über dieſen Auftrag, das hatte er gerade gewünſcht; er zog ſeinen etwas breiten Mund fletſchend bis in die Nähe der Ohren, blinzte nach Caspar hin, der ihm ein finſtres Geſicht machte, und zwinkerte dann mit den Augen nach Irinen, die alsbald aus vollem Halſe zu lachen begann, ehe Adam noch den Mund aufthat, denn ſo oft etwas erzählt wurde, ſtieß ſie jedesmal das Lachen an, wie ein Krampf.

„Alſo der Lorenz Grob war zu Roßdorf geboren,

*) Lorenz.

und wie ſeine Mutter mit ihm ging, ſoll ſie einmal auf dem Meininger Vogelſchießen geweſen ſein, und einen ganz erſchrecklichen Appetit nach Bratwürſten gehabt haben. Nun wäre nichts leichter geweſen, als dieſen Appetit zu ſtillen, denn ſie konnte gar wohl einen Batzen daran wenden, aber es kam etwas dazwiſchen, entweder ein Donnerwetter, das alles auseinander und vom Schießraſen wegjagte, oder war gar die Nachricht gekommen, es brenne in Roßdorf, ſo daß alles, was dorther war, fortlief, das weiß ich nicht mehr ſo genau — kurz und gut, wer trotz des ſchrecklichen Appetits nach einer Bratwurſt keine bekam, das war die arme Frau Grob, und auf dem ganzen Heimweg brachte ſie ihren Wunſch nicht aus den Gedanken."

„Und das iſt das Verderben ihres Jungen geworden, denn denkt euch, als ſie ihn geboren hatte, da leckte er in einem fort, und ſtreckte das Zünglein aus dem Maul, und das iſt allemal das unfehlbare Zeichen, daß die Mutter ein Gelüſt nach Etwas gehabt hat, welches ihr nicht befriedigt wurde!"

„„O man hat davon merkwürdige Beiſpiele,"" gab Waller d'rein. „Ich weiß eine Frau droben im Oberlande, die hatte jedesmal, wenn ſie guter Hoffnung war, Appetit nach weicher Porcellanmaſſe, daraus die Fabrikanten droben die Pfeifenköpfe und die Kaffeetaſſen

brennen, und mußte jedesmal eine Kleinigkeit davon essen, sonst wäre es ihr schlecht gegangen."

„Na, da möcht unser Eine doch lieber Appetit nach einer Bratwurst haben," bemerkte Frau Kroll, worauf Irine eine überlaute Lache aufschlug, und Adam fortfuhr:

„Wie der Grobs Lurz nur halbweg heranwuchs, war er ganz des Kukuks auf die Bratwürste. Mit einer Bratwurst konnte man den Jungen bis nach Amerika locken. Sobald er nur das Geld kennen lernte, sparte er jeden Pfennig, bis die Pfennige zu einer Bratwurst reichten. Auf Kirmsen und Jahrmärkten und wenn es Sonntags zum Vogelschießen ging, verlangte er niemals nach Zuckersachen, niemals nach einer Geige oder Trommel oder Trompete, was doch sonst Kinder gern haben, nur nach einer Bratwurst, und bald genug nach Zweien. Wenn er etwas thun oder ausrichten sollte, that er es nie besser und fleißiger, als wenn ihm eine Bratwurst versprochen wurde, aber schlimm war es, wenn er keine bekam. Bei Zeiten fing der Lurz an zu stehlen, als ihm nicht genug Geld geschenkt wurde; erst stahl er Heller und Pfennige, dann Kreuzer, und zuletzt größere Stücke, und alles Geld, das er stahl, spazierte in Bratwürste verwandelt, seinen Schlund hinunter."

„Die Aeltern kamen bald genug hinter die Die-

bereien des böſen Jungen, der in allem Uebrigen ſonſt ein recht herzensguter Junge war, und ſuchten ihm ſeinen Fehler abzugewöhnen ſowohl durch Zureden und Ermahnungen, als durch tüchtige Schläge; es half alles nichts."

„Wenn der Lurz kein Geld mehr fand, ſo ſuchte er den Schlüſſel zur Räucherkammer wegzukapern, und beutete dieſe aus, bis keine Bratwurſt mehr darin war. Gab es hier nichts mehr zu fiſchen, ſo ſchleppte er Getraide aus dem Hauſe, Erbſen und Linſen, kurz alles — vermöbelte daſſelbe an Chriſten und Juden, und — aß Bratwürſte." —

Mit einem bekümmerten Blick verweilten die Augen der Frau Waller auf ihrem Sohn Caspar, als dieſe Worte geſprochen wurden; Waller und die Kinder hörten ernſthaft und aufmerkſam zu; Caspar ſaß voll innerer Unruhe und hatte eine Wuth auf Adam, die unbeſchreiblich war. Dieſer aber, obſchon er's merkte, ließ ſich nicht irre machen. Trine lachte in einem fort, wie eine Tolle.

„So wurde der Lurz groß," fuhr der Erzähler fort, „und ſeine Aeltern waren in größter Sorge um ihn; einmal drohte er ſie arm zu freſſen, zum andernmal in Schimpf und Schande zu bringen, ach wie oft dachte ſeine Mutter mit Thränen an ihren ungeſtillten Bratwurſtappetit, und kümmerte ſich über ihr

Unglück. Der Lurz ſah ein Mädchen gern, und die Aeltern gaben ihr Jawort von Herzen, denn ſie dachten: Wenn der Lurz ein Mann wird, ſo wird er doch das Seinige zuſammenhalten, und nicht alles Hab und Gut in Bratwürſten verthun. — Fehlgeſchoſſen! Lurz machte Hochzeit und der Himmel hing ihm voll Bratwürſte, wie er Andern voll Geigen hängt. Er verfraß in ſeiner Leckerei wirklich Hab' und Gut, es kleckte nicht, daß er manchen Tag ein Dutzend Würſte fraß, oder mehr, und wie das Seinige nicht mehr zulangen wollte, da ſtahl er wieder. Die Frau konnte es nicht aushalten, er zehrte alles auf; ſie klagte; Lurz wurde öffentlich für einen Verſchwender erklärt, und der Geldbeutel wie der Brodkorb ihm höher gehängt. Aber Lurz machte ſich Dietriche, ſchloß Kiſten und Kaſten auf, und ſtahl wie ein Rabe. Seine Frau mußte, wenn ſie nicht bettelarm von dannen ziehen wollte, auf förmliche Scheidung klagen, und that es mit Herzeleid, denn ſie hatte ihn lieb, er war ein guter Mann, eifrig und dienſtwillig."

„Da nun Lurz all das Seinige verfreſſen hatte, und von ſeiner Frau geſchieden war, da mußte er ſich als Knecht verdingen, und da kam er in das gelbe Schloß zu einem der gnädigen Herrn von Roßdorf; er verfraß aber ſeinen Lohn in Bratwürſten, und weder gute Worte noch Prügel ſchlugen bei ihm an.

Er ging zerlumpt, wie ein Vagabund umher, denn wenn er heute ein neues Stück auf den Leib bekam, verkaufte er es morgen an einen Trödeljuden."

„Der Herr Pfarrer ſuchte ihn zu beſſern, gut und ſtreng, wie es gehen wollte, aber es wollte gar nicht gehen. Manchmal heulte der Lurz wie ein Kind, und klagte Reu und Leid, wenn der Herr Pfarrer ihm ſo recht die Leber ſchleimte und in's Gewiſſen redete; das war aber alles umſonſt, es verfing nichts bei ihm. Bratwürſte! war ſeine Parole. Das letzte Stücklein, das er in Roßdorf machte, war das, daß er in der Beichte, während der Pfarrer ihn abſolvirte, dieſem die Bibel unter den Händen weg ſtahl, verkaufte, und das liebe Wort Gottes auch zu Bratwürſten machte. Zugleich kamen noch mehr böſe Diebsſtreiche von ihm an den Tag und da wurde mein Lurz geſetzt; da gab es ſchmale Koſt und keine Bratwürſte. Und weil er gar zu ſtarken Appetit nach Würſten hatte, ſo ging er durch die Lappen. Ich glaube ſie waren auf dem Herrſchaftsgericht froh, wie ſie den unnützen Koſtgänger los waren."

„Und nun wurde mein Lurz ein ächter Gauner und Landſtreicher, ſtahl drauf und drein und aß Bratwürſte dazu. Endlich, nachdem er ſich im Hennebergiſchen Lande und im Weimariſchen Oberland Jahr und Tag herumgetrieben, wurde er in Kaltennordheim in's Criminal abgeliefert. Er hatte Summa Summarum

in ſeinem Leben über zehn tauſend Bratwürſte — verzehrt."

„Und das Ende vom Liede? Dazumal fackelte man nicht lange mit den Spitzbuben. Er wurde zwei Stunden mit einem Kranz vom Bratwürſten, zur Warnung für die liebe Jugend, an das Halseiſen geſtellt, und ein Paar Tage darauf kam er an das dreibeinige Pferd, darauf die Spitzbuben ſonſt in die Ewigkeit ritten, an den lichten Galgen. Mein Aeltervater hat ihn zappeln ſehen." —

Adam ſchweigt; Alle ſchweigen, nur Trine lacht, lacht unbändig, ſo arg, daß ſie vom Stuhle fällt.

„So ein dummes Menſch, ſo eine Lachfätter muß doch nicht auf Erden leben!" ſagte Waller ernſt, dem durch das kindiſche Geberden der Magd die Gelegenheit entging, eine nachdrückliche Moral an die Erzählung des Knechts anzuhängen. Mit Mühe, bald vor Lachen platzend, denn nun lachte Trine wieder darüber, daß ſie vom Stuhle herab gekugelt war, ſchleppte ſich dieſelbe zur Thüre hinaus, draußen aber ſchmetterte ihr Gelächter durch's Haus, wie das eines Kobolds.

Zwei Perſonen ſind von der Erzählung tief berührt, der Knabe Caspar und ſeine Mutter.

Der Mutter kommt was zu Sinne, was ihr nie ſo ſchrecklich zu Sinne gekommen war, wenn ſie auch ſchon öfter daran gedacht, als jetzt beim Beginn von

Adams Erzählung. Auch ſie hatte ein Gelüſt gehabt, als ſie mit Caspar in Mutterhoffnung ging, ein kleines unſchuldiges nur, und ſie hatte es noch dazu befriedigt, aber wie befriedigt? — Unrechtmäßig. Sie ging an einem Garten vorbei, der nicht der ihre war, wo reife Pflaumen überhingen. Sie bekam einen gewaltigen Appetit nach dieſen Pflaumen, pflückte einige, aß ſie. Davon mußte, ſo folgerte ſie, ihr Caspar die Neigung zum Stehlen haben.

O Aberglaube, du grauſes, zweizüngiges Geſpenſt, welcher Dämon ſchuf dich, und warf dich in die Seelen der Menſchen? Gott kann es doch nicht geweſen ſein. Dort muß das unbefriedigte Gelüſt Schuld ſein an eines Menſchen Unheil und unſeligem Thun, und hier das befriedigte. Dem Mutterherzen bangt, weil es voll Aberglauben iſt, und es ſinnt auf Hülfe, auf Mittel der Sühne gegen den früheren, ſo unerheblichen Frevel, zum Heil des Lieblingsſohnes.

Dieſer Sohn, dem tief im Innern die böſe Neigung ſchon gewurzelt, hat über das Gehörte ſeine ſtille Betrachtung. Zuerſt wird er inne, was Bosheit ſei, denn daß Adam aus Bosheit, um ihn zu verhöhnen, die Geſchichte erzählt habe, iſt ihm klar. Adams Mienen hatten es ihm deutlich genug verkundet. Und der Gedanke war ihm peinlich, außer der Mutter noch einen zweiten Mitwiſſer ſeiner Uebelthaten zu haben.

Dann ſtellte er eine Vergleichung an mit ſich und dem Lorenz Grob, die ſehr zu ſeinen eignen Gunſten ausſchlug. Hatte er das Mindeſte genommen, um es zu verthun, zu verfreſſen? Nein. Was er fortgetragen, hatte er aus Mitleid gegen die armen Nachbarn gethan, aus Liebe — erſt zu Spielſachen und hübſchen Stubenvögeln, dann zu Amalie. Er wollte es auch nun niemals wieder thun. Es war ja nicht mehr nöthig; Hormanns konnten ſich ſchon beſſer regen, wie früher. Er war kein freßgieriger Dieb und Hungerleider, wie jener Lorenz Grob; er wollte fortan ein redlicher und braver Junge ſein und bleiben.

So dachte Caſpar mit feſtem Vorſatz. Amalien wollte er lieb behalten, nicht von ihr laſſen, aber in der Weiſe, wie bisher, nichts mehr für ſie thun. —

Der Kirmſentag verging leidlich vergnügt, bis der Beſuch, Frau Kroll mit Riekchen, heiter ſchied. Die Kinder hatten nach dem Eſſen in Hof und Garten geſpielt, hatten Obſt geſtoppelt, das nach der Aernte noch vereinzelt an den Bäumen hängen geblieben war; für die Kinder auf dem Lande ein Hauptvergnügen. Da wird um einen am Baum hängenden Katzenkopf mancher Aſt entzwei geworfen und geſchlagen, und manches Beinkleid bei'm Klettern zerriſſen. Ernſter als ſonſt, hatte Caſpar nur wenig Antheil bewieſen, obſchon das muntre liebliche Riekchen ſich im Stillen darüber küm-

merte. Auch darüber wunderte ſich das Kind, daß nicht wieder, wie damals, hinüber in das Nachbarhaus gegangen wurde, wo es ſo ſchön geweſen, wo es ihr ſo wohl gefallen hatte, und daß ſich auch von den Nachbarskindern keines blicken ließ.

Als Riekchen fragte: „Gehen wir nicht hinüber?“ antworteten Hann Görg und Heinrich betrübt: „Wir ſollen nicht; die Mutter hat es uns verboten; ſie ſagte: Wir lernten nichts Gutes d'rüben, es ſei keine Geſellſchaft für uns.“ Dabei ließen es die Kinder bewenden, und ſpielten fröhlich weiter, bis der Augenblick des Aufbruchs kam.

Der geheimnißvolle Gang.

Es iſt Abend, es regnet, dazu iſt es draußen herbſtlichkühl; vom nahen Gebirg über die Baſaltkuppe und ihre Nachbarhöhen bläſt der Nordweſtwind mit unfreundlichem Wehen; bald wird ſich zum Regen auch etwas Schnee geſellen.

„Ziehe hernach Deine Tuchjacke an, Caspar, und ſetze deine Mütze auf,“ gebot Frau Waller ihrem Sohn. „Wir wollen wohin gehen!“

Der Vater war im Wirthshaus, darin er jetzt länger blieb als ſonſt. Ottilie war mit dem Spinnrad fort in eine Lichtſtube; den jüngern Kindern war geboten, das Bette zu ſuchen.

„Du bleibſt im Hauſe, bis ich wieder komme,“ ſprach Frau Waller zur Magd, und that ihren Mantel um. Trine wunderte ſich, es war gar nicht die Gewohnheit ihrer Frau, ſpät Abends noch auszugehen.

Caspar wunderte ſich auch, indem er der Weiſung ſeiner Mutter nachkam. Dieſe nahm ſtillſchweigend eine bereit ſtehende Laterne und entzündete das Lämpchen darin.

Sie verließ das Haus, Caspar folgte ihr. Kalt blies Beiden der Wind entgegen, und warf ihnen ſtarke Tropfen in das Geſicht.

Caspar war voll Bangigkeit; er wagte keine Frage an ſeine Mutter, wohin es gehen ſolle; ſie war ſeit einiger Zeit ſo ernſt, ſo ſtill, ſo tief bekümmert. Auf ihrer Seele lag viel. Des Sohnes unverbeſſerliche Stehlſucht, die Furcht vor Schande, der Aberglaube — und noch mehr: das Zurückkommen des Hausweſens. Viele Grundſtücke waren verkauft, die Brennerei aber war noch nicht eingerichtet; der ganze Plan ihres Mannes, den friedlichen Ackerbau aufzugeben, und ein Geſchäft zu beginnen, das er nicht verſtand, zu deſſen Begründung und Betreibung er fremder Hülfe bedurfte, die ungleich beſſer bezahlt werden mußte, als ein Ackerknecht, erſchien ihr verfehlt, unheilvoll, war ihr in tiefſter Seele zuwider. Aber Waller, ihr Mann hörte nicht auf ihre Einwürfe, folgte nur ſeinem harten Kopf. Und es war vorauszuſehen, daß das Geld früher zu Ende gehen werde, als aus dem neuen Geſchäft ein Gewinn erzielt würde.

Frau Waller durchwandelte ſchweigend das lang

gebaute Dorf; ſie kam an ſein Ende, und Caſpar ward nun inne, daß von irgend einem nachbarlichen Beſuch im Dorfe keine Rede ſein könne. Wo in aller Welt wollte die Mutter ſo ſpät noch hin mit ihm? In dieſer Richtung lag kein Dorf, lagen nur die Kutten, unheimliche Gewäſſer ohne äußern Zufluß, von unergründlicher Tiefe, ſchwarz von Farbe, von Geiſterſagen umklungen. Dem Knaben ward ſo ſeltſam zu Sinn, unwillkührlich kam ihm Abraham in die Gedanken, der den Sohn opfern wollte. Sie will dich am Ende in einer Kutte erſäufen, dachte Caſpar, und ſein Herz erbebte, von Grauſen und der ſtrafenden Stimme des böſen Gewiſſens erſchüttert.

Es lag doch noch etwas auf dieſem nächtlichen Wege, weit von des Dorfes letzten Hütten und Häuſern, darinnen die Taglöhner wohnten, und dieß trat jetzt in ſchattenhaften Umriſſen durch das Nachtgrauen, das noch erhöht wurde durch das bleiche Licht der Laterne, hervor.

Ein winkelvoller Bau, von einer alten Mauer umgürtet, ähnlich einem Burgſtadel oder einer Kemnate. Hundegebell ward laut, wie der Schritt der Wandelnden dieſem Gebäude näher ſcholl, vielſtimmiges, erſchreckliches Gebell.

Ha, dachte Caſpar mit neuem Beben. Die Mutter wird dich doch nicht zum Schinder bringen?

Und da ſteht Frau Waller am Pförtlein, leuchtet mit der Laterne an den Seitenpfeiler, zieht am Ring mit zitternder Hand, und eine Glocke klingt, und raſend hört man drinnen einen großen Hund an der Kette reiſſen, und ein andrer ſpringt gegen die Pforte mit aller Kraft, daß ſie bebt, und ſtößt ein wüthendes Geheul aus.

„Ach Mutter! ach Mutter!“

Gellend und ſchneidend ſchallt ein Pfiff; die Beſtien ſchweigen, in ein dumpfes Murren geht ihr lautes Gebell über.

Die Thüre ſpringt auf. Da ſteht ein rieſiger Mann, alles an ihm iſt Kraft. Seine Züge ſind männlich ſchön, das Geſicht iſt in ſtarken Bart ganz gehüllt; ſeine Augen blitzen lebhaft, Furchen lagern auf ſeiner Stirne. Er hält einen brennenden Spahn in der Hand dem ſpäten Zuſpruch zu leuchten. Wenig Schritte von dem Mauerpförtchen führen über den Hof ins Haus, das ſich von andern Bauernhäuſern in nichts unterſcheidet. Aber ein übler Geruch herrſcht, wie es nicht anders ſein kann bei dem Abdecker. Scharfrichterei und Abdeckerei, zwei ganz verſchiedene Gewerbe, waren meiſt vergeſellſchaftet. Eins wie das andere mißachtet und ehrlos, in der Meinung des Volkes — und ſind es ja immer noch, aller beſſern Belehrung entgegen. Kaum bringt Frau Waller den Gutenabendgruß über

ihre bleichen Lippen, ſo bewegt iſt ihr Gemüth. Der Gang hatte ſie müde gemacht, es war dieß der ſchwerſte, den ſie in ihrem Leben je gethan.

Mit leichtem Neigen des Kopfes erwiederte der Freimann den Gruß, und ließ die Angekommenen an ſich vorbeitreten, indem er hinter ihnen wieder abſchloß. Dann öffnete er die Stubenthüre, ſprach: „Willkommen!“ und bot der erſchöpften Frau einen gewaltigen Lehnſeſſel an. Frau Waller mußte ſich ſetzen, die Knie zitterten ihr. Es klang etwas in der Stube, Caspars Auge folgte dem Klang, ſein Blut gefror — da hing's, da hing's, das große, blanke Richtſchwert, und bewegte ſich und zitterte, und klang. Und auch die Frau ſah's und hört' es und mit dem Ausruf: „Ach Herr Jeſus!“ ſchlug ſie die Hände vor das Geſicht. Eine Ohnmacht wandelte ſie an.

Der Meiſter ſchloß einen Glasſchrank auf, ergriff ein Fläſchchen mit ſtärkendem Liquor, und ließ die Frau Waller daran riechen. Das Innere des Schrankes glich einer kleinen Hausapotheke. Der Scharfrichter trieb einen Handel mit einigen Heilmitteln, ſehr der Medicinalordnung und Geſundheitspolizei entgegen, aber er trieb dieſen Handel doch. Sein grüner Schnupftabak war im ganzen Lande berühmt, obſchon es der Huſelandiſche war, und in jeder Apotheke auch zu haben. Sein Pflaſter, mit welchem kleine Halblothſchächtelchen

halbvoll gegoſſen waren, verhieß ſeinen Namen der Nachwelt zu überliefern, ſo beliebt und geſucht war es; es heilte alle Wunden, mochten ſie von Froſt, Brand, Hieb, Stich, Schuß oder Biß herrühren, ſelbſt gegen Kopfweh und Gicht war dieſes Scharfrichterspflaſter heilſam. Menſchenfett war darunter. Dumme Faſelei! Weder Menſchenfett noch Hundefett kam je dazu; es war das bekannnte Chriſt'ſche Roſenpflaſter, und beſtand aus Baumöl, das über Roſenblättern digerirt, mit dem Safte weißer Rüben vermiſcht, und dann mit einem Zuſatz von Mennig oder Bleiglätte zum Pflaſter gekocht wird; es iſt in jeder Apotheke ganz billig herzuſtellen und zu haben, aber der Scharfrichter nahm zwei hundert Procent. Der Glaube an die Heilkraft des Menſchenfettes half es verkaufen. Der Glaube macht ſelig, ſagen die Bauern. Solcher Glaube aber macht nicht ſelig, ſondern dumm.

Wer aber ſo was den Bauern ſagt, kommt ſchlecht weg. Sie glauben's nicht. Item es hilft, und probatum est, das ſind die Gründe, die aller Vernunft und beſſern Belehrung Hohn ſprechen.

Der Freimann legte ſeinen Finger an das zitternde Richtſchwert und es hörte auf zu fibriren. Er zog an einer Schnur und ein abgeblaßter, rother Vorhang bedeckte das Schwert.

„Meiſter, Ihr wißt nicht, weshalb ich komme,“ ſagte, tief Odem ſchöpfend, Frau Waller.

„Ich weiß es, und weiß es nicht,“ gab mit tiefer Baßſtimme der Meiſter zur Antwort. „Eurer Ordre gemäß hab ich all' mein Geſinde entfernt, und meine Frau ſchlafen gehen heißen, um Euch allein zu ſprechen. Ihr habt ein großes Anliegen, das kann ich mir wohl denken, ſonſt würde Euer Fuß dieſe Schwelle nicht überſchritten haben. Aber ſeid getroſten Muthes, Frau Waller, Ihr ſeid nicht die Erſte und werdet nicht die Letzte derer ſein, die mit Vertrauen zu mir kommen. Dieſes Freihaus iſt wie das Grab, es giebt nie ein Geheimniß zurück.“

„Meiſter, Euer Schwert hat gezittert bei unſerm Eintritt,“ ſprach Frau Waller darauf. „Iſt es wahr, daß das ein Zeichen iſt, daß es nach dem Blute deſſen verlange, und daß der ihm verfallen iſt, bei deſſen Nahen es ſich bewegt?“

„Man ſagt, daß dem alſo ſei,“ verſetzte der Scharfrichter. „Beſchwören kann ich's nicht.“

„Aber das Schwert kann verſöhnt werden, nicht wahr? Ach, ich unglückliche Frau, daß ich damals mein Gelüſt nicht bezwang und die Pflaumen nahm, o mein Unglückskind!“

„Nur Blut verſöhnt das Schwert!“ erwiederte der Scharfrichter mit dumpfer Stimme, daß es der

Frau durch Mark und Bein drang, und Caspar begann zu zittern wie ein Espenlaub. Er dachte: nun muß dein Kopf herunter.

„Wie heißt Euer Sohn," fragte der Meister.

„Johannes Caspar iſt er getauft!" erwiederte die bekümmerte Mutter.

„Und grippſt ſchon lange?" forſchte der Scharfrichter weiter.

„Leider Gottes, Jahr und Tag!"

„Gottloſer Junge!" donnerte nun der Scharfrichter den Caspar an, der in dieſem Augenblick anfing laut zu heulen und zu brüllen, worüber die Mutter ſo böſe wurde, daß ſie hinſchlug und ihrem Liebling ein Paar äußerſt derbe Maulſchellen zog, und ausrief: „Nehmt ihn Meiſter! Lieber einen Sohn weniger, als einen Galgenſtrick im Hauſe, einen Hausdieb, der ſeine braven Aeltern arm ſtiehlt, ja arm — denn es geht ſeitdem mit uns den Krebsgang. Und alles ſteckt er dem Geſindel, den Hormanns zu, die nicht werth ſind, daß ſie die liebe Sonne beſcheint."

„Still Junge!" gebot der Freimann drohend, ſonſt ſchiebe ich dir die eiſerne Birne in's Maul, da ſoll dir das Heulen und Plärren gleich vergehen, und jetzt ſtill gehalten, nicht gemuckſt, nicht gezuckt, ſonſt biſt du verleſen; deine Mutter geht ohne dich heim, und

ich ſtecke dich in einen Sack, und trage dich, wie die Jeſuiter die Hullenpöpel *), in die Teufelskutte."

Eine ſchreckliche Drohung! Caspar hörte auf zu ſchreien, er wimmerte blos, und ſchluchzte heftig vom gewaltſam unterdrückten Weinen.

Der Scharfrichter gi[illegible] wieder über ſeinen Schrank, nahm ein wenig ſeines P[illegible]ſters, das ſchon auf Leinwand dünn geſtrichen war, und legte darauf dem Caspar eine Binde um die Augen. Dem Knaben ſchlugen die Glieder in Todesangſt; kalter Schweiß trat auf ſeine Stirne.

„Sei kein Waſchlappen, Junge!" ſprach der Meiſter mit roher Ermuthigung. „Es geht dasmal nicht an's Leben, aber denk' an dieſe Stunde, und mache nicht wieder lange Finger, denn wenn ich dich zum zweitenmal unter die Hände bekomme, ſo zwicke ich dir das, was an den Fingern zu lang iſt, mit glühenden Zangen ab."

Er faßt den Knaben, leitet ihn einige Schritte

---

*) Höllen-Popanze, thüringiſch-fränkiſcher Provinzial-Ausdruck für ſpuckende Kobolde und Hausgeiſter. Jeſuiten bannten ſie, trugen ſie in Säcken, nach dem Volksglauben, in die tiefen waſſergefüllten Erdfälle oder in Moraſt und Sümpfe. Dieſer Volksglaube iſt noch keineswegs ganz verſchwunden.

vorwärts, und ſtreift ihm dabei den Aermel auf. Ringe ſchellen an einem Eiſenſtab, der Vorhang fliegt auf, das Schwert wird wieder ſichtbar, wieder zittert's. Frau Waller wendet ſich ab mit verhülltem Geſicht und ſinkt in die Kniee. Sie will beten, aber ſie vermag's nicht, die Worte mangeln, die Gedanken ſelbſt vergehen ihr.

Der Meiſter hält die Hand und den Arm des Knaben leitend in ſeiner Hand. Der Knabe zuckt im Schmerz; es thut ihm weh, wie ein Schnitt — noch einer — noch einer — drei iſt eine heilige Zahl, beſonders heilig dem Aberglauben. Blut rieſelt ab am Henkerſchwert; das Schwert erklingt. Dem König Aberglauben iſt ſein Recht geſchehen. —

„So — nun iſt er gefeit" — ſpricht der Meiſter ermunternd zur ſchmerzdurchzuckten Mutter. „Kein Nachrichterſchwert wird ihn treffen — und der Galgen — vor dem iſt er ſicher; heut zu tage henkt man Keinen mehr; das Sprichwort von den großen und kleinen Dieben iſt eine Alfanzerei. Unſer Einer wird ganz ſtinkfaul vor Müſſiggang. Was ſollt' ich denn eigentlich thun, wenn nicht das Bischen Medizin wäre, mein Gichtbalſam, meine Kropfſalbe, mein Pflaſter, mein Augen-Schnupftabak? Die Fallmeiſterei beſorgen die Knechte, und ich — ſitze hier in meiner Einſiedelei und lege die Hände in den Schoos. Sonſt waren beſſere Zeiten. Da hab' ich ein alt geſchrieben Chronikbuch

von der nächsten Stadt, ach, Frau Waller, da stehen auf jeder Seite prächtige Zeichen gemalt mit rother und grüner Tinte. Hier ein Schwert, hier drei Schwerter hinter einander, hier ein Rad, hier ein Galgen, hier ein Staubbesen, hier eine Dirne lebendig begraben, hier wieder Schwerter und Galgen, und so Seite für Seite im angenehmsten Wechsel! Und wie oft wurden unsre Vorgänger mit großen Kosten meilenweit verschrieben mit ihrem Werkzeug; um das Gedächtniß armer Sünder mit peinlicher Frage zu stärken, und kriegten Diäten trotz einem Finanzrath. Das hat alles aufgehört; die Welt ist anders geworden, und jetzt werden die Spitzbuben in die Besserungsanstalten gethan, und gepflegt, wie die Wöchnerinnen, wenn ihnen nur das mindeste fehlt und in die Quere kommt."

Der Meister vermochte nicht, durch die an ihm eigentlich ungewohnte Redseligkeit die Frau Waller zu zerstreuen, während er in das Zeichen, das er mit dem Richtschwert dem Arme Caspars eingeritzt, ein feines rothes Pulver rieb, und dann einen Streifen feines Pflaster darauf legte, und die kleine Wunde kunstmäßig verband.

Frau Waliers Thränen flossen unaufhaltsam; ihr Gefühl empörte sich gegen den Anblick, ihren Sohn in des Henkers Händen zu sehen, und doch lag gerade darin wieder eine Beruhigung und ein großer Trost,

denn nun war der Fluch gelöst, nun schadete ihr geringfügiges, nicht der Rede werthes Vergehen, das Abpflücken einiger fremden Pflaumen, dem Sohne fürder nichts mehr, und ein kräftiger Zauber schirmte fortan den Liebling. So folgerte mit einer ganz eigenthümlichen Klügelei der Aberglaube, und schlang selbst um die sonst Verständigen und Sehenden seine dunkelschwarze Binde.

Sie reichte dem Meister einen schönen Lohn, zwei alte gehenkelte Thaler, welche des Sohnes diebische Hand ihr noch gelassen. Und da that sie noch eine leise Frage, die sie schwer auf dem Herzen trug: „Wird er nun vom Stehlen lassen?“

„Das weiß ich nicht zu sagen;“ erwiederte der Meister, so leise es sein tiefes Sprachorgan zuließ. „Ich hab' ihn nur fest gemacht gegen das Schwert durch das Schwert, weiter reicht meine Kunst nicht. Wäre ich ein so weiser Mann, daß ich alle bösen Gelüste bannen könnte, ich brauchte wohl mit keinem König zu tauschen. Nota bene, wenn ich fürder im Lande geduldet würde, denn dann hätten am Ende die Criminalrichter und ihre Beisitzer und die Schreiber und die Advokaten Feierabend; das wäre eine schöne Geschichte. Und da brächt' ich die ganze Gensdarmerie um's Brod, nein, da sei Gott für, da wäre bald mein letztes Brod gebacken!“

„Und du Junge," wandte ſich der Meiſter laut an Caspar, indem er die Binde dieſem abnahm: „vergiß dieſen Abend nicht. Stiehlſt du noch ein einziges=mal, ſo zeigt es mir das Schwert an, dann komme ich und hole dich, und trage dich, du weißt wohin!" —

Frau Waller ging, ſtumm und bebend folgte ihr Caspar; er wünſchte ſich tauſend Meilen fort. Seine Mutter ging leichter in das Dorf hinein, als ſie heraus=gegangen war. Hoffnung und Vertrauen faßten wieder Wurzel in ihrem Gemüthe. Aber was iſt das für ein Vertrauen, das auf geheime Scharfrichterkünſte baut, und dem Kinde die eigne Thorheit einimpft? Gottvertrauen iſt es nicht; die Zauberer ſind dem Herrn ein Gräuel.

Die Confirmanten.

Es nahte der Tag der Confirmation. Caspar ſollte mit andern Kindern des Dorfes vortreten, das heißt vor den Altar, und nach den üblichen katechetiſchen Fragen in den Bund der Chriſten eingeſegnet werden. Dieſe Feierlichkeit fand am Oſterfeſte ſtatt, und dann wurden im Sommer deſſelben Jahres nach dem Schuleramen, mit dem die großen Ferien begannen, die confirmirten Kinder aus der Schule entlaſſen. Wenn es Arbeit nöthig und den Aeltern wünſchenswerth machte, geſchah dieſe Entlaſſung auch ſchon am Montag nach dem Tage, an welchem die Kinder zum erſtenmal communicirten.

Hermanns Hannfrieder war auch unter den Confirmanten, und Caspar Waller war mit ihm befreundet, trotz des Verbotes ſeiner Aeltern. Die Knaben kamen nicht mehr gegenſeitig zu einander in ihre Ael-

ternhäuser, aber die Schule — da konnte kein Gebot sie trennen. Sie waren einander von Herzen gut; das Verbot stärkte ihre Freundschaft, und Caspar begriff gar nicht, warum er den Umgang mit Hannfrieder meiden sollte, da dieser ein guter Junge war und nichts Böses that. Sie fanden sich auch im Felde zusammen, und blieben immer gut mit einander.

Aber Caspar war unter allen Schulknaben der gelehrigste, der fleißigste, der beste. Alles flog ihn nur so an, und er lernte mühelos; Pfarrer und Schullehrer waren einstimmig in seinem Lobe. Als es in der sogenannten „Frage," das heißt dem Vorbereitungsunterricht für die Confirmation an das Auswendiglernen biblischer Stellen und Sprüche kam, zeigte sich, daß Caspar mehr als die Hälfte derer, welche aufgegeben wurden, schon auswendig wußte, und die andere Hälfte lernte er mit größter Leichtigkeit.

„Schade daß Euer Junge nicht studirt Frau Waller," sagte eines Tages der Pfarrer zu Caspar's Mutter, als er ihr gerade auf der Straße begegnete. „Der Junge hat einen Kopf, vor dem ich Respekt habe, alles behält er, und was ich Andern zwei, dreimal erklären muß, das faßt er im Moment auf. Er scheint auch recht gut und folgsam, und obschon er ein lebhaftes und unruhiges Temperament hat, so ist er doch in den Stunden immer gehorsam und still und aufmerksam.

Dieſes Lob giebt ihm auch der Herr Schullehrer. Ich hoffe Ihr ſollt an dieſem Sohn Freude erleben!"

„Wollte Gott!" ſeufzte Frau Waller innerlich aus tiefſtem, ſchweren Herzen, und dann antwortete ſie der freundlichen Rede: „Ich danke Ihnen Herr Pfarrer, für dieſes Troſteswort; es iſt Balſam auf meine Wunden. Glauben Sie mir, lieber Herr Pfarrer, ich war bisher nicht ohne große Sorge um den Jungen. Sie machen mir das Herz leicht; Gott vergelt's Ihnen. Schärfen Sie ihm ja recht die heiligen zehn Gebote ein. Das Kind iſt mir an's Herz gewachſen, ich hab' ihn mehr lieb, als ich ſollte und als er wiſſen darf. Er hat mir ſchon ſchwere Sorge gemacht; er war auf dem Wege ein Böſewicht zu werden. Ach — die Hormanns — die waren Schuld; der böſe Umgang; denn bei uns ſehen und hören die Kinder nichts Unrechtes, aber drüben, das iſt Geſindel, und machen den Kindern allerlei weiß, das ſie nicht wiſſen ſollten."

„Nun liebt euren Nächſten, Frau Waller," erwiederte der Pfarrer. „Ich hörte doch lange nichts Nachtheiliges von euern Nachbarsleuten. Sie haben auch einen Jungen in der Frage, ein recht guter Junge, der Hannfrieder, freilich nicht ſo aufgeweckt, wie Euer Caspar. Aber da wir einmal von den Kindern und deren Verführung ſprechen, ſo will ich Euch beſſer ſagen, Frau Waller, wo der böſe Fleck ſitzt. Euer Knecht.

der Adam, das ist der nichtsnutzigste Bursch und des Dorfes Schandfleck. Niemals geht er in die Kirche, er verachtet den Gottesdienst und Gottes Diener; er führt lose gotteslästerliche Reden, und wenn er die Pferde zur Tränke reitet, wo Eure Jungen immer aufsitzen, oder wenn er an den Acker fährt, so singt er fort und fort unzüchtige und sittenlose Lieder, daß es ein Aergerniß giebt im ganzen Dorfe, und schon oft Beschwerde über ihn angebracht worden ist. Ich hab' ihn auch schon ein Paarmal in die Pfarre kommen lassen, und hab' ihn gehörig gescheuert und den Text gelesen nach Noten, aber es geht alles bei diesem verruchten Menschen zu einem Ohr hinein, zum andern wieder heraus und bleibt nichts haften. Er schüttelt die Vorwürfe ab, wie ein nasser Pudelhund das Wasser. Ein größerer Stein des Anstoßes hat noch nicht im Dorfe gelegen, er ist hart wie der Grauwackenblock, den vor'm Jahr die große Fluth mitten ins Dorf hereingewälzt, und dort hat liegen lassen."

„Ja ja, Sie haben leider Recht, Herr Pfarrer," antwortete Frau Waller mit thränenden Augen. „Du lieber Gott, man kann ja den Menschen nicht in's Herz sehen! Hätten wir doch den Peter behalten, der war ein Muster eines braven Knechts. Aber es ist ja nur noch um vierzehn Tage, Herr Pfarrer, da ist Petertag und da zieht der Adam ab, und die Magd

auch, das dumme Menſch, mit ihrem ewigen unausſtehlichen Gelächter. Mein Mann richtet jetzt die Brennerei ein, und da brauchen wir kein Geſinde mehr; der Caspar ſoll dem Vater zur Hand gehen, wie die Ottilie mir im Hauswesen hilft. Wir ſchränken uns ein, o allerlieber Gott, was ſind das für ſchlechte Zeiten!"

„Die Zeiten werden auch wieder beſſer, Frau Waller," tröſtete der Pfarrer. „Schlechte Zeiten haben auch ihr Gutes; ſie lehren die Menſchen, daß ein Gott lebt, der auch zürnen und ſtrafen kann, und daß man nicht in den lieben Tag hineinleben ſoll; auch lehren ſie die Kräfte tüchtig rühren, und auf Mittel denken, die ſchlimme Lage zu verbeſſern. Ob Euer Mann aber etwas aufſteckt mit ſeiner Brennerei, liebe Frau Waller, das laſſe ich dahin geſtellt. Mir blutet allemal das Herz, ich kann's Euch nicht bergen, wenn ein Ackerbauer ein Schnapsbrenner oder ein Schänkwirth wird. Es kommt ſelten was dabei heraus."

„Sagen Sie das meinem Mann!" erwiederte Frau Waller. „Ich habe genug dagegen proteſtirt, aber Sie wiſſen ja, der Frauen Wort gilt nichts."

Hinzutretende brachen das Geſpräch ab, und es ging Jedes ſeinen Gang. Frau Waller kam nach Hauſe, und fand ihren Mann unter Deſtillirblaſen und Maiſchkübeln ſchaffend und waltend. Mit Kummer im Blick, wie im Herzen, ſah ſie das Korn, die liebe

Gottesgabe, daran sich in dieser schweren Zeit mancher Hungrige hätte sättigen können, dazu vorbereiten, und verarbeiten, um ein Gebräu, das der Teufel erfunden, seinen Geist und seine Kraft zu leihen. Doch was konnte sie machen? Weinen und dulden — das Loos vieler Tausende.

Aber kein Leben ist ohne Sonnenblicke, sei es noch so verdüstert, — zumal das Leben einer Mutter. Caspars Confirmationstag war ein Festtag für ihr Haus, für ihr Herz. Auch die Schwester kam wieder mit ihrem Riekchen, zur Freude Aller. Es war in der Familie gar eine hehre, feiertägliche Stimmung. Jedes that sein bestes Gewand an, und selbst der Dreifarbige auf der weißgescheuerten Ofenbank schnurrte angenehm und leckte sich die Pfote, um damit unaufhörlich sein Sammtfell glatt zu streicheln, da bei ihm Alltagskleid und Feierkleid aus einem bestand. — Es läutete zum erstenmal!

Der Tisch an dem gefrühstückt worden war, war jetzt abgeräumt und es lag die große Bibel darauf, nebst den Gesangbüchern, und auf den Büchern lagen kleine Sträußchen von sorgfältig gepflegten Rosmarin und Lavendel, etwas Immergrün, nebst einigen Veilchen und Sommerthürchen *) des nahenden Frühlings

*) Die goldgelbe Blume des Ackerhuflattigs, Tussilago Farfara. L.

Erſtlingsboten. Ohne ein Sträuschen geht nicht leicht eine junge Dörferin in die Kirche. Vater Waller trat ein; er hatte ſeinen ſchwarzen Nachtmahlsrock an, von übermäßiger Länge, mit breiten Patten und ſehr groſſen überſponnenen Knöpfen, darunter eine Weſte von hechtgrauer Farbe mit einer Reihe dicht beiſammenſtehender blanker Metallknöpfe, deren Schöße weit herabgingen und über dem Unterleib geſpannt auseinander liefen, als wenn ſich die Weſte mit ſich ſelbſt entzweit hätte, ſo recht altväteriſch, wie es ohnlängſt wieder neueſte, leider abgeſchmackte Mode geworden.

Das kurze Beinkleid war von gelbem Leder, mit Ocher neu überſtrichen, und die Stiefeln, obſchon ſie hoch heraufgingen, reichten doch nicht ſo weit, daß ſie die Schönheit der blaugrauen gewirkten Strümpfe da, wo dieſe mittelſt der blanken Stahlſchnalle unterm Knie mit dem Beinkleid einen feſten Bund ſchloſſen, ganz verdeckt hätten.

Schade war es freilich, daß durch die Stiefeln der Anblick der ſchönen Strümpfe faſt ganz verloren ging, denn eigentlich hätten blos Schuhe mit Schnallen dazu gehört, aber Stiefeln machten jetzt einen groſſern Staat, Stiefeln waren Mode und zwar Stiefeln nach ſtädtiſcher Art, mit gelben Stulpen. Das war eine wahre Pracht, und etwas Beneidenswerthes, ja Stolzes. Kaum zwei oder drei Nachbarn, und darunter der Schulz

und der Herrschaftspachter hatten außer Waller Stiefeln mit gelben Stulpen. Der auf Dörfern immer noch beliebte, damals aber noch unabweißbare Dreimaster, scherzweise auch Dohle genannt, vollendete diesen Sonntagsanzug des noch für wohlhabend geltenden Bauers. Um den Hinterkopf hielt ein halbkreisförmiger gebogener vielzinkiger glatter Kamm das ohnehin ziemlich kurz geschnittene Haar in Ordnung gegen alles rebellische Kräuseln, daher kein Staat ohne Zweck.

Vom Anzug der Frau Waller, wie ihrer Schwester, der sehr reinlich aber sehr einfach war, dunkelfarbige Mieder, Kamisole und Röcke, weiße Brustlappen und weiße Schürzen mit feinen Kanten besetzt, war wenig zu sehen; der dunkelblaue Tuchmantel mit eigenthümlich zackig ausgeschnittenen kurzen und steifen Kragen überhüllte ihn. Aber um diesen Mantelkragen lief die Einfassung einer vier Finger breiten ächten Goldborte, das gab ihm gar ein stattlich Ansehen. Und die Haube hatte einen goldnen Fleck, gute schwere schwarze Bänder und einen Vorstoß von breiten feinen Brabanter Spitzen, Spitzen, wie sie die Edelfrau auch nicht besser hatte.

Ottilie trat ein; ihr Gesicht war bleich, ihre Züge etwas lang gezogen; sie war nicht mehr das schöne blühende Mädchen, das sie vor einem Jahre noch gewesen. Und doch stand sie erst im sechzehnten Jahr;

ſie ſah älter, ſah gereifter aus, wie eine zwanzigjährige.

Auch ſah Ottilie nicht froh aus, ſondern betrübt. Es laſtete was auf ihrem Herzen, ihrem Gewiſſen und bange Furcht umwehte ihr Haupt mit nächtlich dunklem Fittig.

Ihre jüngern Brüder, Hann Görg und Heinrich waren voller Freude; dieſe Glücklichen kannten noch kein andres Weh, als Schläge, die ſich leicht vergeſſen, zumal wenn das Bewußtſein dazu kommt, daß ſie verdient ſind. Riekchen und Gretlies und Annbarb, die fröhlichen Mädchen, waren in bunter Pracht und Tracht aufgeputzt und aufgeſtutzt, und rauſchten daher wie kleine Pfauen. War auch am ganzen Anzug nichts von Seide als das Buſentuch und einige Bänder und der Miederbeſatz, ſo ſchmückten doch alle ſchönen Farben dieſe lieblichen Dorfkinder, und um die Hälſe trugen ſie glänzende Nüſter von den Perlen, welche die Glasfabriken ihres vaterländiſchen Hochlands ſehr wohlfeil liefern, und die Strümpfe ſtachen durch ihr Blüthenweiß von den ſchwarzen Schuhen höchſt würdevoll ab. Dazu war der Schnitt der Röcke und Schürzen nicht ſo neidiſch lang, daß er die ſchwarzen Schuhe, die weißen Strümpfe und die niedlichen Füßchen hätte verhüllen können. Wüßte auch nicht, wozu die langen Schleppkleider dienen; hindern nur beim Tanzen.

Gaspar, der Held und die Hauptperson dieses Tages, war heute, wie es sich ziemte für diesen hochwichtigen Tag, sehr ernsthaft. Sein Anzug war neu; er hatte zum erstenmal einen runden Hut bekommen; die Jacke war von schwarzem Tuch, mit etwas städtischem Schnitt; blanke Metallknöpfe, jeder ein kleiner Spiegel, glänzten darauf. Die Weste war von solcher Farbe, daß sie einen Truthahn zum äußersten Zorn hätte reizen können. Die Hosen waren von Tuch und — lang, eine gefährliche städtische Neuerung, die ohnstreitig die Flamme des Neides anblasen mußte, dazu aber keine Stiefeln, sondern auch weiße Strümpfe und Schuhe.

„Herr Jemine," rief die kleine Annabarb: „was wird der Herr Schulmeister sagen, wenn er deine langen Hosen sieht! Der wird schön gucken!"

„Und der Hannfrieder drüben hat gewiß keinen Hut und auch keine langen Hosen! Der wird einen Aerger haben!" bemerkte Gretlies.

„Ich dachte gar!" vertheidigte den heimlichen Freund der Confirmant ganz ruhig. „Dem wird's gewiß ganz einerlei sein, was ich für Kleider auf dem Leib habe. Heute sind wir vor Gott alle gleich. Ich freue mich im Herrn, und meine Seele ist fröhlich in meinem Gott; denn er hat mich angezogen mit Kleidern des Heils, und mit dem Rock der Gerechtigkeit

gekleidet, wie einen Bräutigam mit prieſterlichem Schmuck geziert, und wie eine Braut in ihrem Geſchmeide verbet."

„Herzens-Caspar!" rief Frau Waller, und küßte den Sohn mit den Zähren der Mutterwonne, als er dieſen Vers aus dem Propheten Jeſaias hergeſagt, und rief im überwallenden Gefühle aus: „O mein Sohn! Wandle vor Gott und ſei fromm!" — Es läutete zum zweitenmale.

„Hier, mein lieber Taufpath," nahm Frau Kroll das Wort, während alle Anweſenden wie zufällig in einen kleinen Halbkreis gruppirt und voller Erwartung ſtanden: „Was könnte ich dir an deinem heutigen Ehrentag beſſeres ſchenken, als die zwei Bücher, die vor allen Büchern auf der Welt zum Leben und Sterben gut und nütze ſind? Die Bibel und das Geſangbuch! Nimm ſie und brauche ſie geſund, und denke dabei an deine treue Bas und Pathe."

Auf den Büchern, die Caspar empfing, lag aber auch noch etwas in Papier gewickelt, ein goldner Denkpfennig, Nürnberger Gepräges, angeöhrt, auf der einen Seite war Chriſti Taufe im Jordan, auf der andern Chriſti Himmelfahrt dargeſtellt, umgeben von paſſenden Sprüchen. Caspar dankte, Alle theilten ſeine Freude; nur Ottilie ſah mit etwas Neid auf das

Goldſtück. Sie wünſchte es an ihren Hals, und kannte doch einen andern, den es zieren werde.

„Und nun noch einen Segen zum frommen Gang, — lies Caſpar!“ gebot Frau Waller, und Caſpar las aus der Bibel ein Capitel das Bezug hatte auf die heilige Handlung dieſes Tages.

Dann ſprach Annabarb, die Jüngſte, den Geſangbuchvers:

„Unſern Ausgang ſegne Gott,
Unſern Eingang gleichermaßen!
Segne unſer täglich Brot,
Segne unſer Thun und Laſſen
Segne uns mit ſel'gem Sterben
Und mach' uns zu Himmelserben.“

Und dann gingen die Kinder aus der Stube und zum Hauſe hinaus. Draußen lag ein freundlicher Sonnenſchein auf der erwachenden Flur; die Raine grünten ſchon, oben an den Bergſpitzen und Waldabhängen glitzerten noch ſchneeige Streifen, in den Kutten lagen noch ungeſchmolzene grünliche Eisblöcke, oft überbraſt, und der Dorfbach brauſte mächtiger als ſonſt vom angeſchwollenen Schneewaſſer durch die Straße hin. Im Dorfe war es trocken, und die Kinderſpiele des Anſchlagens und Ballens nahmen ihren Anfang.

„Liebe Geſchweie *),“ nahm Waller das Wort, indem er einen Wandſchrank öffnete, als die Kinder die Stubenthüre hinter ſich hatten, und zum Hauſe hinausgingen, wobei die jüngern Mädchen Rieſchen in die Mitte nahmen, und ſie Arm in Arm führten, die Brüder aber Hand in Hand hinterdrein gingen, die kurze Strecke zur Kirche hinan, denn Waller wohnten am Kirchberg —: die Predigt wird heute lange dauern, dem Sprüchwort zum Trotz, welches ſagt: Kurze Predigt, lange Bratwurſt, und dadurch die Kirche mit der Einſegnung um ſo länger — deswegen, und da Eurer Einer etwa ſchlimm werden könnte, ſo dächte ich — nun, ich habe da ein Goldwaſſer erſter Qualität, ohne Ruhm zu melden, Danziger, eignes Fabrikat, ipse fecit — ſagen die Lateiner, wenn wir erſt ein Schlückchen tränken, wie? Es iſt gut gegen die böſen Nebel.“

Es ward eingeſchenkt in ein Glas, das reihum ging. Die Flüſſigkeit war ſilberhell, duftete das Arom des Kümmels, der Nelke und Orangenblüthe in ſchöner Vermählung, und wie die Goldfiſche im klaren Kiesteich des Herrſchaftsgartens, ſo ſchwammen fein zerkleinte Blättlein ächten Schlaggoldes in der Kryſtallfluth dieſes ſüß und lieblich mundenden Likores.

*) Schwägerin.

Frau Kroll nippte, schluckte, leckte und schmatzte. „Der ist probatum! Der macht Todte lebendig!“ lobte sie; Frau Waller berührte kaum mit den Lippen das Glas; so süß das gebrannte Wasser schmeckte, so bitter mundete es ihr, ein ahnungsvoller Schauer ging durch ihre Seele.

Es läutete jetzt aus, die Glocken schlugen zusammen. Alle gingen; das Haus wurde verschlossen. —

Aus dem Nachbarhause trat gleichzeitig die Familie Hormann; ihr Aufzug war etwas weniger stattlich, als jener von Wallers, doch keineswegs unanständig. Um den alten Hormann schlotterte ein fadenscheiniger Rock, der auch etwas alt geworden; sein Hut war eine Reliquie aus Großvaterzeiten, doch immer noch brauchbar; er schirmte noch gegen Sonnenhitze und Regenfluthen, was sollte ein Hut anders und mehr? Die Mütze der Frau Hormann hatte freilich keinen Goldfleck; es war eine Blume von abgebleichter Seidenstickerei darauf, mit Goldflittern; der Mantel hatte genau denselben Schnitt, wie der Frau Waller ihrer, nur etwas fehlte: der Goldbesatz, er war einfach und doch simpel, wie das Sprüchwort sagt, mit schwarzer Borde eingefaßt, that aber dieselben Dienste, wie der Prunkmantel der reichen Bauersweiber. Amalie trat sittsamen Schrittes und jungfräulich hinter der Mutter her; sie war höchst einfach aber sauber geklei-

det, und der einfache Anzug ſtand ihr gut. Sie ſah nicht ohne einigen Hohn nach Ottilien, wie dieſe mit ihren Aeltern vor ihnen herging, und flüſterte der Mutter zu: „Seht Ihr die Docke? Sie ſchlägt kein Auge auf! Sie gäbe tauſend Thaler d'rum, wenn ſie ſo viel hätte, wäre ſie noch, was ich bin.“ Frieder und Görgmärt gingen auch Hand in Hand; Frieder hatte keinen neuen Anzug. Er war aber ganz ordentlich gekleidet; ſeine Mütze war rein von Staub, ſein Hemd war weiß, wie ſeine Strümpfe, ſeine Schuhe waren ganz, ſeine Jacke zeigte keine Flecken. Die Sauberkeit der Armuth ſtand den Knaben wohl an. Ihn hatte auch keine bemittelte Pathe begabt, er trug ein altes Geſangbuch, aber es war friſch eingebunden, und ſo gut wie ein neues. Und ſein Gemüth war fromm und freudig, er ging mit getroſtem Muth und kindlichem Gottvertauen der ernſten wichtigen Stunde entgegen. Er war beſſer als ſeine Eltern und ſeine groſse Schweſter.

Die Kirche umfing Alle, die da kamen, die Reichen und Armen, die Guten und Böſen; die, ſo reinen Herzens waren, und die unreinen Seelen, die Frohen und die Bekümmerten, die Frommen und die Weltkinder. Alle umfing das Haus Gottes, und die Orgel erbrauſte mit mächtigen Tönen, allgewaltig, und riſs die ſo mannichfach befangenen und umherirrenden Ge-

danken nach einem Ziele, zum Bewußtſein der Allgegenwärtigkeit Gottes, zu ſeiner Gnade, zu ſeinem Erbarmen, zu ſeinem Herzen. Still betend, die Männer mit vor das Antlitz gehaltenen Hüten, die Frauen und Mädchen ſittſam geſenkten Hauptes, Bücher und Taſchentücher vor den Mund haltend, ſtanden ſie in ihren Ständen, und richteten ihre Gedanken vom Irdiſchen auf das Ueberirdiſche und Heilige nach frommer Väterſitte. —

Bei der Confirmation, als dieſe nach der Predigt erfolgte, beſtand Caspar Waller am allerbeſten.

Das Verſprechen.

Die Zeit hat Flügel. Wie anders ſah es aus in dem Hauſe Wallers, als man 1820 ſchrieb! Viel Wehvolles war vorübergegangen, und das Glück der Familie hatte ſich in Unglück verwandelt. Das erſte Herzeleid, das dieſe ſonſt ſo braven und rechtlichen Bauersleute traf, war die ſchreckliche Entdeckung: daß es jenem verruchten Knecht Adam gelungen war, Ottilien zu verführen und zu verderben, und ihr ein lebendes Andenken zu hinterlaſſen; ſie trug ſtill ihr Kind und ihre Schande; aber ihr Gemüth ward nun vollends empört und verbittert, der Fall zog ihr beſſeres Theil mit zur Tiefe. Die Mutter litt unſäglich dabei, und noch dazu war Ottilie nicht gut und kindlich gegen ſie. Frau Waller fiel zuſehends von Kräften.

Die Branntweinbrennerei trug keine Frucht; ein Ungeſchick Wallers, der zu viel an ſeinem Schnaps

koſtete, ob er gut ſchmecke und probatum ſei, und das Feuer unter der Deſtillirblaſe nicht zu regeln verſtand, hatte zur Folge, daß der kochende Spiritus überſtieg, den Helm abwarf, in Brand gerieth, und das Haus anzündete; zum Glück war es Tag, ſchnelle Hülfe nah, und das Haus brannte nicht ab, wurde aber durch Löſchen und Einreißen ſo verwüſtet, daß der Schade gar nicht zu verwinden war. Seit dieſem Unglückstage war Waller ein geſchlagener Mann; denn der alte Spruch: Kein Unglück kommt allein, bewahrheitete ſich auch an ihm aufs Neue. Schreck und Angſt und Anſtrengung bei dem Feuer zogen der Hausmutter eine Lähmung zu; ſie wurde kontract und konnte dem Hausweſen nicht mehr wie ſonſt durch ihre Thätigkeit nützen. In Ottiliens Händen ruhte nun deſſen Führung, aber Ottiliens Hände feierten gern, nur in einem übte ſie das Recht der Hausfrau, ſie wollte immer herrſchen und befehlen, über Vater und Mutter, über alle Geſchwiſter, und Alles ſollte, ſo viel es vermochte, ihr Dienſte leiſten.

So weit kam die Familie herunter, daß es oft am Nöthigſten gebrach, daß die arme Kranke Mangel litt, die täglich um Erlöſung aus dem Leben zu Gott betete. Sie war lebensmüde, und konnte keinen frohen Tag mehr ſehen.

Und der Vater im Himmel erhörte ihr ehen

und Seufzen. Er spannte sie aus dem Joche des Erdenlebens. Sie segnete ihre Kinder — und starb.

Caspar, der nun fast erwachsene Sohn, weinte der Mutter am schmerzlichsten und längsten nach. Sie hatte ihn zu lieb gehabt, er sie wieder, nur in Einem hatte er sie betrübt, ach und dieß Eine — trug nicht ihre Liebe, ihre Nachsicht davon die Mitschuld? Er konnt' es nun und nimmer lassen.

Und jene, die seine Jugend angehaucht mit dem Gifthauch des Lasters, jene Amalie, wie hatte sie ihm seine Anhänglichkeit belohnt? Sie war nicht mehr im Dorfe, sie war, sein Goldstück an ihrem Halse, auf und davon gegangen und nur eine dunkle Rede ging, sie lebe auf einem entlegenen Orte mit jenem Adam, ob getraut oder nicht, das wußte man nicht zu sagen. Amaliens Aeltern lebten noch und hatten auch ihre übrigen Kinder noch bei sich; sie lebten dem Anschein nach schlecht und recht, jedoch ersteres ungleich mehr als letzteres.

Um der drückenden Noth der ärmeren Volksklasse in den Jahren, die auf die Jahre des Mißwachses und der Theurung folgten, möglichst abzuhelfen, ließ die Regierung Chausseen bauen, und so konnte man den alten Waller und seine Söhne Caspar, Hann Görg und Heinrich nicht minder, wie den alten Hormann nebst dessen Söhnen Frieder und Görgmärt mit einander in

friedlichster Eintracht Steine karren, Steine klopfen und einrammen sehen, und zwar in einer Kleidung, welche ungleich ärmlicher, ungleich zerrissener und ungleich weniger warm und schützend war, wie die der Züchtlinge, die ebenfalls beordert waren, den Straßenbau mitzufördern.

So groß war die Armuth, daß mehr wie einmal das Gespräch der freien Arbeiter sich nicht ohne Neid auf das Loos der Sträflinge lenkte.

„Wie gut haben es diese Kerls!“ sprach Caspar zu seinem Freund Frieder, als ein Zufall sie neben einander gesellte. „Sie haben zwar ihre gesetzmäßigen Arbeitsstunden, aber sie thun so wenig als möglich. Sie dürfen zwar keinen Tabak rauchen, aber es wird ihnen immer heimlich Schnupftabak und Kautabak zugesteckt. Es steht zwar der Aufseher mit der geladenen Flinte dabei, aber es fällt gar keinem dieser Halunken ein, davon zu laufen, denn überall ist Noth und Sorge, im Strafhaus aber braucht sich Keiner um etwas zu bekümmern. Fehlt Einem was, so wird gleich der Doctor geholt, und sie haben reichlich zu essen und zu trinken. Der Adam, der Schuft, hat mir, als er bei uns diente, oft genug erzählt, wie es ihm ergangen, als er wegen Brudermords gesessen und Zwangsarbeit verrichtet — ganz gut und leidlich — kein Winzchen Sorgen — und kein Einziger hat sich

noch bis jetzt zu todt gearbeitet, bei uns aber, Frieder, thäte es Noth, man ſchinde ſich zu todte, und langt doch nicht. Kaum Sonntags ein Trunk Bier, ein Stückchen Wurſt oder Fleiſch."

Frieder ſeufzte leiſe, es war ihm weh ums Herz. „Ach Caspar," antwortete er: „das iſt uns nicht an der Wiege geſungen worden, zumal Dir nicht, daß wir hier karren müſſen, wie Züchtlinge, und doch müſſen wir Gott danken, daß wir keine ſind, ihn bitten, daß wir keine werden. Freiheit iſt immer das höchſte Gut, und Armuth und Arbeit ſind keine Schande."

„O Frieder!" verſetzte Caspar: „Reichthum und Hand in Schoos legen ſind auch keine Schande — deswegen — da bin ich Dir gut dafür, deswegen wollt' ich ſchon reich ſein. Ich möcht' in die weite Welt gehen, wie Robinſon, oder ein Häuflein entſchloſſener Männer führen, und die Ungleichheiten eben machen helfen, die zwiſchen Denen beſtehen, welche haben, und Denen, die nichts haben. Denn um zwei Guten dreht ſich alles in dieſer Welt, das iſt leben oder nicht leben, oder: beſitzen und nicht beſitzen."

„Das iſt mir eine wunderliche Rede, die ich nur halb verſtehe," ſprach Frieder: „bleibe im Lande und nähre dich redlich. Was willſt Du umher ſchweifen, und was iſt die Summa ſummarum? Zuchthaus — Ketten — Gefängniß, oder gar das Schwert ſo durch

— dabei fuhr ſich Frieder mit dem Zeigefinger um die Gurgel.

„Für letzteres wäre gethan, mein trauter Frieder!“ lachte Caſpar. „Mit dem Schwert bin ich abgefunden, hab' einen Bund mit ihm gemacht, Dank ſei es meiner Mutter ſelig, obſchon mein Wille nicht dabei war. Aber der Menſch muß oft zu ſeinem Beſten gezwungen werden.“

„Nimm Dich in Acht,“ warnte Frieder. „Es paſſirt jetzt ſo mancherlei im Dorfe, es wird ſcharf aufgepaßt. Im Pfarrhof iſt ſchon zweimal Wäſche geſtohlen worden. Wenn wieder einmal in der Nacht gebleicht wird, will der Pfarrer einen Wächter mit geladenem Gewehr hinſtellen.“

„Oho, wenn er darf!“ erwiederte Caſpar. „Wachen und Aufpaſſen laſſen darf er ſo viel er will, aber ſchießen laſſen darf er nicht auf einen Dieb, es wäre denn auf einen Wilddieb. Auf die ſchießen ſie drüben in der Zillbach mir nichts, dir nichts. Geſetzt der Wächter erſchöſſe einen Mann, ſo käme er in des Teufels Küche, und der Pfarrer, der's ihm geheißen, dazu.“

Dieſe Reden wechſelten mit Arbeit ab, und bald knüpfte Caſpar ein neues Geſpräch mit Frieder an, indem er fragte: „Haſt Du das Buch vom Schinder-

hannes geleſen? Das war doch ein Teufelskerl, ein tapfrer Hauptmann."

„Haſt Du's, ſo kannſt Du mir's einmal leſen laſſen, ich hab wohl viel gehört vom Schinderhannes, aber geleſen hab' ich noch nichts über ihn. Wer giebt uns armen Teufeln Bücher?"

„O, warum denn nicht?" fragte Caſpar mit einigem Hohn. „Giebt uns denn der Herr Pfarrer keine Bücher? Hat er nicht ein Büchle ausgeteilt an die Gemeindemitglieder, das den Titel hat: Unterricht, wie man es anfangen müſſe, eine chriſtliche und geſegnete Haushaltung zu führen, oder des Pfarrers Flattich Leben und Hausregeln?"

„Ja — das — erwiederte Frieder gedehnt. Es iſt gedruckt in dieſem Jahr, wie weiland das Punktirbüchle, das uns ſo viel Spaß machte, als wir noch kleine Pommer waren. Es kommt aber aus dem Punktiren ſo wenig was Geſcheites heraus, als aus den dreißig Hausregeln des guten Pfarrers Flattich. Gleichwohl ſteht viel Gutes und Nachdenkliches drin. Wer's nur alles ſo recht behalten und befolgen könnte; jaja die Pfarrer und manchmal auch die Schulmeiſter, die haben gut Schriftchen ſchreiben und Büchlein machen. Wenn aber einer ſo in der Tinte ſäß' wie wir, und arbeiten müßt' vom frühen Gottesmorgen bis Abends, während ſie, die gelehrten Herrn, in Gottes Namen

ſchlafen können, bis die Kuh einen Batzen gilt, dem würde es wohl vergehen, weiſe Regeln auszuhecken, wie wir unſern Hausſtand beſſern ſollen, der alle Tage ſchlimmer wird. — Regeln aushecken, das iſt die Meiſterkunſt der Herren; ein Regen von Regeln von oben herab, drunten aber Hunger, Kummer und Elend."

„Es iſt ein Jammer; die Kirmes iſt vor der Thür und wir haben nichts, als das Zuſehen, wenn Andre ſich luſtig machen, trinken und tanzen!" klagte Caſpar, und würzte ſeine Rede noch mit dem Sprichwort: „Armuth hindert der Ehren viel; Kunſt ohne Geld iſt Affenſpiel!" —

„Wer ein Heckemännchen hätte!" wünſchte Frieder: „oder den Säckel des Fortunats, von dem wir ſonſt immer geleſen haben! Ob es wohl dergleichen Dinger heut zu Tage noch giebt?"

„Oder wer ſich unſichtbar machen könnte, und die Springwurz hätte!" ſetzte Caſpar hinzu: „Und warum ſollt' es dergleichen nicht noch geben? Giebt es doch auch noch Wünſchelruthen, die das Gold und Silber anzeigen in den Bergen, und da ſchlagen, wo ſich's verbirgt, es ſei nun gemünzt oder nicht gemünzt."

„Ein Brutpfennig, der jede Nacht einen Ducaten heckt, wäre auch nicht vom Uebel," meinte der Frieder, und ſo erſchöpften ſie gemeinſam den Sagenſchatz jener Zaubermittel, die allzumal dazu dienen ſollten,

ihre Beſitzer reich zu machen ohne Mühe und Arbeit, jene Phantome der Wünſche der Armen, die ſelbſt Wünſchelruthen ſind, mit denen an den Fels der Hoffnung geſchlagen wird — aber immer vergebens.

Dieß ewige Ringen nach den Mitteln des Lebens, und — ſind dieſe gewonnen, nach Mitteln des Ueberfluſſes, nach dem, was nicht ausſchließlich nothwendig iſt, geht es nicht durch alle Kreiſe der menſchlichen Geſellſchaft? Nur daß dem Schiff der Wünſche des Einen der Aberglaube die Segel ſchwellt, dem Andern die Schwindelei, oft noch verderblicher wie der Aberglaube, dem Dritten Geiz und Habſucht, verderblicher wieder, als Aberglaube und Schwindelei zuſammen, denn der Abergläubiſche geht ſtets mit leerer Hand aus, dem Schwindler bricht der Hoffnungsanker auf den er ſich ſtützt, wie morſches Holz unter den Händen; der habſüchtige Spekulant aber hat nicht Raſt und nicht Ruhe; zu ſeinem Ziele zu gelangen nimmt er es nicht genau in der Wahl der Mittel, und an ihm erfüllt ſich zuerſt das Bibelwort: Die da reich werden wollen, fallen in Verſuchung und Stricke. —

Caspar Waller war ein fleißiger Burſche und gewandt dabei und von Rieſenſtärke. Seine Kameraden fürchteten ihn mehr, als ſie ihn liebten, denn er theilte die ſchönſten Schläge aus, wenn Einer ihn irgend beleidigte, doch fing er niemals Händel an. Wie an

Körperkraft, ſo war er den andern Dorfburſchen auch an Geiſt überlegen; er wußte ſehr gut zu ſprechen, und er eignete ſich, gewöhnt durch vieles Leſen, einen Ton und eine Sprachweiſe an, die ungleich gewandter klang, wie die der Uebrigen, ja faſt vornehm. Man hätte glauben können, wenn man ihn reden hörte, er habe ſchon manche Wanderung gemacht und ſei durch die Fremde abgeſchliffen, in ſeine Heimath zurückgekehrt — oder er habe ein Seminarium beſucht.

Das Kirmſenfeſt kam. Caspar und ſeine Geſchwiſter, nämlich Hann Görg, Heinrich und Gretlies, hatten kein Geld ſich einen guten Tag zu machen, aber ihre Baſe lebte noch und war durch Ordnung und Sparſamkeit in ziemlichem Wohlſtand geblieben. Ihr wurde von den Geſchwiſtern, mit Ausnahme Ottiliens und der kleinen Annbarb, ein Beſuch zugedacht, denn ihr Dorf hatte die Kirmſe gleichzeitig mit dem Geburtsort der Geſchwiſter Waller. Ihr Töchterchen, Riekchen, war Heinrich Wallers ſtille Liebe, war zum ſchönſten Mädchen ihres Dorfes herangeblüht, ein Muſter von Sitte und Herzensreinheit. Von dieſer ſtillen Liebe wußte Riekchen aber nicht das Mindeſte, obſchon auch ſie dem Heinrich ſeelengut war, eben ſo ſtill.

Der alternden Muhme waren die jungen Verwandten willkommen, die von dem Vater ſchöne Grüße brachten. „Wo ſind Ottilie und Annbarb?“ war die

erſte Frage der guten braven Frau. „Zu Hauſe!“ war die Antwort. „Ottilie will nichts von Kirmes wiſſen, weil ihr eine Kirmes in den Gedanken liegt, die ſie niemals vergeſſen kann, und die kleine Annbarb die muß das Kind tragen den ganzen Tag.“

Die Geſchwiſter ergoſſen ſich in Klagen über Ottiliens unkindliches und unſchweſterliches Benehmen gegen den Vater und gegen ſie Alle. Der Vater ſei ſchwach und kränklich und ſehe ihr alles nach, weil ſie den Haushalt in Ordnung halte, denn wenn er etwas ſage, ſo gehe es ihm um ſo ſchlimmer.

Riekchen ſollte und wollte zum Tanze gehn. Sie hatte einen Kirmſenburſchen, der nach der Ortsſitte ſie ausſchließlich zum Tanze führen durfte, obſchon ihr, der Krone aller Dorfjungfern, Alle huldigten, und mehr als ein Freier um ſie warb. Jugend, Schönheit, Herzensgüte, Unbeſcholtenheit und die Ausſicht auf ein kleines Vermögen nach dem Tode der Mutter, neben einer werthvollen Ausſteuer bei der Verheirathung, was konnte einem Freier wünſchenswerther ſein, was konnte er mehr verlangen?

Nicht ohne heimlichen Neid und innern Grimm, daß Er nicht der glückliche Schümpfer *) des holden

*) Provinciell für Schatz, Geliebter, ein aus dem mittelhochdeutſchen übrig gebliebenes Wort: Schümpfer, eigentlich Beſeger, Buhle.

Mühmchens ſei, ſah Caspar ihre Zurüſtungen zum Tanze; mit einem edlern, aber darum um ſo ſchmerzlicheren Gefühl ſah dieſe Heinrich. Und als nun vollends die Mutter, Frau Kroll, während Riekchen in der Kammer ihren Feſtanzug mit Hülfe von Gretlies vollendete, den Brüdern redſelig erzählte, wie viele Freier Riekchen habe, und wie brav der Tanzführer Riekchens ſei, und daß dieſe ihn auch ſehr gern ſähe, da quoll beiden Brüdern der Kuchenbiſſen im Munde, und eine Verſtimmung bemächtigte ſich beider, die aber jeder dem Andern möglichſt zu verbergen ſuchte, denn jeder dachte: Dein Bruder lacht dich aus.

Dieſer ſtille Aerger wuchs, als jetzt der Tänzer kam, ſeine Kirmſenjungfer abzuholen. Er war auſſerordentlich nett gekleidet; ſeine Jacke und ſeine Weſte waren von gewählten Farben, ein buntſeidenes Tuch, Riekchens dorf-übliche Gabe, flatterte von ſeiner Schulter und ein Strauß aus dem Herrſchaftsgarten vom Dorfe der Brüder prangte an der Stelle des Herzens. Der Burſche blühte in Geſundheitfülle und ſtrahlte vor Freude, das ſchönſte Mädchen des Dorfes, zum Tanze zu führen. Die Roſe von Roſa — dieß war des Dorfes Name.

Und wer war dieſer Burſche?

„Grüß Euch Gott, Jungen!“ ſprach er mit Herzlichkeit die Brüder an, und warf ihnen ſeine beiden

derben Hände entgegen. „Iſt das Leben noch friſch? Freut mich, freut mich!“

Die Freude der Brüder war minder groß, und äußerte ſich ganz kleinlaut. Der Peter war's, jener junge Knecht, der vormals bei ihrem Vater diente, und aus dem Hauſe ging, weil der alte Waller ſich gegen ihn ungeſchickt benahm. Er hatte im Nachbardorfe eine kleine Erbſchaft gethan, und ein Gütchen übernommen, das er mit allem möglichen Fleiß verwaltete, war alſo jetzt ſein eigner Herr und ging auf Freiersfüßen. Das ſind die angenehmſten Gänge, die ſchönſten Füße.

In's Gemüth der Brüder trat die Erinnerung an ihre beſſere Vergangenheit und die Schaam über ihre jetzige Armuth, mit der ſie dem bemittelten, im vollen Kirmſeſtaat einher prunkenden Peter vor ſich ſtehen ſahen, der über ein Kleines, wenn es Gottes und Riekchens Wille war, ihr naher Vetter werden konnte. Und ſie konnten ihm nicht einmal böſe ſein, denn er ſprach kein Wort über das Sonſt und kein Wort über das Jetzt — er ließ ſie nicht fühlen, daß er jetzt in einem ungleich andern und beſſern Verhältniß ihnen gegenüber ſtehe — er war die Freundlichkeit ſelbſt, und lud ſie ein, mit unter die Linde zu kommen, und ihm dort Beſcheid zu thun in Bier und Schnaps, ſo viel ſie nur wollten.

Aber lag nicht ſchon in dieſer gutgemeinten Einladung ein Hohn und ein Uebermuth? Sollten ſie unter die Linde gehen und gaffen, und zuſehen, wie Andere ſich luſtig machten? Sollten ſie — denn am Kirmſentanze durften nur die zu demſelben verbundenen Burſche, welche das Gelag ausrichteten, Theil nehmen — ſich von ihres Hauſes ehemaligem Knecht traktiren laſſen? Das war wohl zu überlegen — denn auch der Bauer hat ſeinen Stolz, ſein Ehrgefühl. Und warum ſollte er das nicht haben? Er hat Recht, wenn er auf Ehre hält.

Riekchen trat aus der Kammer, ſchier bräutlich angethan, über dem runden vollen blühenden Antlitz leuchtete die weiße Stirne, hoch ſichtbar, weil das Haar all aufwärts geſtrichen war, wo es ſich unter der bunten Krone von rothem Band und beweglichen Goldflittern verlor, dem funkelnden Haid, das nur an Kirmſen-, Gevatter- und Hochzeittagen die Kirmſenjungfrauen, Pathinnen, Züchterinnen *), Bräute und Brautjungfern tragen. Und am Hals die Schnur großer Bernſteinperlen mit funkelndem Goldſtück daran, und am Mieder die ſilbernen Schnüre, und das glitzernde Geſchmeide all! Wie ärmlich erſchien der ge-

*) Zeuginnen.

ringe Sonntagsputz der guten Gretlies neben dem vollen reichen Staat ihrer schönen Muhme!

Nochmals Einladung mit zur Linde zu kommen, und dem Tanze zuzusehen.

Heinrich sah Riekchen mit feuchten Augen an. Es war in ihm noch viel Knabenhaftes, obschon er jetzt bald siebzehn Jahre zählte; er war in dem Alter wo das Gefühl der Liebe als die süßeste Melancholie, wie eine duftende Nachtviole im Gemüthe aufblüht, wo es als die unaussprechlichste Sehnsucht erwacht, wo ein Blick der Geliebten Wonne verleiht, und in ihrer Nähe ein Himmel ist.

Riekchen sah im Auge ihres jungen Vetters den verrätherischen Strahl seines Gefühls zu ihr, sie sah, wie Wehmuth über sein bleich gewordenes Antlitz zuckte, sie verstand die stumme Sprache seiner Blicke, und flüsterte ihm zu: „Heinrich, sei gut! Verdirb mir, verdirb Dir die Freude nicht! Hörst Du? Ich verlasse mich darauf!“

Und da gingen sie hin, Riekchen und Peter, das schönste Paar im Reigen.

Heinrich und Caspar bereuten ihren Kirmsengang zur Muhme, sie wünschten sich weit von dannen. Die Schwester, welche die Gefühle der Brüder nicht kannte, mindestens so nicht theilen konnte, begleitete die Base in's Dorf — auch Hann Görg schloß sich seinen Brü-

dern an — er theilte ihre Stimmung, ihre Zurückhaltung, wenn auch nicht gerade ein eiferſüchtiges Gefühl in Bezug auf Riekchen in ihm rege war.

Der Tag war ſonnig, obſchon herbſtlich kühl, das Leben der Natur neigte ſich dem Winterſchlummer zu, das Laub war abgeweht von den Bäumen, Schneegewölk zog über dem Gebirge auf; die Stoppelfelder waren von buntſchimmernden Fäden überſponnen.

„Wißt ihr was?“ begann Caspar zu ſeinen beiden Brüdern: „Wir wollen einen Spaziergang machen!“ Und ſie folgten ihm, wie ſie ihm gern gefolgt waren in den Tagen der Kindheit. Sie gingen durch's Dorf hinaus, einem Pfad entlang, der zum nahen Bergwald führte; dieſer untere Theil des Waldes hieß das Paradies. Nahe dem Eingang des Waldes lief ein Pfad abſeits, bergempor, er war den Jünglingen wohl bekannt, dieſer Pfad, er führte auch von dieſem Dorfe zur Baſaltkuppe hinauf, zum Schauplatz ihrer Jugendſpiele, ihrer unſchuldvollen Luſt. Sie ſchlugen ihn ein. Von freier Höhe konnten ſie herab in beide Dörfer blicken, in ihren eigenen ſtattlichen Heimathsort mit den alten gutsherrſchaftlichen Ritterſitzen, und der hochgelegenen gothiſchen Kirche, in der ſie alle getauft und confirmirt waren, und in das friedliche Roſa, am gleichnamigen Bache, aus dem Tanzmuſik und der Kirmſenburſchen lautes Jauchzen bis zu ihnen heraufſchallte.

Sie gingen eine Strecke ziemlich wortkarg mit einander fort, die drei Brüder; alle drückte ein Gefühl, das ihrer Armuth, das der Beschämung, welches dieser Armuth entsprang. Sie stopften ihre Tabakspfeifen, schlugen Feuer und wandelten rauchend den Berg hinan. Ehe sie sich's versahen war jene Basaltkuppe, das verzauberte Schloß wieder erreicht; die Brüder setzten sich auf einen Block, der ihnen ehedem als Bank gedient; sonst war er für ihrer fünf bis sechs geräumig genug, jetzt saßen die drei Bursche knapp darauf.

„Ist's doch als sei die Bank kleiner geworden, auf der wir sonst als Kinder so oft saßen," bemerkte Hann Görg.

„Weil wir größer geworden sind!" seufzte Heinrich. „Was waren doch sonst für gute Zeiten. Bessere als jetzt."

„Ja wohl," setzte Caspar hinzu: „Zeit bringt Leid! Rosen bringt sie uns nicht, darauf können wir schwören."

„Was soll es werden mit uns, wenn der Vater heimgeht?" warf Heinrich die Frage auf.

„Das wird bald gesagt sein," antwortete Hann Görg: „Wir kommen aus dem Hause und die Große bleibt drin; wir verdingen uns als Knechte, und die kleinen Schwestern werden Mägde. Jeder wird sein

Brod haben, wenn er brav und ehrlich ſeine Arbeit verrichtet."

„Ich meinestheils werde kein Knecht, ſo viel weiß ich!" nahm Caspar das Wort. „Nicht die Arbeit eines Knechts ſcheue ich, aber die Benennung iſt mir zuwider. Mein Sinn ſteht höher und ſtrebt nach Freiheit! Seht dort droben den Rüttelgeier, wie ſtolz und frei er ſich in Lüften wiegt! Auch ihn hält der Allmächtige, und giebt ihm Nahrung, und er dient Keinem. Er iſt ein König im Reich der Lüfte, ein Freibeuter, der ſich die Beute holt, wo es ihm gefällt."

„Bis des Jägers Büchſe knallt und ihm den Garaus macht," ergänzte Heinrich trocken des Bruders Rede.

„Schade, daß Du nicht auf einen Pfarrer ſtudiert haſt," bemerkte Hann Görg gutmüthig. „Du würdeſt manche ſchöne Predigt thun. Wie alleweile über den Text: Sehet die Vögel unter dem Himmel und die Lilien auf dem Felde!"

„Du haſt recht, mein Bruder," erwiederte Caspar ganz ernſthaft, ohne des leiſen Spottes zu achten. „Ich muß mit meinem Geſchick hadern, daß es mich nicht höher führte. Vielleicht gelingt mir's noch, empor zu kommen. Hätte ich nur Geld — ich ginge in

die Fremde — weit weg von hier. Es iſt mir hier nicht mehr recht heimiſch!"

„Kannſt ja Soldat werden!" rieth Heinrich.

„Das fehlte mir, Soldat im Frieden, und als Gemeiner mich ſchurigeln laſſen. Trifft mich's Loos, nun dann muß es ſein, dann iſt's Beſtimmung, freiwillig aber tret' ich ganz gewiß nicht unter's Gewehr."

„Wißt ihr noch, wie wir damals hier oben waren, wo Amalia die oft gehörte Geſchichte vom Kuppenrauchen erzählte?" gab Heinrich dem Geſpräch eine andere Wendung.

„Und wo wir uns einbildeten, die Schwerbeladenen wandeln zu ſehen?" ſetzte Hann Görg hinzu, denn mit der jetzt niederſinkenden Abenddämmerung kam die Erinnerung lebendig in der Brüder Gedanken, und unwillkührlich richteten ſich ihre Blicke zugleich hinab zur weit gedehnten Kuh-Eller, über welche herbſtliche Dämmerflöre gelagert waren.

Dort gingen wieder zwei Männer gemeſſenen Schrittes am Waldesrande, in Balkenlänge von einander, wie es ſchien, gebeugten Ganges hin. — Kalt wehte der Nachthauch die Triſt herauf, die Brüder an.

„Seltſames Spiel des Zufalls, oder iſt's Einbildung?" ſprach Caspar leiſe vor ſich hin.

„Sie ſind's, ſie ſind es doch!" flüſterte Heinrich.

„Weiß Gott, hier iſt es nicht geheuer" — dachte Hann Görg mehr als er es ſprach, und ließ unbewußt die Pfeife ausgehn.

Die Geſtalten der Wandelnden ſchwanden in das Dunkel des Tannenwaldes.

„Mag's ſein, was es will!" ſprach Caspar „Wenn wir es nur nicht ſind und werden! Brüder, mir fällt was ein; hört zu, ich will euch einen Vorſchlag thun. Jetzt ſind wir noch beiſammen, und haben uns gern, wie ſich's gebührt, aber über kurz oder lang ſprengt uns das Schickſal doch auseinander, den Einen dahin, den Andern dorthin. Wie wär's, wenn wir verabredeten, daß wir alle drei Jahre an dem Tag, wenn drunten in Vlot' die Kirmes iſt, uns hier oben zuſammen fänden, wir mögen ſein, wo wir wollen! Waren wir freilich außer Deutſchland oder über See, da ginge es nicht, aber dann muß hergeſchrieben werden. Der Herr Schulmeiſter nimmt die Briefe an wenn keiner von uns in unſerm Orte daheim iſt und wer weiß, wie lange wir drunten ein Daheim haben? und giebt die Briefe dem Erſten von uns, der kommt. Und da erzählen wir uns unſre Fata, und ſchütteln uns die Hand, und wenn es ſein muß, gehn wir wieder auseinander. Das wird uns das Gedächtniß friſch halten für unſre Jugendzeit, in der wir hier oben oft, ſo fröhlich waren, und dann wollen wir doch ſehen,

ob wir, wenn wir wieder einmal hier oben beiſammen ſind — jene Beiden — die Schwerbeladenen — zum drittenmal erblicken."

„Aber das ſoll großes Unglück bedeuten, Wer ſie dreimal ſieht!" warf Heinrich nicht ohne eine Anwandlung von Furchtſamkeit ein.

„Unglück kommt über Nacht!" entgegnete Caspar. „Das wartet wenn es kommen will und ſoll, nicht drei Jahre auf uns." —

Unglück kommt über Nacht.

Die Brüder ſchlugen ein, Caspars Vorſchlag gefiel beiden wohl. Sie verließen jetzt die Bergböhe, um durch die Dämmerung hinab nach Roſa zu gehen, wohin ſie von der Kuppe herab eher noch etwas näher hatten, als in das eigne Dorf. Der Kirmſenjubel aus beiden Dörfern währte drunten fort, und ſchallte noch lauter durch die Nacht. Man ſah die Lichter im Wirthshaus funkeln, wohin nach dem Tanz unter der Linde die Schaar der Kirmſenburſche mit den Mädchen zog, Muſik voran, dann der geputzte Platzmeiſter in weißer Schürze mit der ſogenannten Rözze, einer ungeheuern Schleifkanne, die ſo oft als möglich füllen zu laſſen und daraus in die Gläſer zu ſchänken, ſeine Hauptobliegenheit war; ein als Hexe verkleideter Luſtigmacher, auf einem Beſen reitend, dann Tänzer und Tänzerinnen Paar und Paar, und nebenbei und hin-

terbrein der laute fröhliche Schwarm der Zuſchauer jeglichen Geſchlechts und Alters, die oft ſo dichte drängende Kreiſe bilden, daß den Tanzenden kaum Raum für ihr Vergnügen bleibt. Aber wenn es nicht zum Erdrücken und Tanzbodendurchbrechen voll iſt, dann iſt's keine rechte Kirmſe.

Und dabei noch zahlreiche Haufen von Bettlern und Geſindel von verdächtigem Ausſehen, unter andern der ſogenannte Betbruder, ein alter plattköpfiger Kerl, der mit einer Löwenſtimme vor den Thüren das Vaterunſer betete oder das Gebet, das die Zeichen des jüngſten Tages aufzählt, nebſt einer oder einigen Genoſſinnen und einer Schaar von Kindern und Enkeln, welche ſammt und ſonders bettelten.

Gretlies war mit der Baſe ſittſam nach deren Hauſe zurückgegangen, als der Tanz unter der Linde aufhörte. Ihre Brüder trafen ſie vergnügt an. Peter war gegen ſie „charmant“ geweſen, wie ſie erzählte, er hatte ſie zum Tanz aufgezogen, ſie auch tractirt. Riekchen mochte es ihm wohl erſt geheißen haben, aber es hatte ſie doch gefreut, denn das war gar eine große Ehre, wenn eine Dirne, die nicht ins Gelag gehörte, in den Tanz gezogen wurde. Sie hatte ſich harmlos und froh der Jugendfreude eines Bauernmädchens hingegeben, war ſie doch ſelbſt noch ein junges Ding, erſt fünfzehn Jahre alt.

Und nun gingen die Geschwister wieder nach Hause, nicht ohne einen Kuchenvorrath in reinen Tüchern mit heim zu tragen für ihren Alten, für die Schwestern und das kleine Schwesternkind, den armen Wurm, der keinen Vater hatte.

Aber die Brüder gingen stumm in sich gekehrt; unfroh in ihrem Gemüthe, kummerschwer, beladen mit dem Gedanken, jetzt arm und verachtet zu sein — um der Armuth willen verachtet.

Dorfſpektakel.

Alles ſchlief noch im Dorfe. Einen großen Theil der Einwohner hatten die Freuden der Kirmſe bei Tanz und Spiel, Eſſen und Trinken bis ſpät in die Nacht munter gehalten, und der grau heraufdämmernde Morgen begrüßte ja wieder einen Feiertag, wenn auch keinen kirchlichen, mit Erbauung zu feiernden, doch einen, an dem man weltlich feierte, nämlich ruhete und ſich vergnügte.

Da ſchreckte Ruf und gellendes Geſchrei die am Kirchberge Wohnenden mit Tagesanbruch aus dem Schlafe, und brachte Alles in Aufruhr. Das Geſchrei erſcholl vom Pfarrhofe her, und Jeder, der es hörte, mußte glauben, es brenne, oder es geſchehe das größte Unglück, Mord und Todtſchlag oder ſei bereits geſchehen. Alles in der Nachbarſchaft kam auf die Beine, fuhr mit verſchlafenen Geſichtern an die Fenſter, und

Viele liefen halbangekleidet, die Kinder sogar im Hemde, auf die Straße heraus. Wallers und Hormanns, die dem Pfarrhaus nahe wohnten, waren mit die Ersten; Hülfebereitwilligkeit, wenn es zu helfen, und Neugier, wenn es etwas zu sehen und zu hören gab, hatten gleichen Antheil an dieser Eile.

Zu helfen war nicht mehr.

Die Frau Pfarrerin stürzte wie eine Furie, mit fliegenden Haaren, erhitztem, thränenüberströmtem Gesicht, die Arme gen Himmel aufwerfend, und dann wiederholt die Hände ringend aus ihrem Hause; sie war es, die den Heidenlärm verursachte, die das Dorf wach schrie. Ihre Stimme gellte, wie eine Trompete vor den Mauern von Jericho.

„Ach du großer Gott! ach du großer Gott!“ schrie sie wohl zwanzig bis dreißigmal in einem fort, rannte dabei wie unsinnig umher, und unterbrach ihre Ausrufe nur mit einem lauten Gebeul, daß es einen Stein erbarmen mochte.

Vergebens riefen die Nachbarn sie fragend an: „Was ist's denn, Frau Pfärrnern? Was gibt's denn? Ist denn Jemand bei Ihr gestorben? Brennt's denn? Wo brennt's?“

Andere verstanden diese Fragen falsch, und schrieen: „Es brennt! Es brennt im Pfarrhof!“ Und der Schreckensruf zeterte weiter von Mund zu Mund, von

Haus zu Haus, weckte die festesten Schläfer, die müdesten Tänzer und Tänzerinnen aus schönen oder schweren Träumen, brachte Alles in die Kleider, das ganze Dorf in Allarm. Schon sprangen Männer mit Feuereimern durch die Gassen, und füllten diese aus dem Bache, der das Dorf in ziemlicher Breite durchfließt, schon zogen wackre Burschen die Dorfspritzen aus dem Spritzenhaus und spannten sich vor die Wasserkübel, schon steckte der Schulmeister, gefolgt von einem dichten Schwarm seiner hoffnungsvollen Zöglinge, denen die Lust, tüchtig zu stürmen, in allen Gliedern zuckte, den Schlüssel in die Kirchenthüre, um sämmtliche Glocken in Bewegung zu setzen, als ihn glücklicherweise noch der in Nachtjacke und Zipfelmütze aus seiner Wohnung eilende Pfarrer daran hinderte, indem er rief: „Schulmeister! Macht keine Dummheiten! Ist denn das ganze Dorf verrückt?“ Indessen war die Pfarrfrau von einem dichten Kreis Weiber so umringt, daß sie nicht weiter umher rennen konnte, und als ihre Exaltation den höchsten Grad erreicht hatte und ihr die Stimme zu fernerem Schreien versagte, fiel sie der alten Frau Hormann mit dem matten Ruf: „Meine Wäsche ist gestohlen! ohnmächtig in die Arme.“

Halb führten, halb trugen die Weiber sie in das Haus zurück.

Der Pfarrer trat zu den Männern heran, und

ſprach mit freundlicher Würde, nachdem er ſelbſt einige Faſſung gewonnen: „Liebe Nachbarn, verzeiht eurer Pfarrfrau den ungebührlichen Lärm; unſer letztes Bißchen Wäſche iſt dieſe Nacht geſtohlen worden: das greift wohl jeder wackern Hausfrau ans Herz, obſchon nicht von Nöthen geweſen wäre, deßhalb das ganze Dorf zuſammen zu ſchreien. Beruhigt euch, geht nach Hauſe, ſprecht nicht davon. Die Diebe aber wird Gott finden! Sein Finger wird ſie zeichnen! Diebe werden das Reich Gottes nicht ererben! In nächſter Predigt will ich euch mehr darüber zu vernehmen geben."

Die Nachbarn zerſtreuten ſich, den noch aus den entlegneren Gaſſen Herbeieilenden theilten die Zurückkehrenden die tröſtliche Nachricht mit, daß es Gott Lob dieſes Mal nur ein blinder Lärm geweſen, den die Pfarrerin veranlaßt, weil ihr abermals die Wäſche geſtohlen worden. Einer Frau aber, welcher Wäſche geſtohlen worden, iſt viel zu Gute zu halten.

Das Ereigniß ging nun vom Mund zu Munde; der Schulze und die Schöppen begaben ſich nach dem Pfarrhof, um ein Protocoll über den Sachbeſtand aufzunehmen. Leider ließ ſich nichts aufnehmen, als Worte, das Corpus delicti, die Wäſche war fort. Auch der Patrimonialgerichtsſchreiber gnädiger Gutsherrſchaft ſtellte ſich ein, um eine actenmäßige Relation für den Herrn Amtmann zu Papier zu bringen. Er war eine lächer-

liche schiefgewachsene Figur; als er sich zeigte, empfing ihn die Lache der versammelten Dorfjugend.

Der Pfarrer sprach mit Wehmuth im Blick zu den guten Leuten, seinen Pfarrkindern, das lateinische Bauernräthsel: **Curausis stalléris**, das heißt auf deutsch: Wenn die Kuh heraus ist, der Stall leer ist. — „Aechtes Leid spaßt oft am besten *)."

Der stürmische Gemüthsaufruhr der Pfarrerin brach sich in einem unaufhörlichen schmerzvollen und erschütternden Weinen. Wenn ihr ein Kind gestorben wäre, hätte sie nicht ärger thun können. Sie wollte von keinem Trost wissen; und obschon dieser Schmerz etwas unvernünftig erschien, so fand er im Gemüthe der Frauen doch seine Rechtfertigung.

Manche verspinnt, vernäht, verstrickt ihr ganzes Leben. Das „sie hat gesponnen sieben Jahr" im Volkslied schlägt eine tief seelenkundliche, der Betrachtung sehr werthe Saite an. Manche spinnt und spann noch ungleich länger, und wenn nun ein einziger Augenblick den Fleiß, die Mühe, die Opfer so mancher Jahre, und den Stolz, die Freude an so manchem mühsam gewonnenen Stück von dannen führt, mag die laute Klage um solchen Verlust wohl verziehen werden. Wie viele Wünsche, Hoffnungen, Seufzer weben sich ungesehen in

*) Uhland.

ein Stück Garn, von der Leinſaat, von der grünen Pflanze, von der himmelblauen Blüthe, von der Raufe, von der Darre, von der Hechel, von der Spule, von der Weife, von dem Webſtuhl, von der Bleiche — bis ein Brauthemd daraus wird! —

Nun bewegte nur eins alle Gemüther im Dorfe: die Vermuthung, der Verdacht: Wer hat die Wäſche geſtohlen? War's ein Nachbar oder eine Nachbarin? Waren es fremde Diebe? Wie ſollte man den Diebſtahl entdecken? Sollte eine Hausſuchung angeordnet werden? Bei Wem? Allerlei fremdes Bettelgeſindel hatte ſich in dieſer Kirmſenzeit durch die Dörfer getrieben.

Hausſuchung iſt Heimſuchung. In den Häuſern der Wohlhabenden wird keine angeordnet, ſie würden es ſehr übel nehmen. Die Armen aber müſſen ſich ſolche gefallen laſſen; die Armen!

Wo der Voigt mit ſeinen Gehülfen oder der Gendarme eine Schwelle überſchreitet, Hausſuchung zu thun, da wird alſo die Möglichkeit vorausgeſetzt, daß die Bewohner ſtehlen oder geſtohlenes Gut bei ſich hehlen. Der Hehler iſt ſo gut als der Stehler. So gut? So ſchlimm.

Dieſe Vorausſetzung bricht den Stab über die Ehre des Armen. Wenn auch nichts gefunden wird, — es hätte doch ſein können. Möglicherweiſe ſeid ihr Diebe oder Diebshehler, denn ihr ſeid arm, ſeid Ge-

ſindel, man traut euch nicht, man weiß ja ohnehin, daß ihr in Bezug auf Holz, oder ein kleines Wildpret, ein Häschen, ein Paar Feldhühner und dergleichen, ein weites Gewiſſen habt, und beim Aehrenleſen ſetzt ihr auch manchmal die Garbe für die Furche an — ihr ſtoppelt auch gern das Obſt früher, als es heruntergethan wird: ihr denkt, was nach Michelstag noch am Baum hängt, iſt unſer. Auch im Betreff der Kartoffeln ſetzt ihr bisweilen das Stück Land des Nachbars für das eure an, wenn gerade der Flurſchütz ſchläft oder anderweit beſchäftigt iſt, und die geſtohlenen Rüben ſchmecken eben ſo gut, wie die eigenen, vielleicht noch beſſer.

Die Gerichte ordnen eine Hausſuchung an nach des Pfarrers Wäſche. Wo wird angefangen? Bei den nächſten Nachbarn; Hormanns müſſen daran, Wallers auch.

Mit ſtiller Wuth ließen Wallers Kinder das Unvermeidliche über ſich ergehen, der alte Waller weinte. Nie hatte er es ſchmerzlicher empfunden, daß er herunter war. Sonſt, vor wenigen Jahren noch, wäre dieſer Schimpf ihm nicht angethan worden. Hormanns trugen es ſchon leichter, ſie tröſteten ſich mit dem leidlichen Troſt, daß ſie ja ein gutes Gewiſſen hätten, und die Pfarrwäſche nicht.

Im Dorfe ſetzte ſich die Kirmſenfeier fort, und

verwiſchte ſchnell die Erinnerung an den lärmvollen Morgen durch noch größern, aber freudigen Lärm.

Die Frau Pfarrerin ſchickte heimlich, ohne daß ihr Mann etwas davon erfuhr, zur Hormann hinüber, und ließ ſich die Punktirkunſt auf ein Paar Augenblicke ausbitten. Sie empfing das alte abgegriffene Büchlein mit felſenfeſtem Vertrauen, und punktirte eifrig die Frage Nummer 6: Werde ich mein geſtohlenes Gut wieder erhalten? Ihre Figur war ein Kreuz, ein Leid: und die Antwort lautete — ſehr untröſtlich: Ihue Verzicht darauf.

Sie punktirte nochmals; die Figur war dieſe: Antwort: Es wird dießmal ſchwer halten.

O weiſer Araber Omar Arei Emir Tſchasmir!

Geſtohlenes Gut wieder zu bekommen, hält jedesmal ſchwer.

Man darf, dieß iſt Hauptgeſetz des Königs Aberglaube, dreimal punktiren.

Die Frau Pfarrerin punktirte zum drittenmal.

Die Reihe der Striche gab dieſes Zeichen: Antwort: Daran denke nicht mehr und ſieh dich künftig beſſer vor!

O du nichtsnutzige Punktirkunſt! Du koſteſt der Frau Pfarrerin neue Thränen. Sei froh, daß ſie in

ihrem gerechten Schmerz dich nicht mitten auseinander reißt.

„Ich glaube," sagte die Frau Pfarrerin zu ihrer Magd: „daß die alte Hormann eine verwünschte und verdammte Hexe ist, und Wer weiß, ob sie mir die Wäsche nicht selbst gestohlen haben? Es ist eine schlechte Sorte da drüben. Mache, daß das Teufelsbuchle wieder aus dem Hause kommt; ich will nichts davon wissen, es ist alles Lug und Trug, was drin steht."

Die Pfarrmagd trug wohl die Punktirkunst augenblicklich aus dem Hause? Prosit die Mahlzeit! Sie that es erst, nachdem sie in aller Geschwindigkeit zuvor in der Küche auf die Frage punktirt hatte: Was werde ich vor einen Bräutigam bekommen? Dann auf die Frage: Werde ich von einer gewissen Person geliebt? und zum dritten auf die Frage: Ist mir die Heirath vortheilhaft?

Antworten: Ihm fehlen die Zähne im Munde. — Nur so obenhin. — Ja, aber zu Deinem Schaden.

„O du dumme Punktirkunst!"

„Geschwind noch eine einzige Frage: Wird mir die Erfüllung meines Wunsches vom Glück sein?"

Figur Antwort: Es harret Deiner ein doppeltes Glück.

„Buchle, jetzt küss' ich dich!" Voller Freude

brachte die junge Magd die Punktirkunst wieder ins Nachbarhaus.

O du weiser prophetischer Araber Omar Arei Emir Tschasmir!

An diesem Tage gieng die junge hübsche Pfarrmagd zum Kirmsentanz, und drei Vierteljahre darauf hatte sie — ein doppeltes Glück — Zwillinge, und keinen Mann, nicht einmal einen, dem die Zähne im Munde fehlten. Die Punktirkunst hatte ja nur von einem **Bräutigam** gesprochen.

Der alte Waller trank an diesem Tage aus stillem Aerger und Ingrimm einmal wieder ein Glas über den Durst, und zwar nicht Bier, sondern Brantwein. Und da räsonnirte er ganz unverständig in das Blaue hinein, obschon er sonst ziemlich wortkarg war. Aber der Brantwein macht wild und toll, und ist der Nährvater des Unverstandes.

„Ich wette mein Leben drauf," sagte er: „daß Hormanns die Wäsche gestohlen haben, es ist nicht richtig — werden sie nicht auf den Boden hängen, oder in die Laden legen. Die ist über alle Berge. Es ist miserables Volk; der Alte kommt wenig mehr aus dem Wirthshaus. Ich mag hinkommen noch so früh, so ist er schon dort. Ja sucht nur — es ist himmelschreiend, daß sie in meinem ehrlichen Hause gesucht haben! Den Schimpf verwinde ich all mein Lebtag

nicht! Das iſt mein Sargnagel! Das bringt mich in die Grube! Gott läßt uns wohl ſinken, aber nicht ertrinken!"

Waller weinte wieder, und ſuchte den tiefen Gram, der ſein Gemüth bewegte, mit dem Wundbalſam eines friſchen Gläſleins Doppelpommeranzen zu heilen.

Caspar ärgerte ſich über des Vaters Rede. In ihm ſtand die Ueberzeugung feſt, daß Hormanns unſchuldig ſeien. Er fuhr dem Alten übers Maul, und widerſprach ihm gerade zu. Dieſer ſchwieg, aber Ottilie fuhr auf, nahm ſich des Vaters an und ſchrie: „Du haſt's auf den Rippen, Range, die Partei des Lumpenpacks zu nehmen! Denk' an deine Streiche! Denkſt du ich wüßte ſie nicht? O ich kenne dich! Denk' an Amalie, das nichtsnutze Menſch! Wer hat uns arm gemacht? Du! Wer hat die Mutter ſelig ins Grab gebracht? Du!"

Bleich wie die Wand und ohne ein Wort zu ſagen, wich Caspar aus der Stube.

Draußen im Hofe, am Nachbarzaun war Frieder beſchäftigt; er machte Holz klein.

„Das war einmal ein ſchöner Spuk, heut Morgen!" rief er Caspern zu, als er dieſen in den Hofraum treten ſah. „Aber mein Gott, was fehlt Dir denn? Siehſt ja kreidenweiß aus."

„Hab' mich geärgert; meine Schweſter hat den Teufel barfuß laufen ſehen.“

Und Caſpar erzählte, der Mittheilung bedürftig, dem Freund das Vorgefallene. Das war ſehr unbedacht von ihm. Er gewahrte nicht daß Görgmärt, Frieders jüngerer Bruder, in der Nähe war, daß er jedes ſeiner Worte erlauſchte, und als er genug gehört, nichts Eiligeres zu thun hatte, als hineinzugehen, und das Gehörte ſeiner Mutter brühheis zu hinterbringen.

Gleich darauf ſchießt die alte Hormann ganz furios aus ihrem Häuslein — ſie thut Sätze über die Gaſſe, wie eine wilde Katze, ſie reißt Wallers Hausthür mit Geräuſch auf, ſie reißt die Stubenthür auf, ſie ſteht kerzengerade, mit rollenden Augen, mit auf den Rücken herabhängender Haube, die ſie ſich an der obern Thürhälfte abgeſtoßen, mit in die Seite geſtemmten Armen, mit blauen Lippen in der Thüre — die Familie Waller ſtarrt ſie an, wie eine Erſcheinung, und nun geht es los:

„Was — was — was habt Ihr geſagt, niederträchtiger Schubiak! Hormanns hätten die Pfarrwäſche geſtohlen habt Ihr geſagt? Ei da muß Euch gleich der Teufel reiten! Da muß Euch gleich die Zunge verſchwarzen und armslang aus dem Halſe hängen! Ihr Lügner, Ihr Lump, Ihr abgebrannter, verſoffener, mit Schimpf und Schande beladener Schnapswanſt

Ihr! Den Augenblick ins Gericht! Den Augenblick mit zum Amtmann! Ich will Euch lehren, ehrliche Leute zu Dieben machen! Ich! Auf der Stelle mit zum Amtmann, sag ich Euch! Ihr Söffel, Ihr Faullenzer, Ihr Hab und Gut verschlampampt habender Herrgotts-Tagedieb Ihr!"

Gefährlich ists, den Leu zu wecken, und grimmig ist des Tigers Zahn, heißt es in Schillers schönem Gedicht: die Glocke; allein Löwen- und Tigerzähne sind Kindereien gegen die Zunge eines alten, bösen, gemeinen Weibes. Die Natur hat nichts Scheuslicheres hervorgebracht als alte, böse, gemeine Weiber, daher auch schon der weise Jesus Sirach sagt: Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe.

Waller ward feuerroth vor Zorn und Aerger, aber er fand kein Wort der Erwiederung; seine älteste Tochter jedoch war rasch bereit, für ihn in die Schranken zu treten, eine ebenbürtige Kämpferin.

„Ist die alte Hexe verrückt? Packt sie sich den Augenblick von der Schwelle! Wer hat was gesagt von Euch? Wer kümmert sich um euch Bettelvolk? Das werdet Ihr ja wohl am besten wissen, ob Ihr gestohlen habt oder nicht! Euretwegen ist doch nur die Haussuchung gethan worden, wenn Ihr's wissen wollt!" —

Weiter kam Ottilie nicht. Die Alte hatte nur Odem geſchöpft, jetzt entlud ſich das Zorngewitter der Frau Hormann auf Ottiliens Haupt mit zermalmenden Worten: „Schweig Du Nickel! Du abgeſtandene Kröte, Du krepirte Schindmähre! Geh aus mit Deinem Bankert, und ſuche Deinen Kerl, Du Brudermördersgehäng! Du wirſt wohl eher die Wäſche geſtohlen haben, als unſer eine, daß Du nicht mit Deinem Balg faſernackt umherzulaufen brauchſt! Hunger leiden mußt Du, betteln gehn mußt Du, ins Zuchthaus mußt Du, ans Halseiſen mußt Du, nichtsnutziger Wechſelbalg, und der Teufel muß Dir das Genick brechen, Du ſpittelreife Bettelbagage Du!“

Caspar und Frieder hörten draußen das fürchterliche Schreien. „Ich meint' ich hörte meine Mutter drüben bei euch ſpektakeln! Das iſt zu ein Mordlärm!“ ſagte Frieder und wandte ſich, ins Haus zu gehen; Caspar ſprang in das ſeine, durch die Hinterthüre in die Flur, nach der Stube zu, in deren Thüre, den Eingang ſperrend, Frau Hormann ſtand. Er hörte ihre letzten Reden noch, gleichzeitig ergoß ſich aus Ottiliens Mund ein Strom ähnlicher Schimpfreden, und wie zwei gewitterregengeſchwollene Waldbäche einander entgegenſtürzen und ſich wüthend, ſchäumend und donnernd miſchen, ſo miſchte ſich die Sturmfluth empörender Schimpfwörter, entſetzlichen Gekreiſches, zum Geheul

umſchlagend, und eben wollten, zwei Furien gleich, die Alte und die Junge einander in die Haare fallen, als Caspar kurz gefaßt die Frau Hormann kurz faßte, ſeine Arme um ihren Leib ſchlang, ſie von der Schwelle riß, ſie die zwei Schritte über den Flur in der Schwebe trug, und vor der Hausthüre abſetzte, durch die er ſich eilend zurückzog, den obern und untern Thürflügel hinter ſich zuwerfend und von innen verriegelnd.

Draußen aber gebehrdete ſich die Hormann völlig wie unſinnig. Sie donnerte mit beiden Fäuſten an Wallers Hausthüre, ſie trat mit beiden Füßen daran, ſie ſchrie und ſchimpfte und heulte, daß es weit hinab ins Dorf gellte und ſchallte. Wieder liefen die Nachbarn zuſammen, der Pfarrer kam, die Pfarrerin kam, der Cantor kam, der Todtengräber, der ein Grab grub, ſtürzte aus dem Kirchhofthore, der Tagwächter mit dem Spieße ſprang herbei, die Söhne der Hormann, (der Alte ſaß im Wirthshaus) eilten aus ihrem Häuslein, und ſuchten ihre Mutter wegzubringen; dieſe aber war außer ſich, ſie ſchlug jeden ins Geſicht, der ihr zu nahe kam; um ein Haar, ſo hätte der Pfarrer auch eine abbekommen, wenn er ſich nicht weislich zurückgezogen, und dabei ergoß ſich der Strom hageldichter Schimpf- und Scheltworte gegen Wallers ſo lange aus ihrem Munde, bis ſie in epileptiſche Zuckungen und Krämpfe verfiel, und auf die Straße hinſtürzte, immer noch um

ſich ſchlagend, wuthſchäumend, wo denn ihre Söhne zugriffen und ſie ins Haus trugen.

Dem alten Waller ſchlugen alle Glieder. Ottiliens Geſicht war weiß, wie die getünchte Wand, ihre ſchwarzen Augen rollten wie Feuerräder. Die jüngern Geſchwiſter ſahen ein zweites Gewitter aufſteigen, und verließen zagend die Stube, Caspar befand ſich jetzt mit dem Vater, der Schweſter und Heinrich allein darin, das kleine lautſchreiende Kind hatte Annbarb auf dem Arme und mit aus der Stube genommen, es draußen zu beſchwichtigen.

„Und Du wagſt es, uns vor's Angeſicht zu treten, niederträchtiger Goujon!“ brach ſofort, ehe noch der Sturm draußen vertobte, Ottiliens Ingrimm gegen den Bruder los. „Du biſt drüben geweſen und haſt es gepatſcht, was wir geſprochen! Du Verräther, Du Judas! Du biſt nicht werth, daß Dich die Sonne beſcheint! Hiebe gehören Dir, Austräger, Klatſcher, Hausdieb und abgefeimter Hallunke!“

An der Wand am Nagel hing eine kurzſtielige Hetzpeitſche, dieſe ergriff, durch Ottiliens Reden zum wüthendſten Zorn gereizt, der alte halbtrunkene Waller und ſchlug mit hageldichten Streichen auf Caspar los. Schlag auf Schlag, daß es knallte und ſchallte, und Ottilie fuhr auch auf Caspar ein und maulſchellirte ihn und kratzte ihn ins Geſicht.

Der löwenstarke Jüngling ließ sich mißhandeln, er duldete die Schläge mit der Karbatsche, die der Vater ihm gab, und suchte nur die thätlichen Angriffe der wüthenden Schwester abzuwehren. Heinrich stand Todesangst aus; gegen die Schwester dem Bruder beizustehen, wagte er nicht, gegen den Vater — dieß konnte nicht in die Gedanken des Sohnes kommen. Doch als die Mißhandlung Caspars immer ärger wurde, riß Heinrich die Hausthüre auf und schrie: „Nachbar o! Hülfe! Hülfe! Sie schlagen meinen Caspar todt! Nachbar jo!“

Gleich quoll der Strom der außen Versammelten ins Haus — gleich griffen kräftige Arme zu, und rissen die Parteien auseinander — gleich war Ruhe. Caspar blutete — und wimmernd enteilte er, die Treppe hinauf, in seine Kammer, Heinrich ihm nach.

Aechzend sank der alte Waller in seinen Großvaterstuhl. Wild fuhr Ottilie die Eindringlinge an: „Packt euch hinaus! Was mischt ihr euch in andrer Leute Kohl? Kehrt vor eurer Thüre! Trefft das Loch — im Augenblick! Dieß Haus ist unser! Dort hat für euch der Zimmermann das Loch gelassen!“

Die Nachbarn gingen, murrend und scheltend, und manche böse Prophezeihung laut genug aussprechend, daß sie Wallers und seiner Tochter Ohr erreichte.

„Aus dem Hause muß der Hann Kapp*), ich dulde ihn nicht länger, das sag' ich Euch gerade heraus!“ rief Ottilie noch ganz aufgeregt. „Mit so einem Hallunken will ich nicht unter einem Dache sein, oder ich gehe fort, und sollt' ich betteln gehn, so weit mich meine Füße tragen! Dann könnt Ihr sehen, wie das Dach über Euch zusammenfällt. Denkt Ihr, Eure kleinen Nickel werden Euch haushalten? Euer feines Gretlieschen? Ja, wenn die Küche ein Tanzboden wäre, und der Ziegenstall ein Karmsenplatz, wo sie herumschwänzen könnte, und sich lustig machen, wie gestern!“ So sprach, so dachte Ottilie.

Oben in der Kammer wusch sich Caspar das Blut aus dem Gesicht, rieb sich die schmerzenden Striemen, und packte seine besten Sachen in einen Bündel.

„Was machst Du Caspar?“ fragte Heinrich, wie er des Bruders wortloses Walten sah.

„Du siehst's ja!“ antwortete dieser ganz kurz, fast unfreundlich.

„Ich bitte Dich! Wie konntest Du aber auch so unklug sein und des Vaters Gerede drüben gleich wieder plautschen?“ äußerte Heinrich mit sanftem, aber gerechtem Vorwurf.

„Laß mich gehn, laß mich gehn!“ erwiederte Cas-

*) Johann Caspar.

par. „Ich ſagte es blos dem Frieder, und der hat es nicht verrathen, konnt' es nicht, denn wir ſprachen noch als die Alte ſchon herüber rannte und der Vetteltanz losging. Sie muß gehorcht haben hinter der Wand. Nun guter Bruder, Gott geſegne Euch die Wirthſchaft und beſchere Euch Geſchwiſtern eine Elephantenhaut, damit ihr des Vaters und der Großen Zuchtruthe abhaltet, mein Fell iſt genug gegerbt — ich ſcheide ab."

„Du willſt auf und davon? Du biſt nicht geſcheit! Sei kein Narr, Bruder!"

„Eben deswegen! Ich will nicht länger der Narr und der Hund ſein! Viele Streiche fällen die Eiche." Sprach nicht der Herr zu Abraham: Gehe aus Deinem Vaterlande und von Deiner Freundſchaft, und aus Deines Vaters Hauſe. Auch ich will gehen, will Platz machen."

Eine Viertelſtunde ſpäter war Caspar nicht mehr unter ſeines Vaters Dach.

Eine Bettelfahrt.

Es war der zweite Kirmesnachmittag, und die Freude jauchzte hellauf in Rosa zu derselben Stunde, in welcher am vorigen Tage die drei Brüder den Weg von der Kuppe herab zum Dorfe eingeschlagen hatten, so zwischen Licht und Dunkel. Abendlicher Herbstnebel schleierte die Flur ein, die weitgedehnten Wälder rauschten dumpf, und der große Teich schlug ziemlich mächtige Wellen. Er streckte sein Gewässer unten im weiten Thalgrunde der berg- und hügelreichen Gegend aus, und dehnte es bis nahe an den Fuß des Gebirgsstocks, von dem die Kuppe ein Auslaufer war, die sich darüber düster erhob.

Ueber die Kuh-Eller quer herüber, einen Büchsenschuß tiefer als der hervorspringende Berggipfel, die Kuppe, schritt aus dem Walde tretend ein junger Mensch in tiefen, grollenden Gedanken; denen er aber keine

Worte gab, bis der Anblick der freien Gegend, wo er wandelte, ihn mit einer Erinnerung ſchreckte.

„Ha, bin ich wieder auf die Eller gerathen?“ fragte er ſich jetzt plötzlich laut, und fuhr mit der Hand an ſeine Stirn: „O ich armer Narr, ich geſchlagener Hund, da tappe ich fort, da wandle ich durch den Wald, wie ein Mörder, ein heimlicher Dieb — o wahrlich (Caspar ſeufzte tief) ein Schwerbeladener! Sünde heißt mein Pfad, und wo führt er hin? O wohin?“

„Nach Ungnadhauſen!“ ſprach eine Stimme antwortend hinter ihm, daß er zum Tod erſchrocken zuſammenfuhr. Heinrich war's, der ihm nachgegangen. „Caspar! Was haſt Du vor? Wo willſt Du hin?“ —

„Wohin Du geſagt haſt!“ antwortete Caspar dumpf: — „in die Hölle, zum Teufel!“

„„Caspar, kehre um!““

„Nein!“ war Caspars kurze Antwort. „Und Du, geh heim, hänge Dich nicht an meine Tritte — meinen Fußſtapfen folge nicht nach. Mein Weg iſt weit.“

Caspar lenkte bei dieſen Worten ſeine Richtung niederwärts, nach dem großen Roſaer Teiche, ohne daß ein Pfad dorthin führte.

„O Bruder, halte ein!“ rief Heinrich, und warf ſich, mit beiden Armen dem Bruder umfangend, an Caspars Hals, deſſen Weitergang hemmend, indem er zugleich in Thränen ausbrach.

„Komm Caspar! Laß uns nach Hause gehen!“

„Ich habe kein nach Hause, ich bin seit heute heimathlos!“ erwiederte Caspar betonend, und suchte sich mit sanfter Gewalt der fesselnden Umarmung des Bruders zu entziehen.

„Es wird Dich reuen, Du wirst wiederkehren, und dann mehr leiden, als heute, als jetzt!“ warnte Heinrich!

„Lebe wohl! Vergiß mich nicht — Gott behüt' Dich. Kehr' um, oder Du machst mich böse, ich muß meinen Gang allein gehen!“ rief Caspar voll Ernst.

„Und grüße den Hann Görg und die Gretlies und die Annbarb!“

„„Versprichst Du mir, daß Du Dir kein Leid anthust? Du gehst nicht in den See?!““ drängte Heinrich mit liebevoller Angst.

„Nein, gewiß nicht! Da hast Du meine Hand darauf!“

Heinrich faßte die Hand, drückte sie schmerzlich, und schied stumm — so gingen die Brüder auseinander.

Caspar schritt die Tiefe hinab, auf unwegsamen Pfad am Gestade des Sees düster hin; das welke Schilf rauschte geheimnißvoll — die schwarze Fluth übergoß mit gelblichem Schaum den Uferbord.

„Wenn ich's ihm nicht versprochen hätte, wer weiß was ich thäte“ — murmelte Caspar trüb vorsich hin. —

Noch einen, einen Blick zurück zur Heimath! Da

lag, vom ſtillen Nachtgraun umflort, die Scharfrichterei. Eine Erinnerung durchſchauerte Caspar, er wandte den Blick, er floh.

Die Mutterſchweſter nahm ihn auf, ſehr verwundert über ſeinen ſpäten Eintritt, ſein verſtörtes Ausſehn, ſeinen tiefen Groll — ihr klagte er ſein Leid, ihr vertraute er im ſtillen Alleinſein, denn Riekchen war wieder zum Tanze, ſeinen Vorſatz. Sie bot alle ihre Beredſamkeit auf, ihn andern Sinnes zu machen, aber dieſe Beredſamkeit war nicht mächtig genug; Frau Kroll mußte ihren Pathen gewähren laſſen. Noch eine Nacht unter dem Dache des gaſtlichen Friedens, und dann am frühen Morgen hinaus in die Welt, Dienſte zu ſuchen, oder ſonſt was.

„Gott beſchere Dir einen guten Herrn, und führe Dich gut auf, ſo wird es Dir auch gut gehen!“ mit dieſen Worten händigte Frau Kroll ihrem Pathen beim Scheiden ein kleines Geldgeſchenk als Wegzehrung ein. Von Riekchen konnte er ſich nicht verabſchieden, Riekchen ſchlief; dieß ſüße glückliche Mädchen, das kein Leid kannte, das ſeine Jugend, geleitet von einer zärtlichen und braven Mutter, ſo harmlos und ſorglos verlebte, und einem beſcheidnen aber glücklichen Looſe entgegen blühte, als Bäuerin, als wackre Hausfrau eines wackern Mannes. Man ſprach allgemein davon in den beiden

Nachbardörfern, daß nächſtens Peter förmlich um Riekchens Hand anhalten werde, und hielt die Einwilligung für ausgemacht.

Caspars erſter Weltgang erſtreckte ſich von Roſa nach Herpf, und der Zufall fügte es, daß er damit ein Hennebergiſches Sprüchwort erfüllte, das auf die Frage Wohin? antwortet: In die Welt nach Herpf. Der Sage nach hat ſchon einmal ein muthiger Jüngling, vielleicht ein Schneiderlein, den heldenhaften Entſchluß gefaßt, in die Welt zu gehen, und iſt in der That von Meiningen nach Herpf gewandert, wirklich anderthalb Stunden Wegs weit, da aber hinter Herpf immer noch viele Welt gelegen, iſt der Held erſchrocken, und hat zu begreifen begonnen, daß er doch nimmermehr die ganze Welt durchwandern werde, daß dieſes Unternehmen auszuführen, eine Sache der Unmöglichkeit ſei, — und da iſt er wieder umgekehrt von da drauſen — aus der wilden Welt nach heim, ins Mutterhäusle, bei die Kartoffelhütes.

Caspar gedachte nicht umzukehren. Er ging auf einſamen Waldpfaden über den Rücken des Steinforſt, mied möglichſt die Dörfer, damit kein zufällig begegnender Bekannter ihn ſehe, denn Niemand ſollte wiſſen, wohin er ſich gewendet, und gelangte nach mancher Raſt und einem Weg, der im ſteten Wechſel über Berge

und durch Thäler führte, in die Gegend von Herpf, und so sank die Sonne bereits hinter dem hohen Gebaberg nieder, als der Wanderer das letzte Dorf hinter sich hatte, und von der Höhe hinab in das Thal der Werra, und drüber hinweg auf die am ganzen östlichen und nördlichen Horizont sich hinziehende Thüringerwaldkette blickte, über welche das Abendgrau früh heraufzog, fast gewitterschwarz, mit blaßem Anhauch einer trüben Röthe gesäumt.

Gegen den westlichen Horizont schnitt sich auf nahem Hügel eine lange dünne Gestalt scharf ab, welche wie ein entlaubter Baumstamm unbeweglich stand, doch gewahrte Caspar, näher kommend, daß es ein Hirte sei, dessen Heerde bei dem nahen Pferch weidete, was die weit vorgerückte Jahreszeit zufällig noch vergönnte. Nahe dem Pferch stand der zweiräderige Karren, der eine braun angestrichene Bretterhütte bildete, dazu bestimmt, dem Schäfer als Nachtlager zu dienen.

Der Schaafhund bellte dem Nahenden entgegen, und langsam bewegte sich das Haupt des Hirten, ohne daß der Körper dieser Bewegung folgte, nach dem Wanderer zu. Da der Hund nicht aufhörte, zu bellen, so erfolgte ein Zuruf aus dem Munde des Hirten, und in diesem hörte Caspar eine bekannte Stimme, und rief: „Andres?!“ „Bist Du's?“

„Werd's ſchon ſein!“ rief jener zurück, ohne aber einen Schritt näher zu thun, ſondern er überließ es in gemächlicher Ruhebeharrung dem Kommenden näher an ihn heranzutreten.

Die Jugendfreunde ſchüttelten einander die Hand, Frage und Gegenfrage und Erzählung, bis die Zeit der Nachtruhe kam, und beide miteinander in die fahrbare Hütte krochen.

„Und was willſt Du nun anfangen?“ fragte der lange Andres Strack, der mit heraufgezogenen Beinen unbequem genug das Lager in der Hütte mit dem Kameraden theilte, wie er ſein Brod mit ihm getheilt. Die Hütte auf dem Karn war nämlich ihrem Künſtler ein wenig zu kurz gerathen, ſo daß Andres Kopf zwar am obern Brett anſtieß, aber die Beine nicht Raum genug zu bequemer Ausdehnung fanden.

„Will auch ein Hirtenjunge werden, wie Du!“ antwortete Caspar mit einer unmuthvollen Verzichtleiſtung auf ein angenehmeres Leben. Zum erſtenmal ſollte er auf Stroh ſchlafen, und in dieſer Hütte war des Strohes wenig, das Lager hart; der Nachtwind pfiff durch die Fugen der Hütte; das Lager roch übel, und im Stroh gab es Ungeziefer, zum Theil nur Bewohner des Hundes, der aus Mitleid der vierte im Bunde der Bewohner war, denn ein erkranktes Schaaf,

das immerfort huſtete und blökte, war ebenfalls von Andres mit heraufgenommen. Große Schaafläuſe thaten das ihrige, die Inſaſſen der Hütte zu beläſtigen.

„Du? ein Hirtenjunge wie ich?“ rief Andres verwundert aus. „O ſei kein Narr! Siehſt und fühlſt Du nicht, wie hundeſchlecht es unſer einer hat? Iſt dies nicht ein Hundelager? Iſt dieſer Kaſten nicht faſt ſo eng, wie ein Sarg? Und meine Koſt? Iſt ſie beſſer als des Hundes ſeine? Trocken Brod und Waſſer! Aber um das Brod, um das bischen liebe Brod und dieſe lumpigen Lumpen auf dem Leib muß man dienen, Hitze und Näſſe, Froſt und Kälte ausſtehen faſt das ganze Jahr.“

„Aber was ſoll ich treiben, lieber Andres?“ fragte Caspar, indem ihm die Haut ſchauderte und er ſich ſchütteln mußte.

„Betteln gehen, mein Junge!“ tröſtete Andres höhniſch: „betteln gehen oder arbeiten, nur um alles in der Welt kein Hirte werden.“

„„Wenn Du mit gingſt! Andres!““

„Goldner Einfall von Dir Caspar! Goldner Einfall! Schlag ein! Morgen des Tages laſſe ich mir meinen Jahrlohn von meinem gnädigen Herrn, dem Hirten, auszahlen, wird in einem Thaler und zwei

Batzen beſtehen, und dann treten wir ſelbander die Reiſe an, die ganz ſchön werden kann."

Es folgten Erkundigungen nach der Heimath, nach den Geſpielen des Andres, nach Hormanns, auch Amaliens ward gedacht.

„Die iſt entlaufen, ſoll mit Adam herumlidern," äußerte Caspar.

„O ich weiß, wo ſie ſind, wir können ſie beſuchen!" ſagte Andres. „Er iſt Schäferknecht drüben im Stadtflecken, und ſie hütet die Gänſe; Abends wohnen ſie mit einander im ſchwarzen Schloß."

„Im ſchwarzen Schloß?" fragte Caspar geſpannt. — „Du meinſt doch nicht droben die alte Burg dort?" Und Caspar deutete hin, denn man konnte von der Höhe wo die Beiden ſtanden, den hohen Kegel des Hutsberg dicht über einer Ortſchaft, mit ſeinem Burggemäuer nahe liegen ſehen.

„Ich dachte, was mich biſſe?" lachte Andres, indem er ſich in der That in die Haare fuhr: „Im Stadtflecken ſind gerade ſo wie bei uns und in der Tann, ein Paar adelige Schlöſſer, gelbes, rothes oder blaues, was weiß ich? Das ſchwarze Schloß aber, Schatz, das iſt das Hirtenhaus — weil es gerade ausſieht, wie eine auswärts gewendete Räucherkammer. Es ſieht noch etwas niederträchtiger aus, als unſeres drunten in Herpf, hat aber mehr Gelaß. Dort leben

Adam und Eva, auch ſonſt Amalie Hormann geheißen, miteinander und ſingen miteinander das Lied:

„Wie im Paradieſe leben wir auf dieſer Welt,
Herr Adam und Frau Eva, die hatten auch kein Geld.“

„Adam hat auch ſeine Schweſter bei ſich, ein ſchmuckes Ding, wenn ſie keine Kleider an hat, denn dieſe ſind nicht ſchmuck. Na, wir wollen dieſer Herrſchaft im ſchwarzen Schloß nächſtens einen Beſuch abſtatten, wenn Dir's nämlich recht iſt, mein trauter Caspar!“

„„Ja, ich möchte ſie wiederſehen, dieſe Amalie, obſchon ſie nicht werth iſt, daß ich an ſie denke, obſchon ihr Verhältniß mir zuwider iſt, und ich mit dem Adam wegen meiner Ottilie noch furchtbar abzurechnen hätte, wenn ſie es werth wäre, daß ich mich ihrenthalb ereiferte. Und Amalie? Ohne ſie hätte ich vielleicht — ein beſſeres Loos gezogen — ſie hat mir nichts Gutes gelehrt““ murmelte Caspar.

„O geh heim!“ ſpottete Andres: „Was zog ich für ein Loos? Und bin ich nicht allewege ein kreuzbraver Kerl geweſen?“ —

Caspar wandte ſich um und ſchwieg, er wollte dieſe Unterhaltung nicht fortſetzen und verſuchte einzuſchlafen. So ſchlecht das Lager war, er war müde, und der Schlaf fand ſich bald. Andres beneidete den Schläfer, denn er fand keine Ruhe, Angſt und Sorge um das kranke Schaaf, deſſen Blöken und Huſten im-

mer ſchwächer wurde, und in röchelnde Laute überging, die öfteren Bewegungen des Hundes, der dieſelben zur Abwehr der zudringlichen Bewohner ſeines Pelzes ſo lange für nothwendig fand, bis ihn Andres beim Kragen nahm, und durch die kleine Thüre des Kaſtens hinauswarf, und das unruhevolle Nachdenken über das neue Unternehmen einer Bettelfahrt auf gemeinſchaftliche Koſten, das heißt auf Koſten verſchiedener anderer lieber Mitmenſchen, die ſo gutmüthig ſind, durch ihre Gaben arbeitſcheue Vagabunden zu unterſtützen, dieß alles ließ Andres erſt ſpät die Ruhe und den Schlummer finden.

Am andern Morgen war das Schaaf crepirt, und Andres juckte ſich im Vorgefühl neuer Umſtände den Rücken, indem er zu Caspar ironiſch äußerte: „Gieb Acht, mein trauter Caspar, jetzt werde ich meinen Jahrlohn auf dem Rücken forttragen, ſtatt in der Taſche. Denn allemal, wenn den Bauern ein Schaaf draufgeht, ſoll der Hirte die Schuld haben. Sollt' ich aber, als ein guter Hirte, mein Leben für die Schaafe laſſen, ſo müßt' ich lange todt ſein, oder müßte hundert Leben haben." —

Am Morgen empfand nun Caspar alle idylliſchen Freuden und Süßigkeiten des Schäferlebens, eines Lebens, welches vor Jahren eine Zeitlang die müßige Laune tändelnder Hofleute und verliebter vornehmer

Frauenzimmer als sommerlange Maskerade und als etwas überaus Reizendes gepriesen, wo mancher Seladon als Damon mit seiner Phyllis schmachtete, mancher Arkas mit Chloë schäkerte und mit Doris Küsse wechselte, alle angethan mit einer abgeschmackten Garderobe, mit Lämmchen spielend, mit Bänderhüten und bebänderten Stäben einherstolzierend, und die edle Zeit in einem nur den Sinnenfreuden geweihten Natur- und Faullenzer-Genuß verträumend und vergeudend.

Eine frische Quelle, die am Berge sprang, bot sich den Schäfern als Labetrank und als Waschbecken, eine harte Brodrinde war Morgenimbiß und Mittagsmahl, nur daß Letzteres durch einen Kuhkäse gewürzt wurde. Andres hatte deren gerade noch zwei und theilte brüderlich auch diese mit dem Jugendfreunde.

Dieser half den Pferch abbrechen und zusammenlegen, gegen Abend wurde die Heerde heimgetrieben. Das todte Schaaf hatte Andres weislich in der Hütte liegen lassen.

Seinem Herrn, dem Hirten, theilte er nun mit, daß er morgen abziehen wolle, und bat um seinen Lohn und ein Zeugniß seines Wohlverhaltens. Den Lohn zahlte der Hirte aus, das Zeugniß versparte er auf den andern Morgen; wenn die Schaafe gezählt, Pferch und Hütte ins Dorf gebracht, und alles in Ordnung befun-

den worden ſei. Caspar durfte als Gaſt mit Andres das ärmliche Lager im Hirtenhauſe theilen.

Am andern Morgen waren die Bettkameraden — wenn ein mit Waldmoos gefüllter Sack an harter Erde und einige zuſammengenähte Felle von gefallenen Schaafen als Decke, ein Bette heißen dürfen — verſchwunden. Der Hirte war außer ſich vor Wuth. Gern hätte er die Spur des flüchtigen Knechts mit Hunden verfolgt, aber er hatte nur einen Hund, den treuen Philax, und der treue Philax folgte bereits dieſer Spur, denn Andres hatte eine Liebe zu dieſem Hunde, und ihn deshalb gleich mit gehen heißen.

Die beiden Wanderer waren fröhlich und guter Dinge, zumal ein heitrer Morgen über den herbſtlichen Fluren glänzte.

„Die Welt iſt doch immer groß und ſchön, und das Herz geht einem auf, wenn man ſo wandert!“ bemerkte Caspar, als ſie jenſeits der Geba niederſtiegen, deren hoher Rücken nun die Ausſicht auf zwei mächtige Gebirgsketten gewährte, den Thüringerwald und die Rhön. „Hinter jene blaue Berge muß ich auch noch kommen, und weiter, immer weiter!“

„Wirſt ſchon hinkommen, wenn Du Luſt haſt,“ meinte Andres, und zog geſchwinde ſeinen Hut, als ein Bauer ihnen begegnete, der nach der Stadt zu wollen ſchien, denn er war gut angezogen — und rief dieſen

an: „Schenkt ein Paar armen Burſchen etwas, die keinen Vater und keine Mutter mehr haben! Arme Waiſen! Um Gottes Willen!“

„„Langer Galgenſtrick!““ erwiederte der Bauer mit einer höhniſchen Anſpielung auf die ungemein geſtreckte Geſtalt des Andres: „Könnt ihr nicht arbeiten?“

„„Wir gehn gerade danach, Arbeit zu ſuchen, lieber Herr Schulze,““ nahm Caspar das Wort, mit abgenommener Mütze näher tretend, indem er dachte: Wenn dieſer Bauer auch nicht Schulze iſt, ſo wird es ihn doch ſchmeicheln, zu glauben, man könne ihn gar wohl für einen Schulzen halten. Caspar rechnete ganz richtig; der Bauer zog ſeinen kleinen ledernen Beutel, und gab den jungen Bettlern ein Sechskreuzerſtück, indem er ſagte: „Nehmt, aber ſchämt euch zu betteln, ſo junge Kerls, es iſt eine Schande! Macht, daß ihr Arbeit bekommt!“

Damit ging er. „Die Moral hätte er ſparen können,“ bemerkte Andres, indem er das Geldſtück beſah. „Uebrigens ein guter Anfang. Weißt Du was? Wir wollen noch nicht hinunter nach dem Flecken gehen, ſondern noch ein wenig auf die Dörfer, nach Unterkatz und Oberkatz, dort ſind reiche Bauern und gute Pfarrer. Ich weiß die Wege. Wir können über die Diesburg gehen, da iſt eine prächtige Ausſicht; nachher von Oberkatz gehen wir nach Wohlmuthhauſen, da hab' ich

auch einen Freund, und von Wohlmuthhauſen ſchlendern wir den Wieſenweg Abends vollends in das Neſt herüber. Ich bin lange nicht ordentlich marſchirt, möchte mich mal ausgehen, obſchon ich ſonſt ſehr die Ruhe liebe."

Dieſer Plan wurde durchgeführt, die Orte wurden erreicht, und in jedem um Gaben gebeten. Es war Herbſt, die Aernte war gut ausgefallen, die Herzen der Menſchen waren zum Geben geneigt. Hier gab man Brod, dort Kuchen, hier ein Paar Aepfel, dort einige Schimpfworte, Geld überall ſehr wenig. „Die gar nichts geben," ſagte unterwegs Caspar: „ſcheinen ſich am allermeiſten für berechtigt zu halten, uns jungen Tagedieben ſehr viel Unangenehmes über die neue Stellung zu ſagen, die wir im Leben jetzt einnehmen. Wie Wenige ſcheinen das Sprichwort zu lieben und zu üben: Einen fröhlichen Geber hat Gott lieb!" —

„„Da, trage Du jetzt den Bettelſack, er wird mir faſt zu ſchwer!"" keuchte Andres, der aus guter Vorſorge einen Sack vom Hirtenhaus mitgenommen: „geb aber her — wir wollen die Kartoffeln hier an den Weg ſchütten, die uns die gute Frau zuletzt gegeben. Was ſchleppen wir uns damit? Halt — laß das Stück Speck nicht mit herausfallen! So — wer ſie findet, mag ſie aufleſen. Ich ſehe nicht ein, was wir uns mit Kartoffeln ſchleppen ſollten?" —

„„Wahrhaftig, der Tag hat uns Ueberfluß gebracht! Das können wir ja in zwei Tagen nicht aufeſſen!““ bemerkte Caspar.

„O es finden ſich immer Mäuler, die eſſen helfen,“ verſetzte Andres. „Es fällt auch nicht jeden Tag ſo dick. Heute iſt gutes Wetter. Du wirſt ſehen, wenn ſchlecht Wetter iſt, bekommen wir nicht halb ſo viel, denn da werden die reichen Weiber unwillig, wenn wir ihnen Schmutz ins Haus tragen, und bleiben wir vor den Thüren und Fenſtern ſtehen, ſo werden nicht einmal die gern aufgemacht, weil es den Leuten auf die Hand regnet, wenn ſie ſie aus dem Fenſter ſtrecken. Wir können heute mit dieſem Sack unſer Schlafgeld im ſchwarzen Schloß bezahlen, und uns dennoch vorher erſt dick ſatt eſſen.“

„Bei der Gelegenheit dächte ich, wir ruhten aus, und äßen den Speck,“ ſchlug Andres weiter vor, und ſtreckte ſich, ohne erſt Caspars Antwort abzuwarten auf den Grasrand dicht an dem Bache hin, der die Wieſen durchrollte.

„Ach!“ rief er befriedigt aus: „Wie ſchön iſt es auf der Welt, wenn der Menſch ruhen kann, und gar nichts zu thun braucht! Wie ſchön wär es, wenn es doch gar keine Arbeit gäbe!“

„„Ja ja,““ fügte ſpottend Caspar hinzu: „Alle Woche Sonntag, und in der Mitte ein Feiertag; rings-

um Schlaraffenland, und wir die Könige dieſes Landes. Das wäre eine Pracht. Und ein Wunſchhütchen dazu!"

„„Geh mir mit dem dummen Ding! Wenn ich nur immer Zeit und niemals etwas zu thun, immer vollauf zu eſſen, und zu trinken und niemals zu arbeiten hätte, was würde ich mir dann noch eine Mühe mit Wünſchen und Wegfahren machen? Nein, ich bleibe im Lande, und nähre mich redlich, und würde — würde" — gähnte Andres: „Ein Faß aus einer Hopfenſtange!" rief Caspar ſcherzend.

„Du! Du!" drohte den Arm erhebend, der lange Andres, aber er ließ den Arm wieder ſinken. Er war viel zu faul, dem Spötter einen Schlag zu verſetzen.

Beide ſättigten ſich reichlich, und der große Spitz Philar empfing an Brot und Speckſchwarte eine Feſtkoſt, wie ſie ihm lange nicht zu Theil geworden war. —

So war durch verkehrte, verwahrloſende Erziehung ein junger Menſch von guten und glücklichen Anlagen auf Abwege gebracht, die ihm nimmer zum Heile führen konnten. —

Das ſchwarze Schloß.

Mehrere der nachbarlichen Ortſchaften des Gebietes, auf welchem dieſe Erzählung ſich bewegt, von denen zumal einige reichsritterliche ſind, haben von alten Zeiten her Ummauerung; man findet dergleichen mehr um Dörfer und Flecken des öſtlichen Frankens und im Grabfeldgau.

Auf einer Mauerſtelle war ein Thurm ſtehen geblieben, in welchem man früher Verbrecher einſperrte, auch arme Hexen, und daher hieß er ſo lange der Hexenthurm, bis ein Spottvogel ihm den Namen: das ſchwarze Schloß, beilegte; dieſer Spottvogel war Adam, der Gotteslängner. Unten war an demſelben Thurm noch ein Anbau, an welchem die bedeckte Treppe, die ſich am Thurm in die Höhe zog, empor führte, denn der Sockel enthielt nur kellerähnliche Kerkerlöcher, in denen aber jetzt keine Unſchuld ſchmachtete, und keine Kette raſſelte. Es raſchelten jetzt blos Ratten darin,

welche hinlängliche Nahrung an den Kartoffeln fanden, die diese Kellerräume füllten.

Der Thurm sah äußerst baufällig aus; die winzigen Fenster seiner übereinander gelegenen Gemächer waren fast sämmtlich ohne Glas, zum Theil mit Papier verklebt, oder auch mit Werg und Lumpen verstopft. Das Dach war äußerst schadhaft, allein es regnete nicht hindurch; der oberste Theil des Thurmes, den das Dach bedeckte, war gänzlich unzugänglich, und seit Jahrhunderten die Wohnung zahlloser Fledermäuse, und deren fort und fort sich anhäufende Excremente hatten nach und nach eine solche Dicke erreicht, und waren mit Staub, Rus und Kalkgebröckel zu einem so festen Cäment verwachsen, daß sie den Bewohnern einen ungleich sicherneren Schutz gegen das Eindringen der Näße boten, als die Dornsche Bedachung von Pappendeckeln und dergleichen.

Innen wie außen war dieser Thurm im eigentlichsten Sinne des Wortes schwarz; es hatte mehrmals durch die Nachlässigkeit der früheren Bewohner drinnen gebrannt, wobei einmal nach der Sage drei Hexen den Erstickungstod gefunden haben sollten, ehe noch das Urtheil vom Jenaischen Schöppenstuhl einlief, daß sie verbrannt werden sollten. Da hatte das Feuer gemeiner Stadt allerdings viele Unkosten erspart, und nebenbei war der Thurm um und um und durch und

durch angeschmaucht worden, so daß er schier die dunkle Farbe eines lange gerauchten ächten Meerschaumpfeifenkopfes angenommen hatte.

Eine sehr schmale und sehr steile Stiege führte im Innern von einer Abtheilung des Thurmes zur andern: diese Treppe unterschied sich von einer Leiter eigentlich nur durch den Namen. Ihre bauliche Construction war die einer Bücherleiter, nur daß sie festgemacht, und von starken Eichenbohlen ziemlich roh gezimmert war. Ein schlottriger Strick diente als Handhabe und half vor dem Herabfallen schützen.

Der Thurm stand nahe am Stadtthor, und hatte vier Abtheilungen über einander. An der dritten Abtheilung hing nach der Feldseite vor dem kleinen Fensterchen, dessen Gitter weggebrochen war, ein Vogelbauer, und ein roh zusammengefügtes Blumenbrett. Auf diesem Blumenbrett stand ein vielblühender Stock des Häringe-Storchschnabels (Geranium zonale) und leuchtete feuerfarb wie eine Flamme; stark von dem düstern Gemäuer stach das schöne Blüthenroth ab.

Dieses war das schwarze Schloß. Die Eingangsthüre desselben war fest verschlossen. —

Aber es nahten jetzt die Bewohner dieses unheimlichen Mauerthurmes von verschiedenen Richtungen her, und zwar in derselben Zeit, als Caspar mit Andres und dem gefüllten Bettelsack sich etwas ermüdet nach

dem Thore ſchleppten, daneben der alte rauchſchwarze Thurm mit ſeinem winkelvollen, dem Einſturz nahen Anbau ſtand.

Eine zahlloſe Schaafheerde wallte die Straße daher, ein ſtattlicher Leithammel voran, zwei Hunde umkreiſten ſie und trieben unaufhörlich die ſäumigen Thiere vorwärts, welche bei jedem Rain Halt zu machen Luſt bezeigten. Vor der Heerde her ſchritt ein ältlicher Mann im dreieckten Hut und Mantel von kräftigem, aber finſtern Anſehen, der Hirte; hinter ihr folgte ein noch ziemlich junger Kerl, der ſich viel mit Anrufen und Hetzen der Hunde zu ſchaffen machte. Sein Ausſehen und ſelbſt ſeine Kleidung zeigten, daß er ſich wohl befinde. Dieß war Adam, wohlbeſtallter Schaafknecht des Ortes. Da ihm auch hier das Singen von ſchlechten Liedern unterſagt war, ſo pfiff er bisweilen im Gehen die Weiſe eines Gaſſenhauers.

Gleichzeitig erſcholl von einem nahen Hutraſen der längs eines Baches ſich hinſtreckte, und mit einigen alten Weiden bewachſen war, eine laute Stimme, die den Ruf Wilah! Wilah! Wilah! unzähligemal hören ließ, mit welchem Rufe im Verein das Geſchnatter einer großen Gänſeheerde vernommen wurde, von der ſich einige Glieder erhoben, die Eile zu haben ſchienen und ſchwerfälligen haſtigen Fluges ihren Kameraden eine gute Strecke vorausflogen. Mit einer unendlich langen

Gerte trieb die Hüterin ihre anbefohlenen Pfleglinge zur Eile, und es war spaßhaft anzusehen, wie zufällig am Thore diese beiden Heerden zusammentrafen, und Schaafe und Gänse durcheinander blökend und gackernd sich durch das Thor drängten, während die Schaafhunde dieses Hinzudrängen der Vögel zu den Vierfüßlern sehr ungnadig vermerkten, und beißend auf die Gänse losfuhren.

Im Orte zerstreuten sich alsbald die Gänse, alle zogen nach ihren Häusern, die Schaafheerde aber gelangte in den für sie eigens erbauten Schaafhof, und erst nachdem sie dort eingestellt war, konnten ihre Hirten sie verlassen; indeß hatte der eigentliche Hirte seine Wohnung nebst seinem eignen Hunde auch in dem Schaafhof, und nur dem Knecht war es vorbehalten, mit der armseligen Wohnung im Hexenthurm vorlieb zu nehmen.

Die Gänsehirtin stand eben am Fuße dieses Thurmes, und kehrte ihre Tasche um, deren Inhalt aus einer Fülle trockener Brodkrumen, unter denen sich einige Heller und Pfennige verloren, nebst einem Schlüssel, bestand, und steckte diesen Schlüssel in die äußere Thüre, welche zum Treppengang führte, als zwei Stimmen zugleich sie anriefen: „Guten Abend, Amalie!“ Es war außen noch hell genug, die Gesichter der Grüßenden erkennen zu können, und Amalie antwortete sogleich:

„Andres? Caspar?“ indem eine hohe Röthe ihr Gesicht überflammte. Erinnerungen, Freude, und Schaam erwachten plötzlich in diesem Mädchen — sie wußte nicht, ob sie wagen sollte, den Jugendfreunden die Hand zu bieten, doch schlug sie zögernd ein, als die Wanderer ohne Bedenken ihr diesen herzlichen Gruß der Landleute boten.

„Ei wo kommt Ihr denn her? Und wollt Ihr mich besuchen?“ fragte Amalie, indem sie wieder Fassung gewann.

„Freilich! Wen sonst als Dich?“ antwortete Caspar. „Oder meinst Du, ich hätte großes Verlangen nach Dei — Deinem Adam? Mit dem hab' ich noch ein Ei zu theilen!“

„Laß das jetzt gut sein, und gieb Friede!“ ermahnte Andres.

„Ja, gieb Friede! Ich bitte Dich!“ sprach Amalie Hormann mit eigenthümlicher Bewegung, und mit dem ganzen Wohllaut ihrer Stimme, der ehedem sie so unwiderstehlich gemacht. „Du wirst doch kein Scheit in meine Hölle tragen wollen?“

„Hölle?!“ fragte Caspar.

„Schweig — ich bitte Dich!“ flehte Amalie: „Die Wände haben Ohren.“

„Diese Wände!“ lachte Andres. „Weiß Gott, das müssen Fledermausohren sein!“

Mit der einbrechenden Dämmerung begannen diese Thiervögel ihren unheimlichen schwirrenden Flug um den Thurm.

Amalie hatte aufgeschlossen, und ließ ihre Gäste eintreten in die Gemächer des schwarzen Schlosses. Tiefe Dunkelheit gähnte ihnen entgegen, als auf der außen angebrachten Treppe sich eine Thüre in das Thurminnere öffnete.

„Hier ist die Küche, stoßt euch nicht, bückt euch ein wenig! Ich will gleich Licht machen!“ rief Amalie, und ihre Hand suchte ein Feuerzeug. Zugleich öffnete sie eine Thüre, und dieser Thüre gegenüber ließ ein nach der Feldseite ausgehendes Fensterchen noch den letzten sterbenden Glanz des Tages, der den Westhimmel mit einer matten Röthe schmückte, hereinfallen, und verbreitete in dem höchst dürftigen Gemach eine schwache Helle.

Hier herein traten die Besuchenden und augenblicklich erhellte der Schein einer Oellampe, die Amalie entzündet hatte, dieses Zimmer, an welches noch eine Kammer stieß. Beides, Zimmer und Kammer, befanden sich außerhalb des Thurmes in dem erwähnten Anbau.

„Seid willkommen! Hier wohnen wir!“ sagte Amalie und seufzte dazu, indem sie die Lampe an eine von der Decke herabhängende Kette anhing. „Nehmt Platz! Wollt ihr bei uns nachten?“

„Hier?“ fragte der lange Andres, und sah sich bedenklich um; er maß mit den Augen die Länge und die Breite des Stübchens.

„Andreas fürchtet, oben oder unten Anstoß zu finden, wenn er sich hinstreckt,“ scherzte Caspar.

„Wenn es nur sonst keinen Anstoß giebt — hat es gute Wege!“ äußerte Andres.

Es polterte etwas die Treppe herauf, Philar schlug an, ward aber alsbald fühlbar zur Ruhe verwiesen. Adam trat ein, und machte große Augen, zwei Burschen bei Amalien zu finden.

„Denke Adam, da sind alte Bekannte, der Andres Strack und — der Caspar — Waller!“ rief ihm Amalie entgegen.

„'S ist die Möglichkeit! Guten Abend mitsammen!“ rief Adam, als freue ihn der Besuch, was aber ganz und gar nicht der Fall war — der Name Waller stach ihn ins Herz; er dachte an Ottilie — und daß der Bruder Rechenschaft von dem Verführer fordern werde. Und in der That, Caspars Glieder schlugen, und er fühlte eine Regung, die er noch nie empfunden — die Regung wilder Mordlust — er wäre am liebsten über Adam hergefallen und hätte ihn erdrosselt.

Adam und Amalie empfingen die nöthigen Aufschlüsse über den Besuch, und Rede reihte sich an Rede, Bericht an Bericht. Der Bettelsack ward aufgethan,

und sein Inhalt auf den Tisch entleert; Adam schmatzte; Speck, dessen sich noch einige Reste fanden, hatte lange nicht auf diesem Tisch gelegen: „Das kommt wie gerufen!“ sagte er: „Ein guter Einfall von euch, ihr Jungen! Ei, Wer hätte das gedacht?“

„Lange zu, Amalie!“ ermunterte Caspar.

Amalie legte die Hand auf's Herz, und sagte: „Mich hungert nicht.“ —

„Bist wohl zu sehr erschrocken — vor Freude?“ fragte Adam mit einem tückischen Blick. Sie antwortete nicht.

In Adams Innern kochten Eifersucht und stille Wuth auf. Er hätte, trotz der Spende, Caspar vergiften mögen, denn er bildete sich ein, dieser werde Liebelei mit Amalie beginnen, da er sie früher so lieb gehabt, und sein Gewissen sagte ihm, daß seine Behandlung Amaliens diese nicht zur Anhänglichkeit und Treue an seine nichtswerthe Person aufmuntern könne, daß — wenn sie von ihm abfalle, er dieß nicht besser verdient habe. Er suchte Caspar zu reizen, um eine Ursache zu haben, diesem die Thüre zu weisen.

„Sind daheim bei euch heuer die Bratwürste gerathen?“ fragte Adam, und da Caspar diese Frage mit Absicht zu überhören schien, fügte er hinzu: „Na Caspar, bist du noch allweil auf dem Bratwurstweg, wie der Lurz Grob ihn ging?“

Caspar verstand den tiefbeleidigenden Sinn dieser Worte — er erwiederte nichts darauf als: „Schlechter Kerl!“

„Spitzbube!“ hohnlachte Adam — aber das Kainszeichen auf seiner Stirn flammte bluthroth. Caspars Zornader schwoll — er schleuderte auf Adam einen Blick der tiefsten Verachtung, und die Worte: „Lieber Spitzbub als — Mörder. —

„Hallunke!“ brauste Adam auf, — und zuckte das Brodmesser. Amalie stieß einen Schreckensschrei aus und faßte Adams Arm, der sie mit einem kräftigen Ruck zurück schleuderte; — Andres zitterte, denn er war feig und scheute jeden Streit — in diesem Augenblick sang vor der Thüre eine silberhelle Stimme den Vers eines Volksliedes:

„Hast du je übertreten
Die zehen Gebot' —
So fall' auf die Knie,
So fall' auf die Knie,
Und bete zu Gott!“

Adam ließ die Hand, in der er das Messer erheben, plötzlich sinken, aber sein innrer Zorn machte sich dadurch Luft, daß er mit neu erwachender Heftigkeit das Messer tief in den Tisch stieß, so heftig, daß die Klinge abbrach.

„Ach! die Lüdlerche!“ rief Amalie, und athmete

auf; ihr fiel ein Stein vom Herzen. Die Thüre ging auf, die Sängerin trat ein, neugierig flogen ihr die Blicke der Fremden entgegen. Sie ſagte freundlich: „Guten Abend!“

„Wir haben Beſuch, Lucie!“ rief Amalie, und nannte die Namen der Gäſte. „Das iſt Lucie, Adams Schweſter!“ ſagte ſie zu dieſen. Lucie bot mit ſtummen Gruß, aber mit heitrem Lächeln beiden die Hand, und nahm unbefangen am Tiſche Platz.

Lucie war ein Mädchen in voller Blüthenfriſche ihrer achtzehn Jahre. Amaliens Blüthe war abgeſtreift, doch war ſie noch ſchön, eine ernſte Schönheit, eine Schönheit, die der Zug ſtillen Leidens hob. Gegen Lucie war Amalie nur ein Schatten. Luciens Weſen zeigte eine unendlich große Ruhe, Sicherheit und Unbefangenheit, frei von allem Anſpruch, von aller Abſichtlichkeit — ſie war unbewußt ſchön, ſchön in ihrem ganz ſchlichten Anzug von ſehr grobem Linnen; nur ihr Hemde, das aus dem weißen Mieder in Falten hervortrat, war feiner und blüthenweiß. Ihr Haar war reich und voll, blond, und in einen ſtarken Zopf geflochten; das Oval ihres Geſichts war von einer zarten und zierlichen Form, die Wangen blühend, die Augen blau, und Güte und Heiterkeit ſtrahlend.

Das Geſpräch nahm eine friedliche Wendung; es war als ſei ein guter Engel in den Kreis der vier

Menſchen getreten, die alle mehr oder minder ſchuldbeladen waren; hier ſaß die Unſchuld, das konnte jeder ſehen, mit am Tiſche. Und es war keine ſteife Unſchuld, wie es deren auch giebt, die ſich einbildet, Sittſamkeit beſtehe im Schweigen und Tugend in blödem Erröthen, nein, Lucie war voll eines ächt jugendfrohen, in Gott vergnügten Sinnes, heiter, ſcherzfröhlich und immer guten Muthes, auch in tiefſter Armuth. Dabei hatte ſie das kleine Köpfchen voll Lieder, und die Kehle voll Melodien, und weil ſie immer ſchon am frühen Morgen ihre Stimme ſingend hören ließ, wurde ſie die Lüdlerche genannt *).

„Ihr werdet prächtig ſchlafen!“ ſicherte Lucie den Gäſten zu. „Ihr müßt nicht denken, das ſchwarze Schloß habe keinen Platz — o da irrtet ihr euch ſehr. Mehr Platz wie Kuchen! Aus der Küche führt eine Treppe an einem Vogelbauer vorbei, den ich bewohne, aber dann geht es noch höher hinauf in die Gaſtſtube — ja — das ſchwarze Schloß hat eine Gaſtſtube,

*) Dieß iſt die Baum-, Wald- oder Heidelerche, Alauda arborea Linn, wegen ihres flötenartigen, zärtlich melancholiſchen Geſanges vom Landvolk beſonders geſchätzt, und auch gern in den Stuben gehalten. Dieſer Vogel iſt ſehr geſellig, und ſingt im Zimmer vom Februar bis zum Auguſt.

freilich ein Ofen iſt nicht darin, aber hübſche Gäſte mögen wohl ſchon drin geweſen ſein. Und über ihr, o da wohnen noch viele Weſen, die der himmliſche Vater auch ernährt. Es liegt eine Laſt friſches Heu drin, das Amalia und ich ſo nach und nach von den Rainen und aus den Gräben abgegraſt haben, und womit wir im Winter die Ziege füttern, und das Fenſter hat zwar kein Glas, aber doch einen Laden, der ſich zuklappen läßt. Und am Tage hat man eine ſchöne Ausſicht — nach Wohlmuthhauſen zu."

„Führt uns denn hinauf zu all dieſer Herrlichkeit!" bat Andres: „Meine langen Spatzierhölzer thun mir weh von dem großen Marſch, den wir heut gemacht, und ich hoffe, es wird ſo viel Raum in dem Palaſte ſein, daß ich mich ausſtrecken kann."

„Ich will es thun!" ſprach Lucie unbefangen, nahm eine kleine trübangelaufene Handlaterne, in der ein Oellämpchen ſtand, zündete dieſes an, und ging voran, indem ſie mit den Gäſten zu Adam und Amalie gute Nacht ſagte.

„Nehmt euch in Acht, ſtoßt euch nicht!" rief ſie ſorgſam, die Leiterſtiege emporſchreitend. Auf dem erſten Abſatz öffnete ſie die Thüre eines Bretterverſchlags, und hineinleuchtend, ſagte ſie: „Schaut!" Es war aber eben weiter nichts darin zu ſehen, als ein Bettgeſtell, darauf ein Strohſack, ein Kiſſen, und eine weiße Decke

lag, ein Stuhl, ein Tiſchchen, ein Kannruck, zwei Bücher, und am Fenſter der Vogelbauer und der Geraniumſtock. „Meine Reſidenz!“ lachte Lucie, und machte den Gäſten die Thüre wieder vor der Naſe zu. „Höher hinauf!“ Abermals begann das Steigen; „ſo — hier herein! Da nehmt die Laterne — ſucht euch Platz, macht's euch bequem, löſcht das Licht vorſichtig aus. Gute Nacht!“

Leicht im Dunkel den Weg findend, ſtieg Lucie in ihr beſcheidenes Kämmerlein hinab, das ärmlicher ausgeſtattet war, als manches Gefängniß, und ſchob von innen den Riegel vor.

Die Gäſte betteten ſich weich in das Heu. Sie waren eben im Einſchlafen. Horch! Tief unten Weinen! Geſchrei! Scheltworte — fallende Schläge — Amaliens Stimme und Adams — alles dumpf herauf ſchallend.

„Ach!“ ſtöhnte Caspar ingrimmig. „Der Menſch prügelt Amalien, daß ſie uns aufgenommen“ — und weg war aller Schlaf.

Das Geſchrei verhallte — es ward ſtille — nur das Pfeifen und Quiken der Fledermäuſe oben unterm Dach ſtörte auf widerwärtige Weiſe.

„Horch! Wer ſpricht?“

„„St! die Lüdlerche.““

Nur eine ganz dünne Bretterdecke trennte den

Heuboden von dem Gemach Luciens, jedes laut gesprochene Wort war droben zu vernehmen.

Die Lüdlerche betete den Abendsegen.

Es war ein uraltes, ewig junges Kindergebet des Landvolks, so voll Innigkeit, so voll unschuldvoller Zuversicht, und Lucie sprach es mit so schöner reicher Stimme, und voller Glaubenskraft:

„Vater, soll ich schlafen gehen —
Laß vierzehn Engel bei mir stehen.
Zwei zu meiner Rechten,
Zwei zu meiner Linken,
Zwei zu meinen Häupten,
Zwei zu meinen Füßen
Zwei die mich decken,
Zwei die mich wecken,
Zwei die mich weisen
Hin nach dem himmelischen Paradeise. Amen.

Wie schön, wie tröstlich! Dieses kindliche Gebet aus dem Munde eines ganz armen, aber reinen und unbescholtenen Mädchens übte eine hohe Macht; es brachte sanften Frieden. Nur Caspar seufzte im Schlafe einigemale unruhevoll auf.

Die Lüdlerche.

Pack ſchlägt ſich, Pack verträgt ſich, ſagt ein triviales Sprüchwort, und dennoch ſpricht es, wie die meiſten auch noch ſo trivialen Sprüchwörter, die in des Volkes Munde gehen, eine in der niedern Menſchennatur begründete Wahrheit aus. Das gezwungene Zuſammenleben leitet dahin, nach den heftigſten Scenen des Streites und der Erbitterung, die oft in fühlbare Auseinanderſetzungen und Begreiflichmachungen gegebener Wahrheiten ausarten, ſich dennoch gegenſeitig zu vertragen, zu ertragen — wie unerträglich auch ſo manches Mal die Art und Aufführung einzelner Menſchen ſich kund gebe.

Caspar und Andres gefielen ſich in dem ſchwarzen Schloß aus verſchiedenen Gründen, und was vom Anfang ganz unglaublich und unmöglich ſchien, das verwirklichte ſich. Adam duldete Caspars längere Anweſenheit — er überzeugte ſich, daß es dieſem nicht

einfiel, ihm Amalia untreu und abſpännſtig zu machen, er ſah, daß Amalie nicht im Geringſten aufmunternd gegen Caspar war, und der Beſuch war ein ſehr einträglicher. Die beiden Burſche zogen am frühen Morgen aus und bettelten, ſpät Abends kehrten ſie heim mit wohlgefülltem Sacke. Dabei ward Philax mitgenommen, und da dieſer ein ſchöner, ſchwarzer, langhaariger Schäferhund war, ſo wurde er einmal an dieſen, einmal an jenen Schäfer oder Kuhhirten verkauft; Abends oder Nachts fand er ſich regelmäßig im ſchwarzen Schloß wieder ein, wo er ſeine Ankunft jedesmal durch ein Anſchlagen zu erkennen gab, und mit einem guten Futter belohnt wurde. Ein bis zwei Kronenthaler, bisweilen auch noch mehr, zahlte man immer gern für einen guten und geſunden Schaafhund. Dieſes Geſchäft nannte Caspar eine freiwillige Hundeſteuer.

Andres gefiel der Müſſiggang und das Bettelngehn, wo ihm Niemand befahl, ausnehmend wohl; obſchon er ſehr faul war, ſo beſchränkte ſich dieſe Faulheit doch ungleich mehr auf die verneinende Thätigkeit der Arme und Hände, als auf jene der Füße. Das Herumſtromen und das Leben aus anderer Leute Taſchen machte ihm Vergnügen.

Bei Caspar war es gerade umgekehrt, er hatte ſich gern beſſer beſchäftigt, aber die Feldarbeit war ge-

than, ins Dreſchen gehen wollte er nicht, weil er überhaupt nicht wollte, daß Jemand in dieſem Orte von ſeinem Hierſein und ſeiner Herkunft erfahre — und überdieß war Dreſchen auch, nach ſeinem Ausdruck, eine ſehr flegelhafte Arbeit, der zu unterziehen, er ſich nicht genügſiget fühle.

Caspar hatte ein ſchnell empfängliches, weiches, leicht in Flammen zu ſetzendes Herz. Er faßte zu Lucien, dieſer friſchen, ſo gütevollen ländlichen Schönheit, eine lebhafte, innige Zuneigung. Nicht daß er ein treuloſes Wiedervergeltungsrecht gegen Adam zu üben gedachte, aber er hoffte, Lucie ſolle ſich ihm in die Arme werfen, Lucie ſolle und werde ihm das ſein, was Amalie Adam geworden. Hierin irrte er ſich jedoch mächtig.

Ein Geſpräch, das Caspar mit Lucie hatte, als es ſich eines Tages traf, daß beide allein beieinander waren, wird über das Verhältniß beider zu einander Aufklärung geben.

Es war Sonntag Nachmittag. Ein ſtiller, trüber Nachmittag, der nicht in das Freie lockte. Adam war über Feld gegangen, um für einen Metzger des Ortes, dem der Knecht entlaufen war, ein Paar fette Hammel einzukaufen, und Andres begleitete ihn, um als Sachverſtändiger bei dem Handel mitzuwirken. Amalie hatte ſich zu einer kranken Frau im Orte begeben, um dieſer einige Hülfe zu leiſten. Lucie ſaß in der Wohn-

ſtube brannten, der einzigen des Thurmes, welche heizbar war, und ſtrickte, da jede andere Arbeit am Sonntage ſich nicht ziemen wollte. Caſpar ſaß müſſig auf der Bank, und hatte zur Zither, die auch hier nicht fehlte, gegriffen. Kaum hatte er einige Accorde laut werden laſſen, als die Luſt am Geſang in Lucien erwachte, und ſie alsbald ein Volkslied anſtimmte; Caſpar begleitete daſſelbe auf der Zither und miſchte ſeine Stimme mit der ihrigen. Die Lerche ſang:

„Gieb mein Herze dich zufrieden,
Und erwarte Zeit und Glück.
Was der Himmel dir beſchieden,
Wird am Ende zeigen ſich."
„Glaube nicht, du ſeiſt verlaſſen,
Und man achte deiner nicht.
Darfſt den Muth nicht ſinken laſſen
Denn der Himmel ſorgt für dich."
„Sind gleich Viele, die dich meiden
Ohne Urſach Feinde ſein,
Und muſt du auch oftmals leiden
Tücke, Schmach und ſchwere Pein." —
„Halte nur dem Himmel ſtille,
Und ergieb dich ſeiner Huld!
Gut und kräftig iſt ſein Wille
Muſt nur leiden mit Geduld."

So tröſtet ſich die Armuth mit den Liedern, die im Schooß der Armuth entſtehen, die ſo ſchmucklos und

einfach, aber darum um ſo eindringlicher ſind, und allverſtändlich. Solche Lieder entſtehen täglich, ſie blühen wie beſcheidne Blumen am Wege und am Saum der Haine, darin volltönig das Rauſchen hoher Lyrik durch die Wipfel brauſt. Man achtet dieſer Lieder nicht, weil ſie überaus kunſtlos ſind, und ihre Gedanken keinen hohen Flug in die Sphäre kühner Phantaſien nehmen, auch ihre ſchlichte Sprache mehr der Proſa, als der Poeſie angehört, und ein äſthetiſcher Kritiker wurde ſie ganz verwerfen, denn was verwerfen nicht die äſthetiſchen Kritiker! — Wir glauben alles gethan zu haben für die Volkspoeſie, wenn wir die alten Volkslieder ſammeln, die gar wenig mehr geſungen werden, und höchſtens erfaßt ein ſinniger Componiſt eine oder die andere der lieblichen, meiſt ſchwermüthigen Melodieen, welche dieſe Lieder begleiten, verwebt ſie in eine Oper, und giebt ſie dann beſcheidentlich für ſeine Erfindung aus. —

In Caspars Herzen ſtürmten mächtige Gefühle. Das liebliche ſchöne Mädchen mit dem blühenden, heitern, zufriednen Geſicht, mit der klang- und ſeelenvollen Stimme zog ihn an; er rückte ihr näher, er wagte zum erſtenmal ſie um den Leib zu faſſen.

Lucie ſah ihn groß an, und fragte: „Was willſt du?“ indem ſie ihn ſanft abwehrte.

„O Lucie, du biſt ſo ſchön, ſo gut! Du ſollſt mir gut ſein!“

„Bin ich Dir denn leid?“ fragte ſie lächelnd.

„Du ſollſt mich lieb haben! Ich muß dein Schatz ſein!“

„„Ach Caſpar! Ich brauche keinen Schatz, ich bin arm, und Du biſt's auch.““

„Darf man ſich nicht gern ſehen, wenn man arm iſt? Gerade deswegen! Armuth hat nichts als die Liebe! Was hätten wir Arme auf der Welt, wenn uns Gott nicht eben ſo wie den Reichen, ein Herz gegeben?“

„„Sprich nicht davon Caſpar, es darf nicht ſein, — wir geben keine Schatzleut zuſammen, Du haſt nichts — ich habe nichts. Was ſollte daraus werden? Denke an Amalie — denk' an Deine — Ottilie.““

„Du redeſt bitter,“ klagte Caſpar verletzt.

„Bitter im Mund, iſt dem Herzen geſund,“ erwiederte Lucie.

„Bin ich Dir ſo verhaßt, Lucie, ſo will ich lieber weiter wandern, Du — nur Du haſt mich hier gehalten, hier gefeſſelt, Du herziges Kind — was wär' ich ſonſt für ein Narr, hier zu bleiben und für Adam zu wirken?“

Caſpar ſprach dieß ſo dringlich, daß auf Luciens reiner Stirne ſich ein Wölkchen des Unmuths kräuſelte.

„Du wirſt mich nicht zu ſündlicher Liebe zwingen! Gott ſtraft ſie.“

„Iſt Liebe Sünde?“ fragte Caspar. „Glaubſt du an Sünde? An Gottes Strafe? Glaubt doch Dein Bruder an nichts!“

„Leider, leider!“ ſeufzte Lucie, und die Thränen traten ihr in die Augen. „Ich kann ihn nicht zum Glauben bewegen, aber ich laſſe mir meinen Gott, meinen Heiland, meinen Glauben auch nicht nehmen. Er hat mich früher deshalb oft verhöhnt, oft verſpottet, aber jetzt läßt er mir Ruhe, das habe ich Amalien zu danken, und deshalb habe ich Amalien lieb. Amalie iſt unglücklich — ſie trägt es ſtill, und hält doch bei ihm aus — zu ſeinem Beſten, und Amalie will, daß ich bei ihnen bleibe und im Taglohn arbeite, ſonſt hätte ich mich lange als Dienſtmagd verdingt. Ich habe nichts als mein gutes Gewiſſen, meinen Seelenfrieden, oben das kleine Kämmerchen, meine Bibel, mein Geſangbuch, meinen Vogel und dort den Blumenſtock; ſchau, wie herrlich er blubt, und riech einmal dran, er riecht prächtig, wie friſcher Häring, reib' nur einmal an einem Blatte.“

Caspar that dem armen unſchuldigen Kinde den Willen, er roch an den Blättern, die wie die Leckerkoſt der Armuth dufteten, dann legte er ſeine Hand wieder auf die Schulter des ruhig ſitzenbleibenden Mäd-

chens, und ſagte bewegt: „Wenn wir zwei uns heirathen könnten!“

Lucie lachte: „Ja, das wär' was anders!“

„Und Du möchteſt mich?“

Lucie erröthete hoch, ſie ſagte nicht ja, nicht nein, ſie ſah tiefer auf ihren Strickſtrumpf.

„Gutes Kind!“ Caspar wagte einen Kuß; Lucie duldete ihn, er wollte noch einen — ſie wehrte ihn ernſt ab. „Laß das — das führt zu nichts — oder zum Beſen. Wenn Du mich lieb haſt, ſo *ehre* mich! — Setze Dich wieder dorthin — wir wollen das Lied vollends ſingen.“

Caspar gehorchte, ſie hatte ihn ſchon im Zauberbann der Liebe, ſie übte die volle Macht der Unſchuld auf ſein in dieſem Punkte noch nicht verdorbenes Herz, und ſo miſchte er ſeine Stimme wieder mit der Luciens, was ihm ein ſüßes Vergnügen gewährte.

„Läßt ſich auch kein Palmbaum biegen,
Der noch feſt in Erden ſteht,
Dornen müßt ihr auch mit kriegen,
Wenn ihr ſchöne Roſen ſeht.“

„Iſt der Himmel überzogen
Schwarz mit Wolken, gleich der Nacht,
Plötzlich zeigt ſich jener Bogen
Der uns wieder fröhlich macht.“

„Alles kommt zu ſeinem Ende,
Aber mein Verlangen nicht;
Wo ich nur mein Aug' hinwende,
Seh' ich Schatten und kein Licht."

„Wie wahr, wie wahr iſt das Gedicht!" ſprach Caspar mit einem Seufzer.

„Ich wüßte was ich thäte, wenn ich Du wäre, Caspar!" ſagte Lucie. „Nun? Und was denn?"

„„Ich ginge nach Hauſe!""

„Lieber in die Hölle!"

„„Ich arbeitete fleißig!""

„Im Winter iſt die Arbeit rar!"

„„Ich ginge ins Dreſchen, in Taglohn, ich verdingte mich als Knecht. Das iſt immer beſſer, als bettelnd herumzuziehen, wenn man geſund und kräftig iſt.""

„Dein Vorwurf ſchmerzt mich Lucie. Ein Knecht werd' ich niemals, und ich gab Dir ſchon zu verſtehen, daß ich nur Deinetwegen dieß ſchlechte Leben führe."

„„Gieb es auf, ich bitte Dich inſtändig! Ich will Dir noch einmal ſo gut ſein!

„Willſt Du!" rief Caspar entflammt. „Verſprich es mir heilig und theuer! Dir zu Liebe gehe ich — in die Hölle!"

„Das verlange ich ja nicht" — antwortete Lucie und lachte wieder recht herzlich und kindlich.

„Aber daß ich Dir gut ſein und bleiben will, das gelobe ich Dir — ich habe Dich ja lieb Caspar — und deswegen iſt's gut — wenn Du gehſt. Wir dürfen nicht ſo bei einander allein ſein."

Wer weiß, ob Caspar in ſich ſelbſt innere Kraft genug beſeſſen hätte, dem verſtändigen Rathe zu folgen. Er trat nachdenklich ans Fenſter, ſtierte gedankenlos hinaus. Die frühe Dämmerung des Spätherbſtes begann ſchon die Flur mit Flor zu überweben, die Wege vor dem Thore lagen ſtill — da ſchritt ein einzelner Fußgänger raſchen Schrittes heran. Caspars Blick fiel auf ihn — es durchzuckte ihn — der Burſche kam ihm ſo bekannt vor — ja — er war's. Haſtig riß Caspar das kleine Fenſterchen auf, und rief laut hinunter: „Frieder!" —

„Wen rufſt Du?" fragte Lucie verwundert.

„Der Frieder kommt, Amaliens Bruder! Kennſt Du ihn nicht?" Frieder ſtand, er horchte verwundert dem Ruf einer bekannten Stimme.

„Geh durch's Thor, Frieder, und dann linker Hand, über die Treppe herauf!" rief Caspar hinab.

„Ich kenne keine von Amaliens Geſchwiſtern," ſagte Lucie. „Wie kommt wohl der Bruder hierher? Sie denkt, es wiſſe Niemand daheim ihren Aufenthalt; Du hätteſt ihn nicht anrufen ſollen! Wer weiß, ob's ihr recht iſt?"

„Die Freude riß mich hin, es iſt mein Schulkamerad und Freund!“ erwiederte Caspar, und verließ die Stube, damit der Ankömmling ſich draußen zurecht finde.

Lucie blickte Caspar nach; ſie legte gedankenvoll beide Hände auf ihre Bruſt, und ſeufzte leiſe, und flüſterte leiſe: „Still mein Herz!“ Und ſang dann halblaut vor ſich hin:

„Kein Vergnügen will ſich zeigen
Und kein ſchönes Sonnenlicht.
Ich muß leiden, muß verſchweigen,
Was mir auf dem Herzen liegt.“

Caspar begrüßte den Freund mit biederm Handſchlag, er führte ihn in die dürftige Stube und machte ihn mit Lucien bekannt. Indem kam Amalie nach Hauſe, ihre Ueberraſchung war groß, größer als ihr Freude, — ſie ſchämte ſich, daß der Bruder ſie hier und ſo fand, wie ſie war.

Frieder aß und ließ ſich's ſchmecken, Amalie tiſchte auf, was ſie vermochte. Es war wenig, aber gern gegeben, Caspar fragte: „Was bringſt Du für Neuigkeiten von daheim?“

„Einen ganzen Sack voll — werde gleich auskramen, leider nicht viel Gutes. Unſer Vater wird's nicht lange mehr machen, er wird ſehr malade. Die

Mutter hält ſich noch, aber ihre Augen werden alle Tage feuriger, man fürchtet ſich ordentlich vor ihr. Ich ſoll die andere Woche bei unſerm Maurer in die Lehre treten, und da wollt' ich erſt noch einen Spaziergang machen; ich hörte von einem Schaafknecht, der hier gedient hat, und bei uns Dienſte ſuchte, ganz zufällig, daß Du hier ſeiſt, Amalie, da macht' ich mich auf. Unſer Görgmärt ſoll auch nächſtens aufgedingt werden bei einem Schreiner."

„Wollt ihr die Schnitzerei nicht fortſetzen? Sie ging ja ziemlich gut!" fragte Caspar.

„Ach, es iſt doch kaum das Salz zum Brod damit verdient worden," klagte Frieder. „Der Kaufmann, dem wir lieferten, ſpricht, unſere Thiere hätten keine Zeichnung, und unſere Farben ſeien ſchmierig, die Leute wollten jetzt lauter Sonneberger Figuren haben, die ſollen ungleich ſchöner und eben ſo billig ſein. Lieber Gott, ich glaub's wohl, daß wir keine Künſtler ſind, daß unſer Zeug keine Faſſung hat. Es iſt beſſer für uns Jungen, wenn wir eine ordentliche Profeſſion treiben; Handwerk hat goldnen Boden."

Zögernd brachte Caspar die Frage hervor: „Nun — Frieder, und drüben — bei uns — wie geht's da?"

„Schlecht, mein Herzenskamerad — thut mir leid, daß ich's ſagen muß!" antwortete Frieder. „Dein Va-

ter liegt hart darnieder, und wenn Du ihn noch einmal ſehen willſt, haſt Du keine Zeit zu verlieren."

„O Gott!" rief Caspar und ſchlug die Hände vor ſein Geſicht.

„Deine Große futert und rumort den ganzen Tag im Hauſe herum und zankt ſich einen Tag über den andern mit meiner Mutter zum Fenſter heraus. Sie bieten einander dermaßen auf, daß kein Bettler mehr von einer, wie von der andern einen Pfennig nehmen möchte, wenn ſie überhaupt Pfennige auszutheilen hätten. Deine Kleinen haben es ganz übel, ſie bekommen mehr Schläge, als zu eſſen, beſonders die Mädchen, Gretlies und Annbarb. Heinrich und Hannsörg gehen ins Dreſchen und arbeiten im Taglohn, und was ſie verdienen, müſſen ſie in den Haushalt geben, und dabei werden ſie knapp genug gehalten, die armen Jungen."

„Hör' auf, mir blutet das Herz," ſagte Caspar, und verſank in dumpfes Brüten. —

Adam und Andres kamen nach Hauſe, die Unterhaltung nahm allgemeinen Gang, Caspar konnte ungeſtört ſeinen Gedanken nachhängen. —

Für Friedel fand ſich auch noch eine Schlafſtätte, er wollte am andern Morgen zeitig wieder heim. Caspar's Entſchluß war gefaßt — mit zwei Worten flüſterte er ihn Lucie zu, als er ihr gute Nacht ſagte.

Wie der Morgen graute, weckte die Schläfer ein

Lied — es war das Lied von der himmlischen Freude; die Lüdlerche ſang es; es war ihr Lieblingslied.

„Da droben im Himmel,
Sind der Freuden gar viel,
Da tanzen die Engel,
Da tanzen die Engel;
Und treiben ihr Spiel."

„Und tanzen und ſingen,
Und loben ihren Gott,
Der den Himmel und die Erde,
Der den Himmel und die Erde
Erſchaffen hat."

„Haſt du je übertreten
Die geben Gebot —
So fall' auf die Kniee
So fall' auf die Kniee
Und bete zu Gott."

„Bet' immer, bet' immer,
Bit' immer allzeit,
So wird dir Gott geben
So wird dir Gott geben
Die himmliſche Freud!"

„Die himmliſche Freud', und
Die Glückſeligkeit,
Die immer und ewig
Die immer und ewig
Kein Ende nicht zeigt."

Eine Fülle von Frömmigkeit, Wehmuth und Gottvertrauen klang in dieſem einfachen Liede und ſeiner einfachen Melodie, und die Jünglinge oben über der Sängerin lauſchten ſtill ergriffen, und wollten die Lüdlerche nicht ſtören.

„Leb' wohl! Andres! behüt' Dich Gott, unſere Wege gehen auseinander!“ ſagte dann Caſpar leiſe zu Andres.

„So?“ fragte dieſer: „Willſt Du fort, wie die Katz vom Taubenſchlag? Iſt das mein Dank? Ich dachte wir blieben zuſammen!“

„Es kann dasmal nicht ſein, Andres!“

„Oho, geh Du nur hin — Du kommſt mir ſchon wieder!“ murrte Andres, und pfiff höhniſch die Melodie des Liedes:

„Geh Du nur hin, Du haſt Dein Theil
Du führſt mich nur am Narrenſeil
Ohn' Dich kann ich ſchon leben; ohn' Dich kann ich ſchon ſein.“

Sie gingen hinunter. Caſpar war der letzte; er zögerte abſichtlich. Wie die beiden Gefährten die erſte Treppe hinab waren, klopfte Caſpar leiſe an Luciens Gemach. Der Riegel wurde innen zurückgeſchoben.

„Lucie!“

„„Caſpar!““

„Guten Morgen und — Adjes! Ich folge Dir! Aber — willſt Du mich lieb behalten?“

„Ja — gewiß! Immer und ewig!“

„Deine Hand darauf und — einen Abſchiedskuß!“

Hand in Hand und Mund an Mund ſtanden ſie, eine köſtliche Minute lang, im ſchmerzlichen Bangen des Abſchieds und im ſeligen Gefühl des Beieinanders, geliebt zu ſein. Geliebt zu ſein! Es gibt keinen ſeligeren Gedanken. Sie ſagten einander nichts, dieſe Beiden, ſie ſchwuren einander keine Treue, ſie entweihten den heiligen himmliſchen Moment, den ihre Herzen feierten, mit keinem irdiſchen Laut.

Wenige Minuten ſpäter wanderten Caspar und Frieder wieder ihrer Heimath zu.

Ein Warnungsbild.

Als der verlorne Sohn im Gleichniß des Herrn reumüthig zu ſeinem Vater heimkehrte, war große Freude, und der Vater gab ihm ein Feſt.

Caspar war mit minderer Reue heimgekehrt, und es ward ihm auch kein Feſt gegeben. Die Geſchwiſter brauchten nicht neidiſch auf den Heimgekehrten zu blicken — der Vater konnte ihn nicht mit Frohlocken begrüßen. Der Vater lag am Tode.

Ottilie grüßte Caspar kalt, dieſer konnte leicht wahrnehmen, daß er ihr ungelegen kam. Von den Geſchwiſtern war es nur Heinrich, der den Bruder liebevoll empfing, aber auch er war niedergedrückt, und wortkarg; die andern Geſchwiſter waren alle eingeſchüchtert von der älteſten Schweſter ſtrengem Walten. Hanngörg droſch — drüben bei der Muhme in Roſa droſch er, die ihm Koſt und Belohnung gab, ſo lange dieſe Arbeit währte.

Der Alte war einer entsetzlichen Krankheit anheim gefallen, derselben, an welcher auch der alte Hormann litt, nur war sie bei diesem noch nicht zur vollen Reife ausgebildet.

Waller, der Vater, lag mit offenen, stieren, gerötheten Augen im Bette, irre redend und mit den heftig zitternden Händen gestikulirend, als Caspar mit Heinrich in die Kammer trat. Der Vater erkannte seine Söhne nicht.

„Schafft den schwarzen Hund fort — fort! fort! Au! Er beißt mich! — Seht ihr dort die Rattemaus? Nein — zwei — sechs — acht, helf Gott es werden ihrer immer mehr — die ganze Stube voll! Murz! Katz! Wo hat dich der Satan? Fang' die Ratten, fang' die Ratten!" —

„Caspar, wo bist Du? Komm, schütte Wasser in das Kuhfaß, mache das Feuer nicht zu stark — hörst Du? Dummer Teufel — brenne das Haus nicht an, uns überm Kopf, sonst mußt Du mit verbrennen! — Schmeckt der Pomeranzen? Kerl sauf' nicht zu viel! Wart' ich will dir Fusel einschenken! Was sagst Du? Dusel hätt' ich im Kopf'. Dich soll das Donnerwetter — oh — da kommt ja die Kuh in die Brantweinküche! Jage sie hinaus Hanngörg, sie will aus dem Maischbottig saufen. Ach der Hund! Ach der Hund!" —

So irrten die Phantaſien des Kranken durcheinander — er bot einen kläglichen Anblick dar. Der ſonſt ſo wohlbeleibte vollwangige Mann war zum Gerippe geworden, er war ganz abgezehrt, ſeine Arme und Hände nur Haut und Knochen, ſein Geſicht war roth, apoplektiſch, aber eingefallen, kaum noch ein Zug ſeines frühern Ausſehens erkennbar. Caspar ſchauderte heftig zuſammen, er krampfte die Hände in einander und einzelne Thränen rollten über ſeine Wangen.

Der wilde Tanz der Phantaſien, der durch das Gehirn des Kranken wogte — wich einem hellen Momente. Mit ſchwacher Stimme, zum Tode abgeſpannt, murmelte der alte Waller jetzt: „Caspar! biſt Du da? Verlorner Sohn! Ob!“ und ſtreckte ihm die zitternde Rechte entgegen.

„Verlorner Sohn! Verlorner Sohn!“ wiederholte er, und Caspar fühlte das markdurchſchütternde Gewicht dieſer Worte.

„Hab' ich Dich zu hart geſchlagen? Hab' ich Dir zu weh gethan?“ fragte der Kranke. „Will's nicht wieder thun — geh nur nicht wieder fort! Hörſt Du! bleib da! Steh mir bei gegen die Groſze, die mich Noth leiden läßt — die mich auszankt! Hab' ich das verdient? War ich euch nicht ein guter Vater? Und wenn ich auch ſtreng war, ſo war das eben gut —

wenn ich gegen sie nur noch strenger gewesen wäre — wenn ich sie nur aus dem Hause gejagt hätte!" —

„Die Andern" — fuhr Waller fort zu reden, denn er war auch in lichten Momenten von der unseligen Geschwätzigkeit ergriffen, welche eines der Symptome dieser schrecklichen Krankheit ist: „die Andern kuschen alle der Ottilie — sie fürchten sich vor ihr, sie halten sich zu ihr, sonst müssen sie Hunger leiden — und Durst — wie ich. Gieb mir ein Glas Branntwein, guter Gaspar! Gieb — ich bitte dich — sie — läßt mich verschmachten!"

„Es wird Euch schaden Vater, der Doctor hat's verboten!" warf Heinrich schüchtern ein.

„Der Doctor ist ein Esel, daß er verbietet, was die Natur verlangt," entgegnete der Kranke, jetzt bei völliger Besinnung. „Meine Natur verlangt Branntwein — sie ist an Branntwein gewöhnt — es ist unverständig, dem Menschen das mit einem Male zu entziehen, an was die Natur gewöhnt ist."

Gasparn leuchtete dieser Vernunftgrund ein; er hatte ein Bullchen in seiner Tasche, es war noch ein Rest Schnaps darin, er bot es dem Vater, trotz Heinrichs ängstlicher Abwehr — der Kranke ergriff die Flasche — er roch daran — er schauderte zurück — — „Nein ich kann nicht — kann nicht trinken! Nimm — nimm, Gaspar — sie fällt mir sonst aus der Hand." —

Es iſt dieſer Krankheit eigen, daß die von ihr heftig Ergriffenen doch vor dem Gifte zurückſchaudern, das dieſelbe hervorrief, wenn ſie es gleich bisweilen mit Ungeſtüm verlangen.

Caspar fing die fallende Flaſche auf.

„Ach wenn ich nur ſchlafen könnte, nur ſchlafen!“ lallte der Kranke mit matter Zunge, „aber die Fliegen laſſen mich nicht ſchlafen, die Millionen Fliegen“— hier verfiel er wieder in das delirirende Irrereden, denn es waren zufolge der Jahreszeit, nur noch wenige Fliegen in der Stube: „und die vielen Vögel, immerfort — immerfort an der Decke herum — ja die Vögel und die Mäuſe — und die Igel — da ein Igel, dort ein Igel — wie das kribbelt und krabbelt, unten die Vögel und oben die Mäuſe — ach und drüben auf dem Dache fahren ſie Schlitten, immer Schlitten — und was läuft denn dort die Wand hinauf? Ruſſen! Ruſſen! ſchlagt ſie todt, tretet ſie todt! Sie ſtinken — lles voll, alles voll! O das iſt häßliches Geſchmeiß! Und die Heimchen, die Heimchen, die Heimchen — die hören nicht auf zu zirpen! Hört ihr? Hört ihr? das geht ſo fort den ganzen lieben Tag, und die lange Nacht und da kann ich kein Auge zutun — und der ſchwarze Hund — wie er dort liegt — wie er mich anſtarrt! Jetzt — Hülfe! Nachbar ſo! Er beißt! Er würgt mich an der Kehle!“

Die Stimme des Kranken erſtarb im Gewimmer; ſeine fieberhafte Anſpannung wandelte ſich in tödtliche Erſchlaffung, die erhobenen, herumwagirenden Hände ſanken wie gelähmt auf das Lager, aber ſie zuckten und zitterten noch immerfort, und eine Betäubung verſchleierte ihm jeden erkennbaren Gegenſtand. Ein ſchrecklicher, bejammernswerther, erbarmungswerther Anblick.

„Heiliger Gott! Was iſt das für eine Krankheit!“ rief Caspar mit dem ſchmerzlichſten Gefühle aus.

„Der Doctor ſagt,“ antwortete Heinrich tonlos: „es ſei der Säuferwahnſinn.“ — Delirium tremens! —

Ottilie trat zu den Brüdern, kalt, herriſch, unfreundlich. „Er wird's bald ausmachen, der alte Saufaus,“ ſprach ſie mit einem Blicke auf den Vater, und mit empörender Gefühlloſigkeit.

Ottilie war ſehr kräftig geworden, ihr ganzer Bau verrieth das höchſte Maas körperlicher Kraft, die ein Weib erreichen kann; ſie vermochte zu arbeiten wie ein Mann — aber das trug auch dazu bei, daß ſie geiſtig noch weit roher war wie ein Mann. In über das Maas koloſſalen und körperſtarken Frauen des Landvolks, die Erziehung und Bildung nicht auf den Weg zarter Weiblichkeit lenken, wohnen äußerſt ſelten zartes Gefühl und ſanfte Regung.

„Er duſelt — laßt ihn jetzt duſeln — ich will

euch etwas ſagen, geht heraus!“ gebot Ottilie und trat aus der Stube in die Kammer voran, indem ſie die Thüre bei der Anfaſſe hielt, und zuzog, als die Brüder neben ihr herausgegangen waren.

„Nun will ich euch ſagen, wie es werden wird, wenn er geſtorben iſt,“ begann die unkindliche Tochter. „Da kommt das Gericht und inventiſirt“ (ſie wollte ſagen inventariſirt) was da iſt. Es iſt vom Haus kein Ziegel auf dem Dach mehr unſer — es wird uns alles genommeu, Kleider, Wäſche, Betten, alles — wir können uns nur gerade ausziehn und nackend betteln geben. Seid ihr Schaafköpfe, ſo ſperrt ihr die Mäuler auf, und ſeht zu, und laßt euch aus dem Hauſe werfen, habt ihr aber für drei Heller Grütze im Kopf, ſo folgt ihr mir, und thut, was ich euch ſage.“

Die Brüder hörten dieſe unliebevolle Anrede ſchweigend, ſie harrten des Weitern, was da kommen werde, und Ottilie ſprach fort: „Nur dadurch können wir etwas für uns retten, wenn wir es bei Seite ſchaffen, und dafür muß ſchnell geſorgt werden, je eher je lieber.“

Schneller als ſelbſt Ottilie es dachte, kam der Augenblick, den ſie mehr herbei geſehnt, als gefürchtet. Ein Nervenſchlag machte noch am ſelben Abend dem qualvollen Leben des Vater Waller ein Ende. Die jüngeren Kinder weinten; Ottilie vergoß keine Thräne

um ihren Erzeuger. Caspar war von ſtummem Weh ergriffen.

Kaum hatte er dem Vater die Augen zugedrückt, ſo begann Ottiliens habſüchtiges Walten. Sie packte eine hölzerne Lade voll Kleidungsſtücke und was ſonſt von Sachen hineinging, die noch einigen Werth hatten, auch Wäſche und Bettzeug, und die Brüder mußten dieſe Lade in den Kartoffelkeller tragen, und ſie mit Kartoffeln über und über bedecken. Ottilie ſchloß ganz richtig, daß die Kartoffeln das Gericht ihnen nicht nehmen werde.

Keine Pflege wurde dem armen Todten; Ottilie litt nicht, daß die Todtenfrau geholt werde, es habe Zeit, bis zum Morgen. In der Nacht vollendete ſie das Geſchäft des Aufräumens, mit Hülfe der beiden Brüder. Sie wollte keine fremden Zeugen, ſie hatte Gründe, jetzt noch nicht die Todtenfrau rufen zu laſſen; ſie ließ es nicht einmal dem Bruder Hanngörg ſagen.

Alles ging nach Ottiliens Sinn. Erſt am Morgen mußte Annebarb nach der Todtenfrau gehen, ſie hatte nicht weit. Frau Hormann war Todtenfrau geworden. Einen Schleier über die Scenen, die zwiſchen ihr und Ottilien vorfielen, bis die ärmliche Leichenbeſtattung vorüber war.

Das Gericht fand für die Gläubiger des Verſtorbenen blutwenig zu inventariſiren. Das verſchuldete

Haus, eine Scheuer, einen Stall, alles leer — in letzterem nur eine Ziege — ein Stückchen Garten — und innen ein Paar Betten — „die ſind mein, ſind von meiner Mutter," behauptete keck Ottilie, und berief ſich auf der Brüder Zeugniß. Und die Brüder beſtätigten willig die Lüge — denn eine Lüge war's, was Ottilie ſagte. Der verwachſene Gerichtsſchreiber durchſchaute alles, er machte eine boshafte Bemerkung — eine beleidigende Grobheit war ſein Lohn. Caspar ſagte ihm ins Geſicht: „Federfuchſer! Er hat zu ſchreiben, und nicht zu ſchwätzen. Zu reden haben nur der Herr Amtmann oder der Herr Actuar! Schreiben iſt Schreibers Handwerk."

Der beleidigte Menſch blickte den Caspar trotzig und ingrimmig an, und ſagte: „Vagabund! Landſtreicher! Du willſt mir das Maul verbieten? Hab' Acht! Meine Rede ſoll Dir ein anderesmal noch ſchlechter gefallen als heute."

„„O ſchief gewickelte Hahnebuttenbutzel, ſchweig! Vor Dir fürchte ich mich noch lange nicht!"" verſetzte Caspar im verächtlichen Ton.

Eine Viertelſtunde ſpäter ſchlug der Gerichtsſchreiber, rachekochenden Gemüthes, in einem alten vielbändigen juriſtiſchen Wörterbuch nach, ob wohl die Worte: „ſchief gewickelt und Hahnebuttenbutzel" als Verbalinjurien darin aufgeführt ſeien? Er fand keine Auskunft

und warf das juriſtiſche Oraculum auf den Boden, daß der Staub umherflog. —

Auch dieſer Schreiber war eine gemeine Natur — er ſchwur dem Caspar Rache. Und er hat ſeinen Racheſchwur erfüllt.

Und dieſe Rache ſtieß Caspar in einen tiefen Abgrund. Warum hatte er den Wurm getreten?

Man ſoll ſich dieß zur Lehre nehmen, auch den anſcheinend Unbedeutendſten nicht zu reizen, nicht zu verletzen. Die Volksweisheit auf der Gaſſe hat zwei Sprüchwörter, welche tiefe Wahrheiten enthalten: Es krümmt ſich der getretene Wurm — heißt das eine — das andere lautet: Wer Dir als Freund nicht nützen kann, kann Dir als Feind doch ſchaden. Dieß iſt wohl im Auge zu behalten — man denkt nur nicht immer daran. —

Die Kinder erhielten Vormünder, obſchon eigentlich, was Vermögen betraf, nichts zu bevormunden war. Es war eine Rechtsform, von Weisheit und Milde geboten, das Häuschen mindeſtens ſollte nicht eher verkauft werden, bis die Kinder alle mündig ſeien. Ottilie war erſt allein volljährig. Auch hatten die Vormünder, ehrliche Bauern, Sorge zu tragen, die Mündel paſſend unterzubringen, damit ſie ſich ihr Brod ſelbſt verdienten. Einer der Vormünder brauchte gerade eine Magd; dieſer erzeigte der Gretlies die Wohlthat, ſie zu

ſich zu nehmen. Andre nahmen ſich Heinrichs und Hanngörgs an, und brachten dieſe bei ehrlichen Handwerkern unter, deren Gewerbe ſie erlernen wollten, und die kein Lehrgeld verlangten, ſondern dafür ein Jahr länger Arbeit gegen Koſt und Wohnung. Annebarb mußte auf Ottiliens Geheiß bei dieſer im Hauſe bleiben, wie ſie ſelbſt im Hauſe wohnen blieb, und ihr auch fernerhin als Magd und Kindermagd dienſtbar ſein. Das kleine Kind Ottiliens bedurfte vieler Pflege, weil es kränklich war.

Caspar lebte nach ſeiner Heimkehr mißvergnügte, unglückliche Tage. Er hätte gern auch noch ein Handwerk begonnen, obſchon er ſchon neunzehn Jahre alt war, er bat Ottilie, er bat ſeinen Vormund, ihm eine Lehr- oder eine Dienſtſtelle auszumachen, denn er wollte nicht halb müſſig bleiben und mit der herriſchen unverträglichen Schweſter unter einem Dach. Was that der wackere Vormund? Er ging in das Herrenhaus, und hielt für ſeinen Mündel um die Viehhirtenſtelle an. Die Vergebung aller Stellen aber ging durch das adeliche Herrſchaftsgericht; der Amtmann war die allwaltende Macht, welche der Herrſchaft Rechte vertrat, ihre Proceſſe führte, ihre Gefälle erhob, ihre Diener anſtellte und entließ. Er war Rathgeber, Anwalt, Richter, Kaſſenbeamter, Factotum, und ſein ſchiefer Schreiber war wieder ſeine rechte Hand. Dieſer war

auch das vermittelnde Werkzeug, durch welches Gesuche um so geringe Dienststellen an den Herrn Amtmann gelangten, denn der Herr Amtmann hüllte sich gern in den Nimbus unnahbaren Vornehmthuns, und sorgte durch möglichst brutales Benehmen dafür, daß die Bauern einen sogenanten „heiligen Respect" vor ihm hatten.

Der Herrschaftsgerichtsschreiber spuckte dem Bauer vor die Füße, als er mit seinem Gesuch um die Viehhirtenstelle für den unmündigen Caspar Waller anrückte, und sagte ihm vor Zeugen: „Diesem Landstreicher einen Dienst bei gnädiger Gutsherrschaft? Diesem Vagabunden? Im Zuchthaus wollen wir eine Stelle für ihn offen halten! Das ist euer Bescheid!"

Der Vormund verließ im vollen Aerger die Gerichtstube — es wurmte ihn, daß er vor andern Leuten also angelassen worden war, er ließ seinen Groll und Grimm an Caspar aus, indem er in das Wallersche Haus ging, und zu Caspar im Beisein Ottiliens und der jüngern Schwester sagte: „Dieß war der erste und der letzte Gang, den ich für Dich gethan! Jetzt gehe hin, wohin Du willst — werde was Du willst! Ich kümmre mich Deiner nichts, gar nichts! Ich habe selbst Kinder, für die ich sorgen muß! Was trägt mir denn die Vormundschaft über Dich ein? Keinen rothen

Heller! Der Teufel hat mich geritten, daß ich ſie annahm! Adjes!"

„Siehſt Du, Tagedieb, daß Du zu nichts zu brauchen biſt? Daß kein ehrlicher Menſch mit Dir zu thun haben will?" ſetzte nun Ottilie die kränkenden Reden fort, und es begann für den armen jungen Menſchen eine martervolle Zeit.

Mit wenigen Zügen iſt das Bild des Lebens entworfen, das dieſe Geſchwiſter führten. So ſchlecht Ottilie den Bruder behandelte, dennoch war er raſtlos für ſie thätig. Aber dieſe Thätigkeit war keine geregelte, keine gute.

So lange die Jahreszeit es vergönnte, fing er Vögel und verkaufte ſie, theils lebendig zum Singen, theils todt zum Braten. Der Vogelfang aber warf wenig ab zur Sättigung. Er holte Holz und Laub, auch Haide zur Winterſtreu für die Ziege; er las Bucheckern im Walde zuſammen. Als der Winter die Flur mit tiefem Schnee bedeckte, und das niedre Wild ſich in die Nähe der Dörfer zog, legte Caspar heimlich Hafenſchlingen in die Gartenzäune, fing manchen Haſen und verkaufte ihn an Juden, die für ſolchen Handel immer Abſatzwege wußten.

Er that ſomit, was nicht recht war, was die Geſetze verboten, aber er entſchuldigte ſich gegen ſich ſelbſt mit der Noth, mit dem Mangel; er dachte in ſeinen

Gedanken: Warum ſoll ich ein Thier nicht fangen oder tödten, das in meinen Garten kommt und mir meinen Winterkohl frißt? Andre thun das Nämliche, und die Herrſchaft wird davon nicht arm. Ob ein Paar Haſen mehr oder weniger in die Forſtſchreiberei geliefert werden, das iſt all' Eins. —

Und wie hielt Ottilie den Bruder, der für ſie mit arbeitete, für ſie Unrecht that? Schlecht hielt ſie ihn. Sie verlangte von ihm Geld für Koſt und Miethe. Geld! Woher nehmen, und nicht ſtehlen? — Seine Schlafſtätte war eine alte Kleiderlade, während ſie ſich in einem guten Bette pflegte. Er hatte nur ein Kopfkiſſen und aus dieſem einen nahm ſie ihm heimlich die Federn, zuletzt aber nahm ſie das ganze Kiſſen, und wenn er ſich beklagte, ſo ſagte ſie: „Du kannſt jeden Tag gehen, wohin Du Luſt haſt. Ich halte Dich nicht — Du unnützer fauler Freſſer.“ —

Caſpar kam in keine Kirche mehr. Warum? Ottilie hielt ſeine Sonntagskleider als Pfand inne — für ſchuldige Koſt und Miethe. So hörte er kein Gotteswort, keine chriſtliche Ermahnung. In ſeinen zerriſſenen und ſchmutzigen Alltagskleidern konnte er nicht in das Gotteshaus gehen. Nun trieb er ſich auch an den Sonntagen müſſig in Feld und Wald umher.

Endlich verging der Winter. Caſpar beſtellte für Ottilie noch ein Stück gemiethetes Land mit Kartoffeln

— dann nahm er wieder Theil am Bau einer Chauſſee; dieß gab ihm geregelte Beſchäftigung, geregelten Verdienſt — eine Zeitlang. Das Stück Chauſſee wurde fertig gegen den Herbſt — die Arbeiter wurden wieder brodlos. Es konnte jeder hingehen, wohin er wollte, und zuſehen, wo er im Winter Arbeit bekam.

Ein Verdienſt blieb für die Aermſten immer noch, auch im Winter — Chauſſee-Steinklopfen. Eine Sträflingsarbeit, zu der aber Sträflinge nicht verurtheilt werden, weil ſie vereinzelt, ſich ſelbſt überlaſſen werden müßten, nicht genugſam bewacht werden könnten; auch könnten ſie ſich vielleicht erkälten. Daher wird dieſe im Winter fürchterliche Arbeit freien Männern zugetheilt. Faſt jeder, der ſie übt, erfriert die Füße, und das andauernde Verweilen in Froſt und Näſſe, Schnee und Winterſturm zieht faſt Allen Gicht und ſonſtige Krankheiten zu, die ſie in den ſpätern Jahren, noch viel zu früh, zu jeder Arbeit unfähig machen.

Es iſt leicht zu tadeln, — ſchwer es beſſer zu machen, und es zieht Tadel zu, beſtehende Einrichtungen zu ſchelten, die ſich doch einmal nicht ändern laſſen. Aber laſſen ſie ſich wirklich nicht ändern? Wären die fleißigen Menſchenhände, die zu dieſem Geſchäft verwendet werden, nicht zu einem beſſern, nützlichern zu verwenden, und wäre es nicht ein leichtes, mittelſt ein-

facher Maschienen die zur Erhaltung der Landstraßen nöthigen Steine zerkleinern zu lassen? Es wird ja durch Maschienen so viel bewunderungswerthes geleistet, warum denn nicht etwas so sehr einfaches?

Caspar klopfte keine Chausseesteine. Wer sich dieser Arbeit irgend entziehen kann, thut es gewiß.

So war des jungen Waller Jugendleben. Mit Absicht enthüllen wir es ganz und ausführlich. Nicht auf einmal wird ein Mensch zum Verbrecher gegen das Eigenthum; eine Verirrung reiht sich an die andere; sie bilden eine traurige, betrübende Kette, bis die Gerechtigkeit ihn selbst in Ketten legt. Gefallen war ihm schon jetzt ein dunkles Loos — noch dunkler sollte es werden.

Die verlorene Ehre.

In einer Fenſterſcheibe auf dem Herzoglichen Schloſſe Landsberg ſteht ein alter Spruch, welcher lautet:

Gut verloren, unverdorben.
Muth verloren, halb verdorben.
Ehr' verloren, ganz verdorben.

Eine ſchreckliche Wahrheit! —

Es iſt bald Spätherbſt; die Aernte iſt gehalten, der Herr der Aernte hat ſie geſegnet, auch bei der Armuth iſt der Segen eingekehrt, und wie Er ſeine Sonne ſcheinen läßt über Gerechte und Ungerechte, ſo trägt auch der Acker des Böſen nicht minder gute und reiche Frucht, wie der Acker des Guten.

Caspars Fleiß hat Ottilie es zu danken, daß ihr Keller voll Kartoffeln iſt, daß mancher Vorrath die Kammern füllt — aber ſie iſt darum um kein Haar beſſer gegen ihn, und ihm graut vor dem Winter.

Nur noch etwas Obſt möchte Ottilie haben, denn der Obſtbäume des Hausgärtchens ſind nur wenige, und anderes Feld beſitzen ſie nicht mehr. Durch fleißiges Stoppeln läßt ſich noch manche Obſtfrucht erlangen.

Es iſt Michaeli, der neunundzwanzigſte September, längſt vorbei; an dieſem Tage pflegt die Obſtärnte vorüber und auf den Dörfern das ſogenannte Stoppeln, die Nachleſe, erlaubt zu ſein, wie das Aehrenleſen erlaubt iſt, wenn die Garben vom Felde gefahren ſind.

Es giebt aber viele Obſtſorten, die Michaeli ihre volle Reife noch nicht erlangt haben, die man gern noch am Baume läßt.

Im Gutsherrſchaftlichen Garten hingen manche Bäume noch ganz voll Reinetten, Winter-Gold-Parmainen und Champagner-Aepfel. Andre Sorten waren abgethan.

Caspar und Frieder durchſtreifen die Dorfgärten — ſie gehen an der hintern Seite des großen Herrſchaftsgartens vorüber, der zum Theil das Anſehen eines ſchönen Parkes hat; auch eine Kutte iſt mit in die Anlagen gezogen; die Gebüſche glänzen in der Herbſtſonne, mit buntem Laub; Gelb, Purpur, Hochroth, Fahlbraun, noch mit vielem Grün gemiſcht.

Es iſt Sonntag, es iſt ſtill; Orgel und Geſang des Nachmittaggottesdienſtes ſchallen von der Höhe, darauf die Kirche ſteht, ſanft über die friedliche Herbſtflur.

Am Teich iſt ein Pförtchen in der Umzäunung, es iſt nicht verſchloſſen. Caspar und Frieder treten ein — die vollen Obſtbäume locken mächtig — „nein — wir wollen die nicht anrühren, doch dort ſteht ein Baum, der iſt abgeleert — aber guck' da ſind noch einige raritätiſche Aepfel hängen geblieben. Wirf hinauf!“

Caspars Knittel fährt empor, die Aepfel fallen, und werden haſtig aufgeleſen.

„Dort hängt noch einer!“

Der Knittel fliegt. — Ein gellender Pfiff!

Dieß iſt auf Dörfern das Zeichen, daß Jemand den kleinen Raub wahrnimmt, und die Diebe ermahnt, ſich davon zu machen.

Caspar und Frieder erſchrecken, ſie blicken ſcheu nach der Richtung, von wo der Pfiff erſchallte.

Ganz nahe auf einem Hügel, den ein Kranz ausländiſcher Eichen und Kaſtanien umgiebt, ſteht der Gerichtsſchreiber.

„Warte Dieb!“ ruft er mit grölzender, giftiger Hohnlache: „Jetzt ſollſt du an die ſchiefgewickelte Hahnebutte denken! Hiebe ſollſt Du haben, daß Dir das Fell raucht! Mit Dir ſoll kurzer Proceß gemacht werden.“

Caspar geht mit Frieder klopfenden Herzens aus dem Garten. — Der Rache Schritt iſt ſchnell.

Caspar und Frieder werden vor das Gutsherrſchaftsgericht citirt. Damals übte noch jeder halbweg

begüterte Rittergutsbeſitzer die Patrimonialgerichtsbarkeit durch beſondere Beamte, die ihm ein ſchweres Geld koſteten, aber das Vergnügen war gar zu ſüß, ein kleiner Selbſtherrſcher und nebenbei ein kleiner Tyrann ſein zu können, und es war nur ein Glück, daß ſie nicht hängen und köpfen laſſen durften, dieſe Reichsunmittelbaren — indeſſen prügeln laſſen durften ſie und ihre Amtleute nach Herzensluſt und zum vollen Genügen, thaten's auch, und ließen es thun.

Der ſchiefe Schreiber iſt Kläger, er hat es mit eignen Augen geſehen, wie Caspar zweimal in die Aepfel geworfen. Er hat es denunzirt und alle Gegenrede iſt fruchtlos.

Auch vertheidigen ſich die beiden Jungen ſehr ungeſchickt. Sie ſagen, daß von dem Baum die Aepfel ſchon abgethan geweſen, ſie geſtehen alſo vornweg ein, den Herrſchaftsgarten betreten zu haben, um Obſt zu ſtoppeln.

Denn auf den Dörfern herrſcht immer noch der verderbliche Wahn, das Obſt, welches nach dem Tage Michaelis noch am Baume hänge, ſei Jedermanns, wer es nehme. Und dieſes Stoppeln iſt in der That den Obſtbäumen äußerſt nachtheilig, denn um einen oder einige hängen gebliebene Aepfel oder Birnen werden mit Steinen und Knitteln ganze Aeſte voll Tragknospen des künftigen Jahres abgeworfen.

Nun ist gar nicht unweise laut Herrschaftlicher Gerichtsacten, Verordnungen: Band XXIV. folio 678 vom 1. September des Jahres 18** das Obststoppeln in den Herrschaftsgärten streng untersagt, soll dem Diebstahl gleich geachtet, und exemplarisch mit körperlicher Züchtigung gestraft, in Wiederholungsfällen mit geschärfter verdoppelter Strafe geahndet werden.

Als dieser Befehl erlassen und in saubern Abschriften am Schloß, am Gemeindehaus und an den Gartenthoren angeschlagen, auch unter der Linde durch den damaligen Gerichtsschreiber der mittelst Glockenläutens zusammenberufenen Gemeinde im Beisein des Schulzen vorgelesen wurde, lagen Gaspar und Frieder noch in der Wiege.

Das Gesetz ist zur dunkeln mündlichen Ueberlieferung geworden — Gaspar und Frieder läugnen, es zu kennen.

Das sind nutzlose Reden. Jeder Unterthan hat die Pflicht, sich um die Gesetze zu bekümmern, unter deren Schutz er selbst lebt.

Gaspar hat in die Aepfel geworfen — ist der That geständig, ihn trifft die Strafe. Frieder kommt mit einer ernsten Verwarnung durch.

Der Amtmann spricht das Urtheil nach dem Gesetz.

„Der auf frischer That betroffene, auch der That überführte und derselben eingeständige Gartendieb soll

durch den Gerichtsdiener fünf wohlgezählte harte Hiebe auf seinen Rücken erhalten, und bedeutet werden, daß im Wiederholungsfall die Zahl sothaner Hiebe ihm verdoppelt wird applicieret werden."

Punctum! Kurzer Proceß.

Zwei handfeste Frohnknechte halten Caspar. Der Gerichtsdiener erhebt seinen gewöhnlichen Gehstock, ein dickes spanisches Rohr, und fuhrt fünf fürchterliche Hiebe — heimlich zu grausamer Härte durch den Schreiber angespornt — auf Caspars Rücken, während die Stube sich mit Zuschauern füllt. — Die Wohlthat öffentlicher Rechtspflege, aber was für einer? —

Der Gerichtsschreiber lacht. Er steht so, daß Caspar ihn sehen kann, und zerschlitzt in den Fingern wie mechanisch spielend eine Hahnebutte. — Er stülpt sie, als er sie der Kerne entleert, wie einen rothen Fingerhut, aber etwas schief, auf den Zeigefinger, legt diesen an die Nase, grinzt hohnlachend, und spricht nur das eine Wort: „Das kitzelt!"

Ob er nun den kleinen kitzelnden borstigen Samen der Rosenfrucht, oder die schmerzvollen Schläge, welche Caspar empfing, oder den Freudenkitzel gesättigter Rache, den sein Gemüth empfand, mit diesem Ausdruck meinte, blieb ungewiß — es hörte auch Niemand darauf — als Caspar, der hörte es und verstand es vollkommen.

Caspar biß, als er die Hiebe empfing, die Zähne

zusammen, krümmte sich schmerzhaft, Wuth und Weh entstellten sein Gesicht — aber er schrie nicht. Diese Freude machte er seinen Peinigern nicht.

Als Caspar seine Strafe erhalten hatte — ging er trotzig von dannen. Welche Gefühle sein Inneres zerfleischten — weher als die Schläge auf den Rücken? — Als Dieb auf offner Gerichtsstube — vor vielen Zeugen die Strafe eines Diebes empfangen! Fürchterlich! —

Frieder folgte ihm mit stummen Schmerz; einige Kinder liefen beiher, die sich zu der Execution als Zuschauer hinzugedrängt hatten, sie trugen die Kunde laut im ganzen Dorfe umher.

Caspar ging nicht in die eigne — in Ottiliens Wohnung — nein — er ging mit Frieder in Hermanns Haus. Dort suchte er Fassung und fand sie nicht — Trost — und fand ihn nicht — Frieder empfing von seiner Mutter die heftigsten Scheltworte, daß er sich einem so nichtsnutzen Landläufer zugesellt habe, dem nichts bevorstehe, als das Zuchtshaus.

Der Seelenzustand Caspars war qualvoll. Eine so harte, empfindliche, schimpfliche, entehrende Strafe für ein so geringfügiges Vergehen — und nun schon die Folgen derselben in dem stolzen Ueberheben eines niedern Weibes, dessen Charakter tausendmal schlechter war, wie der seine.

Haß gegen die Menſchheit ſchlug Wurzel in Caſpars Seele — er mich wutherfüllt aus Hermanns Hauſe — ſo kam er in ſein älterliches Haus hinüber — da vertrat ihm Ottilie den Weg.

„Nicht über die Schwelle!“ ſchrie ſie ihm entgegen, und in ihrem Geſicht lag die Entſchloſſenheit ausgedruckt, ſogar mit einem Aufwand handgreiflicher Gewalt ſeinen Eintritt abzuwehren.

Caſpars entflammter Unwille brach ſich plötzlich in einer faſt unmännlichen Weichheit. Er ließ die Hände ſinken und ſprach zu Ottilien, indem Thränen reichlich über ſeine Wangen floſſen: „Schweſter! Für Dich und Dein Kind habe ich die Paar Aepfel abgeworfen! That ich Unrecht, ſo war's für Dich! Für Dich habe ich die ſchwere Strafe erlitten, für Dich trage ich den Schimpf — und Du willſt mich nicht ins Haus laſſen?“

„„Nein! Du Schandbalg! Nein Du Spitzbub! Nein Du Hungerleider! Nein Du Hundsfott!““ ſchrie Ottilie, ohne daß des Bruders vorwurfsvoller Anblick und ſeine Milde ihren ganz ungerechten Zorn zu entwaffnen vermocht hätte.

Es wäre Caſpar ein leichtes geweſen, ſeine Schweſter, ſo ſtark ſie war, mit einem Schlage zu Boden zu werfen, oder ſie ſelbſt auf die gleiche Weiſe aus der

Thüre zu fördern, wie er einmal die Frau Hermann hinaus befördert hatte, aber er that es nicht, er legte nicht Hand an ſie. Mit ſtolzer Verachtung ging er — fort — in das Feld hinaus — weit hinweg — den Weg des Verderbens.

Der Gerechtigkeit war Genüge geſchehen, das rachevolle Herz des Gerichtſchreibers feierte einen teufliſchen Triumph, die Aepfel der Gutsherrſchaft waren durch dieß ſchlagende Beiſpiel heilſamer Strenge auf lange Zeit hinaus geſichert, denn ein Exempel, wie es hier ſtatuirt worden, blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung, ſetzte ſich in der Erinnerung der Dorfbewohner feſt — daß durch dieſe überaus harte Strafe bei einem ſo überaus geringfügigen Vergehen das Ehrgefühl in einem Menſchenherzen gemordet wurde, daß es auf ſein ganzes ſpäteres Leben die nachtheiligſten Folgen übte, daß eine ſolche juriſtiſche Schändlichkeit Verbrecher *macht*, ſtatt dem Verbrechen zu ſteuern, das ging weder dem Amtmann, der die Strafe dictirte, noch ſonſt Jemanden einaß an.

Wohl wurzeln oft ſchlimme Anlagen und Neigungen zum Böſen tief in der Menſchenſeele, und es iſt möglich, daß ſie *angeboren* werden, obſchon man lieber glauben möchte, jedes Kind käme ſchuldlos aus dem Leib ſeiner Mutter, aber *verhütet* kann das Wachſen und Umſichgreifen ſolcher Anlagen und Nei-

gungen doch vielfach werden durch Zucht und Warnung, Unterricht und Belehrung.

Wenn aber die strafende Gewalt in den Händen uneinsichtvoller kleiner Wüthriche und Dorftyrannen ruht, wenn sie ausgeübt wird nur nach dem Recht, wenn nie Ueberlegung, Besonnenheit und Milde mit am Gerichtstisch sitzen, dann ist es schlimm, und schlimm würde es um die Vertheidigung solcher Gebieter stehen, wenn sie dereinst vor dem ewigen Richter die Frage beantworten sollten: Wo sind die Seelen derer, die ich Dir anvertraut habe?

Vielleicht sind diese Seelen um ein Paar Aepfel Willen — — verlorne Söhne des Himmels! Wenn die göttliche Gnade nicht milder richtet als die menschliche Ungnade.

Zum Glück hat die Einsicht der Neuzeit diesen finstern Rest der Feudalzeit, diese erbherrlichen Gerichte aus Väterzeiten in vielen Orten ganz abgeschafft.

Gaspars Brüder und jüngere Geschwister trauerten still um ihn — den Verlornen. Er gab wie das Erstemal, wo er von dem Heimathort entwich, keine Kunde von sich.

Heinrich ging öfter hinüber nach Rosa. Riekchen Kroll war noch immer keine Braut, so oft und viel

die Leute ſie dazu gemacht hatten. Ob Peter ſich nicht erklärte — ob ſie den Peter doch nicht mochte? Niemand wußte das, ſo viel auch geklügelt, vermuthet und geklatſcht wurde.

Peter ſchwieg über ſein Verhältniß zu Riekchen, wie das Grab, wenn ſeine Kameraden ihn befragten; fragten ſie im Ernſt, ſo wieß er ſie ſcherzend ab, und fragten ſie im Scherz, neckend und aufziehend, ſo runzelte er die Stirn, und ſagte, daß er in ſolcherlei Dingen keinen Spaß verſtehe.

Auch Peter hatte tüchtige Fäuſte und ließ es nicht allzulange an ſich kommen, zuzuſchlagen, wenn er gereizt wurde, daher nahm ſich Jeder in Acht.

Riekchen war noch ſo jung; ſie wurde immer hübſcher. Weit und breit war von ihrer Schönheit die Rede, aber auch von ihrer Güte, und man prieß im Voraus Den laut glücklich, der ihre Hand, und mit ihr ein ſchönes ſchuldenfreies Bauerngütchen erlangen werde.

Ein ſchuldenfreies Bauerngütchen! Ach, wie ſchön das klingt! Wie ein Kanaan. Wie viele Bauerngütchen ſind denn noch ſchuldenfrei in ſo manchem Lande? Wie viele Bauern ſtehn denn noch nicht am Rande des Untergangs?

Leſet die öffentlichen Blätter — ein Concurs nach

dem andern, eine Auswanderung nach Amerika nach der andern!

Wer oder was iſt Schuld daran? Viele, Vieles.

Der Proceßteufel, und was ihm anhängt; die Juden, der Branntwein, die Trägheit, der Schlendrian, der Luxus — der Hochmuth — und noch einiges Andere. Jeder räth's. —

Ein Vagabund.

Es war noch im Spätherbſt, der mit ſchönen und unfreundlichen Tagen wechſelte. Die Nächte waren kalt, die letzten Früchte der Felder waren geärntet, die Heerden weideten noch auf Triften und Wieſen, deren ſchönes Grün friſch glänzte, kaum berührt von dem Reif der Octobernächte. Von den Kaſtanienbäumen regneten mit zerſpringenden Schaalen die braunen Früchte, und die Blätter träufelten in Fülle nieder, wenn das leiſeſte Lüftchen an die Aeſte rührte, wie goldner Regen.

Auch die Nadelholzbäume ließen ihren holzigen Saamen in Menge fallen, Kiefern und Tannen, daß ringsum der mit feuchtem Gras und Waldmoos übergrünte Boden davon bedeckt war. Dieſe ſammelten viele fleißige Hände armer Leute ein, und füllten große Säcke damit an, theils zum Verkauf, theils zu eigner Feuerung.

An einer recht einſamen Stelle eines ausgedehnten Tannenforſtes waren auch zwei Frauen mit dieſer Arbeit beſchäftigt, die außer fleißigem Bücken nichts Beſchwerliches hat.

Die Eine war ſchlank und dabei kräftig gebaut, ihr Geſicht war ſehr bleich, zeigte aber den Ausdruck einer Schönheit, deren dauerhaftes Gepräge weder Leidenſchaften noch Leiden zu verwiſchen im Stande geweſen waren. Die andere Jüngere offenbarte die lieblichen Formen eines noch in aller Jugendblüthe ſtehenden, nicht allzu großen Mädchens, mit friſchen Augen und blühenden Wangen, und blondem Haar, das ſich zu kräuſeln ſtrebte, und nur ungern den Zwang erlitt, theilweiſe in einen Zopf geflochten und unter einer Haube von geringer Schönheit verſteckt zu werden.

Dieſe Beiden verkürzten ihre gemeinſame Arbeit des Tannenzapfenſammelns mit Geſprächen.

„Ich wollte der Winter wäre ſchon vorbei!“ ſagte die Eine, Große.

„Und iſt noch nicht einmal da!“ erwiederte die Jüngere. „Vergeht die Zeit nicht ſchnell genug?“

„„Ja — ſie vergeht. Oft möchte man mit vergehen!““ antwortete die Freundin, und ſeufzte dazu. „Ach, was iſt das Leben ſo gar erbärmlich!“

„„Ja wohl — wenn man Kummer hat““ — ſtimmte die Kleine ernſthaft bei.

„Deinen Kummer trag' ich im Strickkörbchen weg“ — war die Gegenrede, halb verweisend — „meiner aber ist centnerschwer.“

Die Kleine unterdrückte einen leisen Seufzer, wandte den Kopf ab, und schwieg. Die Größere fuhr fort zu reden: „Sei keine Närrin Lucie. Ich hab' es wohl gemerkt, daß dein Herz am Caspar hängen geblieben ist. Du bist nicht mehr wie sonst, Du sehnst Dich. Das ist aber auch alles! Du hast keine Ursache zur Klage, Du verdienst Dein Brod, Du wirst nicht mißhandelt, Du hast keine schlimmen Tage, brauchst keine Nächte zu durchweinen.“ Lucie schwieg.

„Willst Du gern einen Schatz haben? Der lange Andres sieht Dich gern!“

„Schwägerin! Du machst mich böse!“ rief Lucie mit einem Flammenblick Amalien zu. „Schweig mir von dem — von jedem!“

„Mein Herz liebt nur Einen
Nur Einen allein —
Ihn nennt es den Seinen,
Nur Einer ist mein!“ —

Amalie blickte Lucie wehmüthig an, mit einem Blick liebevollen aber verhüllten Mitleides.

„Du gute Lüdlerche! Hast immer den Kopf voll Verschen und Liedchen,“ sagte sie: „Aber bedenke, daß

es nun bald jährig wird, seit der Caspar uns besuchte — er ist nicht wieder gekommen."

„„Das war gut — was sollte er bei uns? Hätt' es nicht den Frieden gestört?""

„Hat nichts von sich hören lassen!"

„„Wahrscheinlich weil er keine Botengänge zu uns bezahlen kann."" —

„Wer weiß, ob er noch an Dich denkt?"

„„Oh! — Wer weiß! — Richtig — aber mir kam es doch vor, als ob er nicht an schwachem Gedächtniß leide.""

„Wer weiß ob er noch daheim ist?"

„„Wo sollt' er sonst sein? — Geh, geh, Du willst mir das Herz schwer machen, als ob's nicht schon seinen Theil Last zu tragen hätte!""

Und ohne weitere Antwort abzuwarten, stimmte Lucie eines der einfachen Volkslieder an, deren sie so viele wußte, die auf alle Seelen- und Gemütszustände der geringeren Klasse passen, und das daher, weil das Volk sie sich selbst dichtet, und sie nicht aus den Tannenzapfen dickleibiger vornehmer Liederbücher mühsam auskernt.

Erst war ihre Stimme etwas leise und schüchtern bewegt, bald aber fand sie den vollen Ton und schmetterte ihr Lied hell, anmuthvoll und klangreich durch die düstre herbstliche Waldung.

Die Raben auf den Tannen und die längſt verſtummten Finken, ſo viel ihrer noch nicht fortgeſtrichen waren, ſaßen verwundert im Gezweigdickigt, ſolchen Vogel hatten ſie noch nicht ſingen hören.

Lucie ſang:

„O Herz, mein Herz, was willſt Du klagen?
O Herz, mein Herz warum ſo ſchwer?
Willſt Du in Sehnſucht ganz verzagen?
Glaubſt Du an keine Wiederkehr?“ —

„O ſei getroſt und halte ſtille,
Hoff' des Geliebten Wiederkehr.
Ergib Dich nur in Gottes Willen
Dann fließen keine Thränen mehr.“

„Ja halte feſt an Ruh und Glauben
Und bleibe frei von aller Schuld,
Dann kann Dir nichts den Frieden rauben,
Dann tröſten Hoffnung und Geduld.“ —

Es ſchritt ein junger Mann durch die Waldung. Er trug eine lederne Jagdtaſche, aber er war kein Jäger; er trug die Feldmütze eines Soldaten, aber er war kein Soldat; er trug den Rock eines Stadtbewohners, aber er war kein ſolcher. Ein ſtarker, wenig gepflegter Bart umkrauſte ſein Kinn, und dieß gab ihm ein älteres Anſehen, als ſeine Jahre dem ſchönen männlichen Geſicht aufgetragt hatten. In ſeiner Hand ſchwang er

einen braunglänzenden knotigen Stock von Wachholderholz, ein rothes Tuch war nachläſſig um ſeinen Hals geſchlungen. Er hörte von Ferne Luciens Geſang; näher kommend — beſchleunigte er ſeine Schritte — die Stimme kam ihm ſo bekannt vor, überraſchte ihn. Wenn ſie es wäre? Die Lüdlerche? —

Und da ſtand er der Sängerin nahe, von jungen Kiefernbüſchen verdeckt.

„Wie ſchön Du Dich tröſten kannſt, Schwägerin — Du biſt wahrlich zu beneiden!“ ſagte Amalie, indem ſie wieder eine Schürze voll Hammelchen, (ſo nennen die Kinder und Landleute die Tannenzapfen und Fichtenſaamen) in einen Sack ſchüttete, den Lucie aufhielt. Und dabei entfuhr ihr der halblaute Ausruf: „Ach — wenn Du wüßteſt“ —

„„Und was denn? Was ſollt' ich wiſſen? Was iſt's, daß Du weißt, und ich nicht?““ fragte Lucie mit Haſt, faſt erſchrocken.

„Ich ſollte es Dir nicht ſagen, es wird Dich traurig machen, liebes Herz,“ antwortete Amalie. „Hat mir doch ſelbſt die Nachricht in die Seele geſchnitten — aber hörſt Du's nicht von mir, ſo hörſt Du's von Andern — ſo hör' es mit Geduld!“

Alles Blut Luciens drängte nach dem Herzen, ſie erblaßte, und ſtammelte bebend: „Gewiß was recht Schlimmes, daß Du ſo ein Präampelum machſt —

und das Dir, wenn Du es verſchweigſt, am Ende das Herz abdrückt — ſag's nur, friſch heraus — ich will's wiſſen."

„Nun," begann Amalie zu berichten: „geſtern ſtand ich auf der Weide nah am Weg, da kam ein alter Bekannter vorüber, und ich fragte ihn, was es Neues drüben in unſerm Dorfe gebe? Da ſagte er: Eben nichts Neues, als daß der Caspar Waller wieder durchgegangen iſt — er hat mit Deinem Frieder Aepfel im Schloßgarten gemauſt — ich glaub' eine ganze Kötze voll, und da ſind ſie erwiſcht worden — und Caspar hat im Amte barbariſche Hiebe aufgezählt bekommen vom Gerichtsdiener, Dein Frieder aber hat keine gekriegt. Und da hat die Wallers Ottilie, das ſchlechte Aas, dem Bruder die Hausthüre vor der Naſe zugeſchmiſſen, und das Haus verboten, da iſt er fort, mit Schimpf und Schande beladen, und hat wohl gethan, denn bei uns im Dorfe hätt' er ſich doch nicht mehr unter ehrlichen Leuten blicken laſſen dürfen. — Ach — Lucie! Du weinſt ja — armes Ding!" vollendete Amalie, als ſie wahrnahm, daß Luciens erbleichtes Angeſicht wieder glühroth geworden war, und Thräne auf Thräne aus ihren ſchönen blauen Augen perlte.

„Ja — ich weine" — ſchluchzte Lucie: „ich weine um ihn — ich weine um ihn!"

„Und Deine Thränen und Dein ſchönes Mitleid möge Dir Gott vergelten, wenn ich's nicht kann!“ ſprach eine männliche Stimme, und jener Wanderer trat hervor, und ſchloß ohne Weiteres Lucie mit ſtürmiſcher Bewegung an ſeine Bruſt. Vergebens ſchrie ſie auf, ſchrie Amalie auf.

„Ich bin's, der Caspar, kennt ihr mich nicht mehr?“ rief der Jüngling aus, und hielt immer noch mit dem einen Arm Lucien feſt umſchlungen, während er die freie Hand Amalien zum Gruße hinſtreckte.

Beide waren ganz verwirrt — aber Lucie faßte ſich ſchneller wie Amalie. Mit überwallendem Gefühle ihrer unentweihten jungfräulichen Zärtlichkeit warf ſie ſich auf Caspar und bedeckte ſeinen Mund mit Küſſen. Die lange Trennung hatte ihre Liebe entwickelt, in tauſend Bildern der Sehnſucht, die ihr erwachender Trieb ſich ausmalte, hatte ſie ihn ſo begrüßt, ihn ſo umfangen, jetzt war der Augenblick gekommen, der ihr bräutliches Sehnen ſtillte, und dieſer füllte ihr Herz ſo ganz aus, daß es weder vorwärts in die Zukunft, noch rückwärts in die Vergangenheit blickte, ſondern feſthielt an dem ſeligen Augenblick, den die Gegenwart bot. Ihre Neigung war ſo ſtark entflammt, daß er in dieſem Augenblick alles hätte von ihr verlangen können, und ſie würde liebend an ſeinem Halſe gehangen haben, wenn er ein Mörder geweſen wäre.

Der Tag hatte ſich geneigt, die frühe Abenddämmerung ſank nieder auf Forſte und Fluren.

„Du gehſt doch mit uns heim — ins ſchwarze Schloß?“ fragte Amalie.

„Wenn es erlaubt iſt — gern,“ erwiederte Caspar. „Ich ſehne mich nach Ruhe, nach Freunden.“

Die Frauen beluden ſich mit ihren Laſten, und verließen dann den Wald in Caspars Begleitung, der Luciens Hand nicht aus der ſeinen ließ, und unterwegs Kunde gab von ſeinem Ergehen, bis zu dem Ereigniß, das ihn zum zweitenmal heimathlos werden ließ, und bis zu dem Augenblick, wo er von den peinlichſten und ſchmerzlichſten Gefühlen ergriffen und im Stillen der ganzen Menſchheit fluchend, von der Schwelle des heimathlichen Heerdes, durch die Härte einer Schweſter vertrieben — entwich.

In der inneren Einrichtung des ſchwarzen Schloſſes war mittlerweile nichts verändert worden, nur Andres und ſein unter der Hand immer noch manchmal an Liebhaber verkauft werdender Philax wohnten nicht mehr unter dem Dache, das ſo belebt war von geflügelten Vierfüßlern, ſondern Adam hatte jenem wieder einen Dienſt als Schaafknecht eines Nachbardorfes ausgemacht, von wo er an Sonntagen gewöhnlich herüber ſchlenderte, ſeine lange, auch etwas langweilige Geſtalt in die Stube des ſchwarzen Schloſſes verpflanzte, und

nebenbei Verſuche machte, Luciens Neigung von dem fernen Caspar ab, und auf ſich zu lenken, Verſuche welche ganz und gar vergeblich waren, und noch dazu ſich weder von Adams noch von Amaliens Seite einer Vergünſtigung zu erfreuen hatten.

Indeß — Andres beſaß Geduld und jene Zähigkeit im Schmachten, die manchem Mädchen manchen Liebhaber eben ſo unausſtehlich macht, als andre Naturen wieder in ihr etwas höchſt Verehrungswürdiges und aller Aufmunterung zur Fortſetzung Werthes darin erblicken.

Lucie aber hatte ihren Spott mit ihm, und duldete ihn, weil er dazu beitrug, manche ſonſt ſo langweilige Sonntag-Nachmittag-Stunden auf eine leidliche Weiſe auszufüllen.

Es war ein Sonntagmorgen, und im wohldurchwärmten Stüblein ſaßen Adam, Amalie, Lucie und Caspar beiſammen. Der Eingang war verſchloſſen und von innen verriegelt.

Ein Genuß war vorhanden, ein Genuß — lange entbehrt, köſtlich über alle Maaßen, beſonders dem weiblichen Theil der kleinen Geſellſchaft. Caspar hatte den Inhalt ſeiner Jagdtaſche Preis gegeben — er hatte Kaffee und Zucker mitgebracht.

Amalie hatte ſchnell etwas Mehl, Eier und Butter zuſammengerührt und eine Art Auflauf gebacken.

Milch ſpendete die Ziege, die dermalige Bewohnerin eines ehemaligen Hexenkeuche, und es that dieſem Genuß keinen Abbruch, daß etwas bei dieſem Kaffee mangelte, das insgemein dazu zu gehören pflegt — nämlich Kaffeetaſſen.

Adam trank ſeine Brühe, welche überhaupt zum allgemeinen Beſten ihre Vermählung mit der Ziegenmilch bereits in einem irdenen ſchwarzen Kochtopf gefeiert hatte, aus einem großen Schnapsglas; Caspars brauner Trank nahm ſich in einem mittelgroßen Bierglas abſonderlich aus, Amalie und Lucie aber tunkten ihren Kuchen in kleine Töpfchen, und es ſchmeckte ihnen nicht minder gut, wie der Baroneſſe, die auf ſchwellendem Ruhebett, aus Silbergeſchirr, aus der Taſſe vom allerfeinſten Porcellan trinkt, ja es ſteht dahin, ob in dieſem Augenblick Jemand auf der ganzen Welt war, dem ſein Sonntagskaffee beſſer ſchmeckte, als dieſen armen Leuten, für die er ein Feſttrank, ein lang entbehrtes Labſal war.

Etwas Bittres war aber doch bei dieſer Süße gemächlicher Sonntagsruhe und Frühſtücksglückſeligkeit — Caspar erzählte ſeine Leiden; er hatte mit Abſicht dieſe Erzählung am Abend vorher nicht mitgetheilt.

„Als ich ſo ſchnöde von Ottilie fortgewieſen worden," berichtete Caspar, „ging ich mit meinem ſchmerzenden Rücken, mit meinem noch ungleich brennender

ſchmerzenden Herzen aus dem Dorfe, ohne eigentlich zu wiſſen, wohin — ich ſtieg bergan — eh ich mich's verſah, war ich auf der Kuh-Eller — wieder da, wo die Schwerbeladnen ſpuken gehn — ach wie ſchwer war ich ſelbſt beladen mit Schmerz und mit Schmach! Was ſollte ich thun? Was ſollte ich anfangen? Zu euch gehn! Ich ſchämte mich, ſchämte mich mehr, als ich früher mich geſchämt, wenn ich Manches that, was nicht recht war."

Auf Amaliens bleiche Wangen ſtieg bei dieſen Worten eine leiſe Röthe. Sie ſenkte den Blick — Caspar ſprach weiter: „Da ſaß ich droben auf der Kuppe, unſerm Zauberſchloß, wo die ſchöne Ausſicht iſt, — ach verſchloſſen war mir jede Ausſicht zum Glück. Warum ſo mißhandelt wegen eines geringen Vergehens? Hatte ich nicht ſchon Schlimmeres gethan, und war ſtraflos geblieben? Und wohin nun? Wohin? Mich faßte eine fürchterliche Wuth — ich wollte wieder hinunter, wollte das Haus ſtürmen und Ottilie erſchlagen, wenn ſie ſich mir widerſetzen würde — doch es hielt mich Gottes Hand von ſolchem Frevel zurück!"

„„Gottes Hand — ei ja wohl!"" ſpottete Adam mit Hohnlächeln. „Proſit die Mahlzeit, mein Junge, Couragemangel!"

„Laß ihn Adam," bat Amalie, und Caspar fuhr fort, ohne auf den Spott irgend etwas zu erwiedern

„Ich blieb lange droben, es wurde Nacht, ich empfand keinen Hunger, aber Durst — es wurde sehr kühl. Ich harrete, bis es zehn geschlagen hatte, dann schlich ich mich ins Dorf hinab, trank am Brunnen, stieg über unsern Gartenzaun, kletterte auf den Schweinestall, der längst leer steht und verfault, von da aufs Dach, leise wie eine Katze, kroch zum Bodenloch hinein — und schlief auf dem Heu, im Heu."

„O wie schlecht schlief ich, voll Unruhe und Angst, wie ein wahrer Dieb, schlief ich so unter meiner Aeltern Dach — und mit dem Morgengrauen machte ich mich wieder still von dannen, in den Wald hinein. Ich spähte dann, ob Niemand in der Flur sei, und wühlte mit den Händen in einem Stück Kartoffelland, das abgeärntet war, noch einige vergessene, nicht ausgehackte und ausgeschaufelte Früchte zu finden — meine Ausbeute war spärlich. An einsamer Stelle schürte ich mir ein Kohlenfeuer, und briet mir die Kartoffeln zum Mahl — nicht einmal Salz hatte ich dazu."

„So trieb ichs einige Tage und Nächte, aber das konnte nicht so fort gehen. Meine Kleidung war in der elendesten Verfassung. Ottilie hatte meine Sonntagskleider noch im Verschluß. Ich beschloß mir diese mit Gewalt anzueignen, es möge werden wie es wolle. In einer Nacht, wo es draußen recht wild stürmte und regnete, wo der Wind die Läden der Dachlucken hin und

her ſchlug, ſtieg ich vom Boden herunter in das Haus, nachdem ich nicht ohne Gefahr einen fürchterlichen Lärm zu machen und Alle aufzuwecken, eine Thüre, die mir den Weg ſperrte, aus den Angeln gehoben. Ich tappte mich in die obere Stube, die nicht verſchloſſen war, in die Kammer, bis zur Lade, zur Lade meiner ſeligen Mutter, die ich als ein böſer Bube beraubt, und auf welcher, mir recht zum Hohn, der Spruch ſteht: Ueb' immer Treu und Redlichkeit — ich kniete davor — ſie war verſchloſſen. Das hatte ich gedacht, und mich mit einem meiſelartig geſchnitzten Holz verſehen. Ich führte es zwiſchen die Deckelfugen, eins, zwei — noch ein kräftiger Druck — ſchallend ſprang die Lade auf — ich fühlte meine Kleider — ich raffte heraus ohne Wahl, was ich erfaſſen konnte — plötzlich ſehe ich es rings um mich ganz hell werden, Lichtſchein — Ottilie iſt halb entkleidet eingetreten, hat die Lampe in der Stube auf den Tiſch geſetzt, und reißt die Kammerthüre auf, und ſteht da, in der rechten Hand ein Küchenbeil, und zwar hoch zum Schlag auf mich erhoben. Im Moment wie das Beil fällt, hebe ich mit beiden Händen den Kleiderbündel empor, mich zu ſchützen, und fange damit den Hieb auf — fahre aber auch zugleich mit aller Heftigkeit mit dem Bündel auf Ottiliens Geſicht los, daß das Beil aus ihrer Hand zu Boden fällt und ſie nicht ſchreien kann. Sie hat eine Höllenſtärke,

aber es galt jetzt Tod oder Leben, und so brauche ich denn gegen sie, die wie eine Furie tritt und stößt und zappelt, meine ganze Kraft, ich drücke sie an die Wand, zerre sie zu Boden, halte immerwährend ihr Gesicht mit dem Bündel bedeckt und suche mich ihrer widerstrebenden Hände zu bemächtigen; ein wuthvolles ersticktes Stöhnen läßt mich hören, daß sie noch nicht erstickt sei. Und wie ich nun ihre Hände wie mit Eisenschellen und Daumschrauben fest geklammert habe, und auf ihr knie, lasse ich ihr ein wenig Luft und sage nur: „Willst Du mich ruhig gehen lassen mit dem was mein ist, so sollst Du Dein elendes Leben behalten, wo nicht, so erwürge ich Dich auf der Stelle."

Statt der Antwort machte sie eine heftige Bewegung, sich los zu ringen, und jetzt wußte ich, woran ich mit ihr war. Ich riß mein Halstuch ab, nnd band ihr die Hände, ich riß ihr das ihre ab, und band ihr die Füsse damit, ich nahm ein Sacktuch, und stopfte es ihr in den Mund. Es war Zeit, auf meine Sicherheit bedacht zu sein. Unten schrie das Kind, und die kleine Annbarb rief nach Ottilien — sie mochte wohl den Lärm gehört haben, den unser Kampf oben verursachte — doch war das Haus verschlossen, und die Nachbarschaft lag im ersten Schlaf.

„Unthier!" rief ich ihr zu. „Jetzt will ich Dich nehmen, Dich in die Lade werfen, — groß genug ist

die Lade dazu — den Deckel zuklappen und den Schlüssel abziehn — da sollst Du weiß Gott nicht wieder lebendig herauskommen!"

„Es war mir natürlicherweise nicht Ernst mit dieser schrecklichen Drohung, Gott behüte mich, daß ich Jemand ermorden möchte, geschweige meine leibliche Schwester." —

„„Faseleien!"" brummte Adam in den Bart, wie ein Kettenhund grollend, und heftete auf Caspar einen stechenden Blick, der diesen fühlen ließ, daß er mit Unzartheit eine wunde Stelle Adams berührt hatte. —

„Aber die Wirkung dieser Drohung war fürchterlich. Ihr von Zorn und Grimm und Angst gerötheter Gesicht färbte sich plötzlich todtenbleich, ja grau, und ihr Auge, o ihr Auge, diesen Blick vergesse ich in meinem Leben nicht, auch kann ich's nicht sagen, was alles in diesem Blick der Augen lag — Vorwurf, Grimm, Wuth und Todesangst — denn sie glaubte, daß ich Ernst machen werde, und ihr Gewissen sagte ihr, daß sie es um mich nicht besser verdient habe. Todesschweiß quoll in starken Perlen auf ihre Stirne, ihre Glieder begannen zu zittern, die Muskeln des Gesichts verzogen sich gräßlich, sie fiel in Krämpfe, und sie begann mit den Beinen epileptisch zu schlagen."

„Mir wurde Angst und bange. Und drunten rief Annbarb immer fort, ja ich hörte sie jetzt auf der

Treppe. Raſch und ohne weiteres raffte ich meinen Kleiderbündel auf den Arm, nahm das Licht in die Hand und ging aus der Stube heraus, auf den Vorſaal, die Treppe hinunter, auf welcher Annbarb eben wieder Ottilie rief."

„Annbarb! Ich bins, Dein Bruder!" rief ich dieſer zu, als ſie erſchrocken ſchreien wollte. Ich thue Dir nichts. Sei ſtille! Hier nimm das Licht — ich ſtand an der Hausthüre, ſchob die Riegel auf und öffnete von innen. Gehe hinauf, ziehe Ottilien das Tuch aus dem Mund — ſag' ihr, ſie ſoll ſchweigen — ſonſt wär's ihr Tod!"

Und damit ging ich aus dem Hauſe — ich hörte noch, wie ſie ſich droben dumpf am Boden wälzte, jetzt wurde es oben lichthell, ein Schatten flog am Fenſter vorbei — und jetzt gellte ein lauter entſetzlicher Schrei, aus dem ich abnahm, daß Ottilie noch lebe, und noch wohl bei Kräften ſei, was ſehr zur Beruhigung meines Gemüthes diente. Mein Fuß zögerte noch, ich harrte, ob ſie wohl aus dem Fenſter um Hülfe rufen werde, es blieb aber ſtill, ich konnte mich in Ruhe zurückziehen."

„Ich kleidete mich nun etwas beſſer und wärmer, und verhandelte, was ich an Kleidungsſtücken übrig hatte, einem Juden aus Stadtlengsfeld, der mir am Morgen auf meinem Wege begegnete. Auf meinem Wege? Welches war denn mein Weg? O Gott, o Gott!" —

Caspar ſtützte ſein Geſicht in beide Hände und ſtarrte eine Weile mit verſtörten Blicken vor ſich hin, ehe er weiter ſprach, dann fuhr er fort: „Was ſoll ich lange erzählen? Wie ihr mich ſeht, und wie ich gehe und ſtehe, bin ich ein Herumtreiber, ein Vagabund — der erſte Gensdarm, der mir begegnet, kann mich aufgreifen und arretiren — ich glaube, daß ſchon Steckbriefe hinter mir her ſind, denn ich habe einiges genommen, um zu leben, ich bin noch einmal in meinem Dorfe geweſen, und habe beim Schulzen eine unfreiwillige Anleihe gemacht. O wie ungern! Wie gern lebte ich ehrlich — ich kann ja arbeiten, will arbeiten!“

„„Ei!““ ſcherzte Adam giftig: „ſo würd' ich mich an Deiner Stelle als Freiwilliger im Arbeitshauſe melden.“

„Das Unglück verfolgt mich,“ ſprach Caspar weiter. „Die Schläge, die ich ſo unverdient empfangen, haben mich gebrandmarkt. Ich kam nach Allendorf zu einem Zimmermann — o Gott, da ſah ich Armuth, da lernte ich erſt, was Armuth heißt. Die Leute haben ein Hüttchen und ein Gärtchen, was beides noch nicht bezahlt iſt, ſie liegen auf bloſer Erde, ohne Bett, ohne Alles, doch waren ſie gegen mich gut und freundlich. Der Mann verſprach mir, wenn ich zwanzig Gulden ſchaffe, ſo wolle er mir die Zimmermannsprofeſſion lehren. Ich fing an zu wirken, ich ging da-

hin und dorthin, ich erwarb etwas in Wildprechtrode, alles ſchleppt' ich dieſen Leuten zu, ja — ich nahm, um nur eine ehrliche Profeſſion zu lernen. Ja — Morgen! — Wie wir, der Zimmermann und ich, zum erſtenmal an die Arbeit gingen, es war in Salzungen, wo gerade ein Haus gezimmert wurde, kam der Obermeiſter, und fragte nach meinem Namen und Herkommen, und als er das erfahren hatte, ſagte er: indem er mir das Schurzfell vom Leib riß: „Feierabend für immer! Das fehlte noch, daß wir in unſer ehrliches ehrenhaftes Zimmermanns-Handwerk Spitzbuben und Landſtreicher aufnähmen! Allons Marſch, Burſche, und geh, ſo weit Dich Deine Füße tragen, ſonſt zeig ich Dich im Amte an!"

„Und dann wuſch er dem armen Allendorfer Zimmermann gehörig den Text, während ich vor Schaam und Unwillen hätte in ein Mausloch kriechen mögen, um mich vor den Augen aller der ehrlichen Zimmergeſellen und Lehrjungen zu verbergen."

„„Da muß die Hölle platzen! Junge!"" fuhr Adam auf, und ſchlug auf den Tiſch. „Glück ſcheinſt Du wenig zu haben, und Verſtand nicht allzuviel. Jetzt will ich Dir einen Vorſchlag thun — nein, jetzt nicht — wir ſprechen uns ſchon noch allein — jetzt nur ſo viel. Hier ſucht Dich Niemand, verſtehſt Du? Ich ſetze den Fall, wenn ſie Dir einmal auf den Ferſen ſind, oder wenn es ſonſt nicht recht fort will. Du kannſt

unſer Miethmann werden, wenn Du nicht anderswo ein Freilogis erhältſt — unſers koſtet freilich Geld — fünf Gulden jährlich — ich dächte das wäre billig, und angenehm wollen wir Dir es ſchon machen. Wenn Du etwas aufzuheben haſt, bei uns iſt es gut aufgehoben."

Caspar hatte in der kurzen Laufbahn auf dem Wege des Schlechten bereits Erfahrung genug geſammelt, um Adam zu verſtehen. Er ſagte: „Topp! Es gilt!" und ſchlug mit ihm ein. Lucie war es, die ihn hielt, die ihn feſſelte, er wollte nicht wieder ſo von ihr gehen, wie vor einem Jahre; er hatte die Süße ihrer Küſſe gekoſtet, er hoffte, daß ſie ihn jetzt heißer, feuriger lieben werde, und er wollte doch mindeſtens ein Herz; eine Seele ſein nennen, die ihm ganz angehören ſollten.

Und wohl ihm, daß er ſo fühlte! Der Menſch iſt noch nicht am tiefſten geſunken, der noch Liebe fühlt zu einem fremden Herzen, denn die Liebe iſt eine göttliche Kraft, die mit allmächtiger Hand oft noch den Sinkenden vom Abgrund zurückreißt und ihn rettet, ja die ſelbſt den Geſunkenen noch ein heller Stern bleibt, der ſeinen Blick nach oben zieht. —

Caspar blieb einige Tage im ſchwarzen Schloß — leider müßig; Müßiggang iſt die Ruhebank des Teufels — aber es gab für ihn jetzt keine Arbeit. —

Lange und ſtandhaft wehrte Lucie, keuſch und ſittſam, die Angriffe Caspars auf ihre Unſchuld ab, ſo ſehr ſie ihn liebte, aber immer und immer aufs Neue drang er in ſie — er ſchwur ſie noch glücklich zu machen, als hätte er eine Bürgſchaft dafür, ſelbſt ſo glücklich zu werden, um Andre ſein Glück theilen zu laſſen — er ſchwur, ihr lebenslang treu zu bleiben, ſie nie zu verlaſſen, was auch ſein Loos ſein werde. Wie Mancher ſchwört ſo in den Tag hinein! —

Amalie ließ Beide gewähren — ſie gönnte ihm ein Glück, und dachte, es ſei kein Unglück, wenn Lucie auf die Stufe herabſteige, auf der ſie, Amalie, ſtand — es ſei angenehmer, wenn die — Schwägerin — nichts vor ihr an innerem Reichthum voraus habe.

Adam dachte, ſeine Schweſter Lucie ſei ein guter Köder, einen jungen ſtarken und ſinnlichen Mann zu feſſeln, deſſen Kameradſchaft einträglich werden konnte.

Ueble Begegnung.

Viele Tauſende bejammern ihr unglückliches Schickſal. Sie denken nicht an das Sprüchwort: Andern geht es noch ſchlimmer, dieſen Troſt der Elenden, den traurigen Troſt, Unglücksgenoſſen zu haben. Und dennoch liegt ein Troſt darin, ſonſt wäre das Sprüchwort nicht entſtanden, und eine Wahrheit geworden. Und Jene, die daran denken, thun es doch mit Seufzen.

Es war ein liebes Aſyl, das der junge Waller gefunden in dem ſchwarzen Schloß, ſo rauchig und wüſt daſſelbe ſich von Außen darſtellte, allein er konnte nicht immer darin bleiben. Was half es in alten Zeiten dem Mörder, wenn er ſich an den Altar einer Kirche flüchtete? Seine Verfolger umſtellten die Kirche, und er konnte am Altare — verhungern.

Wenn der Menſch das Bedürfniß zu eſſen und zu trinken nicht hätte. —

Adam hatte geſagt: „Wiederkommen kannſt Du,

aber gehen mußt Du — etwas ſchaffen mußt Du. Biſt jung, biſt ſtark — habe nur Courage. Es giebt überall was zu verdienen.“ —

Es war eine ſtille trübe Abendſtunde, als beim Schein der matten Oellampe im ſchwarzen Schloß die Zither mit dumpfem Klange rauſchte, von Amalie geſpielt, und die Stimme der Lüdlerche hell dazu ſang. Hell? Ja, aber doch ein wenig bebend, gedämpft, von einem Weh, das ſie verbergen wollte. Doch quoll ein Troſt der Liebe aus dem Liede:

„Geh hin, mein Schatz, mein Herz, mein Sinn,
Sollſt meiner ſtets gedenken.
Wenn ich bei Dir verklaget bin.
Dein Zorn ſoll mich nicht kränken.“

„Die Leut' ſind ſchlimm und reden viel,
Das wirſt Du ſelber wiſſen;
Und wenn ein Herz das andre liebt,
So thut's die Leut' verdrießen.“

„Ich hab' ein Ringlein fein von Gold,
Darinnen ſteht Dein Namen.
Und wenn's von Gott geordnet iſt
So kommen wir zuſammen.“

„Der Gott, der ſo allgütig iſt
Thut alles gut regieren,
Und wird uns — wenn auf Erden nicht,
Im Himmel z'ſammen führen.“

Wahrlich, es lebt tauſendmal mehr Gottvertrauen, Gottergebenheit und Ergebenheit überhaupt unter den Menſchen, die man vornehm und wegwerfend das gemeine Volk nennt, als unter denen, die ſich viel, viel beſſer dünken als dieſes Volk. Wie ſchön ſpricht ſich dies aus in der ſo völlig kunſtloſen, darum aber um ſo mehr aus dem Herzen kommenden Poeſie des Volkes! Und dabei lebt im Volke eine hohe moraliſche Kraft, die elaſtiſch iſt, wie eine junge Weidengerte, die ſich biegt und beugen läßt noch ſo ſehr, aber nicht bricht; die in den Strom des Trübſinns wohl hinuntertaucht, aber ſich von ihm nicht wegführen läßt.

Lucie und Waller vereinigte eine heiße, innige Liebe, ſie gehörten nun einander an, nur der Tod ſollte ihre Herzen trennen. Aber irdiſche Trennung auf unbeſtimmte Zeit hieß jetzt dennoch wieder das Looſungswort, und ſo feierten ſie noch im Beiſein Amaliens — Adam war ein Wenig in das Wirthshaus zum Schnaps gegangen — eine ſüß wehmuthvolle Abſchiedſtunde. Waller wollte Arbeit ſuchen, die ſeinen Kräften angemeſſen war, freilich wußte er nicht ſo recht welche Arbeit? Chauſſeearbeit gab es nicht, bis auf das Steinklopfen, und auch da wäre noch die Frage geweſen, ob er hätte angenommen werden können, ob nicht alle Steinklopf-Stellen bereits an Arbeitſuchende vergeben

waren? Denn der Etat läßt doch nur ein gewisses Maas alljährlich zu klopfender Steine zu. Es muß alles in der Welt seine Regel, seine Ordnung haben — und wehe, wo Unordnung über die Ordnung hereinbricht — da steht es schlimm und schlecht. —

Hirte konnte Waller zu dieser Jahreszeit nicht werden — eins aber blieb — ein wackres Gewerb, dabei noch keiner verhungert ist — Mühlknecht. Mehl muß gemahlen werden Winter und Sommer, und gerade im Winter sind kräftige fleißige Arme nötbig, wenn es gilt, mit ausdauernder Kraft die Räder vom Eis zu befreien, das Werk gangbar zu erhalten, denn der Winter ist der Erzmenschenfeind, er möchte uns erfrieren und verhungern lassen zu gleicher Zeit. Er gönnt nicht einmal den Müllern ihren redlichen Erwerb.

Auch war zu hoffen, daß ein Müller, der einen tüchtigen Knecht *brauche*, vielleicht minder bedenklich sein werde, wie jener Obermeister des ehrsamen Zimmerhandwerks. Hoffnung läßt nicht zu Schanden werden. Waller der erst kein Knecht werden wollte, hoffte jetzt auf redlichen Verdienst, und war guten Muthes; durch seinen Muth hoben sich auch in Luciens Herzen Muth und Hoffnung, deshalb vermochte sie zu singen, und so stimmte sie auch in ein andres Abschiedlied ein, das der Geliebte begann:

„Mädchen, Du mein Leben,
Bald verlaß ich dich!
Aber ſieh, ich bleibe
Unveränderlich.“

„Obgleich mich das Schickſal
Schmerzlich von dir trennt,
Bleibt mein Herz Dir eigen
Das in Liebe brennt.“

„Hier auf dieſer Stelle
Schwör' ich Mädchen Dir
Und Du ſchwörſt desgleichen
Ewige Liebe mir.“

Ueber Luciens Wangen träufelten die Thränen zahllos, aber es war ein ſtilles Weinen. Sie ſchluchzte nicht, ſie rang mit dem Kummer, der ihr Herz überwältigen wollte, und beſiegte ihn, ſie ſang zugleich mit dem Freund die letzte Strophe des Liedes:

„Dieſen Schwur zu halten
Das ſei unſre Pflicht,
Selbſt der Tod ſoll trennen
Dieſes Bündniß nicht.“ —

Die Liebenden fielen einander in die Arme und blieben ſtumm.

Durch Amaliens Inneres zitterte ein tiefes Seelenweh — ſie ſchlich ſich leiſe aus der Stube. — —

Es ist Winter, tiefer Schnee hüllt die Flur ein: die Bäche und Flüsse sind mit Eis überzogen, die Mühlen stehen still und können nicht mahlen, die Müller brauchen keine Knechte — die Möglichkeit tritt ein, daß selbst ein Müller an Mehl und Brod brach liegen kann.

Man hört in der Gegend viel von Einbrüchen und Diebstählen, die im Winter überhaupt häufiger, als im Sommer vorkommen; die Wege sollen unsicher sein — es sind Personen, und namentlich Juden, angefallen und beraubt worden, auch geht die Rede von Wildschützen, die auf den Grenzgehegen jener Gegend guten Boden finden. Die Bauern, die Abends in den wohldurchwärmten Stuben der Wirthshäuser sitzen, und ihr Glas Bier oder ihr Glas Schnaps vor sich haben, und die Karten in den Händen, schimpfen was das Zeug hält auf die schlechte Polizei und auf alle Gensd'armen und Feldjäger; diese Leute sollen überall sein, sollen alle Diebstähle verhüten, alle Spitzbuben fangen, als wenn sich diese Alle nur so fangen ließen, und wohin sollte man denn auch mit Allen? Das wär' eine schöne Verlegenheit, wenn auf einmal alle Spitzbuben kämen, und sagten: „Gehorsamer Diener, wir melden uns und bitten um gnädige Versorgung.

Auf die Polizei und die Behörden tüchtig ins Blaue hinein schimpfen, das ist oft die ganze Kunst miserabler Schreier, die noch nie etwas gebessert.

Fern von bewohnten Orten, in tiefer Einöde, liegt eine Mühle. Es ist nicht die vorzugsweise sogenannte Einödmühle bei Kaltennordheim, aber sie liegt in dieser Gegend, und noch ungleich einsamer.

Diese Mühle ist vor vielen ihrer Schwestern bevorzugt, sie kann mahlen, sie hat Wasser. Aus unerschöpflicher schwarzer Urne gießt Jahraus und Jahrein, Sommer und Winter, ein düstrer Flußgott dunkle Fluth; diese tränkt die Mühle und speißt den Müller. Sie kommt aus einem tiefen, unergründlichen See, der niemals zufriert, an dessen von drei Seiten jäh abschüssigen Uferrand nur schwach das Eis sich ansetzt, denn das Wasser ist im Winter fast lau — im Sommer aber eisigkalt. Kein Fisch lebt darin, und die Sage geht, es sei eine verwünschte Tiefe, sei des Teufels Kutte — und nie fliege ein Vogel, nie ein Schmetterling über das unheimliche Wellengrab.

Kein zufließender Bach spendet diesem See Nahrung, er hat in seiner noch undurchforschten Tiefe allein seine mächtigen Quellen, stark genug, daß sein Ausfluß eine Mühle treibt. Weiter abwärts verliert das Wasser des Sees seine natürliche Wärme und friert zu, wie andere Bäche auch.

Es ist ein Wetter, in dem man, dem Sprüchwort nach, keinen Hund aus dem Hause jagt, und das Sprüchwort hat Recht, Hunde läßt man zu solcher

Zeit im Hause, sie haben nichts draußen zu thun, aber die Menschen haben immer zu thun, zumal ein armer Knecht — der muß hinaus. Ein Mühlknecht besonders darf nicht wetterscheu sein, denn die armen Leute in der Nachbarschaft, welche Mehl und Brod brauchen, können nicht warten, bis im Winter schöne Bahn gemacht ist, bis die Sonne scheint, oder bis zum Frühling, wenn die lieben Veilchen blühen.

Es schneit und stürmt und zwischen den großen Schneeflocken fallen auch große harte Tropfen und kleine Hagelkörner, alles durcheinander, dabei braußt es dumpf und hohl in den nahen Bergwäldern, es pfeift wie Thauwind, obschon der noch viel zu frühe käme, und obschon es, wenn auch nicht grimmig, doch empfindlich kalt ist, so recht pikel- und brickelkalt, daß es bis in die Knochen und ins Mark hinein dringt — naßkalt.

Dem Bach entlang fährt Waller mit einem Schlitten voll Mehlsäcke, an welchen ein Gaul gespannt ist, ein Gaul, dessen Kindheit golden war, als er noch frei auf der Fohlenweide beim herrschaftlichen Gestüt zu Irgendheim sich muthig und unbändig herum tummelte; dessen silbernes Zeitalter begann, als er geschult und gelernt stattlich mit drei oder fünf Altersgenossen manche Prachtcarrosse zog; für den das eiserne Zeitalter anbrach, als er ausrangirt, und mit andern ausrangirten Pferden an den Meistbietenden versteigert wurde,

wo ihn ein Oekonom erstand, und er Tag für Tag an den Acker und Sonntags zur Erholung die Familie zu sechs bis acht Köpfen einspännig nach der Stadt fahren mußte — und der unglücklich genug war, auch noch das bleierne Zeitalter zu erleben, wo er von der Hand eines roßtäuscherischen Juden in die andere ging, bis ein Müller ihn kaufte, dessen Verhältnisse auch bleierne waren, so daß er es nicht vermochte, die weit hervorstehenden Rippen des armen Gauls wieder von innen sich überdecken zu lassen.

Waller war in einen Schaafpelz gekleidet, wie sie die Schäfer zu tragen pflegen, ein Andenken Adams; er hatte gute Stiefeln an, die eine eigne Geschichte hatten, und dicke Fausthandschuhe. Ueber den Kopf, den eine wollene Mütze bedeckte, war zum Schutz der Ohren und gegen den Wind ein Tuch gebunden, und so war er ziemlich gegen den Einfluß des überaus schlechten Wetters geharnischt, und empfand mit seinem Pferd ein inniges Mitleid Er ließ sich nicht auch ziehen, sondern trabte nebenher, im tiefen Schnee, denn es war fast keine Bahn, und ermunterte durch freundlichen Zuruf das arme Thier zum höchsten Anstrengen seiner wenigen Kräfte.

Der Weg führte ganz nahe an dem nach einer Seite hin offnen tiefen See vorüber, obschon er jetzt kaum den Namen Weg, und noch viel weniger Bahn

verdiente. Der arme Gaul ſchwitzte, trotz der Kälte, und dennoch mußte Waller ihn von Zeit zu Zeit ſtehen und verſchnauben laſſen, wenn er nicht der Laſt erliegen ſollte. Dieſe Laſt war nicht übergroß, nur in dieſem Weg' und Wetter allzu ſchwer für ein kraftloſes, ausgehungertes Thier.

Es ſtürmte und ſchneite immer heftiger, es rollte wie Donner in den Bergen, es ſchien auch unten im See zu rollen, und ſeine ſchwarzen Wellen klatſchten gegen das Eis am Rande und das Eis krachte längs des Uferbordes.

Der Gaul zitterte heftig, und blickte ganz trüb und wehmüthig: ſein Blick war einem ſtummen Seufzer vergleichbar — über ſein Elend.

„Armer Kerl!“ ſagte Waller, und goß einen Schluck Branntwein auf ein kleines Stück Brod, das er dem Pferd brockenweiße darbot, welches dieſe Labe mit Begierde und Wohlbehagen empfing: „Armer Kerl, warum biſt du ein Gaul geworden?“

„Schau mich an, bin auch ein Laſtthier, wie Du! Wir ſind beide — ſchwer beladen, ja — ſchwer beladen.“ —

Ueber die Berge, die ſich ſteil abſchüſſig in den tiefen See hinabſenkten, ragte hoch, bäumelos, weiß beſchneit, wie die Spitze eines Zuckerhutes, über

der blaugrünen, bereiften Waldung, die uns wohlbekannte Kuppe mit dem Baſaltblock.

„Ja, gucke nur herunter,“ ſprach Waller vor ſich hin. „Willſt mich wieder droben haben? Warte nur, die drei Jahre ſind noch nicht um — und wenn ſie um ſind, wird's weiter auch nichts ſein. Das Leben iſt eine Schinderei, ich wollt' ich läg' da drunten — es iſt nur ſo ärgerlich, daß man nach neun Tagen wieder heraufſchwimmt, und gefunden wird — und wie? O Pfui!“

„Wär's nicht hübſch, wenn man ſo ruhig drunten bliebe von aller Welt vergeſſen, durch ein Hinterthürle aus dem Leben geſchlichen? Wär' am beſten!“

Waller unterbrach ſein trübes Selbſtgeſpräch indem er die Peitſche hob und rief: „Hott! Jüh!“ den armen Gaul zum Ziehen antreibend, und ſelbſt mit gewaltiger Kraft einen Ruck und Schub am Schlitten thuend, denn es fehlte wenig, ſo war dieſer an den näßlichen Boden bei der Kälte feſtgefroren, und es galt jetzt den Gipfel einer kleinen Anhöhe zu gewinnen, zu dem ſich der Hohlweg emporzog, dann wurde der Weg beſſer, und der Schlitten lief abwärts faſt von ſelbſt.

Waller überhörte bei dem Sturm und Schneegeſtöber und bei ſeiner Bemühung, daß es jenſeits dieſer Anhöhe klingelte und klatſchte. Es kam ein Schlitten entgegen, um ein Haar wären beide Pferde und Deich-

ſeln aneinander geſtoßen, ein Haltruf erſcholl, und Waller zerrte mit Kraft am Leitſeil, ſein Pferd zum ſchnellen Stehen zu bringen. Es ſtand.

„Hörſt Du nicht, Mühlknecht, daß wir geklatſcht haben?“ ſchrie eine bekannte tiefe Stimme, und gleich darauf erging an den Knecht, der den andern Schlitten lenkte, das Gebot, vorſichtig vorbei zu fahren und dann zu warten, und ein Mann ſprang von dem Schlitten herunter, der nicht etwa ein ſtädtiſcher Schlitten war, ſondern ein roh zuſammengefügter bäuriſcher, zu jeder beliebigen Arbeitfuhre eingerichtet.

Der Mann war von ſtattlichem, kräftigen Wuchs, hatte eine wollene Zipfelmütze über den Kopf und die Ohren gezogen und trug einen breitkrämpigen Hut über dieſer; ſeine ganze Geſtalt war von einem langen zugeknöpften Matin bedeckt, über die hohen Stiefeln hatte er große Haarſocken, ſogenannte Bärenlatſchen an.

Der Mann warf einen prüfenden und mitleidigen Blick auf Wallers Pferd, während dieſer ſich mühte, es mit Geſchick zur Seite zu lenken, daß jener Schlitten auf dem ſchmalen Weg ohne beiderſeitigen Anſtoß und Schaden vorbei kommen konnte, was auch gelang.

„Na Mühlknecht, woher des Landes?“ fragte jetzt der Mann im Kragenmantel den Begegnenden. „Stäuberig Wetter heut! Graupen genug, und Brei auch genug, aber nicht für den Magen. Dein Gaul wird

auch bald auf meine Anatomie kommen, das arme Roß. Ihr füttert ihn wohl mit Mondschein, daß er so durchsichtig ist? Gieb Acht Mühlknecht, ich schätze sein Leben auf keine acht Tage mehr! Nimm ihn ja recht in Obacht!"

Waller erschrack, er erkannte den Mann, dieser ihn nicht sogleich. Es war der Scharfrichter seines Heimath-Ortes, der mit seinem Knecht ausfuhr, ein in der Nachbarschaft gefallenes Stück Vieh abzuholen. Ein Schauer überflog Waller und er fand keine Antwort; er scheute diesen Mann absonderlich. Der Fallmeißer sah sich jetzt den Burschen genauer an, und als dieser Anstalt zu machen schien, ohne Gegenrede weiter zu fahren, hielt er ihn am Arme fest und sagte: „Halt Patron! jetzt geht mir ein Licht auf! Schau Du bist's! Der Gaspar Waller! Reitet Dich denn der Teufel, Junge, daß Du Dich so nahe an unsern Ort wagst und sehen läßt?" —

„„Und weßhalb nicht?"" fragte Waller lauernd, obschon ihm die Frage nicht überraschend klang.

„Fragst auch noch? Ich merke schon, die Kur und Lection von damals hat nicht bei Dir angeschlagen. Deine Mutter selig war eine kreuzbrave Frau, aber sie hat an Dir halt doch ein Galgenfrüchtle erzogen! Ja, ja — die Katz die läßt das Mausen nicht! He? Wer hat druben bei uns im Schulzenhaus eingebrochen?

Wer hat in Wahns beim Schmied eingebrochen und zehn Kronenthaler gestohlen? Wer hat davon dem Schuster in Friedelshausen drei Thaler für ein Paar nagelneue Stiefeln gegeben, und ihm hernach die drei Thaler wieder heimlich aus dem Kasten genommen? Wer hat dem Jüd Moses aus Walldorf unterwegs, zwischen Friedelshausen und Schwarzbach eine Pistole vorgehalten, und gesagt: Jüd Mausche kauf mir das Pixtölchen ab, oder ich schieß Dir ein Gericht bleierne Erbsen in Dein Mägele! Und da hat das Mauschele vor Angst die Misemeschine gekriegt, einen Kronenthaler herausgethan, und hat ihn Dir gegeben, und hat richtig das Pistol genommen, und mit Herzklopfen den Hahn gespannt, und auf Dich gehalten, hat sich eingebildet, der Bettel wär' geladen, aber der Ganser lachte den dummen Juden auch noch tüchtig aus, denn weil geschrien, es war uhser kan Pulver drinnen!"

Der Fallmeister machte spöttisch die Judensprache nach, um seine ernste Rede in das Scherzhafte hinüber zu spielen, dem Walter aber kam sie gar nicht lächerlich vor, er erbleichte, er runzelte seine Stirne und sprach zum Scharfrichter: „Was Ihr da sagt, Meister, sind mir lauter böhmische Dörfer! An Worten und grauem Tuch geht viel ein! Ihr seid ein reicher Mann und ich bin ein armer Knecht. Wär's Anders, so ging ich ins Amt und verklagte Euch! Aber

ſo? Wer würde mir beiſtehen? Ich habe ja nicht einmal einen Zeugen, als den armen alten Gaul da, und der thut's Maul nur auf zum Freſſen und Saufen."

„„Es braucht keines Zeugen, mein Burſche, ich leugne Dir meine Rede nicht ab,"" verſetzte der Scharfrichter trocken. „Hab's auch nicht geſprochen im Böſen, ſondern Dir zur Warnung; hoffe, Du wirſt Dich danach zu richten wiſſen. Der Schulz bei uns und der Wahneſer Schmied ſpekuliren überall nach Dir herum, der Gensd'armerie biſt Du als verdächtig bezeichnet, trifft Dich Einer, wirſt Du gleich arretirt. Wonach ſich zu achten! Leichtfertiger Anfang, ſchändlicher Ausgang. Jetzt — guten Weg!"

Der Meiſter kümmerte ſich nicht darum, was Waller ihm wünſchte, und ob er ihm danke, ſondern ging mit ſtarken Schritten ſeinem Fuhrwerk nach, ohne ſich umzuſehen, ſetzte ſich auf ſeinen Holzſchlitten und fuhr weiter.

Waller war es vorher in ſeinem Pelze warm geweſen, jetzt fror ihn. Er führte einige Hiebe auf den muden Gaul, deſſen Schritte zu beſchleunigen. Das Blut ſtieg ihm ins Geſicht — er that ſeine Schnapsbulle heraus und that einige Schlucke.

„Hab's immer bezweifelt und beſtritten, was die Leute behaupteten, daß der Scharfrichter einen Erd-

ſpiegel habe, in dem er alles ſieht, was er ſehen will — was irgendwo vorgeht — muß am Ende dennoch wahr ſein! O wär' ich doch tauſend Meilen fern!" —

Er ſetzte ſich auf den Schlitten, da es jetzt bergab ging, und fuhr gedankenvoll weiter — in recht ſchweren Gedanken.

Wunderbare Heimathliebe! Auch im Herzen der Gefallenen wurzelſt Du. Es iſt eine anerkannte Thatſache, daß ſelbſt die geübteſten Gauner, die verhärteſten Böſewichter nur ungern und faſt nie auf lange — und auf immer nur gezwungen — ihre Heimath meiden. Das Stückchen Land, das wir jugendfroh und glücklich durchwandeln — iſt und bleibt unſer Eden, anderswo ſchlagen wir nicht leicht mit dem Gemüthe Wurzel. Heimath iſt der Magnetberg, der uns mit unausſprechlicher Gewalt anzieht — das Jugendland iſt für uns geheimen Zaubers voll.

O warum müſſen Druck einestheils, Unzufriedenheit anderntheils Millionen Menſchen vom geliebten Boden ihrer Heimath treiben! Könnte das nicht anders ſein, nicht anders werden? Etwas weniger Druck und Beſchränkung, ſo etwas weniger Sucht und Sehnſucht nach dem meiſt nur eingebildeten Glück in der Fremde — etwas mehr Heimathliebe und Arbeitluſt, ſo gliche ſich's wohl aus, und wäre zu ertragen. Denn glaubt nur ſicherlich — des Lebens Laſt laßt

ihr nicht zurück, ſie wandert mit euch aus, es iſt die Sorge, der ſchwarze Kobold, der auf jenes Bauers Pferd hinter ihm ſaß, als er, ihn los zu werden, ſein Haus in Brand ſteckte — und der höhnend zu ihm ſprach: Bäuerlein, es iſt gut, daß wir aus dem Hauſe ſind. —

Waller kehrte ungefährdet in ſeine Mühle zurück. Aber noch an demſelben Abend fiel das Pferd — zur Verzweiflung des armen Müllers. Jetzt ſollte Waller den Schlitten zu ſchwer belaſtet, das Thier übertrieben haben. Der Herr ſchalt, der Knecht widerſprach; der Herr nahm einen Knüttel und ſchlug, der Knecht wehrte ſich. Es regnete Schläge, daß das Mühlwerk wackelte, und es war als ob ſich die Steine und die Beutel vor Lachen ſchüttelten, wie die Beiden auf einander losſchieben. Der Müller bekam die Beſten, das heißt die meiſten und fühlbarſten Hiebe, denn Waller war ihm an Kraft überlegen, aber was half das alles? Die Mühle gehörte dem Müller, und draußen vor der Thüre war Wallers. — Er mußte fort, Knall und Fall, ohne Lohn — in die wüſte Winterwetternacht hinaus. —

Tiefſtes Elend.

Wenn der Wanderer auf einem ſteilen jäh abfallenden Berggipfel einen Stein mit dem Fuße abwärts ſtößt, ſo wird der Stein naturgemäß zur Tiefe rollen, und wird immer ſchneller und unaufhaltſamer rollen, je weiter er abfällt. Stürzt er über Klippen, ſo fliegt er förmlich in weiten Bogen durch die Luft, und in ungeheuern Sätzen, und ſeine Kraft wirkt gegen das, was ſich ihr entgegenſtellt, zertrümmernd, wenn der Gegenſtand, auf den er anprallt, nicht ſo ſtark und feſt iſt, daß er ihn plötzlich hemmt, dann bleibt der Stein machtlos liegen. Mancher Stein aber zerſchellt auch und zerfällt in kleine Stücke, die nicht mehr ſchaden. Wenige hält ein Strauch, ein Baum, vor dem gänzlichen Abſturz zur Tiefe auf. Viele reiſſen auch noch andre Steine mit ſich fort. —

Dieß iſt ein Bild des Menſchen, den das Schick-

sal, dieser ewige verhüllte Wanderer, aus dem Frieden des heimathlichen Bodens, darin er ruhte, heraus und hinunter in den Abgrund des Verderbens stößt. Tiefer und immer tiefer sinkt solch ein Unglücklicher — er kann nicht mehr zurück, denn die Menschheit selbst übernimmt nun die Rolle des Schicksals gegen ihn — stößt ihn fort, stößt ihn aus, oder hält — fesselt ihn, und macht ihn unschädlich.

Seht den zerlumpten, gefährlich aussehenden, noch jungen vagabundirenden Bettler mit dem struppigen Bart, dem blassen Gesicht, den unheimlich blitzenden Augen! Wahrlich, man möchte ihm nicht in der Dämmerung begegnen. Dieser trotzige Blick scheint mit der Menschheit zu grollen, diese Kraft im Gang und Haltung scheint ganz geneigt, ihren Antheil am Lebensunterhalt, der jedem Wesen gebührt, und doch Unzähligen versagt ist, zu fordern, wenn er nicht freiwillig gewährt wird.

Und woher führt, und wohin zieht sein Weg? — Wir wollen ihm folgen im Geist — mit dem Blick der Besorgniß, mit dem Blick des tiefsten Mitleids, — ja des Mitleids, wie sehr er auch irre wandle, und eben weil er irre geht, denn er ist — ein Mensch.

In Schnee und Kälte, in Sturm und im Unwetter geht er hungernd — frierend — von Dorf zu Dorf, und bettelt. Sein Blick ist scheu und listig, er

ſpäht vorſichtig umher, ob kein Diener der öffentlichen Sicherheit ſich zeige; er vermeidet ſorglich die Wirthshäuſer, weil er ſicher iſt, dort am erſten von ſolchen Dienern betroffen zu werden. Er fragt, wo der Herr Schulze wohnt, als wolle er zu dieſem, allein er thut es nur, um auch deſſen Haus zu meiden, er fürchtet unangenehme Anſprache.

Aber an des Pfarrers Thüre klopft er leiſe und ſchüchtern an, dort iſt ihm eine Ermahnung und eine Gabe gewiß. Die Ermahnung nimmt er als ein nothwendiges Uebel hin, um nicht der Gabe verluſtig zu gehen. Auch der Schulmeiſter wird angeſprochen, und ſo geht es mit leiſen Schritten von Haus zu Haus.

Die Bäuerin erſchrickt, und giebt mit zitternder Hand, — denn es ſind ſchlimme Zeiten, viel heimathloſes Geſindel treibt ſich umher; das geſchwätzige, tauſendzüngige Gerücht erzählt von einer zuſammenhängenden Bande — es ſollen hie und da Drob- und Brandbriefe gefunden worden ſein — (in der Regel ſind ſolche Gerüchte aus der Luft gegriffen und erlogen, aber ſie werden doch geglaubt und machen bange) und ſo wird dem Stromer, dem Vagabunden eine Gabe gereicht, damit er nur nicht aus Rache bei nächtlicher Weile das Dach anſtecke.

Unbeſchreiblich iſt die Furcht der Landbewohner vor den Streunern und Gaunern, beſonders derer in

Mühlen, auf einzeln und einsam gelegenen Gehöften — sie dürfen nicht wagen, dem um Obdach für die Nacht Bittenden dieß Obdach zu versagen, sonst möchte der rothe Hahn sie fürchterlich aus dem Schlafe krähen. Der rothe Hahn auf dem Dache — das Feuer des Mordbrands.

Und selbst wenn der Gauner den armen Landmann bestiehlt, und ertappt wird — der Landmann wird sich wohl hüten, diesen vor Gericht zu ziehen — nein, eine tüchtige Tracht Prügel, so viel als möglich, das ist wirksamer, wird auch weniger übel genommen. Aber eine Klage vor Gericht, die wird nicht verziehen, die reizt den Zorn der ganzen Gaunerkameradschaft gegen den Einzelnen; dieser Einzelne mag nun aufpassen, mag sich wachsame Hunde anschaffen, mag sich unruhevoll niederlegen, sorgenvoll schlafen, halbe Nächte durchwachen, und bei jedem unheimlichen Geräusch des Nachts in die Kleider fahren und zur Wehr greifen. Und was kommt denn heraus bei Klagen vor Gericht? Vorladungen, zeitraubende Gänge, lange Verhöre, höchstunangenehme Gegenüberstellungen mit den abgefeimtesten, hartesten Bösewichtern, die Dir ins Angesicht mit unaussprechlicher Frechheit jede, aber auch jede Beschuldigung ableugnen. Zeitversäumniß, Mühwaltung, Aerger, Kosten, Rache der Gauner — das ist in einer Nuß der Kern der Folgen, wenn der Landmann klag-

bar wird, und damit iſt iſt keine Beſchuldigung gegen die Gerichte ausgeſprochen, dieſe thun ihre Schuldigkeit, auch ſie vermögen nicht jedem Uebel zu ſteuern, auch ſie ſind nicht allmächtig. Und ſo iſt's auch, wenn der Landmann gegen Diebe vor Gericht zeugen ſoll, da zittert ihm das Herz in der Bruſt, und lieber leugnet er jede Mitwiſſenſchaft ſeiner Sinne ab, ehe er zeugt. Er hat nichts gehört, nichts geſehen — er weiß von gar nichts.

Nun habe vollends ein Landmann das Unglück, einen einbrechenden Räuber zu erſchlagen. Da wird er als Mörder vor das Gericht gezogen, als Mörder in Haft gehalten, als Mörder verhört, die Unterſuchung dauert Jahre lang; Hab' und Gut geht drauf, und zuletzt iſt der arme Landmann, der ſein Haus vertheidigte und ſeine Habe, arm und verachtet dazu — denn er hat — geſeſſen. — Das iſt der Gang der dermaligen Juſtiz, Gott beſſere ſie, oder vielmehr, die Vernunft beſſere ſie, denn Gott wird ſich nicht mit ihr befaſſen mögen.

Und wo bleibt unſer junger Bettler des Nachts? Sorge dich nur nicht zu ſehr um ihn ab, gefühlvolles Mitleid. Er erfriert nicht, er verhungert nicht, er verdurſtet nicht — aber er verdirbt — das iſt das Unglück. Er findet da einen Unterſchlief und dort einen, da im Hirtenhaus, dort beim Schäfer, da beim

Bachmüller, dort in der abgelegenen Walkmühle; Mancher übt Gastfreiheit und weiß es nicht; der fromme Gast steigt ihm in den Schoppen, auf den Heuboden, er bettet sich in das angesammelte Waldmoos, in das zur Viehstreu aufgehäufte Heidekraut und verläßt es wieder am frühen Morgen, fast ehe der Hahn kräht, und ehe der Spitz bellt.

Aber wenn Unglück sein Spiel hat, wie dann? — Wenn der Bettler nichts haben soll, verliert er das Brod aus der Tasche.

Unser Bettler ist ein recht kluger Bursche, aber das Unglück hat sein Spiel, es verfolgt ihn — da meidet er sorglich in einem Dorfe das Schulzenhaus, da spricht er beim Pfarrer an, da muß just der Schulz beim Pfarrer gewesen sein und eine Besprechung mit ihm haben, und muß ihm in der Flur aufstoßen. „Woher des Landes? — Hm! Wo die Legitimation? Keine? Hm! Hm! Holla Patron — auf Dich haben wir lange gepaßt! Du bist der und der!“

Eine Viertelstunde später hat unser Wanderer Gesellschaft, die für ihn gar nicht unterhaltlich ist, ein Gend'arme zu Fuß — auch nicht in beneidenswerther Stellung oder Lage bei dem greulichsten Winterwetter — begleitet ihn, wünscht ihn sammt den Schulzen, der ihm diese Mühe verursacht, zu allen Teufeln, und liefert ihn der erhaltenen Ordre gemäß, in seinem Hei-

mathdorfe ab, wo ihn der Schulze -- der ihn nicht zu lieben alle Urſache hat, dem Herrſchaftsgericht übergiebt. Der Stock des Büttels erneuert hier die alte liebevolle Bekanntſchaft mit Wallers Rücken, dann wird der Vagabund einen Monat bei Waſſer und Brod gefangen gehalten, dann bekommt er noch zehn Hiebe, wohlgezählte, denn der Gerichtsſchreiber hat ſie zu zählen, und dann wird er auf drei Monate zur Haft und Zwangsarbeit in der Strafanſtalt verurtheilt, und dorthin unter ſicherer Bedeckung abgeführt. —

Ob wohl die Lüdlerche noch ſingt? Ob wohl ihre ſilberhelle, reine, fröhliche Stimme jene armſelige Höhle, die ſie bewohnt, noch umfließt, darin der Gotteslängner haust mit ſeinem gramgedrückten bleichen Weibe — dem kein Prieſter am Altar zur Verbindung mit dieſem Menſchen den Seegen ſprach?

Die arme Lüdlerche! Sie ſingt nur noch ſelten und leiſe, liegt doch der Winter auf der Flur, wo die Lerchen nicht zu ſingen pflegen. Sie ſingt wenig und weint deſto mehr — ſie weiß alles — ſie weiß mehr als ihr lieb iſt — ſie weiß daß ſie Mutter werden wird, ohne Gattin zu ſein; — ihre Liebe, ihre Hoffnung ſitzt in der Strafanſtalt — ſie hat nichts zu hoffen, als Schmerzen, Schande, Schmach und Elend, und dauernde Mißhandlung ihres rohen abſcheulichen Bruders, und es däucht ihr der fürchterlichſte Hohn,

zu hören, daß die Leute bei ihrem beklagenswerthen Zuſtand von ihr ſagen: Sie iſt guter Hoffnung.

Das arme Mädchen, ſie iſt erlegen, wie Tauſende armer Mädchen vor ihr, nach ihr — erlegen ihrem Gefühle der innigſten ſeelenvollſten Liebe, dem allmächtigen Triebe zur Reife gekommener Jugendkraft, erlegen der Schwachheit des Weibes, das Kind der Natur, das ſüße, unſchuldvolle, liebebethörte. Liebe iſt ihre Schwachheit geweſen, Liebe ihr Vergehen, Liebe ihre Sünde. Schwachheit? Ja! Vergehen? Sünde? Nein! Nur die Satzung verdammt ſie, nicht Gott! Die ſittliche Ordnung mißbilligt mit Recht das, was nicht in ihren Schranken und denen des Herkommens, des Berufs und des Geſetzes bleibt, und ſie darf es mißbilligen, darf es tadeln, darf es zu verhindern ſuchen, ſtrafen aber, mit empörender Härte, wie in den frühern rohen Zeiten, deren Barbarei aber noch gar nicht fern von der Gegenwart liegt, ſtrafen darf ſie es nicht mehr. Einſichtvolle Geſetzgebung läßt keine Kirchenbußen Gefallener im Armſünderkleid mit brennenden Kerzen, keine Excommunication aus der Gemeindſchaft der Chriſten, keine langwierige Einkerkerung mehr zu, ſie hat endlich — ziemlich ſpät, eingeſehen, daß dieſes alles nicht mehr und nicht weniger Unſinn und Unmenſchlichkeit war, als das Verbrennen der Hexen.

Iſt eine ſolche Unglückliche, die einen Fehltritt zu

bereuen hat, nicht hart und ſchwer genug geſtraft durch ihre Reue, durch ihre Angſt, durch ihre martervollen Gedanken an die Zukunft, durch ihre Ausſicht auf eine arbeit- und folglich verdienſtloſe Zeit, auf doppelte Sorge, Mühe und Aufopferung? Iſt es nicht Strafe genug, daß die ganze Laſt der Ernährung und der Erziehung des Kindes in unzähligen Fällen ganz allein auf *ſie* fällt? Und iſt die allgemein übliche Ueberhebung der Nichtgefallenen über die Gefallenen — insgemein Schande und Verachtung genannt — nicht auch eine Strafe?

Hinweg du trübes Bild mit dem Anblick vieler tauſend Leidender, Gequälter, ja durch Strafen Geopferter und Gemordeter.

Es giebt ein Sprüwort: Das höchſte Recht, das höchſte Unrecht, darin liegt unendlich viel Wahres. Recht heißt auf lateiniſch Jus.

Wißt ihr, was dieſe drei kleinen Buchſtaben bedeuten? Jus: Jesus Und Satan! . . . . .

Ein Glück nur, daß Jeſus voran ſteht, daß die allwaltende *liebende* Gottheit, und ihre allmachtvolle Wahrheit immer mehr ihre Sonne leuchten läßt; mit ihren hellen Strahlen die Finſterniß durchblitzt, darin der Dämon des Unrechts, des Menſchenhaſſes, der Unmenſchlichkeit herrſcht, der ſich durch lange Jahrhunderte dem heiligen Rechte geſellte und daß die ſiegende Wahr-

heit ihn vereinst noch, so hoffen wir fromm und freudig, in ewige Ketten schlagen wird.

Dieß wird der endliche Sieg des Christenthums sein, dieß wird das Geheimniß der Welterlösung sein, dieß wird mit dem Schlüssel der Offenbarung das Räthsel des Wortes aufschließen: Niedergefahren zur Hölle, da eine Hölle voll Teufel und Flammen zu glauben, eine Abgeschmacktheit wäre. — **Selig zu machen die Verlornen!** Gab und giebt es im Himmel und auf Erden eine heiligere, eine göttlichere Sendung?

Es war die Sendung des Erlösers, und sie dauert noch fort, der Menschheit zum Segen, denn es konnte nicht im Willen der Allweisheit liegen, sie urplötzlich zu beginnen und zu vollenden. Nein, da hätten ja nicht alle kommenden Geschlechter Theil an dieser Sendung, an diesem Gotteswerke gehabt — die Zeit der Sendung war nur die Zeit der göttlichen Saat, ein Welenfrühling — aber die Aernte soll ewig sein, ihr Reichthum soll alle Sterne, alle Sonnen, alle Himmel mit edlen Garben füllen.

Daran richtet euch auf, ihr Armen, ihr Bedrängten, ihr Gefallenen, Gesunkenen! Der Herr, der da gekommen ist, selig zu machen die Verlornen, er will euch frei machen von euren Sünden. —

Denn jenen Spruch: Es werde Gerechtigkeit ge-

übt, und wenn darüber die Welt zu Grunde gehen ſollte, hat kein Engel des Lichtes und der Liebe erfunden, ſondern der Rechtspflege liebloſe Härte. — Trübe ſchleichen die Tage, ſchleichen die Wochen, ſchleichen die Monden dem armen Gefangenen vorüber.

Dort hebt ſich im Thalgrund das graue Gebäu, einſt ein Wohnſitz berühmter Ahnherren, deren Abkömmlinge auf deutſchen Königs- und andern Herrſchertronen ſitzen, einſt ein Haus der Pracht, der Feſtluſt, des Glanzes, der Kampfſpiele und ſüßer Minneverbung, einſt das Wanderziel der Sänger und fröhlicher Künſtler, einſt der Wohnſitz edler ritterlicher Gaſtlichkeit und das Aſyl der Hülfebedürftigen.

Aber die Grafen und Ritter gingen alle zur Ruhe, wurden hinunter geſenkt in die Ahnengruft, ſie verließen das raumreiche Haus, um in einem ſehr engen zu wohnen. Und die Neuzeit iſt gekommen, in der ein kluges, einſichtsvolles Weſen waltet ſtatt der alten Feudalherrſchaft. Dieſes kluge einſichtsvolle Weſen heißt Staatsökonomie, die weis wozu ſolche alte Ahnenhäuſer, ſolche alte Wiegen berühmter und erlauchter Geſchlechter zu brauchen ſind — ſie geben vortreffliche Gefängniſſe ab, vortreffliche Zucht- und Beſſerungs-, vortreffliche Straf- und Arbeitshäuſer, denn die alten Ritter bauten dicke Mauern und in die dicken Mauern kleine leicht verwahrliche Fen-

ſter — und neue Häuſer zu ſolchen Zwecken zu bauen koſtet viel.

Wo die Drommete und Pauke erklang zu Feſten und Kampf und Sieg, da raſſelt jetzt die Handſchelle und die Kette; wo die Humpen von Wein überfloſſen, da fließen jetzt die Augen der Gefallenen von Thränen über; wo man aus- und einzog zu unmäßigen Gelagen, zu Feſten und Luſtbarkeiten, da zieht jetzt ein ſtiller Mäßigkeitsverein aus zur Arbeit, begleitet von ernſten Wächtern mit ſcharf geladenen Schießgewehren, um das tödtliche Blei jedem nachzuſenden, dem die Luſt anwandeln möchte, ſich dieſem Verein zu entziehen.

Dennoch aber wohnt die Menſchlichkeit mit unter dem Dache des Arbeitshauſes, die Fürſorge, die Pflege der Schutzbefohlenen, die chriſtliche Liebe, das chriſtliche Erbarmen. Der Hungernde und Nackte draußen blickt mit einem gewiſſen Neide auf die gute warme Kleidung der Züchtlinge, auf ihre geregelte, nährende Koſt, auf ihr geſichertes Lager, auf ihre Abwartung bei Krankheiten, dennoch — kommt einer herein — möchte er alsbald wieder hinaus — möchte lieber hungern und frieren und elend ſein, als die Freiheit miſſen, die Freiheit, dieſes göttliche Geſchenk — dieſes höchſte Gut, das der Menſch nach der Religion hat, ja das viele noch weit über die Religion ſetzen und ſchätzen. Freiheit entbehren — das iſt das tiefſte Elend.

Dieſe Gedanken erfüllten auch den jungen Verbrecher, Caspar Waller, ſie erfüllten ihn Tag und Nacht, am Tage wenn er ſich bei der Sträflingsarbeit mühte und des Nachts, wenn er ſich ächzend auf ſeinem Strohſack wälzte; da ward oft die wollene Decke mit der er ſich ſo trefflich gegen den Froſt ſchützen konnte, von ſeinen Thränen naß.

Er hatte viel ſchlimmere Tage verlebt, er hatte gehungert, gedürſtet, vor Kälte gezittert, das brauchte er jetzt alles nicht, und dennoch war Freiheit ſein einziger, glühender Wunſch.

Freiheit! Freiheit!

Das Fenſter der Kerkerzelle hat nur zwei übers Kreuz eingemauerte ſtarke Eiſenſtäbe; bei der Strafarbeit war im Schutt und Abraum eines Bauplatzes ein altes Taſchenmeſſer gefunden nnd verborgen worden, mit deſſen Hülfe ließ ſich der Mörtel losbröckeln; die Eiſen waren auf dieſe Weiſe ſo gelockert, daß es nur eines Drucks bedurfte, ſie zu entfernen. Die Oeffnung war eng genug, allein der Gefangene war ſchmal und dünnleibig, das bisherige Futter dieſes Vogels war nicht geeignet, ihn gleich einem Ortolan oder Kapaun zu mäſten; nur hoch, obſchon nicht über ein Stockwerk, war der runde Mauerthurm, in dem ſich die Zelle des Abgeſperrten befand. Geſchloſſen war Waller nicht, nur eingeſchloſſen.

Hinaus war zu kommen, nämlich durch das Fenſter, aber wie hinunter?

Ein Bauernſohn, der oft mit Korn geſchnitten und Garben gebunden hat, wird doch ein Strohſeil zu drehen verſtehen?

Der Strohſack der Lagerſtatt enthielt recht ſchönes, langes Stroh, und war vor Kurzem erſt neu gefüllt. Die Nächte waren lang, und der Mond ſchien hell durch das Kerkerfenſterlein.

Der ſtille Arbeiter darin iſt fleißig, er dreht ein Seil ums andre, er knüpft ſie zuſammen mit dem Knoten der Schnitter, aber wie ſie befeſtigen? Auch hier iſt Rath. Die hölzerne Lehne ſeines Stuhls bildet ein umgekehrt leierförmig geſchnittenes Brett, durch welches der Schönheitsſinn des ländlichen Tiſchlers oder ſein verliebtes Gemüth ein Loch in Form eines Herzens geſchnitten. Hier, durch dieſes ſinnige Herz das Seil, und davor ein recht großer, ſtarker Knoten, und nun hinaus, mit Gott! — Glückliche Reiſe!

Wie am frühen Morgen der Schließer ſeinen Viſitationsgang geht, und in Wallers Zelle tritt, iſt dieſe etwas düſtrer wie gewöhnlich und ſcheint vor dem Fenſter ein dunkler Gegenſtand befindlich; der Schließer erſchrickt, er denkt, ſein Krammetsvogel baumle dort in einer Schlinge; die nähere Unterſuchung führt alsbald

zwiſchen dem Naſenbein des Schließers und einem Stuhlbein zu einer unangenehmen Berührung.

Während der Entfliehende ſich am Strohſeil hinabließ, zog ſeine Schwere den Stuhl, der dicht an der Fenſterwand ſtand, gerade in die Höhe, wo nun die Lehne des Stuhls, welche breiter war, als die Fenſternische, vor dieſer wie angenagelt haftete, zumal der Flüchtling ſich unten die Zeit genommen hatte, das Strohſeil um einen Zwetſchgenbaum zu ſchlingen, der im Schloßgarten ſtand. Ein ſchönes Schloß das!

Der Odem der Freiheit umwehte den Flüchtling, er lief was er laufen konnte; bald nahm der ſtille Schoos eines Bergwaldes ihn auf, bald war auch ein einſames Gehöft erreicht, wo das Mitleid dem Bittenden ein Stück Brod nicht verweigerte.

Ein

dunkles Loos.

Volkserzählung

von

Ludwig Bechstein.

Zweiter Theil.

Nürnberg,
Verlag der Friedr. Korn'schen Buchhandlung.
1830.

Schnellpreſſendruck von C. H. Kunſtmann in Erlangen.

Inhalt.

Zweiter Theil.

		Seite
1.	Der Weg des Flüchtlings	1
2.	Gauner-Sabbath	18
3.	Ein Wiederſehen	40
4.	Ein Aſyl	60
5.	Eine Nacht bei den Fledermäuſen	81
6.	Alte Bekannte	103
7.	Ränke und Schwänke	122
8.	Zauberkünſte	141
9.	Eröffnungen	173
10.	Auf dem heiligen Kreuzberg	194
11.	Zug nach der Heimath	220
12.	Auf neuen Bahnen	245
13.	Ein Vogelſchießen	268

Der Weg des Flüchtlings.

Der Flüchtling mied sein Heimathland, so sehr es ihn dorthin zog. Ein früher Lenz begann heran zu ziehen; über den Aeckern, in deren Furchen noch nicht aller Schnee hinweg geschmolzen war, schmetterte schon im Zwielicht der Morgenfrühe fröhlicher Lerchenschlag.

„Was wird wohl die arme Lüdlerche machen? Wird sie meiner stets gedenken? So fort und fort, wie ich an sie gedenke, wie wir's einander versprochen hatten, und wie wirs thun würden, auch ohne ein Versprechen? Solch ein Versprechen ist ganz und gar unnütz, denn wenn ein Herz Wort halten will, so hält es Wort, und wenn es treulos werden will, so wird es treulos, ob es tausend Eide bänden. Versprechen und Eide sind die schwächsten Bindemittel — nur wahre Liebe ist stark und fest, wie der Tod." —

Der Wanderer schritt auf fränkischer Erde, in jenem weit gedehnten anmuthigen, jetzt freilich noch nicht

grünenden und blühenden Gau voll alterthümlicher kleiner Städte und wohlhabender gut gebauter Dörfer, welcher das Grabfeld heißt, ein altberühmter Gau, und auch mit Gaunern vielfach gesegnet. Ob die Gauner ihren Namen von den lieben deutschen Gauen, die sie durchstromen, haben, oder von was sonst, dieß zu untersuchen, wollen wir den Sprachforschern überlassen.

Das leidliche Wetter rief die Menschen schon wieder mehr in's Freie, es gesellten sich schon Wanderer zu Wanderern. Die Bäume knospeten ja auch schon, die Haselnuß blühte, die Saalweide trieb ihre Silberkätzchen und die Pappelaugen thränten gewürzigen Balsam.

Ein Wanderer, welcher Waller auf dem noch etwas weichen Fußpfad voranschritt, ließ sich von diesem einholen, und besah ihn aufmerksam.

„Guten Morgen, woher der Landes?"

„„Schönen Dank! Drüben herüber, aus — aus dem Hildburghäuserischen!""

„Aha, so! Und wohin, mit Verlaub?"

Waller sah seinen Mann an. Dieser schien etwas älter als er selbst war und sein Aussehen war ungemein mannhaft, sein Haar war dunkelbraun, wie seine Augen, und die Braunen derselben waren schwarz. Sein Gesicht war nicht schön, aber von lebhafter gesunder Farbe, etwas pockennarbig, sein Körperbau von mittler Statur und wohlproportionirt. Es lag etwas

Sichres, Keckes, ja Verwegnes in seiner Haltung. Sein Anzug war reinlich, und hielt die Mitte zwischen dem eines Bauern und dem eines Städters der niedern Stände.

Waller trug noch — denn er hatte noch nicht Zeit und Gelegenheit zu einem Umtausch gefunden — sein Sträflingsgewand — weiße leinene gefütterte Jacke und Beinkleider, grau wollene Strümpfe und Schuhe; das Untergewand war ein wenig löcherich geworden beim Entweichen aus dem Gefängniß — und auf dieses heftete der neue Begleiter feste stechende Blicke, indem ein höhnisches Lächeln in seinen Mundwinkeln spielte. Er sprach:

„Deine Putschkaim sind kapores, pirmentele Dich, sonst biernt Jeder, daß Du ein Lößner biſt, der aus seinem Doses Leckement blede ging *)."

Waller blickte den Sprecher verwundert an, er sagte: „Von dem, was Ihr da kalmatscht, verstehe ich keine Silbe."

Jener schlug eine laute und freche Lache auf. „So?" rief er: „Verstehst nicht Cochum-Loschen? Nun, so lernst Du's. Alchene nur mit mir, ich bin

*) Deine Hosen sind zerrissen; verkleide Dich, sonst sieht Jeder, daß Du ein befreiter Gefangner biſt, der heimlich aus seinem Arreſtlogis entwich.

kein Baldower gegen arme Bings, wie Du, ich will Dich bringen in gute Capruſche, ich kenne alle Hohelgefährigen, und es ſoll Dir nicht lange klemm holchern *)."

Der Sprecher war einer der abgefeimteſten und berüchtigſten Gauner, mit jedem Wort umſtrickte er Waller mehr und mehr, er verhieß ihm andre gute Kleider, Legitimation und Paß, ruhige Unterkunft, ſelbſt Arbeit wenn er dieſe wünſche, und Nebenverdienſt die Hülle und Fülle, er erklärte ihm eine Menge Worte und Redenkarten des Kauderwälſch der ſogenannten kochemer oder jeniſchen Sprache, und weihte ihn ein in die Haupt-Abſtufungen des Diebeshandwerks, das in unzählbaren Wechſelfällen immer nur darauf hinausgeht, mit Liſt oder Gewalt ſich in den Beſitz fremden Eigenthums zu ſetzen, und fremde Beſchränktheit zum eignen Nutzen auszubeuten.

Sie kamen in ein Dorf; ehe ſie noch die erſten Häuſer erreicht hatten, hörten ſie ſchon eine äußerſt laute und tiefe Mannsſtimme, die ſich in einem predigenden Tone vernehmen ließ. Waller glaubte erſt, es ſei ein öffentlicher Ausrufer; näher kommend erkannte er die

---

*) Verſtehſt Du nicht die Diebesſprache? Gehe mit mir, ich bin kein Aufpaſſer gegen arme Teufel, ich bringe Dich in gute Geſellſchaft, kenne alle Diebesherbergen und es ſoll Dir nicht lange ſchlecht gehen.

Stimme, er hatte ſie in ſeinen Jugendtagen an Kirchweihfeſten oft vernommen, es war die Stimme jenes alten, kahlköpfigen, höchſt verſchmitzten Bettlers, des ſogenannten Betbruders.

Der Betbruder wanderte ſo eben, nachdem er eine Weile geſchwiegen, vor ein anderes Bauernhaus, und hob dort wieder an mit donnerndem Baß folgendes uraltes Reimgebet zu ſprechen, das die fränkiſchen Bettler noch immer beten, und zwar mit vielen andern genommen aus den uralten Volksbüchern von den Weiſſagungen der Sibyllen und vom jüngſten Gericht im Thale Joſaphat, denn der Unſinn iſt ſo unſterblich, wie der Aberglaube, und was hätte erſchütternder auf die Gemüther der dummen Bauern einwirken können, als wenn mit der übergewaltigen Stimme eines Zorn- und Bußpredigers ein Greis von ſtarkem Körperbau hintrat und alſo perorirte:

„Ich bin ein Engel zu euch geſandt'
Meine Botſchaft euch das ermahnt,
Nun ſtehet auf ihr Todten all,
Mann und Weib ohne Zahl,
Ihr ſollet entfliehen zu dieſer Stund,
Dann Jeſus vom Himmelreich kommt,
Der will ſehen laſſen ſeine Wunden tief und groß,
Aus den'n ſein Blut am heiligen Kreuze floß,
Wohl in dem Thale Joſaphat,
Darin ſich Jeſus Chriſtus geſetzet hat,

Zu richten alle Menſchenkind,
Die ihm und ſeiner Mutter zuwider geweſen ſind.
Heut will Gott zu Gerichte ſitzen,
Der Sünder wird für ihm ſchwitzen;
Gottes Wort ſchneid't wie ein Schwert,
Da denn der Sünder verurtheilt werd.
Gottes Zorn brennt wie ein Feuer,
Luſt und Freud wird dem Sünder gar theuer!" —

Und in dieſem Tone ging es noch lange fort mit gewaltiger Lunge, mit untermiſchtem Seufzen und Aechzen; da bewegte ſich das Gemüth, da zitterte die Lippe und ſprach ein Stoßgebet, da flogen die Schiebefenſterlein auf und die milden Gaben heraus in des Alten untergehaltenen Pelzbarbel, die altfränkiſche Mütze, deren Urform noch die deutſche Spielkarte auf Ober- und Unterblättern treulich bewahrt und vor Augen legt.

Um ſo williger, wenn auch nicht um ſo lieber ſtrömten die Gaben zu, wenn die Bauern und Bäuerinnen in ihrem Innern bedachten, daß dieſer alte Grouskopf, der mit ſo vieler Keckheit den Weckruf eines Erzengels übernahm, um aus dem Sündenſchlafe aufzurütteln, und der den ganzen Kopf voll Gebete hatte, ein höchſt durchtriebener Schelm und aller Ränke voll, ja ein ganz gefährlicher Kerl ſei. Auch wußte der Alte recht gut, was die Leute, deren Mitleid er tyranniſch beherrſchte, von ihm dachten und hielten, das hielt ihn

aber nicht ab, mit gleicher Löwenſtimme denen, die ihm reichlich ſpendeten, im Namen des Heilands folgende ſegensvolle Verheißung vorzubrüllen:

„Die Werk' der heiligen Barmherzigkeit
Habet ihr oft an mich geleit (gelegt)
Hungrig war ich und nimmer voll,
Da ſpeiſtet ihr mich alſo wohl:
Mich durſtete faſt zu jeder Stund,
Da tränktet ihr mir meinen Mund!
Ich war elend und blos an Gewand,
Ihr kleidetet mich mit euerer Hand!
Ich war fremd und waislos*)
Mich zu herbergen euch nicht verdroß;
Ich war oft ſchwach und dazu krank,
Ihr kemat zu mir, deß ich euch dank',
Gefangen war ich härtiglich,
Da tröſtet' ich mich tugendlich." —

„„Das erſte iſt wahr, Durſt hat er immer, und gefangen war er oft genug, aber mit dem tugendlichen Troſt ſieht's windig bei ihm aus,"" ſpottete ganz laut Wallers Begleiter, als ſie im Vorübergehen dieſe Worte vernahmen, während der Bettbruder einen ſtrafenden Blick auf dieſen warf, aber ſeinen Sermon unbekümmert weiter fortſetzte mit Verheißungen, deren Erfül-

*) obdachlos wie eine Waiſe.

lung in der Wirklichkeit den Bauern keineswegs erwünscht gekommen wäre.

„Euer Weinen, Klagen, Trauern und Elend,
Das soll jetzt haben gar ein End.
Ihr sollet noch heute empfahen den Lohn
Das ewige Himmelreich und die Kron',
Das euch mein Vater hat bereit,
Das soll sein euer ewige Freud und Seligkeit!
Und sollt anschaun Gottes Herrlichkeit
Von nun an bis in Ewigkeit! Amen!" —

„„Herr Gott, das ist ja noch leibhaftig der alte Linhard!"" rief Waller aus, als sie am Betbruder vorbei waren, und während sie durch einen Seitenweg wieder aus dem Dorfe traten: „der trieb sich schon in unserm Dorfe herum, als ich noch ein Jung: war; er ist gar nicht älter geworden, und muß doch schon ein Siebenziger sein; ich dachte, der wäre längst gestorben und verdorben!"

„„Hoho!"" lachte der Gefährte. „Unkraut vergeht nicht! Er ist ein und achtzig Jahre alt, und mein Heile*), also sprich mit Respect von ihm."

„„Wie? Du wärst auch ein Geißhirt?""

„Dummheit! Geishard willst Du sagen. Wenn

*) Großvater.

Du wiſſt — ja — ſonſt hab' ich auch noch etliche andre Namen, von denen Du vielleicht einen oder den andern haſt nennen hören."

„Du biſt doch nicht der Caſpar Töhler?""

„Ja freilich, mein trauter Geſelle!"

„Der grubige Caſpar?""

„Ja, aber Junior; es giebt noch einen Alten gleiches Namens. Solche Namen gehen bei uns oft auf Andre über, wie die Jokelchen."

„Der Schindelberger?""

„Aufzuwarten!"

„Der Chriſtian Flüchner?""

„Ja! Ihnen zu dienen!" —

„Da hab' ich Dich auch ſchon geſehen, früher in ..." Waller nannte den Namen ſeines Dorfes.

„Ja — ich erinnere mich" — erwiederte Andreas Leonhard, denn dies war ſein rechter Name, mindeſtens muß man dieſen dafür gehalten haben, als man ihn ſignaliſirte: „ich erinnre mich, daß wir vor einigen Jahren dort waren, und uns im Pfarrhof einige Wäſche zu Gemüthe zogen."

„Ihr!!" ſchrie Caſpar auf, und ſeine Augen ſprühten Blitze, ſein ganzes Weſen kam in Aufruhr. „Ihr vermaledeite Spitzbuben habt damals die Wäſche geſtohlen? Wiſſe, daß dieſer Diebſtahl mich ins Verderben geſtürzt, mich auf dieſen Weg gebracht hat — das iſt himmelſchreiend! Es iſt entſetzlich!"

Waller heulte faſt vor Wuth. Uebermächtig trat die Erinnerung vor ſeine Seele; das Gefühl, etwas Beſſeres ſein zu können, als der Gefährte eines mit Schmach und Schande beladenen Diebes, als ſelbſt ein Dieb, ein Verworfener — überwältigte ihn martervoll. Er dachte, wenn jener Diebſtahl nicht geſchah, ſo fiel jene erniedrigende Hausſuchung, jene empörende gemeine Scene mit der Hermann, jene ungerechte Wallung meines Vaters, jene barbariſche Mißhandlung, alles hinweg, auch meine Flucht — mit einem Wort, mein Lebensweg wäre ganz gewiß ein anderer und vielleicht ein — beſſerer geworden.

Andreas Leonhard ſah Waller mit verächtlichem Mitleid an. „Du thuſt ja, als ob Dich das Parle*) anſtieße, wegen der Paar Lumpen!“ höhnte er. „Wenn wir die Wäſche nicht gebraucht hätten, Narr, ſo hätten wir ſie nicht genommen, aber wir mußten unſere wegwerfen, es krochen zu viele Jokelchen darin herum. Der Menſch iſt doch kein Vieh, er will doch von Zeit zu Zeit ein reines Hemd haben!“

„Daß ſie euch auf dem Leib verbrannt wäre und euch ſo ſchwarz gemacht hätte, wie euere verdammten Seelen ſind!“ tobte Waller.

„Du gefällſt mir, Du biſt ein prächtiger Junge!“

---

*) Epilepſie, Paralyſe.

lachte Leonhard. „Wir müſſen beiſammen bleiben! Laß die Narrenspoſſen! Glücklich iſt, wer vergißt, das was nicht zu ändern iſt. Du würdeſt doch kein Oberſchofet oder Kobdel Iſch *) geworden ſein, wenn wir auch den Galloch **) nicht malochnet hätten!“ —

Waller ſchwieg. Nichts anders frommte ihm jetzt, als Schweigen. Er konnte ſich von dem Gefährten nicht losreißen, er war in deſſen Gewalt, er hoffte durch ihn andre Kleider zu erhalten, er hoffte ſtill, ſein Geſchick werde ihm ſpäter ſchon einen Ausweg zeigen, und ſo ſetzte ſich dieſe Wanderung fort, durch manches Dorf, manchen Weiler — da und dort wurde geraſtet, der und jener wurde angeſprochen; mancher Wanderer gab willig, und war froh, wie er dieſe beiden Burſchen hinter ſich hatte. Angefallen und beraubt wurde Niemand, aber Andreas übte alle mögliche Neckereien und Ruchloſigkeiten, und legte ein in Grund und Boden verdorbenes und nichtsnutziges Gemüth an den Tag, vor deſſen Offenbarung Wallers noch nicht ganz verdorbenes Innere ſchauderte.

Einem blutjungen gutgekleideten Handwerksburſchen, der eine Gabe mit dem Bemerken verweigerte, daß er ſelbſt nichts habe, fuhr Andreas Linhard mit

*) Präſident, vornehmer Herr.

**) Pfarrer beſtohlen.

ſeinen beiden Händen über die Hände und in das Geſicht, und ſagte: „Nun ſo will ich Dir was ſchenken: da haſt Du die Krätze!“ Der arme Junge wurde ganz bleich vor Schreck, und Andreas wollte ſich todt lachen. Als jener eine Strecke von ihnen war, hielt er Waller ſeine beiden Hände hin, und zeigte daß ſie ganz rein waren.

Solcher „Teufeleien“ wie er es nannte, trieb er eine Unzahl, und erzählte derſelben noch eine Menge, er war unerſchöpflich in Berichten von Gaunereien und Diebſtählen, oft mit verwegenen Einbrüchen gepaart, und ganz überraſchend war ſeine ausgebreitete Kenntniß aller Vagabunden und Gauner im Grabfeld, im Weimariſchen Oberland, im Werragrund, überhaupt zwiſchen dem Thüringerwalde und dem Rhöngebirge. Er zählte an den Fingern die ſämtlichen Perſonen auf, die Wallers Mitgefangene in der Strafanſtalt geweſen, und wußte von unzähligen Gaunern nicht nur ihren Geburtsort und ihren dermaligen Aufenthaltsort, ſondern auch ihre Stammbäume, ihre Ahnen und ihre weitverzweigte Sippſchaft.

Flüchner, wie mir ihn künftig mit dem Namen, unter dem er am verrufenſten war, nennen wollen, ſchlug einen nur wenig betretenen Fußpfad ſeitab durch die ſtille, doch fröhlich aufgrünende mit Winterſaat beſtellte Feldflur ein. Bald aber verließen ſie das Acker-

land und überwanderten eine Strecke Trift, auf welcher der Pfad ſich verlor, und welcher der Ausdruck einer ſchier unheimlichen Einöde aufgeprägt war. Die Fläche dehnte ſich weithin, es lag kein Wohnſitz in der Nähe, einige Kiefern ſtreckten ihre cedernähnlichen Wipfel und knorrigen Aeſte wie verwaiſt in die Luft, doch waren ſie zum Theil belebt von einem Schwarm Raben, Krähen und Dohlen, die einen Lärm machten, als hielten ſie Reichstag, oder ſonſt eine parlamentariſche Verſammlung. Düſter ſchauten die nicht allzufernen Berghöhen der Gleichberge auf dieſes Gefilde, die weit ſichtbaren Wetterpropheten des Grabfeldes. Jetzt ward junger Kiefernanwuchs durchſchritten, und endlich gelangten die Wanderer in einen ziemlich lichten, ſchlecht gepflegten, vernachläſſigten Wald. Die Fläche ſenkte ſich dabei allmählig abwärts in eine Zelle, welche von mehreren Hügeln gebildet war, ſo daß ſich bald alle und jede Fernſicht verlor, und ſelbſt die Hochgipfel der Gleichberge raſch hinterm Fußtritt der Wanderer verſanken.

„Wo gehen wir denn eigentlich hin?“ fragte Waller ſeinen Gefährten.

„Dahin, wo die Füchſe einander gute Nacht geben!“ war die Antwort, doch folgte dieſer eine weitere Erläuterung: „Wir gehn zur Kirmes, mein guter Kamerad! Bei uns iſt immerfort Kirmes, mußt Du

wiſſen! Paß nur auf, ich bringe Dich über ein gar ſchönes Fleck, das heißt die Fiſchgrube, gleichwohl iſt keine Grube da, und noch weniger Fiſche, die Zigeuner-Röſel müßt denn etwelche Häringe mitgebracht haben. Da wirſt Du gute Caprusche finden, wie ich Dir ſchon ſagte, vielleicht auch alte Bekannte."

„Du kommſt auf ein Glanzfeld*) im Walde, wo Du Dich ſo zu ſagen, auf gar keines Herrn Land befindeſt, ein glückliches, geſegnetes Fleck, wo ſich kein Laubfroſch und kein Landholchener**) hinverirrt, und wo aller Herren Länder aneinander ſtoßen, ohne ſich weh zu thun. Siehſt Du, dort hinten geht gerade ein Hildburghäuſer Zipfel zu Ende" — (der Leſer erinnere ſich, daß zur Zeit, in der dieſes Geſpräch Statt fand, Hildburghauſen noch ein ſelbſtſtändiges Herzogthum war) „dort links hat der Bayer ſeinen Boden, gerade druben rechts grenzt das Meiningerland an, und ſeitwärts liegt das Amt Themar, das den Herzogen von Gotha und Coburg gemeinſchaftlich gehört, linker Hand zum Ueberfluß bin ich, wenn ich über ein Gräbele ſpringe, auf reichsritterſchaftlicher Märtine***). Und willſt Du ins Eiſenachiſche, ſo gehſt Du an dem Wäſſerle hinunter, das aus der Pfütze rinnt, und über

*) eine Wieſe. **) Jäger, Gensd'armen.

***) Land

Mühlfeld herauf, quer über die Chauſſee, beim alten Wartthurm vorbei und hinunter in den Streugrund, ſo iſt das in weniger als einer kleinen Meile zu machen. Du kannſt alſo in einer Stunde den Dreck von einem Königreich, einem Großherzogthum, drei Herzogthümern und ein Paar Reichsrittergütern an Deine Schuhe kriegen. Und meinſt Du das ſei kein Vortheil? Oh, es iſt einer, ein groſser."

Eine allgemeine Klage der Polizeibehörden jener Zeit — daß ſie noch Statt finde, wagen wir nicht zu behaupten — gründete ſich auf dieſe vielfach verſchlungenen Grenzknoten in den Gebieten der kleinen zerſtückelten deutſchen Länder, denn es fehlte damals durchaus an einem gemeinſamen Zuſammengreifen und Zuſammenwirken der betheiligten Behörden. Jede Strafanſtalt, jedes Zuchthaus war froh, den und jenen Zögling ihrer Liebe los zu ſein und ſah ſie lieber gehen als kommen; jede Polizeibehörde glaubte genug gethan zu haben, wenn ſie vom Boden ihres Staates den aufgegriffenen Verbrecher ihrem lieben Nachbar zugeſchubt oder zugeſchoben hatte; die Zwangsarbeitshäuſer hatten damals meiſt noch eine ganz unzweckmäßige Einrichtung; das Entkommen ihrer Koſtgänger war dieſen, zum Schaden der Landbewohner, ziemlich leicht gemacht, und der Glaube mancher Beamten, daß ein Gauner nicht wiederkehren werde, wenn er einmal mit fühlba-

rem Denkzettel über die Grenze gebracht war, gehörte in der That in das Reich der phantaſievollſten Träume. Wie denn überhaupt in der Chriſtenheit kein ſo bergeverſetzender Glaube angetroffen wird, als bei den lieben Beamten, beſonders der Glaube, ſie irrten niemals und hätten immer Recht.

Die Gauner kamen wieder, wie Kaſems Pantoffeln. Es iſt nicht zuviel geſagt, wenn behauptet wird, das Gaunerleben habe in den Fränkiſchen Grenzlanden in dem Zeitraum von den Jahren 1810 bis 1825 in wahrhaft mittelalterlicher Blüthe geſtanden.

Oder ſind die Ränke und Thaten der Buttermickelsfamilie nicht noch im Gedächtniß eines guten Theils der Landbewohner im öſtlichen Franken? Gehen die Namen des alten Linhard, des großen Hannes, der Grais und Anderer nicht in Verbindung mit abenteuerlichen Raubſagen von Mund zu Mund, wenn Abends in den Spinnſtuben die Räder der Mädchen ſchnurren und die Pfeifen der Burſche dampfen? Und würden jemals Räuberromane im gewöhnlichen Publicum ein ſo ungemeines Glück gemacht haben, wenn nicht der geheimnißvolle Reiz des Schauerlichen, aber zum Theil dennoch Wirklichen ſich mit der Phantaſie — freilich auf Koſten der Poeſie — zu mancher Ausgeburt vereinigt hätte? —

Nennt nicht noch heute das Volk mit bewußtem

Wahrheitsgefühl ein Conglomerat kleiner deutscher Ländchen, das dem Schauplatz unserer Erzählung jedoch ganz fern liegt, geradezu die Raubstaaten? Warum? Gewiß nicht weil die Staaten rauben, sondern weil sie ein Eldorado aller Gaunerklassen voll Diebshehler und Gaunerherbergen bilden oder doch bildeten. Und ebenso haben die reichsritterschaftlichen Sitze den Gaunern oft Asyle geboten, weil letztere daselbst gegen geringes Einzugsgeld an die Gerichtsherren Schutz und Sicherheit fanden, mindestens soll dies der Fall gewesen sein, als die vormalige deutsche Reichsverfassung noch bestand. Aber die Verfassung mancher Gaunercolonien ist so zäher Natur gewesen, daß sie selbst die des deutschen Reiches überdauert hat. Einheit macht stark. —

Gauner-Sabbath.

In einem Vorholz über dem Wege von Rentwärtshausen nach Nordheim im Grabfelde, und zwar da wo ſich ein kleiner Sumpf ausbreitete, der früher ein Teich war, und an deſſen Saume eine Reihe herrlicher alter Pappeln ſtand, — war es lebendig von allerlei Volk — das aber weder recht that, noch Gott fürchtete, und ihm daher nicht gerade angenehm ſein mochte. Es loderte ein Feuer, und in deſſen Nähe war aus leichten Kiefernſtangen eine Art Hütte errichtet, die mit grünen Buſchholzzweigen bedeckt und an der Rückwand mit eben ſolchen Zweigen gegen den Zug geſchirmt war. Einige Schiebekarren ſtanden, einige Tragkörbe, und hölzerne Tragreſſe lagen umher; die Perſonen waren allzumal in lebhafter Unterhaltung begriffen, Schnapsflaſchen kreiſten von Hand zu Hand, von Mund zu Mund, Gelächter erſcholl und Schimpf-

worte, aber im Scherz gerufen, weckten oft neues Gelächter. Dabei summte und wirrte alles in einem seltsamen Jargon durcheinander, daß ein Uneingeweihter kein vernünftiges Wort verstand, es war als höre man das Stimmenchaos einer Judenschule, näselnde und Kehllaute mischten sich mit starkgesprochenen jüdischen Accenten; von Zeit zu Zeit weckte vor allem ein schmetterndes Lachen aus einer weiblichen Kehle das Echo der sanft zur Tiefe sich hinabsenkenden Höhen und schlug vornehmlich aus einer dichten Waldwand, welche eine dieser Höhen begrenzte, gellend zurück.

„Da gebt es ja lustig her!“ sprach Waller zu seinem Begleiter und blickte scharf hin nach der Scene die sich seinen Augen darbot, und die ganz den Anschein hatte, als solle an diesem Waldrain und auf seiner grünen Blöse über dem kleinen schilfbewachsenen Weiher eines jener ländlichen Schießfeste gehalten werden, die in Thüringen und Franken so häufig sind, und immer belebt vom Landvolk, von Krämern und zunächst auch von Gauklern und mancherlei Herumzüglern zweideutigen Gewerbes.

Jetzt wurde man der Nahenden ansichtig, eine Bewegung entstand, und man rief: „Hodo! Da kommt der Vogel! Vivat Schindelberger! Gruß Gott Trommelbauer! Schau, schau! Herr Linhard der Jüngere!

Schau der Flüchner! Guten Tag Chriſtian! Guten Tag Andreas Leonhard!“

„„Alle Hagel! Der Caspar Waller!““ ſchrie ein Weibsbild mit vollem rothen Geſicht, von unterſetzter Statur und äußerſt wohlbeleibt, und ließ dieſem Ausruf gleich ein ſchallendes Gelächter folgen. „Wie groß und ſchön der Junge geworden iſt!“ — Gelächter — Kennſt mich denn noch, Hann Caſperle?“ — Gelachter — „I wie geht Dir's denn?“ — Gelächter. „Na ſo was! Der Junge kennt ſeine Trine nicht mehr, und ich muß mich wälzen vor Lachen!“ — Rieſs und ſchlug auf den Boden und lachte und wälzte ſich.

Trinens Gelächter und unbändiges Gebahren wirkte anſteckend, alles drängte herzu und lachte aus vollem Halſe mit, und alles ſah auf Waller, der allein nicht lachte, dem es ein großes Mißvergnügen verurſachte, hier die ehemalige Magd ſeiner Aeltern zu treffen, und von ihr mit nicht geringer Unverſchämtheit begrüßt zu werden. Da ſchob ſich eine hagre Geſtalt, welche die andern Alle um einen Kopf überragte, durch das Gewimmel, trat vor Waller hin, und bot ihm die Hand. Es war ein überlanger dünnbeiniger Kerl mit fahlem, verlebtem Geſicht und gerötheten Augenrändern, der Freund und wohlbekannte ehemalige Gefährte — Andres — der Schafknecht.

„Du hier?“ fragte Waller mit aufgeriſſenen Au-

gen. — „Der und andre Leute!“ ſchrie eine grobe Stimme hinter Waller, und umblickend ſah er daß Adam neben ihm ſtand.

Ein Schreck durchzuckte ihn. Adam hier? ſollte auch Amalie — ſollte Lucie? — vielleicht — unter dieſem — Geſindel ſein? —

Waller behielt keine Zeit, ſeinen Gedanken nachzuhängen. Ein derber Schlag auf die Achſel — ein neuer brüderlicher Gruß — Frieder Hormann.

„Herzens Caspar! Alter Kamerad!“ ſprach der ihn an: „Berge und Thäler kommen nicht zuſammen, aber die Menſchen. Wo haſt Du denn ſo lang geſteckt? Aha, Du haſt wirklich geſteckt — von Wegen Vagabundirens! Es iſt ſchrecklich, nicht das bischen Leben wird einem vergönnt!“

„Hab' Dir allerlei Grüße zu beſtellen, Junge,“ ſprach Adam zu Waller. „Aber wie ſiehſt Du denn aus? Du ſchauſt ja aus wie der Lazarus, als er aus dem Grabe ſtieg! Schaffe Dir bei Zeiten eine andere Garderobe an Caspar, oder warte bis die Erbſen grün ſind, und ſtelle Dich als Vogelſcheuche in ein Erbſenfeld. Siehſt auch hungrig und durſtig aus! Heda, Zigeuner-Röſel! Einen Bittern und einen Häring!“

Die Gerufene, ein Weibsbild von dreißig Jahren, mittler Statur und rundem Geſicht, das in ſeiner Farbe die ſprechende Urkunde ihrer Abkunft enthielt, nächſt

ſchwarzem Haar und braunen ſchelmiſchen Augen, kam alsbald herbei, da ſie die Stelle einer Marketenterin verſah, und wälſchte einen jeniſchen Gruß aus ihren aufgeworfenen Lippen, zwiſchen denen ſie zwei Reihen blendend weißer Zähne zeigte.

„Sieh hier eine Abkömmlingin von einem der heiligen drei Könige!“ ſcherzte Adam, worüber Trine eine neue Lache aufſchlug, die ſich indeß an der Geſtalt des langen Andres wieder vom Boden emporgerichtet hatte.

Während dieſe Geſpräche ſtatt fanden, ordnete ſich das übrige Völklein, das ſich auf dem kleinen Wald-Wieſenplan bewegte, und nicht alsbald in nähere Beziehung zu Waller trat, in Gruppen, und machte ſich's bequem nach ſeiner Weiſe. Es war ein Schlag Menſchen von dem mannichfaltigſten Ausdruck der Phyſiognomie: Frechheit, Kühnheit, Keckheit, Verwegenheit, und wieder Liſt, Verſchlagenheit, Demuth ſogar und frömmelnde ſüßliche Wehmuthmiene eines Leichenanſagers kamen hier zur Erſcheinung.

Da lehnte der im ganzen Gau berüchtigte, nirgend wohnhafte Marionettenſpieler Heinrich Graf am Kaſten auf ſeinem Schiebekarren, der Bühne und Perſonal ſeiner ſchaurigen und burlesken Hanswurſttragödien enthielt, und wickelte gedankenvoll einen Kuhkäſe aus einem ſeiner übrig gebliebenen abſcheulich geſchriebenen Theaterzettel, welcher Zettel alſo lautete:

Thierader-Anzeiche:

Die hier anweſende Marinettenſchauſpieler-Geſellſchaft wird heint auffuhren:

1) Der ungerathene und verlorne Son oder die Toden-Schwann *)
2) Der weder Vatter noch Mutter gehorſam war.
3) Wobey der Vatter ſein Kind wird beſtrafen als ein Geiſt auf dem Todenſteiniſchen Gaſtmahl.

Beſtehet in drei Akten.

Zum Beſchluß:

4) werden wir Ihnen vorſteblen den ſogenannten Luſtigen — Caspar den luſtigen Keſſelflicker.

Der Schauplatz iſt bekannt.

Man bittet die Zettel aufzuheben, weil ſie wieder abgeholt werden.

Neben dem Schiebekarren lagerte die alte Roſine, Mutter des Marionettenſpielers; ſie fuhr gewöhnlich mit einem Pferd und Wägelein voll Töpfergeſchirr, das ſie aber in einem benachbarten Ort eingeſtellt hatte, im Lande herum und ſpielte die Zither. Dieſe hatte ſie nicht vergeſſen, und es gab ein komiſches Bild, das alte

*) Lieber Leier, dieſes ſollte heißen: Don Juan. Der Zettel hat wirklich ſo exiſtirt.

Weib von hexenhaftem Aussehen eine Zither in Händen halten zu sehen, wie ein junges Mädchen. Sie blinzelte oft zärtlich mit ihren grünlichen Augen nach dem und jenem der jüngeren Stromer, was abscheulich aussah. Neben ihr saß der zwanzigjährige Sprößling Grafs, und spielten noch drei Kinder, zwei Mädchen und ein Knabe. In der Nähe ruhten traulich neben einem Reff, darauf sich Porzellan- und Glaswaaren befanden, der schwarze Johann und seine Gefährtin, Margarethe Barb, beide schon etwas bejahrt, und beide als Herumtreiber gleich berüchtigt. Auch von Letzterer war ein Sohn vorhanden, Peter Lorchheim, ein junger Mensch von etwa vier und zwanzig Jahren, von kleiner Statur, bartlos, mit etwas starrem Blick, und den Ausdruck geheimer Laster im Gesicht.

Eine auffallende Erscheinung gewährte ein Mann, von ziemlicher Länge, dessen Armen die Natur einen üblen Streich gespielt hatte, indem diese Arme ganz mißverhältnißmäßig kurz gerathen waren, doch war er von der liebenden alles gütig ausgleichenden Allmutter durch lange Finger entschädigt, die er fleißig zu seinem Nutzen zu verwenden wußte. In seinen kurzgeschnittnen, schwarzbraunen Haaren trug er einen Kamm. Er stand in hohem Ansehen, denn er war einst Mitglied einer ausgezeichneten Bande gewesen, die das ganze Grabfeld unsicher gemacht hatte. Auch die Ehehälfte des kurz-

armigen Michels, genannt die alte Agathe, war zugegen. Ihr Geſicht war mit einigen Warzen geſchmückt und ihre tiefliegenden blaugrauen Augen ſchoſſen nach allen Seiten eben ſo liſtige, wie tückiſche Blicke umher. Dieſe Blicke weilten beſonders boshaft auf einem Weibsbild von hagerer Statur, kleinen ſchwarzen blinzenden Augen, welche mit dem Namen Lügenmargtle beehrt war, und die unangenehme Eigenſchaft hatte, ihren Mund oft in kleine ſeltſame Falten zu legen, mit der Zunge uber die Zähne und die Lippen zu fahren und dadurch ein leiſes Schmatzen hörbar werden zu laſſen. Sie war die ehemalige Zubälterin und jetzt verlaſſne Geliebte des kurzarmigen Michels, daher die böſen Blicke der alten Agathe. Doch war Lügenmargtle über dieſe Blicke ſehr unbekümmert und über dieſe Verlaſſenheit keineswegs troſtlos, denn ſie hatte ſich ein hübſches Kerlchen angeſchafft, der auch jetzt neben ihr ſaß; er hatte eine kleine Stumpfnaſe, etwas ſehr dicke Lippen, helle Augen und dunkle Zähne, ſchielte, und trug ein Schnurrbärtchen. Dieſes Kerlchen führte allerlei Namen, als kleiner Fiſcher, Ludwigsburſch, Dickenbub, und Roſenzweig; ſein wahrer Name war Lorenz Dietrich. Er war von Profeſſion ein Weber, zog aber auf Märkten und Vogelſchießen umher, wo er die Violine ſpielte, Gaſſenhauer ſang und Grimaſſen dazu ſchnitt, faſt ſo ſchön wie heutzutage der ſanfte Heinrich. Es war ein

Exemplar von seltener Beliebtheit, ganz wie der sanfte Heinrich.

Die Gesellschaft wurde bald sehr munter und aufgeräumt. Die Frühlingssonne theilte die Nebel und schien hell und warm herab auf die verlornen Söhne und Töchter; man aß, man trank, man scherzte, man lachte, man wollte auch ein wenig tanzen. Rosenzweig begann auf seiner Violine zu streichen; des Marionettenspielers Kinder nahmen Becken und Triangel zur Hand, die Zigeunerrösel brachte, Gott weiß woher, ein Tambourin zum Vorschein; die alte Rosine rasaunte wild und zärtlich zugleich auf ihrer Zither und die Kinder des Heinrich Graf schlugen nebenbei noch auf ein Trommelfell, das statt Bretes an der einen Wand des Marionettenkastens fest aufgespannt war, der sonach auch als große Trommel diente. War das nicht Orchesters genug? Wer gern tanzt, dem ist leicht gepfiffen.

Bald schwangen sich die Paare im Reigen umher, da tanzte der dicke Schleifer und Kesselflicker mit der Krauskopfs-Margret, der Suhler Johann mit der lustigen Katharina, Firine genannt, der böhmische Johann, genannt Hopfensack, auch Heinrich Huck oder Ignaz Maschka mit der Schleifers Durl, Tochter der kleinen Schleiferin, Brigitte genannt, ein bejahrtes Weiblein, das auch zugegen war, und sich auf Wahrsagen, Kartenschlagen und Schatzgraben verstand, auch einen Ha n=

del mit Zauberwurzeln trieb; — Strumpfwirkers Jörg mit Schwamm-Pauls-Ottilia und Christian der Schneckenjäger mit der fuchsroſſirlichen Hanne. Fluchner, der Trommeltauer genannt, zog die ſchöne Kätter Exel zum Tanze auf, Frieder die Kätzenſtoffels Verona.

Das Orcheſter vermehrte ſich; es nahte ein alter Kerl von durchaus burſchikoſer Haltung, mit hoher freier Stirne, darauf ein abgeſchabtes Sammt-Baret ſaß, der viele Runzeln und wenige Zähne zeigte, den Mund zuſammengeklemmt hielt, an der Naſe links eine große braune Warze hatte, am Kinn einen fuchsfarbigen Bart und ſich ſelbſt altdeutſch trug. Er wurde mit dem jubelnden Zuruf: „Hobo! Der Student! Speculation! Vivat Speculation!“ von einem Theil der Geſellſchaft begrüßt, und zog alsbald ein Doppelflageolet aus der Bruſttaſche, um mit deſſen hellen Tönen die Tanzmuſik vollſtändiger zu machen.

Etwas minder freudiger Empfang galt ſeinem Begleiter, dem ſogenannten Geigen-Peter, der ſeinen Beinahmen dem Inſtrumente dankte, das er mit ſich führte. Er war in mittlern Jahren, hatte in Frankreich als Militair gedient, die Haltung ſeiner großen und ſchlanken Statur und der wohlgepflegte röthlige Bart gaben ihm eine Art martialiſchen Anſehens, gleichwohl trauten ihm nicht Alle, denn er galt für halbſchürig, weil er ſich zwar der luſtigen Geſellſchaft, die ſich hier zu-

sammenfand, gern anschloß, auch bettelte oder mit kurzen Waaren handelte, aber noch niemals gesessen, und an Diebstählen keinen Antheil genommen hatte. Halbschürige sind Leute, die oft verrathen, deshalb ist ihnen nicht zu trauen, lautet die Gaunertaktik.

Auch der Geigenpeter nahm seine Violine zur Hand, und half zum Tanze aufspielen.

Während diesem Wirbel hatte Adam Sorge getragen, daß Waller eine andere Bekleidung erhielt, die er hinter der grünen Wand der Bude anlegte, in welcher die Zigeuner-Rösel ihren Schänkkram nebst Häringen, Käsen, Brod und Semmeln hatte; auch war Adam so gütig, Sorge zu tragen, daß Waller sich hinter der Schirmwand rasiren konnte.

Gleichzeitig schritt die Bettler-Prophetengestalt des alten Linhard, desselben Weges kommend, den Flüchner und Waller eingeschlagen, ebenfalls auf die Waldblöße nieder; er nahte dem Kreise, entblößte seinen kahlen Scheitel, hielt die Mütze, wie bettelnd, dem und jenem der Genossen hin, und betete dazu auf verrucht scherzhafte Weise mit aller donnernden Grundgewalt seines Basses, indem er die heulende Stimme eines Verdammten im Thale Josaphat klagen ließ:

„O weh ach weh meiner fünf Sinnen!
In der Höll muß ich ewig brinnen!
In der Höll muß ich hinein gahn!

Da ſeh ich nimmermehr weder Sonne noch Mon!
Dohin will mich der Teufel ziehen
Dann ich will und mag ihm nit entfliehen!
Gottes Marter an mir iſt verloren,
Ueber mir ſchwebt der ewige Gottes Zoren!"

Welche Contraſte! Dieſe tiefe brüllende Stimme die freilich nur im Scherz gotteslästerlicher Verruchtheit an das ewige Gericht mahnte, und die Klänge der drei Violinen, das Gellen des Flageolets, das Klingen der Becken, das Rauſchen der Zitherſaiten und des Tambourins, das Pauken auf dem Trommelfell, das überlaute Gelächter der dicken Trine, die ſich wie toll im Wirbeltanze drehte, das Jauchzen wilder ungebändigter Luſt, die zu einer Orgie am hellen Lichte der Sonne und des Tages auszuarten drohte, der freche Scherz, die unzüchtige Liebkoſung, die derbe Handgreiflichkeit, der ſinnbethörende Genuß des Brantweins. — —

Und da ſtand Waller — umgekleidet — aber ſtill — nachdenklich — das war alſo die gute Capruſche, die luſtige Geſellſchaft, in die ſein Führer ihn bringen wollen und gebracht — er ſtand da, und ſchaute auf das Getümmel gedankenlos hin — und als Frieder und Andres aus dem Reigen traten, als ſie ihn in den fröhlichen Kreis ziehen wollten, wieß er ſie mit ſtummer Gebehrde zurück. Fluchner trug ihm ſeine hübſche, vollfriſche und von Sinnenluſt frech

flammende Tänzerin, die Hannkäther Erel an — Caspar dankte trocken und sprach: „ich kann nicht tanzen, ich habe mir den Fuß vertreten.“ Rasch streckte ihm die Erel ihre breite Zunge heraus, drehte ihm den Rücken und hob ein wenig ihren Rock, zum verständlichen Zeichen.

Ein Wort, ein einziges Wort oder zwei, die ihm Adam ins Ohr geraunt, machten Waller so wortkarg, so freudenscheu. Die Kunde vom Zustand seiner Lucie.

Adam hatte eine heimliche Freude darüber, daß Waller die überbrachte Nachricht so ernst, und nicht mit dem Leichtsinn eines Liederlichen aufnahm; er nahm wahr, daß Waller ganzes Herz noch an dem Mädchen hing, er war nun sein — sein Gebannter, sein Gefesselter, sein war fortan, das wußte er, Wallers Thatkraft, Wallers Muth und Entschlossenheit, und hatte dieser sich bisher unentschieden gehalten, nun — dachte Adam, wird er schon aufthauen und wirken — wenn es für Drei zu sorgen giebt. Und wir wollen ihn schon stacheln, daß er die Hände nicht in den Schoos legt. — Tausend Neuigkeiten und Nachrichten wurden indessen mitgetheilt und ausgetauscht, Pläne und Verabredungen gemacht und getroffen, alles aber in dem kochemer Kauderwälsch, das nur den Eingeweihten verständlich war.

Eine Erscheinung eigenthümlicher Art lenkte mit

einem Male nach und nach die Blicke aller Anweſenden auf ſich, die Inſtrumente verſtummten allmählig, die am Boden Sitzenden erhoben ſich, wer die Flaſche oder das Glas am Munde hatte, ſetzte ab, wer im Fluß der Rede begriffen war, unterbrach ſich, und über alle Anweſenden über der Fiſchgrube breitete ſich ein Geſammtausdruck, nämlich d e r — erwartungsvoller Neugier.

Auf einem Pfädlein, das mehr von Reben- oder Ziegen- als von Menſchenfüßen gebildet und ausgetreten ſchien, und ſich von dem reichsritterſchaftlichen Orte Vibra hier herüber durch die Waldung zog, erſchienen einige Reiſende, was zu dieſer Jahreszeit, in dieſer Gegend, auf dieſem Wege allerdings eine ganz ungewöhnliche Erſcheinung war, und noch mehr war dieß der Fall, als jene Geſellſchaft, die aus einer ältlichen und einer jungen Dame, einem Herrn und, wie es ſchien einem bejahrten, bäueriſch gekleideten Boten, der in einem Tragkorbe das Reiſegepäck trug, beſtand — ihre Schritte geradenweges herab zu dem Wald-Thalchen über der Fiſchgrube lenkte.

„Herr Jeh!“ rief eine Stimme, und zwar die der alten Roſine: „guckt doch den ahlen Kerl, der das Reff trägt, das is ja der Hann Bonawitz, der Poſt-Hannes, der Wäsgott! Guckt nur, der druckt wieder die Augen zu, und geht wie wann er ſchlief oder duſelte!“

„Wärzig!“ (wahrlich) riefen Mehrere aus der Gesellschaft: „es ist der Post-Hannes, der Birkicher Krämer, der Wohlsbacher, der Oeslauer! Aber was für eine Gesellschaft hat er denn? Wie kommen die hieher?“

„Grüße euch Gott, liebe Leute!“ rief die Allen voranschreitende ältere Dame mit einer einehmenden Stimme der Versammlung zu: „und laßt euch ja nicht in eurem ländlichen Vergnügen stören! Unser guter Bote scheint des Weges nicht recht kundig zu sein, und hat uns, statt auf den Weg nach Melrichstadt, von Bibra aus ein wenig irre geführt. Ihr seid wohl so gütig, uns auf den rechten Weg zu zeigen, ja wir können vielleicht, da ihr, wie es scheint, ein ländliches Fest feiert, für Geld und gute Worte eine kleine leibliche Erquickung bei euch finden?“

„O warum denn das nicht, gnädige Herrschaft!“ nahm der alte Linhard, der Patriarch der Gesellschaft, das Wort, und zog wiederum seinen Pelzbardel ab. „Gnädige Herrschaft sind blos ein klein Wenig linker Hand gekommen, das schadet gar nichts, wir geben Ihnen einen sichern Wegweiser, aber geruhen Sie doch, sich erst ein Wenig auszuruhen. Uns ist's zu Muthe bei Ihrem Anblick, gnädige Frau, Fräulein und Herr, als müßten wir beten:

„Wenn der jüngſte Tag will werden
Fallen die Sternlein auf die Erden,
Biegen ſich die Bäumelein
Singen die ſchönen Waldvögelein!
Da kommt der liebe Gott gezogen
Mit ſeinem ſchönen Regenbogen
Ihr Todten ihr ſollt auferſtehn,
Und vor Gottes Gerichte gehn!“ —

Vergebens winkte die Dame mit ihrem Taſchentuche dem brüllenden Bettler, zu ſchweigen, ſie hätte eher einen Adler im Fluge gehemmt, und einen Bach im Brauſen, als das Räderwerk der Litaneien des alten Linhard in ſeinem Fortrollen:

„Ihr ſollt treten auf die Spitzen,
Wo die lieben Engelein ſitzen;
Ihr ſollt treten auf die Bahn,
Wo euch der liebe Gott hin will han. Amen!“

Was that die Dame? — Sie zog eine gehäkelte grünſeidne Börſe, entnahm ihr zwei blanke Thalerſtücke, hob dieſe hoch, rief mit wohlwollender Miene: „Für euch Alle, liebe Leute!“ und ließ ſie klingend in die Mütze des alten Linhard fallen.

Jubelnder Dankruf erſcholl im Kreiſe. Das war eine unerhörte Freigebigkeit! Wer mochte dieſe Dame ſein und das Fräulein, ihre Tochter, wie man auf den erſten Blick ſah, der Mutter jugendliches Ebenbild und von ächt theatraliſcher Grazie, die Blicke frei und un-

befangen, ein Lächeln der Holdſeligkeit ſtets bereit, und Haltung, Gang und Schritt — alles wohl berechnet.

Und der männliche Begleiter, ein hoher Vierziger wie es ſchien, gut gewachſen, von militairiſcher Haltung, einige Narben im Geſicht, muthmaßlich Zeugen und Zeigen rühmlicher Tapferkeit; das Geſicht von einem röthlichen Backenbart eingefaßt, das Haar lichtbraun, die Augenbrauen blondröthlich und die Wangen etwas eingefallen — zeigte ſich ebenfalls herablaſſend und gnädig gegen die Verſammlung. Man machte ſich's bequem, man ruhte, man ſah ſich mit einem gewiſſen Reſpekt behandelt, und erwiederte dieß mit Freundlichkeit und Güte. Der Tragkorb des Boten bot alle Ingredienzien zu einem guten Weinpunſch: Zucker, Arrak, Wein und Citronen — und Töpfe — nun an dieſen, die einen Handelsartikel der alten Roſine ausmachten, fehlte es nicht — und ſo ſah der Wald über der Fiſchgrube das Unerhörte, hier ſich noch nie Begebene, bald einen dampfenden Punſchtopf, der die Stelle einer Bowle vertreten mußte.

Die fremde Dame leerte neben manchem Gläschen ein ganzes Füllhorn freundlicher Worte und Redensarten aus, und während die alte Roſine ſich neugierdevoll zu dem Boten ſchlich, um von ihm zu erforſchen, wer die Herrſchaft ſei, die er begleite und die ſich ſo „liberal" erzeige? fragte die Dame Adam nach ſeinem

Wohnort, hatte ein herablassendes Kopfnicken für Frieder und Andreas, kostete belobend den Bittern der Zigeuner-Rösel und klopfte sie auf die schwarzbraune Wange, sprach ein schmeichelhaftes Scherzwort zu Trine, so daß diese vor lautem Gelächter aufzuplatzen drohte, fragte den Marionettenspieler nach dem Alter seiner hoffnungsvollen Kinder, und betonte dabei das Wort hoffnungsvoll; kaufte vom schwarzen Johann einige Trinkgläser und kniff den blassen Hannpeter Lorchheim in die abgemagerte Wange. Dem kurzarmigen Michel nickte sie blinzelnd zu, wie einem alten Bekannten, und machte der alten Agathe einen höflichen Knix, als sie an derselben vorbei kam. Lugenmargtle und ihr holdseliger Trauter, Rosenzweig, wurden mit freundlichen Grüßen beglückt, und die Schleifers Durl erhielt sogar die Ehre zum Handkuß zugelassen zu werden, wonach diese sich lüstern zeigte, um einen Versuch zu machen, der Dame die grünseidne Börse zu stipitzen, welcher Versuch aber an der Umsicht derselben scheiterte. Das Talent von Speculation und Geigenpeter empfing Belobung und Waller endlich empfing eine Anrede, die ihn nicht wenig überraschte. Die Dame trat ihm näher, und sprach halblaut, so daß es Niemand hörte als er und die Tochter, die ruhig an der Mutter Seite blieb, aber ihre Blicke forschend in dem seltsamen Kreise umhergehen ließ: „Sie scheinen unglücklich und sehr nach-

denklich, mein junger Freund! Könnte ich Ihnen doch einigen Troſt gewähren! Ich leſe aus den Linien Ihrer offnen Stirne Ihr ganzes Schickſal! Sie leiden unverdient; ihr Herz trägt ſchwer an geheimen Kummer, Sie fühlen ſich in dieſem Kreiſe nicht heimiſch, Ihr eigener Wille brachte Sie nicht hierher, das alles nehme ich deutlich wahr, denn ich verſtehe mich auf die Liniamente. Folgen Sie mir nach — ich ziehe Sie in eine höhere, ſchönere Sphäre, und ich glaube die Mittel zu beſitzen, Ihre Leiden zu lindern."

So ſprach die ſchöne fremde Dame mit einer Stimme voll mütterlichen Antheils an ſeinem Schickſal und mit dem gefühlvollſten Ausdruck, und das Fräulein heftete einen zündenden Blick auf ihn, und ſenkte dann, wie beſchämt und leiſe erröthend, als Wallers Blick den ihren traf, ihre langen dunkeln Wimpern.

Indeſſen hatte der männliche Begleiter dieſer Damen einen ſehr ſchönen buntgeſtickten Tabaksbeutel geöffnet, und mehreren der Geſellſchaft angeboten, daraus ihre Pfeifen zu ſtopfen. Und was enthielt dieſer Beutel? Porto Rico? Porto Cabello? O weit gefehlt — ächten türkiſchen Tabak enthielt er, fein duftend wie Parfum, verlockender als die verbotene Frucht des Lebensbaumes im Paradieſe. —

„Wär iſſe?" fragte die alte Roſine, die etwas ſchwerhörig war, wiederholt den Boten, den ſie ein

wenig abſeit geführt, daß die Andern nichts von dem Geſpräche vernehmen konnten.

„Able Schlumpe! Wie ville Mohle ſöll ich's uch dann noch ſaie?“ antwortete Johann Bonawitz im thüringiſchen Dialekt, und dabei öfters den Mund zuſammenziehend. „Es is de Madame Hanne Gieſ, wuhlgeburne Marſeillaiſe us Coburgk, wäß Gott, und das Majen es ihre Tochter Miene, wäß Gott, un der Harre das is Harr Pieter Lenze, wäß Gott, ha is im Bahmbarkſchen Sulvat giwaſen, un hatt in Redderfüllbich bi Coburgk kewuhnt. Hä rähſt mit der Madame Gieſe herimmer, ſo mügen wuhl à Tächtelmächtel met'nanner gehobe. Mich han ſe gerade getruffen als ich im Viberſcher Werthshus ſahß, und hamm mer en kuten Butenluhn verſpruchen, wann ech öhr Gezügk nach Mellerſtadt ſchleppen wullte, wäß Gott! Ich kenn ſe nämlich ſchun von Coburgk her, wu ich uf der Buſt diente, wäß Gott! — Ach du allerlieber Gott!“

Dieſer die Rede beſchließende Seufzer galt der Erinnerung an einſt als Poſtbannes empfangene gute Trinkgelder und einſt genoſſene gute Schnäpſe — einer ſüßen Vergangenheit, und die alte Roſine, der dieſe Nachrichten in das Ohr geſchrien worden waren, hinkte wieder nach dem Schiebekarren, neben welchem ihr Platz war. Zwar war der Poſthannes als ein ganz durch-

triebener Schalk bekannt und als Erzlügner verrufen, allein dieſesmal ſchien ſein Bericht doch glaublich.

Und die fremde Dame, die ſo wohlwollend und freundlich, ja beinahe wie ein „Gebild aus Himmelshöhen," nur ganz anders, in dieſen Kreis getreten war, war allerdings Frau Johanne Gieſe aus Coburg, und wir werden im Lauf dieſer Erzählung noch die Art kennbar machen, mit der ſie ſich im Grabfeld eine eigenthümliche Berühmtheit verſchafft hat.

Waller kannte ſie nicht, weder von guter, noch von ſchlimmer Seite, aber ihre Anſprache that ihm unendlich wohl, er faßte von ihr die beſte Meinung; ſelbſt die Tochter, ein ſchönes Mädchen, machte Eindruck auf ſein leicht zu entflammendes Herz, das ſich gern jedem Genuß hingab, den ein günſtiger Augenblick bot, ein Herz, das die Tugenden der Entſagung und der Selbſtbeherrſchung gar nicht kannte, und auch nie irgendwo edle Vorbilder derſelben erblickt hatte.

War es ein Wunder, wenn Waller dieſer vornehmen Frau zu folgen beſchloß, da ſie ihn ſo liebreich aufforderte? Er dachte: Wahrſcheinlich iſt ſie eine reiche Edelfrau, ſie kann dich anſtellen als Jäger. Du kannſt ja wohl ein wenig mit gebratenen Haſen umgehn. Vögel fangen kannſt Du auch und was ſonſt zu wiſſen nöthig in ſolchem vornehmen Dienſt, das lernt ſich. Waller ſah ſich ſchon im Geiſt im grünen

netten Jagdgewand, eine köſtliche Birſchbüchſe übergehängt, eine Jagdmütze mit Birkhahnfeder geſchmückt; wenn er ſich gut aufführte, konnte er vielleicht Förſter werden auf dem Gute dieſer Dame, und dann konnte er — o unausſprechlich ſüße Hoffnung, auch Lucie retten aus ihrer tiefen Armuth, aus der Schande — in die er ſie geſtürzt. Goldne Träume! — Armer — verlorner Sohn! —

Ein Wiederſehen.

Und wieder war der Herbſt gekommen; die Zeit der Aernte war vorüber, und das fröhlichſte aller ländlichen Feſte, die Kirmſe, bereitete ſich in den Dörfern vor. Der ländlichen Feſte? Lieber Gott, was wären denn das für welche, außer der Kirmſenzeit, daß man in der Mehrzahl von ihnen redet? Höchſtens ein Pfingſtreigen und ein Aerntetanz, ein Schnitterbier, außerdem heißen des Landmanns Feſte Arbeit, Plage, Sorge, Kummer, zumal wenn die Fluren verhageln, wenn Mißwachs ſie trifft, wenn Viehſeuchen kommen, dennoch ruht und raſtet der Landmann nicht, mit immer neuer gottvertrauender Hoffnung beſtellt er ſeinen Acker, ſäet er ſeine Saat und erharrt ſeine Aernte.

In den beiden Nachbardörfern, wo Wallers Verwandte noch lebten, hatte ſich, während er ſich im Grabfeld umhertrieb, nichts Weſentliches verändert. Seine Brüder arbeiteten auf ihrer Profeſſion und leb-

ten ſo einförmig hin. Gretlies diente noch, und war ganz unbeſcholten; ſie führte das Leben einer armen Dienſtmagd, die früh aus dem Bette muß und ſpät hineinkommt, die den ganzen Tag für ihre Herrſchaft arbeiten muß, beim Kochen helfen, das Vieh füttern und beſorgen, aufwaſchen, ſcheuern, Wäſche waſchen, den Brodteich kneten, und Abends für die Herrſchaft ſpinnen. Das iſt das Alltagsleben einer Dienſtmagd auf dem Lande und in den kleinen Städten. Dafür bekommt ſie alljährlich neben der Koſt zwölf — ſage zwölf und wenn es hoch kommt, achtzehn Gulden Lohn und zu Weihnachten einen Rock, vielleicht auch ein Paar Schuhe. Iſt die Herrſchaft halbweg etwas heftiger Natur, ſo giebt es des Gezankten und der übelklingenden Worte, der kränkenden Redensarten genug, und ſie konnte ſonſt froh ſein, wenn ſie nicht bisweilen einen Puff oder ein Paar Maulſchellen als Dreingabe zum Lohn bekam. Heutzutage iſt auch darin ein zeit- und vernunftgemäßer Fortſchritt geſchehen. Es darf Niemand mehr in geſitteten Staaten ſein Geſinde ſchlagen, bei harter Geldbuße oder gefänglicher Haft; von Rechtswegen! Nur die böſen Männer prügeln ihre Weiber noch ungeſtraft, und umgekehrt.

Aber am Sonntag iſt ein guter Tag für die Magd. Da hat ſie blos, wie gewöhnlich, das Vieh zu beſorgen, die Betten zu machen, zu kehren, zu kochen,

zu ſpülen, da kommt der Nachmittag herbei, da darf ſie, wenn ſie ſich recht tummelt, daß ſie fertig wird mit Spülen, mit Auswaſchen und mit ihrem Anzug, in die Kirche gehen, und ſpäter darf ſie für ſich arbeiten, darf ihre Strümpfe ſtopfen und was ſonſt zu ſtopfen iſt, ſie mag auch ein wenig ſpazieren gehen, wenn es gerade gutes Wetter iſt, vielleicht auch von Zeit zu Zeit einmal zum Tanze, der höchſte Grad ihrer beſcheidnen Freuden. Wohl ihr, wenn ſie auch dieſen nur mit Mäßigkeit, mit Beſchränkung, mit Sittſamkeit ſich hingiebt, denn hat ihr des Himmels Güte ein ſchönes Geſicht und leibliche Wohlgeſtalt verlieben, — ſo fehlt auch hier nicht der böſe Geiſt der Verführung, der die Macht des heißen Jugendblutes und die Sinnentriebe zu Bundesgenoſſen hat, und nur zu oft wird die Schönheit des Verderbens Beute.

Im Dorfe Roſa lebte auch Riekchen mit ihrer Mutter in gewohnter Weiſe fort. Riekchen blühte noch, war noch ſchön und gut, wie immer. Sie war nun in dem Alter zwiſchen neunzehn und zwanzig Jahren, war immer noch die Schönheitkrone des Dorfes, hatte aber immer noch nicht gefreit. Jetzt aber war es ausgemacht, daß ſie Peters treuem Werben ſich nicht länger abhold zeige, und auf der Kirmes ſollte die feierliche Verlobung Statt finden, und dann noch vor dem Adventſonntag Hochzeit ſein. Da ſich die Liebenden

ſchon lange kannten, war ein noch weiteres Hinausſchieben der Verbindung überflüſſig.

Dieſe Verbindung ließ nur Glück vorausſehen, jenes ſtille und unendlich ſchöne Glück, das aus einem thätigen Leben, aus einem Leben voll Liebe, voll Freude an der Häuslichkeit erblüht, an dem Tempel, den zwei junge tugendhafte Gatten mit einander aufbauen. Und der Hinblick auf die Hochzeit, das Sommerſonnenwendefeſt des Lebens, das hohe Feſt, die freudige Zeit, wie mannichfache Gefühle weckte er, aber wie mannichfache Thätigkeit und ernſte Vorbereitung nahm er zugleich in Anſpruch!

Nur Glück ſtand in Ausſicht — und dennoch liegt Etwas auf dem Herzen der Brautmutter, der guten Frau Kroll, und ſie hat es auch Riekchen mitgetheilt, und auch die Stirne des heitern unſchuldvollen Kindes iſt überſchattet von kleinen Wölkchen.

Mit unumgänglicher Strenge fordert in dieſem Lande die Sitte und das Herkommen, daß zu einer großen Bauernhochzeit alle und alle Verwandte geladen werden. Die Verwandtſchaft der Frau Kroll war nun zwar nicht groß, auch die des Bräutigams nicht — aber — da lag der Schlagſchatten im Sonnenlicht, da lag der Stein des Anſtoßes im Wege — drüben, drüben die leidige Verwandtſchaft. Oft ſpra-

chen Mutter und Tochter es im Stillen mit einander durch, und wußten keinen Rath.

Hanngörg und Heinrich waren, wenn auch arme, doch unbescholtne Burſche; gegen die Baas Gretlies ließ ſich, falls die Brotherrſchaft ihr erlaubte, zur Hochzeit ihrer Verwandtin zu kommen, nichts einwenden — die kleine Annbarb, wenn dieſe abkommen konnte, war unbedeutend — aber — aber — die böſe Ottilie; war ſie nicht verhaßt und verrufen in ihrem Ort, wie in den Nachbarorten, war ſie nicht — nächſtdem daß ſie eine Gefallene war — verdächtig, manches Unrecht verübt zu haben, das der Ehre ſchadete? Und war ſie nicht bettelarm? That es nicht Noth, wenn man ſie zur Hochzeit lud, ſie zuvor zu kleiden? Und welchen Dank würde man dafür ärnten?

Ach und das war es noch immer nicht alles; ein gleich naher Verwandter, ein Unglücksſohn, lud Schmach und Schande auf die Familie. Es war landkundig, daß Caspar Waller drüben beim Juſtizamt zu Dermbach im Criminalgefängniß ſitze, und was man von ihm wußte, war, daß er bereits früher ein oder einigemale geſeſſen habe, ſeiner Haft aber durch die Flucht entgangen ſei. Mancherlei Räubereien wurden ihm Schuld gegeben, und Chriſtian, der neue Knecht des Scharfrichters und Fallmeiſters im Nachbardorfe, ſollte erzählt haben, er ſei dem Caspar einigemale im Grabfelde be-

gegnet, als er in dortiger Gegend gedient habe, und der Caspar sei immer unstät und landflüchtig gewesen und habe sich an allerlei loses Gesindel gehängt. Wie ein naher Verwandter im Zuchthaus, oder welches als einerlei galt, in Untersuchungshaft im Criminalgefängniß, das war ein Herzeleid, ein großes für die redliche Frau und ihre bräutliche Tochter. Solches Herzeleid kann den besten, den geachtetsten und rechtlichsten Personen widerfahren, und es ist Unrecht, sie deßhalb zu mißachten. Aber wie ist die Welt? Den Fallenden giebt sie einen Fußtritt, daß er noch tiefer stürzt: den Gesunkenen hütet sie sich wohl, die Hand zur Aufhülfe zu bieten; das Bild des Geschmähten macht sie ganz zur Fratze, und kommt ein Mensch durch eigene Schuld in's Unglück, wird er zum Verbrecher, so haben es die weisen Männer und Frauen seiner Umgebung ihm schon lange angesehen und angerochen, daß er bald unansehnlich und sein Ruf stinkend werden werde.

Jahraus jahrein wird das Christenthum gelehrt und gepredigt, wo ist denn aber das ächte werkthätige Christenthum, wenn die Klatschgevattern beim Kaffee sitzen und an der Guten-Namen-Hechel? Ist es in der Spinnstube der Bäuerin? Ist es am Trog der Wäscherinnen? Ist es am Tische der Näherinnen? Ist es im Kränz[illegible]er Bürgerfrauen? Ist es im Salon (Gesellschaftsz[illegible]) der Weltdamen? Wenn Nächsten-

liebe, wenn christliche Liebe, die des Nächsten Mängel mit Schonung verdeckt, eine der heiligsten Blüthen am Baume des Christenthums ist, so ist sie an allen den genannten Orten nicht — und bei den Männern ist sie ebenso wenig — sie werfen auch lieber den Stein auf ihre Nebenmenschen, als den Mantel der Liebe.

Nun, wenn der Caspar saß, so saß er, so konnte er nicht zur Hochzeit kommen, das war abgethan, aber Ottilie — die war frei und ledig, die blieb der Pfahl im Fleisch der Frau Kroll, die bitterböse Nichte.

Doch zur Verlobung war es nicht geboten, alle entfernter wohnende Verwandte herbeizuziehen, überhaupt sollte diese nur still begangen, obschon jeder üblichen Form genügt werden. Peter hatte leider weder Vater noch Mutter mehr, und auch sein Pathe war nicht mehr am Leben, es mußte also der Herr Schullehrer für ihn den Brautwerber machen, und dieser that es mit allem Pomp seiner Standeswürde; er kam im Bratenrock mit mächtigem Blumenstrauß, sprach in wohlgesetzten Worten seinen Werbespruch, und ward mit freundlichster Gastlichkeit bewirthet. Peter ward nun gerufen, und es erfolgte eine jener wehmuthvollen ernsten Scenen, deren Klänge lange nachhallen im Gemüthe sittlich guter Menschen. Die Mutter weinte vor Rührung und Freude und küßte innigliebevoll ihre bräutliche Tochter, die endlich ihren heißesten Wunsch

erfüllen und ſich dem Peter zu eigen geben wollte; ſie liebte ihn eben nicht ſo außerordentlich, ſie ſah ihn aber gern. Sie war heute ſehr ernſt, ſehr ſtill, das ſonſt ſo muntre, ſo ausgelaſſene Riekchen, ſie neckte den Peter nicht ein einzigesmal, worüber dieſer ſelbſt ganz betreten wurde, denn er war ſeit drei Jahren täglichen Neckens und Aufziehens von ihr gewohnt, und ſeine Kameraden und er ſelbſt meinten, das ſei ja eben die rechte Liebe, denn das Sprüchwort ſage nicht umſonſt: Was ſich liebt das neckt ſich.

Die Verlobten nahmen in dieſem Jahre auch nicht am Kirmiesfeſte, nämlich am eigentlichen Geſellſchaftstanze Theil; eine andere Partei der Dorfburſche, als jene zu der Peter gehörte, behauptete dieſesmal das Feld d. h. den Platz, und viele Eingebornen waren dem Peter ohnehin nicht grün, daß er, der kein Eingeborner des Dorfes war, die Krone des Dorfes, die Roſe von Roſa, ihnen wegkaperte. In jedem Bauerndorfe waltet ein gewiſſes Patriciat, und es iſt ein gewaltiger Unterſchied, ob einer ein Erbe, das heißt einen Bauernhof mit vielen Ländereien und großem Viehſtand beſitzt, oder dereinſt zu erwarten hat, oder ob er blos ein Häusler, nämlich zwar als Ortsnachbar anſäſſig iſt, aber nur wenig Feld hat, nur eine oder zwei Kühe hält, und ſeinen Lebensunterhalt als Handwerker oder Taglohner verdienen muß. Das ſind keine Bauern,

denen ziemt auch kein Bauernſtolz, und die Städter irren gewaltig, wenn ſie denken, ein Bauer iſt, wer auf dem Dorfe wohnt und das Feld beſtellt.

Die Kirmſe wurde unſern Verlobten zum recht gemüthvollen, ſtillen Feiertag, und ſie waren ſinnig genug, in ihm eine gute Vorbedeutung ihres künftigen Eheſtandes zu erblicken. Der Spätherbſt lachte noch ganz wonnevoll in das Jahr herein, und wenn man ſich erinnerte, daß oft am Kirmſenfeſte es tagelang regnete, daß ein abſcheulicher Schmutz war, ja ſogar, daß es fror und ſchneite, ſo war es dieſes mal dagegen noch wunderſchön. Viel mannichfach buntes Laub hing noch an den Bäumen, der Himmel war blau und in der reinen Luft zogen im ſanften Weben die Silberfäden des fliegenden Sommers hin, der auch über die Stoppelfelder ſeine zarten Netze ſpann, daß es ausſah, als ſeien Regenbogen darüber hin gebreitet.

Eine Bitte hatte am folgenden Tage, es war der zweite des Kirmſenfeſtes, der brave Peter an ſeine Verlobte, die ſie ihm nicht abſchlagen konnte; ſie ſollte mit ihm allein einen Spaziergang machen. Was die Sitte bisher verboten, erlaubte jetzt die Sitte, den freieren ungezwungeneren Umgang der Verlobten, dieſe ſollten ſich ja nun noch näher kennen lernen, ſich an einander gewöhnen.

Die Mutter umgaben Freundinnen, Gevatterinnen,

Verwandte und es war des Kusens *) von dem und von jenem kein Ende, denn Frau Kroll tractirte mit delicatem Kaffee und prächtigen Kirmeskuchen. Da kam auch die Rede drauf daß drüben im Nachbardorfe sich allerlei Neues ereignet, und zwar erstlich, daß der Baas Ottilie kleines Kind am Tode liege.

Die Nachricht war für Frau Kroll eine neue, und sie dachte in ihrem Sinn: Verzeih mir's Gott, ich gönnte wohl dem armen Wurm das Leben, aber wenn er stirbt, ist er wohl aufgehoben, und mir fällt ein Stein vom Herzen, denn dann kann Ottilie wegen der Trauer, die Einladung zu Riekchens Hochzeit nicht annehmen. Eine zweite Neuigkeit war, daß der alte Saufaus, der Hormann, es endlich auch überstanden hatte, und zu seinen Vätern versammelt war. „Sie aber, die Alte," wurde hinzugefügt von der Berichterstatterin: „lebt noch, ist noch rüstig und rührig, hat feuerrothe Augen, ist als Hexe allgemein gefürchtet, säuft wie ein Loch und stiehlt wie ein Rabe. Wenn sich ein Todesfall ereignet, so müssen die Leute alles weg-

*) Unser Landvolk braucht das Wort kosen, in kusen verdorben, noch im alten Sinn, wo es meist nur plaudern und schwatzen bedeutet, während die vornehme Büchersprache unter kosen nur das zärtliche, liebevolle Gespräch versteht.

räumen, was tragbar iſt, denn was ſie mit ihren rothen Augen anſieht, das verſchwindet. Sie hat unter ihrem ſchwarzen Mantel ſchon mit merkwürdiger Behendigkeit ganze Kiſſen und Betten ſammt den Ueberzügen fortgeſchleppt, und hauſt jetzt ganz allein, denn ihr Frieder iſt auf und davon gegangen, weil er es nicht mehr bei dem alten Reß hat aushalten können, und der Görgmärt hat Soldat werden müſſen, und marſchirt dem Kalbfell nach."

Wir laſſen den Strom des Kaffeeklatſches ſich aus allen ſeinen Schleuſen ergießen, und folgen dem jungen Pärchen, das ſoeben im Paradieſe wandelt, nicht nur im Paradieſe ſeines unſchuldvollen Glückes, ſondern auch durch jene anmuthige Waldung, deren ſchon einmal gedacht wurde in dieſer Erzählung, welche den Fuß der Höhen umkleidet, die ſich vom mächtigen Bergeshaupt des Pleß in dieſe Thalgründe ſenken, und durch welche der Pfad hinſtreift, der mählig empor durch eine Wüſtung, das Flattig, zu jener oft erwähnten Kuppe lenkt.

Die junge Braut ging in keuſcher und ſchöner Vertraulichkeit neben ihrem Verlobten; ihre Hand in der ſeinen, von ſeinem Arm umſchlungen, ſanft ihm angeſchmiegt. Hinter ihnen hallender Kirmſenjubel, Jauchzen des Tanzes, Klänge der Muſik; deſſen bedurften ſie heute alles nicht, ſie hatten die Muſik in ihrem

Herzen, ſie ſprachen von ihrer Zukunft, und Peter ſprach ſo gut, ſo hingebend, daß Riekchen jetzt ſich gar nicht erklären konnte, warum ſie eine ſo lange Zeit ſo ſpröde gegen Peter geweſen war. Die Liebe zu ihm fiel ihr jetzt wie vom Himmel herunter in das Herz, und ein andres Bild, das vielleicht heimlich noch in dieſem Herzen gelebt hatte, ward ganz verdunkelt, trat tief in den Hintergrund.

Peter ſprach von der künftigen Wirthſchaft, der Einrichtung des Hausweſens, und wie er alles aufbieten wolle, das Vermögen recht bald zu verdoppeln und zu verdreifachen. Weniger nicht als ſechs Pferde, vier Ochſen und zehn Kühe ſollten im Stalle ſtehen, er wollte bald einen beſſern Viehſtand haben als das Herrſchaftsgut, und als Riekchen mit etwas ungläubigem aber doch recht freundlichem Lächeln ihm in die Augen ſah, flüſterte Peter geheimnißvoll: „Mein trautes liebes Riekchen, meine goldne Braut! Es giebt Mittel, das Vermögen zu vermehren, die nicht ein Jeder kennt, deren Kenntniß man aber erlangen kann, und die ich mir ganz ſicherlich verſchaffen werde. Ich kann und darf aber jetzt noch nichts davon verrathen.“

Der dumme Peter! Wie gar unklug warf er in den Buſen ſeines glücklichen, unbefangenen Mädchens den Saamen der Unruhe, weckte den Stachel der Neugier, reizte ſie zu wiederholter Frage und verſtimmte

ſie durch ſeine Verſicherung, er könne ihr wirklich nichts Näheres ſagen, weil er zur Zeit ſelbſt noch nichts wiſſe.

Engverbundene ſollen keine Geheimniſſe vor einander haben, wenn ſie aber ſolche doch haben, vielleicht unumgänglich nothwendig haben müſſen, welcher Fall möglicherweiſe doch eintreten kann, ſo ſollen ſie ſo klug ſein, den Beſitz eines Geheimniſſes nicht ahnen zu laſſen.

Die Spaziergänger waren unvermerkt zur Höhe der Kuppe gelangt; die Sonne neigte ſich zum frühen Niedergang hinter den weſtlichen Höhen; ihr Strahl vergoldete magiſch ſchön die Thäler und ſäumte mit Gold die duftigen Schatten der Berge, um die ein violetter Schimmer ſich wob. Die Dörfer lagen in heitrem Frieden, und der Jubelruf der Freude, der Klang der Feſtesluſt ſcholl hie und da durch die reine Luft vernehmlich zu den Höhen empor. Der Baſaltblock ſtand ſchwarz und groß vor den Wanderern, gerade hinter ihm ſank die Sonne.

„Nein! Und es iſt doch nicht wahr, daß du mich liebſt von ganzem Herzen, von ganzer Seele!“ rief Riekchen ſo laut aus, daß ihre Stimme ſich mit ſeltſamen Schall am Felsblock brach, aus dem das Kuppenrauchen zu rufen ſchien: „von ganzer Seele!“

„So? meinſt Du?“ erwiderte Peter laut und lebhaft. „Meinſt Du, es liebe Dich ein Andrer mehr?“

„Ein Andrer mehr!“ — ſcholl es wunderſam mit männlicher Stimme aus der Baſaltſchicht.

Riekchen ſchauderte ein wenig. Sie hatte bei ihrer einfachen und ſtreng häuslichen Erziehung noch wenig Gelegenheit gehabt, die nähere Bekanntſchaft des Widerhalles zu machen, und als ſie jetzt deſſen neckende Stimme vernahm, erwachten mit einemmale in ihr alle Märchen und Wunderſagen, die von dieſer grauen Bergſpitze im Munde der Spinnerinnen lebten, und es war ihr, als müſſe ſich etwas ſie aufs Höchſte Erſchreckendes bei dieſem verrufenen Orte begeben, und ſchon zürnte ſie Peter und ſich ſelbſt, ſo weit herauf gegangen zu ſein.

Ein Andrer mehr! klang des Echos Echo tief, tief in ihrem jungfräulichen, jetzt beklommenen Buſen nach.

Und da trat ein junger Mann hinter der Felswand hervor. Er war ſchlecht gekleidet, er war bleich, er ſah bekümmert aus, er hatte geweint, man ſah es deutlich — er hatte die Stimme der Sprechenden gehört, wollte nicht horchen — und trat hervor — Heinrich Waller war's, der mit ſeinem Bruder Hanngörg ſeit einer halben Stunde auf der Bank ſaß, die wir kennen. Er ſagte mit bewegter Stimme: „Guten Abend!“ Riekchen fühlte einen Stich im Herzen, und in ihre Augen traten Thränen. Das Gefühl eines

unaussprechlichen Weh's kam über sie. Sie vermochte nicht, einen armen Laut hervorzubringen.

„Ei schönen guten Abend!" rief Peter vergnügt aus: „Du bist mir ein Schöner! Du und Dein Bruder! Haben wir euch nicht sagen lassen, daß wir uns heute verloben, ich und Riekchen! Haben wir euch nicht gebeten auf ein Stück Kirmeskuchen, und ihr seid ausgeblieben, wie das Röhrwasser! Ihr seid schöne Vettern! Nun guck nur Riekchen, wie er da steht, wie Butter an der Sonne!"

Böse meinte es Peter wahrhaftig nicht mit diesen ländlichen Redensarten, aber albern und unüberlegt waren sie doch, und kränkten Heinrich tief.

Heinrich war ein Mensch, der Empfindung hatte, aber dem es schwer fiel, sich auszusprechen. Er fühlte weh, als er sprach. Er fühlte auch das Unschickliche in Peters Rede, wollte ihm aber den Freudentag nicht trüben, und sprach daher: „Ich und mein Bruder, der bei mir ist, danken euch beiden für die Einladung. Wir nehmen Theil an euerm Glück und wünschen euch alles Gute. Wir konnten nicht kommen, weil wir kein Feiertags-Gewand haben, und Ihr solltet nicht nöthig haben, euch eurer armen Verwandten zu schämen vor den Andern! Also nichts für ungut." —

Während Heinrich sprach, trat Hanngörg auch hinter dem Felsen hervor und grüßte mit Verlegenheit

Es war in ſeinem Weſen etwas Linkiſches und Unbeholfenes, ſo daß er zu wenig mehr zu brauchen war, als zur Arbeit. Dieſe förderte er unverdroſſen.

„Patſchhand, abgemacht! Guten Abend auch, Hanngörg!“ rief Peter, ließ Riekchen los und bot den Brüdern die derben, Arbeit gewohnten Hände.

Riekchens Herz klopfte in ſeltſamer Bewegung. Sie fühlte, daß ſie etwas ſagen müſſe, ſie nahm ihren Muth zuſammen, und ſprach: „Kommt doch ein Bischen mit uns herunter ins Dorf; die Mutter wird ſich freuen, es wird bald Nacht und“ —

„Und bei der Nacht ſind alle Katzen grau!“ lachte Peter, während Heinrich gleichzeitig die Rede unterbrach und fortſetzte: „Und da ſieht man nicht, was für Lumpen neben Dir hergehn! Nein, Du Gute, Du Glückliche, gehe ohne uns, wir haben noch eine Verrichtung hier oben, leb recht wohl, Riekchen!“

„„Finken, Heinrich! So kommſt Du nicht durch!““ ſuchte Riekchen zu ſcherzen. „Ich bitt' euch, geht mit hinab! Hörſt Du, Heinrich? Ich bitte!“ — Alle Gewalt, die ſie ehemals über den Knaben geübt, drängte ſie in dieſe wenigen Worte.

„Riekchen!“ ſprach Heinrich.“ Glaubſt Du, ich ließe mich von Dir zweimal bitten! O Gott — was kann das alles nun helfen — dorthin geht euer Weg und dort — hinab — der unſre.“

„„Haha! ich merke! Ihr werdet Jemand herauf beſtellt haben!““ ſtichelte Peter.

„Ja — haſt's meiner Seel' errathen!“ nahm Hannsörg ernſt das Wort: „nur das richtige denkſt Du Dir nicht, Peter. Wir haben uns her beſtellt — heut vor drei Jahren, wir warten auf Caspar — unſern Bruder!“ —

Heinrich ſchlug voll Schmerz und Jammer die Hände vor das Geſicht, und ſchluchzte: „Unſer Bruder — unſer Bruder!“

Petern wurde es unheimlich, als von dem Vagabunden, dem Sträfling, die Rede war, er ſah ſich ungern an ihn erinnert, und wandte ſich zum Gehen. Riekchen bewegte Heinrichs unverhohlener Schmerz ſo mächtig das Gemüth, daß auch ihre Thränen floſſen. Sie bot den Brüdern ihre Hände dar, und lispelte wehmuthvoll: „Lebt wohl!“

„Leb' wohl Heinrich!“ — Und mit naſſen Augen ſuchte ſie den armen Verwandten noch einen ſchmerzlichen Abſchiedsgruß zuzulächeln, und wandte ſich dann ſchweigend ab.

„Gut' Nacht mitſammen!“ ſagte Peter kurz, und führte ſeine Verlobte den Waldpfad abwärts. Es war die höchſte Zeit zu gehen, die Thäler wurden ſchon grau, nur auf den Höhen ruhte noch das ſpätherbſtliche Abendglühn.

Heinrich und Hanngörg blieben ſtumm zurück. Heinrich ſetzte ſich wieder auf den Baſaltpfeiler, der als Bank diente, und verfiel in ſchmerzliches Hinbrüten, leiſe ſchluchzend. Hanngörg fühlte, was den Bruder ſchmerzte, er ſtörte ihn nicht, er ſandte die Blicke ſpähend in die Ferne, nach mehr als einer Richtung, und über die Kuheller hinweg, über welcher abendliche Flöre wallten.

Endlich brach Hanngörg das Schweigen: „Er kommt nicht!“

„Er kommt! Warte noch!“ erwiederte Heinrich gepreßt. „Noch eine Viertelſtunde warte, oder noch eine halbe Stunde! Wir haben ja nichts zu verſäumen, und Niemand wartet auf uns.“

Eine Viertelſtunde verging — und noch eine. Das Abenddunkel umwob mit geheimnißvollem Zwielicht die Höhen, in den Thälern begannen Lichter ſichtbar zu werden, und über die Fernen ſtreute der Strahl des Vollmonds, der aber noch nicht hinter der hohen Bergwand, die vom Pleß aus das Thal der Werra begrenzt, heraufgekommen war, einen ſanften magiſchen Schimmer.

Trub, ſehr trub geſtimmt, in ihrer Hoffnung getäuſcht, die ohnehin keine lebendige, noch weniger eine frohe war noch ſein konnte, verließen die beiden Brüder

endlich die Kuppe, und schritten thalabwärts der Tiefe wieder zu. —

Das abgefallene Laub rauscht stark in dem Buchenhain, und die kleinen Zweige am Boden knittern unterm Fußtritt des keuchenden Mannes, der in der stillen Nacht mit hastigem Schritt unaufhaltsam seines Weges eilt, der kein Weg ist.

Einmal steht er erathmend still — es war ihm, als habe er ein Geräusch gehört. Wo befindet er sich? Er hat das Dorf Urnshausen im Rücken, ihm zur Rechten liegt ein unheimlicher tiefer Weiher, der schöne See genannt, der diesen Namen mit Unrecht trägt. Geister der Selbstmörder umirren vielleicht seine Ufer voll Schilf und hoher Binsen. Viele Wege kreuzen sich dort im Walde. Horch! Ja das sind Schritte und Tritte. Wohin? Rasch hinter einen dichten Busch, den Odem angehalten, wie stark er auch hervordringen will vom schnellen Lauf, wie stark auch das Herz pocht! Wer geht noch auf diesem selten betretenen Weg in tiefer Nacht? Was begiebt sich? — Es begiebt sich Wunderbares.

Am Lauscher vorüber schreitet ein schwarzer Mann, der einen breitkrämpigen Hut trägt, wie die Schäfer tragen. Er schreitet, indem er sich an einen Stab hält, der mehr einer Stange ähnelt, er schreitet wie der treue Eckart vor dem wilden Heere stumm dahin.

Ein Thier folgt ihm, ſchwer beladen. Wieder ein Mann — wieder ein Thier — lautlos alles, ohne Worte. Der Lauſcher zählt — ſechzehn Männer — ſechszehn Thiere — ſtill durch die Nacht, ſtill vorüber. Die Männer alle groß und kräftig mit ſtarken Stöcken verſehen, dabei, ſoviel ſich erkennen läßt, alle im ärmlichen Gewand.

Es rauſcht jetzt ſtärker — ein Karren, welcher eigenthümlich klippt und klappt. Dieſer Laut geht dem Lauſcher durch die Seele, ihm iſt als kenne er den Laut dieſes Karren — es muß der Karren des Abdeckers aus ſeinem Dorfe ſein; auch dieſer Karren iſt — ſchwer beladen. Zwei Männer folgen nach, ſprechen leiſe — man verſteht ihr Gemurmel nicht, aber der Lauſcher kennt den einen großen und ſtattlichen Mann an Gang und Haltung, es iſt der Scharfrichter mit ſeinem neuen Knecht. Und auch dieſen Knecht erkennt der Lauſcher. Es iſt Chriſtian, genannt der Schneckenjäger. Was für eine Fracht mag es heute ſein, welche dieſer fährt und in dieſer Geſellſchaft? — Der Mond bricht über die Waldwipfel des Pleß herauf — ſein ſchneller Strahl weilt und umfließt die ſeltſame Caravane, mit ihm geht dem Lauſcher ein Gedankenlicht auf, das ihn erfreut.

Haſtig weiter, haſtig empor, jetzt wird ein Weg erkennbar. An dieſer Steilheit giebt ſich die Nähe der

Kuppe kund, ſie iſt nicht mehr zu ſehen — jetzt lichten ſich die Bäume, jetzt kommt ein Bergſattel, der vom Pleß zur Kuppe läuft, jetzt — iſt das Ziel erreicht, da hebt ſich das dunkle Zauberſchloß. Kalt haucht es den erhitzten Wanderer an, auf der zugigen Höhe, er ſtürzt bis vor zum Felsblock — faſt athemlos.

Alles iſt ſtill — es iſt Niemand da, der ſeiner harrte. Keiner? — Keiner? — Die ganze Waldung, die ganze Trift iſt menſchenleer.

Menſchenleer? — Schau dorthin, auf die Kuh-Eller — ſiehſt Du ſie nicht wandeln — dort die zwei — durch den Nebelduft — faſt geſtaltlos, und ſo tief gebeugt — ſo tief unter der unſichtbaren aber entſetzlichen Laſt.

„Ha! Die Schwerbeladenen;“ ſchlägt aus des Nachtwanderers Bruſt ein Schreckensruf, und „die Schwerbeladenen!“ gellt ein ſeltſames Echo von der obern Bergwand nach.

„Haſt Du nichts gehört?“ Rief's nicht droben von der Kuppe?“ fragte Heinrich den Bruder. —

„Mir war's ſo, wenn's nicht eine Eule war, gieb ein Zeichen!“ erwiederte Hanngörg, und Heinrich huppte in die hohle Hand wie ein Jäger.

Von droben ſcholl der Ruf erwiedert nieder.

„Er iſt da! Hinauf! Hinauf!“ — —

Die Brüder hielten ſich auf der nachtumflorten

Höhe wehmuthvoll umſchlungen. Caspar war da! — Er brach zuerſt das Schweigen.

„Ihr hofftet wohl kaum, mich heute hier zu ſehen — aber — ich wollte mein Wort halten, ich habe mein Leben daran gewagt, zu kommen!“

„Du biſt frei? Biſt entlaſſen?“ fragten die Brüder.

„Frei bin ich, wie ihr ſeht, Gott ſei Lob!“ erwiederte Caspar. „Entlaſſen? Auch — ja, ich habe mich ſelbſt entlaſſen — ach — es hat einige Anſtrengung gekoſtet! Habt Ihr nichts bei Euch? Einen Biſſen Brod — einen Schluck Brantwein — ich bin fürchterlich erhitzt, ſtellt euch an mich, daß ich warm bleibe, und laßt uns an die Seite treten, wo der Block hier den Zug abhält.“

„Du kommſt wohl geraden Weges von Dermbach herüber?“ fragte Heinrich, indem er dem Bruder ſein Fläſchchen bot, und Hanngörg ihm ein Stück Brod reichte.

„Graden Weges? Ei ja wohl*), mein Junge!“ erwiederte Caspar, einen tüchtigen Schluck aus dem Bullchen zu ſich nehmend: „Laßt euch erzählen. Drüben beim Juſtizamt in Dermbach ſind muſterhaft eingerichtete Zellen im Kriminalgefängniß; ſie ſind weiß an-

---

*) Ei ja wohl heißt in dieſem Lande ſo viel als nein.

gestrichen, reinlich gehalten, haben Luft und Licht und sind hauptsächlich wohl verwahrt und vergittert. Auch liegen sie zu ebner Erde, so daß sich keiner, der durchs Fenster sich empfiehlt, einen Fuß verstaucht. Der Hof des Schlosses ist ummauert, und wird des Nachts extra verschlossen. Es gefiel mir aber doch nicht dort, so schön es dort ist — selbst mit der Kost war ich nicht unzufrieden — dennoch je näher der heutige Tag kam, je weniger hielt es mich in der Haft, ja — es litt mich nicht mehr darin, und ich dachte ernstlich daran, meine Freilassung zu bewirken. Damit, wie ich es anfing, herauszukommen, will ich euch nicht langweilen, genug ich entging, aber mit knapper Noth, denn ein Wärter wurde mich gewahr, als ich eben das Hofthor hinter mir zuschlug, den Schlüssel, der innen steckte, herausnahm und von außen verschloß. Der Mann schrie, wie wenn er am Spieß steckte, er hätte gern nach mir geschossen, aber er hatte zufällig seinen Schießprügel in der Wachtstube stehen gelassen. Ich ließ ihn schreien und er mußte mich gehen lassen; ich wandte mich gleich aus dem Ort, und lief querfeldein; von einer Höhe sah ich, daß es im Schloßhof kribbelte und wibbelte, wie ein Ameisenhaufen. Sie brauchten die längste Zeit, das Schloß und das Thor aufzusperren, ich gewann einen prächtigen Vorsprung, und hatte Zeit zu verschnaufen; bei der Mebritzer Mühle ging ich mittelst des

Mühlſteigs über die Felde*) und von da ſchlug ich mich oberhalb Vernshauſen in die Waldung des Horn, von deſſen Höhe ich ſah, wie einzelne Landbolchener ſich in der Flur verſtreuten, mich zu ſuchen. Ja ſucht nur! Ich machte mich in die einſamen und abgelegenen Waldgehege um den Schönſee, und von dort ſtieg ich hier herauf — ein Teufelsweg, ſteil wie die Himmelsleiter und grauſenhaft wie die Hölle — ich habe eine ganze Heerde Männer mit beladenen Eſeln geſehen, die an mir vorbei zogen, wie ein Spuk!"

„Das waren die Salzkoſaken, die das Salzunger Salz über unſere Berge ins Weimariſche und Bayeriſche raſchen!" ſagte Heinrich.

„Du hätteſt auf dem Wege den aufpaſſenden Gensd'armen gerade recht in die Hände laufen können," fügte Hanngörg hinzu.

Die Brüder ſprachen und beriethen noch Manches. Sie, die daheim Gebliebenen berichteten dem Caspar ihr Ergehen. Es war davon wenig zu berichten. Ihr Leben ſchlich gleichförmig hin, zwiſchen Arbeit, Mühſal und Entbehrung.

Da ſtanden ſie alle drei, Schwerbeladne, Heinrich und Hanngörg mit Arbeit, Mühſal und Entbehrung,

*) Das in der Nähe von Dermbach zur Werra fließende Flüßchen.

Caspar mit Schuld. Sie waren nicht weiter gekommen, als damals, wo ſie ſich gegenſeitig das Verſprechen leiſteten, alle drei Jahre ſich hier oben zu ſehen, aber tiefer — Caspar am tiefſten.

Auch von Riekchens, der nahen Verwandten, endlicher Brautſchaft wurde dem Caspar erzählt, und nicht unbemerkt gelaſſen, daß Peter, der immer ſo klug thue, doch im Grunde ein etwas dummer Kerl ſei, der nicht die rechte Lebensart habe. Von der Schweſter — ſchwiegen die Brüder — nur des Kindes wurde gedacht — es war geſtorben. Ein Glück für das arme Würmchen. Ottilie hatte es nicht mütterlich gepflegt. Annbarb wollte jetzt auch in fremde Dienſte gehen.

„Und wohin willſt Du nun?“ fragte Heinrich den Bruder mit Beſorgniß. „Hier iſt doch nicht Deines Bleibens — kann es nicht ſein.“

„Wer weiß ob nicht ſchon die Gensd'armen Dich drunten bei uns ſuchen?“ muthmaßte Hanngörg voller Beſürchtung.

„Wohl möglich!“ erwiederte Caspar dumpf: „Wohl möglich — ich bin das gehetzte Wild! Wo habe — wo finde ich eine bleibende Stätte auf Erden? Wo im Himmel droben? Wenn Du nach des Gottloſen Stätte ſehen wirſt, wird er weg ſein!“ —

Die Brüder gaben Caspar eine Mütze, denn er

hatte keine, ſie gaben ihm eine Jacke, denn er hatte eine leicht kennbare Sträflingsjacke an, Heinrich gab ihm ſeine Schuhe, denn Kaſpar war ohne ſolche davon gegangen. Geld gaben ſie ihm nicht, obſchon er auch keines hatte, ſie waren mit ihm im gleichen Falle — eins noch gaben ſie ihm, ein Bullchen mit etwas Brantwein.

„Und nun — nach kurzem Wiederſehen — lebt wohl! In drei Jahren — wieder hier? Nein — wenigſtens nicht ſo!“

„„Leb' wohl! Leb' wohl!““

„Hahaha! Wenn wir's zum Wohlleben hätten! Ihr Jungen, das wäre prächtig!“

Geht von einander, ihr Schwerbeladnen! —

Ein Aſyl.

Drunten im Dorf iſt's lebendig, Gensd'armen ſind da, fremde und einheimiſche. Sie ſuchen Wen — es giebt was Neues. Die Kartenſpieler im Wirthshaus geben ihr Landsknecht und Dreiblatt auf, und die Brantwein- und Viergläſer werden raſch geleert. Der Nachtwächter vergißt vor Neugier ins Horn zu ſtoßen und die zehnte Stunde abzurufen.

Bei der Ottilie Waller wird Hausſuchung gethan, ob etwa der entſprungene Caspar, ihr Bruder bei ihr iſt. Seine Brüder werden auch geſucht, ſie ſind nicht zu finden.

„Halt! Wer kommt da?" — „„Die Wallers Jungen!"" „Halt! ſteht Rede! Habt ihr nichts von euerm Bruder, dem Caspar geſehen?" „„Nein!"" — „Wo wart ihr? Wo kommt ihr her? Augenblicklich geſtanden — oder" —

„Was trägt denn der da ſo heimlich unter der Jacke verſteckt? Zeig doch! Mach fort! Du willſt nicht? Da wollen wir bald helfen! Angepackt! — So — ah — da haben wir ja ein Corpus delicti! Das iſt des Entſprungenen Zuchthausjacke! Alſo ihr ſeid mit ihm zuſammen geweſen, ihr habt ihn verſteckt oder weiter geholfen? Wo iſt er? — Ihr wollt nicht reden? Diebesbehler! Fort mit euch in Arreſt! Das Juſtizamt wird euch ſchon das Maul aufthun, o das hat treffliche Mittel! Marſch da!"

Püffe, Kolbenſtöße, allenfalls auch einige Säbelhiebe über den Rücken, wenn ein Arreſtant ſich ſtöckiſch zeigt, und an die Hände — Stricke — o ganz hubſche, nicht allzudicke Stricke, aber feſt, von gutem Hanf — die zerreißt ſo leicht keiner. Abmarſchirt. —

Wohin bettet der Flüchtling ſein verfehmtes Haupt? Wer giebt ihm ein Lager des Nachts? Wo ſoll er hin? Wo irrt er hin?

Von der Kuppe geht ein Waldweg hoch hinauf, zu des Pleſſes waldunggekröntem Haupt. Durch die ſchweigende erhabene Waldeinſamkeit geht in monderhellter Herbſtnacht der Wanderer unermüdet ſeinen ſtillen Gang. Nichts iſt hörbar als das rauſchende Laub am Boden, wenn der Fuß des Wanderers es bewegt. Kaum daß ein Fuchs bellt in der Ferne, kaum daß

eine Eule ſchwerfälligen Fluges durch hohe Wipfel buſcht.

Der Weg theilt ſich, einer ſenkt ſich wieder in eine Niederung, während der andere dem Berggipfel zulenkt. Der Flüchtling wählt den erſtern, er ſieht unter ſich eine Waldblöße, dort iſt ein grünes ſumpfiges Wieſenfleck, dort iſt eine Quelle — dort ſteht — ein Haus. Er naht ſich dem Hauſe — es iſt von Blochen zuſammengefugt, geräumig, aber einſam. Das Grauen der Oede umfließt den Bau, der ſich nachtſchwarz erhebt vor dem Wanderer, ohne Licht, ohne Leben. Hier wohnt kein Menſch, hier athmet kein Lebendiger. Athmet? Doch — es iſt Jemand in dem Hauſe. Es iſt das Pleßhaus.

Fürſtlicher Jagdluſt zu dienen wurde früher dieſes Waldhaus erbaut, und ſeine Vergangenheit hat alles frohe Getümmel geſehen, hat allem Becherklang und dem Klang der Waldhörner gelauſcht — jetzt wird es nur ſelten benutzt — ſelten wird hier eine Jagd gehalten, aus einfachen Gründen, es giebt nichts mehr zu jagen, wie es bald auch nichts mehr zu fiſchen geben wird. Große Jagden und große Fiſchzüge fallen mehr und mehr in das Reich der Erinnerungen — mindeſtens in dieſen Landſtrecken.

Das Wild muß weggeſchoſſen werden, damit es des Landmanns Saaten nicht aufzehre — nicht mehr

als billig — und die großen Teiche müſſen trocken gelegt werden, weil der Wieswachs einträglicher iſt als die Fiſchzucht. Wiederum ſehr vernünftig. Fiſchzucht koſtet Geld — Gras wächſt von ſelbſt. —

Waller weiß mit geſchickter Hand einen Laden zu öffnen, und ohne Furcht ſteigt er hinein in das Haus — drinnen ſind alle Thüren offen. Auf einem Heerd liegen noch Holzreſte und kalte Kohlen, in einer Kammer liegt Waldheu, das dem Forſtwärtel gehört, ein willkommenes Bette; der Wanderer wirft ſich darauf, hüllt ſich hinein, ißt ſein Brod, mit dem Schnaps es befeuchtend — und ruht — im Schooſe der Freiheit — köſtlicher als der Sclave im Eiderdunenbette.

Der trocknen Waldeskräuter Duft weckt ſchöne Träume, Träume von grünen reizenden Wieſen, auf denen blühende Mädchen tanzen, Träume von fröhlichem Jagen durch die weit gedehnten Forſte, Träume von einem fernen Lande, wo die Freiheit wohnt, wo die Wälder keine Herren haben, wo das Wild dem Jäger gehört, der es erlegt, der Fiſch im Strome dem, der ſich die Mühe giebt, ihn zu fangen, nach dem natürlichen Geſetz des Stärkern, das den Menſchen zum Herrn der Schöpfung machte.

„O Land der Freiheit!“ liſpelt Waller halb im Traume. „Zu dir will ich fliehen und flüchten, ſo mir es Gott vergönnt — in Deinen Gefilden werde

ich frei, glücklich und — ehrlich ſein — dort ſchädige ich ſicher Niemandes Eigenthum. Lucie ſoll mit! Die Lüdlerche ſoll ihre Lieder durch die Urwälder ſchmettern. O Freiheit! Du goldne Sonnenblume!“ —

Der Schläfer reibt ſich erwachend die Augen — der Morgen graut — der Ruhende dehnt ſich — er iſt noch müde — gern hätte er ſeinen Gedankentraum noch weiter geſponnen, aber er muß fort — er öffnet die Augen — na — wer ſteht denn da? dummes Schreckbild — ich träume noch — nein — oh! Entſetzen! Ein Gensd'arme ſteht da, die Büchſe mit geſpanntem Hahn in der Hand — um mich nieder zu ſchießen, wie einen tollen Hund — wenn ich Widerſtand leiſte. Und ich ſoll abermals in den Kerker zurück? Hölle und Teufel! Jetzt hab' ich's ſatt — jetzt erwacht in mir ein Löwe. Ob er wohl allein iſt? — Still! — thun als ob ich ſchliefe — werde ſchon hören. — So Wallers raſche jagende Gedanken.

Der Schläfer lauſcht angeſtrengt — es iſt alles ſtill. Jener ſetzt das Gewehr ab, ſtellt den geſpannten Hahn in Ruhe. Er denkt, ſeine Beute, die hier machtlos in des Schlafes Armen liegt, kann ihm nicht entgehen.

Er wendet ſich einen Augenblick hinaus zu lugen durch den Spalt des Kammerladens — es tagt wirklich. Gott ſei Dank — das war eine ſchreckliche Nacht.

Der Gensd'arme war in diesem Hause geblieben, um bei einem Todten zu wachen — bei einem todten Kameraden, dem gestern Abend hier oben beim Handgemenge der Knittel eines Salzkosaken den Tschacko und den Schädel zugleich zerschmettert hatte. Er lebte noch ein Wenig, er war nicht fortzubringen — ward in das Haus geschafft. Nach Hülfe eilte einer fort, der andere blieb bei dem schwer Verwundeten, der bald darauf starb. Da lag er — lang und kalt — mitten auf dem Estrich des öden Zimmers und der Gefährte stand bei ihm, und es grauste ihm mächtig. Des Todes Nähe macht alles Leben erzittern.

Warum mußten sie, ihrer drei, aus gar zu großem Pflichteifer sechszehn Männer angreifen? Wer hieß ihnen das? Armes Opfer des Schleichhandels — armes Opfer einer Zeit, die in eiserne Bande den Verkehr schlug, und selbst das Salz, die Allen gemein sein sollende heilige Gottesgabe, dem Volk zu erlangen erschwerte — das Salz, um welches die Völker der Urzeit schon blutige aufreibende Kriege führten!

Jetzt, Gott sei Lob — ist es anders und besser — aber ob die Zeit voll Druck und Unrecht, voll Verfolgung, Mord und Todschlag nicht wiederkehrt? Wer kann das wissen? Und wird das Salz nicht viel, viel zu theuer verkauft aus bloßem Belieben und nach kunst-

vollen Berechnungen? Sollte das Salz in einem Lande, welches reichlich ausgiebige Soolquellen hat, nicht billiger sein, als in einem Lande das keine hat?

Die Säbel sind noch geschliffen, die Büchsen sind noch blank, aber auch die Waldwege sind noch vorhanden, Säcke und Esel giebts ebenfalls noch genug, und die Treiber — werden dann auch nicht fehlen. Gott verhüte, daß jene Zeiten der Menschenjagden wiederkehren!

Wie lauschte der Gensd'arme, als er Jemand nahen hörte, wie hielt er sich still — als er hörte daß Einer ins Haus stieg — wie froh war er, daß dieser gleich nach der Heukammer tappte, wie wartete er, bis er jenen schlafend athmen hörte, und wie lauerte er nun mit Ungeduld dem Tage entgegen, wo jeden Augenblick sein Kamerad mit Leuten kommen mußte — und er, der Einzelne, that hier indeß einen guten Fang — denn ein Menschenfang lohnt. Und der Eingestiegene mußte ein Vagabund sein. Draußen war's noch still — das Morgenroth brannte durch die entlaubten Buchenwipfel, der Rabe schrie vom Baum, der streichende Krammetsvogel brach auf, und Mancher fing sich, angelockt von den Vogelbeeren in den Dohnen des Schneißganges, den der Forstwärtel angelegt.

Das Heu rauscht, der Gensd'arme wendet sich blitzschnell, mechanisch fährt seine Hand ans Büchsenschloß — zu spät — nieder muß er — auf die Kniee

— das Gewehr wird ihm aus der Hand gerissen und zur Seite geschleudert — der Flüchtling ist ihm, wie der Tieger seinem Raube, auf den Rücken gesprungen, er klemmt den Mann zwischen seine kräftigen Schenkel, wie ein Reiter das Roß — daß es stöhnt — noch mehr stöhnt der Mann. Mit der einen Faust, der nervigen, hält Jener beide Hände des Mannes gepackt, mit der andern reißt er ihm die Schnüre von der Achsel seiner Montur, hu, wie rasch winden sich die Schnüre um des Mannes Hände. Vergebens ist die angestrengte abwehrende Bewegung, das heiße, keuchende Athmen. — Jetzt sind die Hände gebunden, jetzt ist die Faust an der Kehle, jetzt wird er zu Boden gerissen, jetzt steht der Fuß auf der hochschlagenden Brust — jetzt wird die Büchse erfaßt, jetzt spannt ein Andrer den Hahn.

„Menschenfänger! Du bist des Todes!"

„„Pardon!"" stöhnt der Gebundene am Boden. „Pardon! Sieh, Du warst in meiner Macht, ich konnte Dich im Schlafe tödten!" —

„Das konntest Du, durftest aber nicht, Menschenfänger!" erwiederte der Befreite: „Das hätte Dir kein Fanggeld getragen. Deiner Großmuth hab' ich nichts zu danken, aber Du sollst durch die meinige Dein armseliges Leben davon tragen."

Waller nahm seinem Gefangenen die Börse, die

Patrontasche, das Pulverhorn und die Büchse, band ihm die Füße zusammen, und verließ die Heukammer. Er trat in das noch dustre Zimmer, stolperte über den Todten, stieß einen Laden auf, und erschrack zum Tode, als er den leblosen Mann mit blutigem Haupt daliegen sah. Da lag ein Mantel — Waller wollte den Mantel nehmen — aber nein — dieser war mit Blut besudelt. Waller schaudert — Horch! Stimmen die Höhe herauf! Jetzt aus dem Hause — der Gebundene drinnen hat die Stimmen vernommen, er schreit — er brüllt — um Hülfe.

Waller entflieht rauschen Laufs — in den Wald.

„Halt! Halt!“ donnert es hinter ihm — die Kommenden, zwei Gensd'armen und mehrere Bauern mit einer Tragbahre sahen ihn laufen.

Wer nicht hielt, war Waller. Ein Schuß kracht, eine Kugel schlägt dicht vor ihm in einen Baum, daß die Splitter umherfahren. Wallers Wuth ist gereizt, er spannt den Hahn seiner Büchse im Laufen, Willens Jeden niederzuschießen, der ihn verfolgt.

„Haltet auf! Haltet auf!“ schreien viele Stimmen. Waller entgegen kommt der Kreiser, mit der Jagdtasche und dem Jagdgewehr — er geht seinen Schneißgang und sammelt Krammetsvögel — das ist eine schöne Sammelfreude. Wie er, der Kreiser, sieht, daß ein Mensch ihm entgegen läuft, mit einem

Gewehr in der Hand, ſieht er dieſen nicht, ſondern geht ausweichend vom Wege ab in die Gebüſche. Walter entkommt, unverfolgt und unaufgehalten. Jene verfolgen ihn nicht, ſie müſſen ins Pleßhaus, wo der Gebundene noch immerfort ganz mörderlich ſchreit.

Doch erwarten ſie noch den nahenden Kreiſer, und beſtürmen ihn mit vorwurfsvollem Anruf: „Warum habt Ihr den Kerl nicht aufgehalten? Ihr ſeid ein Lump! Ihr habt keine Courage.“

Der alte Kreiſer im Jägerkleid mit dem verwitterten Geſicht und dem grauen Haar — nimmt ſeine Pfeife mit dem Kopf von Hirſchhorn aus dem faſt zahnloſen Mund, ſieht die fragenden Gensd'armen etwas ſcoptiſch an und ſpricht:

„Ich hüte Wald und Wild — dazu, und zu nichts weiter bin ich beſtellt!“ —

„„So? Der Kerl war ſicher ein Wilddieb! Habt Ihr nicht Befehl, auf Wilddiebe zu ſchießen?““

„Von euch hab' ich keinen Befehl! Und was Deines Amtes nicht iſt, da laß Deinen Vorwitz! Und ein Andermal laßt dieſes Jagdhaus unbetreten, es iſt nicht für euch gebaut!“ ſprach der Kreiſer, ſteckte die Pfeife wieder in den Mund und ging ſeiner Naſe und ſeiner Schneiße nach.

Jene ſchimpften über den Grobian, obſchon der Grobian in ſeinem Rechte war, und gingen in das

Pleßhaus, um ihren Gebundenen zu befreien und den Todten in den nächſten Ort zu ſchaffen.

Weit von ihnen verfolgte, ruhiger jetzt, und froh, nicht gezwungen geweſen zu ſein, von der erbeuteten Mordwaffe Gebrauch zu machen, der Flüchtige ſeine einſamen Waldwege. Er ließ den Gipfel des Pleß zur Linken und überwanderte die waldigen Höhen ſchier raſtlos, bis ſein Weg ſich zu Thale ſenkte. Jetzt war er an der Grenze der weitgedehnten Forſte der Weimariſchen Parcelle Zillbach, und um keinem Forſtmann auf dieſem Gebiete zu begegnen, ſchritt er längs der Grenze hin, um beliebig herüber oder hinüber ausweichen zu können, falls ihm Jemand begegnete, der ihn hätte anhalten können. Er mied die zahlreichen Dörfer die er auf gewöhnlichem Weg berührt haben würde, raſtete ein wenig in dem Mühlhaus der Wüſtung Dörrenſolz, ließ den Gipfel der Geba mit dem felſigen Vorſprung ihres Bielſteins zur Linken, und ſtand mit dem Abendgraun über dem Orte, dem er zueilte. Bläulicher Duft überflorte das ländliche Städtlein, das im dunkeln Ring ſeiner zerfallenden Ummauerung lag, nachtſchwarz ſtarrte der Hexenthurm empor. Eben ſah Waller einen reitenden Gensd'armen den Weg daher kommen und durch das Thor paſſiren.

Waller trat in ſein Aſyl, mit klopfendem Herzen, mit ſcheuem Tritt, noch ſtand er lauſchend auf dem

Vorplatz, der die dunkle Küche bildete. Es war still drinnen, es ſummte eine weibliche Stimme, wie es ſchien, ein beſänftigendes Liedchen für ein weinendes Kind, endlich vernahm er zu den Tönen Worte, er vernahm aus dem Munde ſeiner Lüdlerche das tiefwehmutvolle Lied:

„O Tannenbaum, o Tannenbaum
Du biſt ein edles Reis.
Du grüneſt in dem Winter
Als wie zur Sommerszeit. —
Warum ſollt' ich nicht grünen,
Da ich noch grünen kann?
Ich hab' kein'n Vater, keine Mutter,
Die mich verſorgen kann!"

Das Lied ſchnitt dem Lauſcher tief ins Herz, er trat ein.

„Guten Abend Lüdlerche!"

„„Herr Jeſus! Caspar!"" Faſt hätte vor freudigem Schreck Lucie ihr Kind fallen laſſen.

Sie herzten ſich, ſie küßten ſich, ſie herzten gemeinſchaftlich auch das Kind — o wie ſchön war es, daß ſie gerade allein beiſammen waren. Sie hatten einander ſo viel zu ſagen. Kein Wort des Vorwurfs ging aus Luciens Munde, nur die Thränen des Mitgefühls über ſein widriges Schickſal träufelten über ihre Wangen herab. Er war bei ihr, er, ihr Einzi-

ger, ihr Alles, dem ſie alles gegeben, alles geopfert, dem ſie mit allmächtiger Liebe anhing, deſſen Ebenbild ihr zulächelte, deſſen ſie mit jedem Kuß gedacht, welchen ſie ihrem und ſeinem Kinde gab, auf den ſie ſtill gehofft! Was fragte dieſe ſtarke Liebe danach, ob es für eine Schande gelte, eine Gefallene zu heißen, was fragte ſie danach, ob die Welt ſie richte? Kümmerte ſich die Welt um ſie, die Aermſte der Armen? Gab ihr die Welt Etwas? O ja, wenn ſie im Taglohn brav arbeitete, wenn ſie barfuß und ohne Schuhe Botengänge that, wenn ſie mit in das Heumachen und ins Schneiden ging und ihr Brod im Schweiß ihres Angeſichts verdiente — außerdem hatte ihr noch Niemand etwas gegeben.

Nur kurz war die Wonne des Wiederſehens, nur kurz der Moment der Freude, Angſt und bange Sorge traten an ſeine Stelle. Adam kam, Amalie folgte ihm auf dem Fuße.

„Na, ſieht man Dich endlich?“ fragte Adam nach flüchtigem Gruß. „Siehſt Du, was Du angeſtiftet haſt! Jetzt wirds endlich Zeit, die Hände zu rühren, und was Rechtes zu ſchaffen, und ſich nicht alle Fingerslang erwiſchen und einſtecken zu laſſen, ſonſt kannſt Du mir geſtohlen werden! Arbeite für Dein Weib, Dein Kind! Rege Dich, rühre Dich! Haben ſie Dich wirklich in Dermbach gehabt? — Dreimal haben wir

auf Dich gewartet, und mehrmals einen vergeblichen Gang Deinetwegen thun laſſen!“

Waller antwortete auf dieſe murrende Anrede Adams wenig oder nichts. Es war ihm ganz eigenthümlich zu Muthe; alles kam ihm wie ein Traum vor, er hätte ſtill an Luciens Bruſt ſinken und — weinen mögen, weinen über die Härte der Welt, weinen über ſein verfehltes Leben, weinen über ſein ſchwarzes Schickſal — zu alle dem blieb ihm jetzt keine Zeit.

Den Gang herauf vernahm man ſchwere Männertritte und Geklirr von Waffen.

„Herr Gott!“ rief Adam erſchreckt: „Huſaren oder Gensd'armen! Fort mit Dir! Hinauf! Ganz hinauf!“

Wie der Blitz war Waller mit ſeinem Gewehr auf der Treppe die nach oben führte, im Augenblick als donnernd an die von innen verriegelte Thüre zum Thurme gepocht wurde. „Aufgemacht!“ Zögernd öffnete Adam.

„Wo ſteckt der Hallunke?“

„„Wer?““

„Der Caſpar Waller iſt geſtern Abend in Dermbach entſprungen. Wir haben ſeine Spur bis hierher, und wollen den Fuchs in ſeinem Bau ſchon finden. Allons Licht! Lampe! Laterne!“

Lucie ward wie Schnee ſo bleich. Ihr Kind ſchrie, ſie barg ihr Geſicht am Kinde, und indem ſie

dieſes zu beſchwichtigen ſuchte, verbarg ſie ihre tödliche Seelenangſt.

Adam hütete ſich wohl, ſich in Gegenreden mit den Häſchern einzulaſſen. Stumm gehorchte er dem Befehl — Amalie entzündete Licht — ihr ſchlugen alle Glieder.

Es waren der Gensd'armen drei, Balzer, Märten und Nicolaus. Letzterer bewachte die Thüre des Thurmes mit gezogenem Säbel, Balzer zog ebenfalls blank und fixirte mit ſcharfen Blicken die Bewohner des ſchwarzen Schloſſes, in denen das nichtsnutzigſte Geſindel zu erblicken, er ſich für vollkommen berechtigt glaubte, Märten nahm die Laterne, und die Durchſuchung begann. Zuerſt die Keller und Gewölbe, deren waren wenige, ſie waren bald durchforſcht. Tief ſtach mit dem Säbel der eine Gensd'arme an verſchiedenen Stellen in die Kartoffeln, denn der Flüchtling konnte darunter liegen. Auch in die Rauſe, aus der die Ziege des Hirtenknechts fraß, ward geſtochen, dann ging es die Treppe hinauf.

Der Flüchtling war in Luciens Kammer — in dieſer konnte ſeines Bleibens nicht ſein. Was thun? In die Heukammer hinauf? Das Heu in Brand ſtecken? Fruchtlos. Er mußte höher hinauf — unters Dach. Aber war er da ſicher? Wo er hinkam, kamen die Verfolger nach. O Furcht, o Grauſen! Wohin? — O treuloſes Aſyl! —

Eine Nacht bei den Fledermäusen.

Die Gensd'armen waren, nachdem sie auch Luciens armseliges Kämmerlein durchstört, ihr Lager umgewühlt und darunter gestochen hatten, in der Heukammer; sie stachen mit ihren Säbeln blind und wild in das Heu, sie traten auf demselben herum. Adam mußte jetzt selbst die Laterne halten — es fand sich Nichts Verdächtiges.

„Nun immer noch eine Stiege in eurem verdammten Rattennest, das der Teufel zu Asche brenne!" wetterte voll Zorn und Ungeduld Balzer, und Märten stimmte ihm bei: „Wenn nur ein heiliges Kreuzdonnerwetter in alle solche verfluchte Vagabundenherbergen schlüge, wie das hier eine ist!"

Adam erwiederte nichts auf diese Flüche; er machte ein ungemein dummes Gesicht, und leuchtete. — Innerlich stand er jedoch die größte Angst aus.

Von der Stiege, welche früher bis zu dem engen

und ſpärlichen Raum unter dem Dache des Thurmes geführt haben mochte, waren nur noch einige morſche und halb verkohlte Reſte ſichtbar; die Höhe des Heubodens, oder der Gaſtſtube, wie Lucie dieſen Raum ſcherzend genannt hatte, betrug etwa zehn Fuß, und man gewahrte oben in der einen Ecke eine Art Fallthüre, die aber ganz ſchwarz geräuchert und ſo dicht mit Spinnweben überzogen war, daß man wohl ſahe, ſie ſei längſt nicht mehr im Gebrauch. Durch dieſe war früher der Raum unter dem Thurmdache mittelſt der verbrannten Stiege einzig und allein zugänglich geweſen.

Die Gensd'armen warfen einander berathende Blicke zu. Sollten ſie auch da hinauf? Es war nicht wahrſcheinlich, daß der Geſuchte, wenn er wirklich ſich in den Hexenthurm geflüchtet, hier hinauf gekommen ſei. Das Pflichtgefühl ſiegte jedoch über die Zweifel, vielleicht auch die Hoffnung auf den Fanglohn. Adam ward hinabgeſandt, eine Leiter zu holen.

Die Gensd'armen flüſterten mit einander.

„Er hat eine gezogene Doppelbüchſe, oder einen Doppelkarabiner bei ſich," ſagte Märten leiſe.

„Der Kerl iſt im Stande, wenn wir ihn aufs Aeußerſte treiben, einen von uns vor den Kopf zu ſchießen," äußerte Balzer.

„Oder uns alle Beide!" ſagte Märten.

„„Hole der Teufel ſolchen Dienſt!““ fluchte Walzer.

„Und das ganze niederträchtige Raub- und Spitzbubengeſindel!“ ſegnete Märten.

„Im Grabfeld ſoll wieder eine förmliche Bande organiſirt ſein!“ berichtete Walzer.

„„So? Unter welchem Oberhaupt?““ fragte Märten.

„Unter einem weiblichen! — Still! Hörteſt Du nichts?“

„„Es war als regte ſich's!““

„Die Ratten und Fledermäuſe ſind rebelliſch. Wir ſtören dieſe Republikaner in ihrer Ruhe und machen ſie aufrühriſch.“

„„Wenns nicht ein Anderer iſt, Walzer, der ſtört! — Horch, da kommt die Leiter. Nimm den Adam recht aufs Korn. Es iſt ein verdächtiger Schelm.““

„Ha! ich ſehe Etwas!“ rief, ſich unterbrechend, der Gend'arme, welcher zuletzt geſprochen hatte, und ſetzte ſogleich leiſer hinzu: — „Sieh, droben an der alten Fallthüre iſt ein hölzerner Riegel, er iſt aufgeſchoben; ſchieben wir ihn in aller Stille zu, ſo iſt der Vogel, wenn er droben iſt, gefangen, und kann nicht herunter. Einer von uns oder wir zwei bleiben die Nacht im Hauſe, und morgen ſobald es Tag iſt, und noch einige Mannſchaft beikamen, nehmen wir das ganze Neſt aus.“

„„Nichts, das iſt nichts!““ ward erwiedert. „Raſch zur That — jetzt gleich!“

Die Leiter wurde dem Adam abgenommen und dieſer noch einmal abgeſchickt, um einen ſtarken Pfahl oder etwas dergleichen zu holen, mit deſſen Hülfe die Fallthüre aufgeſtoßen werden ſollte, die ſehr feſt eingefugt ſchien.

Indeß wurde die Leiter angelegt; Märten hielt ſie mit der einen Hand, mit der andern hochleuchtend die Laterne, der beherzte Balzer ſtieg hinauf, und ſtieß mit ſeinem Karabiner an die Fallthüre. Sie gab nicht nach. Unheimliches Nachtgeflügel huſchte im Heuboden umher, und ſchwirrte um die Köpfe der Männer, die abermals in unthätiger Ruhe beharrten, bis der erwartete Pfahl anlangte.

„Eine verteufelte Commiſſion — die Nachſuchung in dieſem Eulenneſt!“ brummte Balzer. „Dahinauf iſt er doch wohl nicht, ſonſt ginge die Thüre leicht auf.“

„„Hm? Wenn der Sakramenter nun oben drauf liegt?““ fragte der einſichtsvolle Märten.

„Hm! Haſt recht Märten! Wir müſſen doch die Naſe in das abſcheuliche Loch ſtecken. Riechſt Du nichts?“

„„Mehr als mir lieb iſt, riech' ich! Ich dächte wir zögen ab!““

„Noch nicht, Geduld, Herr Kamerad! Muth iſt die Hauptſache!“

Adam brachte einen Pfahl. —

„Holla! Das Licht gehalten Burſche, hoch!“ commandirte der beherzte Balzer zu Adam, und fuhr fort: „Und nun aufgepaßt! Kamerad, Du ſtößeſt den Deckel auf, und ich krieche durch!“

Und mit lauter drohender Stimme rief er, damit es der Geſuchte vernehmen ſollte: „Caspar Waller! Wenn Du Dich gutwillig gefangen giebſt, ſo iſt's Dein Glück! Wo Du Dich zur Wehre ſetzeſt, ſchieß' ich Dich auf der Stelle todt!“

Adam hatte bei alle dieſen Vorgängen faſt kein Leben mehr. Er zitterte, kalter Schweiß trat auf ſeine Stirne, ſeine Narbe brannte wie ein Streifen von Karmin. Wurde Waller gefunden — wie es nicht anders ſein konnte, ſo wurde auch Adam verhaftet, und das Unglück brach über ſie alle fürchterlich herein.

Der Gensd'arme auf der Leiter ſpannte den Hahn ſeines Karabiners, der zweite ſtieß mit dem Pfahl an den Falldeckel der Oeffnung. Ein krachender Stoß — der Deckel lüftete ſich in etwas und ein niederrieſelnder Regen von — mit Ehren zu melden — Fledermaus-excrementen fiel in die Augen und in die Mäuler der nach oben Blickenden.

Noch ein Stoß — eine zweite ſtärkere Lage des

ſeit Jahrhunderten ſich aufgehäuft habenden Unrathes — dabei heilloſes Schwirren Flattern und Quiken der gerade zu einer Zeit aufgeſcheuchten Thiere, in der ſie nicht vom Schlaf befangen, ſondern am allerwunterſten ſind.

Und noch ein Stoß — der Deckel fuhr auf, indem ein ganzer Wolkenbruch hart zuſammengeklumpten Mäuſekothcämentes praſſelnd niederſtürzte, und ſich auf dem Kopf des durch die Oeffnung fahrenden Gensd'armen brach, der in das dunkle Fledermausneſt hineinſtarrte, und — nichts ſah, denn eine Wolke von dieſen häßlichen Thieren umflog ihn, krallte ſich in ſein Geſicht, verwickelte ſich in ſeine Haare. Kaum konnte er ſchreien: „Licht! Das Licht herauf!“

Mit Mühe langte ſein Gefährte die Laterne empor, da brach durch eine Armbewegung des oben auf der Leiter ſtehenden eine Schicht des geborſtenen Excrementberges ein, und ſchlug die Laterne in Stücken, verlöſchte das Licht.

Adam unterdrückte mit Mühe einen Ausruf der Freude. Die Gensd'armen ſtimmten ein Fluchduett an, von ſo gräulicher haarſträubender Art, daß wir Augen und Ohren unſrer Leſer damit billig verſchonen.

„Und wenn ich tauſend Thaler gewinnen ſollte, da hinauf bringt mich kein Menſch zum zweitenmal!“ rief Balzer indem er mit Vehemenz den Falldeckel wie-

der niederriß, daß nochmals ein gelinder trockner Regen herabpraſſelte, und in der Dunkelheit den Riegel verſchob — zugleich ſtieg er vorſichtig die Leiter herunter und herrſchte Adam zu: „Marſch! hinunter! Andres Licht herauf, daß wir in eurer, Gott verdamm' mich, niederträchtigen und verfluchten Höllenſpelunke nicht auch noch zur Recompenz die Hälſe brechen!"

Adam tappte ſich die Stiege abermals hinab, und die beiden Männer der Polizei befanden ſich im rabenſchwarzen Dunkel der Heukammer wieder allein.

„Daß er nicht da droben iſt, ſteht mauerfeſt!" bemerkte Balzer. Sonſt wäre die Fallthüre nicht ſo feſt wie verküttet geweſen! Teufelsbeſter, die Fledermäuſe! Greif einmal her, Märten, da hängen immer noch ein halb Schock in meinen Haaren!"

„Iſt doch eine ſchöne Sache, daß die Läuſe nicht ſo groß ſind, wie die Fledermäuſe, ſonſt möchte manche Perücke ſich luſtig ausnehmen! Nimm Du Deine Vögel nur ſelbſt aus dem Neſt, ich vergreife mich nicht daran — ſie ſtinken wie Aas!" antwortete ſpöttiſch der Kamerad.

Bald darauf begaben ſich die Gefährten wieder in die Belle-Etage des ſchwarzen Schloſſes herab, in der ſich Lucie und Amalie von den Knien erhoben, auf denen ſie zu Gott gebetet hatten, er möge ihren Liebling beſchützen. Sie zitterten nicht mehr, wie kurz

vorher, in Todesangſt — Adam hatte mit einem kurzen Worte das genannt, was die Gensd'armen droben gefunden. —

Der Flüchtling hatte mit ſchnellem Blick das höchſt Gefährliche ſeiner Lage überſehen, auch galt kein Augenblick Zaudern. Er kannte den Thurm, ohne langes Beſinnen ſchwang er ſich, das Gewehr, nachdem er das Schloß verſichert hatte, über den Rücken geworfen, in die Niche, darin ſich das kleine Fenſterchen befand, welches das Gemach Luciens erhellte, öffnete dieſes, beſeitigte raſch den Geraniumſtock und den Vogelbauer, und fuhr mit den Füßen hinaus, zugleich gab er ſich eine Wendung, ſo daß er ſich mit den Händen an geeigneten Gegenſtänden anklammern konnte, ſchob nun ſeinen Körper immer weiter hinaus, und fühlte mit den Zußſpitzen nach einem Punct in der Mauer, wo er haften konnte. Die vom Wetter ausgewaſchene, verwitterte Mauer des alten Hexenthurms bot ſolcher Stellen genug, und jetzt gebrauchte Waller die Vorſicht, das Fenſter, nachdem er ſeinen Kopf auch hindurch hatte, wieder zuzuziehen, und durch eine zerbrochene Scheibe hineingreifend, den Wirbel zuzudrehen. Niemand denkt, daß zu einem von innen verſchloſſenen Fenſter ſoeben Jemand hinausgeſtiegen ſei, wenn keine Seele vorhanden, die von innen hätte zumachen können. Dieſes alles führte Waller in möglichſter Schnelle aus,

und da die Gensd'armen einige Zeit damit verbrachten, die Unterſtocke des Herenthurms zu durchſuchen, ſo gelang ſein Thun vollkommen.

Gleichwohl befand er ſich in einer äußerſt gefahrvollen Stellung. Den ſichern Haltpunkt, wo er noch ſich am Fenſterſtock anzuklammern vermochte, konnte er nicht behaupten, denn da hätte man ſeinen Kopf geſehen, wenn man in das Gemach trat. Hinunterſpringen in den ehemaligen Stadtgraben, konnte ein Schlammbad bei den Fröſchen bis an den Hals oder noch tiefer zur Folge haben, oder auch einen entſetzlichen Sturz, denn die Höhe, in welcher ſich Waller über der Erdfläche befand, mochte dreißig bis vierzig Fuß betragen.

Und er mußte ſich feſthalten, ganz feſt, denn die Füße hatten nur wenig Haft; ein Krampf in Hand oder Fuß, und er war verloren. Zum Glück war es dunkel, und der Mond ging eine Stunde ſpäter auf als Tags vorher, ſonſt war zu befürchten, daß ein die Straße Wandelnder auch noch obendrein den lebendigen Auswuchs und herzklopfenden Erker am ſchwarzen Schloß wahrnehmen konnte.

Waller zitterte; er ſtrengte ſich auf das Aeußerſte an, einen weitern Halt zu finden. Ein Lichtſchein blitzte jetzt in das Kämmerlein — das Zeichen, daß die Gensd'armen jetzt oben ſuchten — und ſo kletterte Waller außen an der Thurmmauer einige Schritte weg,

und stieg um einen Quaderstein höher empor, da sich zum Glück ein etwas sicherer Halt bot. Indem er mit der einen Hand — während er mit den Füßen in den Fugen der Mauer stand, und den Körper ganz an dieselbe drückte und die andre Hand so fest in eine Fuge hielt, als es nur möglich war — in die Höhe fuhr, um vielleicht einen noch bessern Halt zu gewinnen, stieß er mit derselben an einen weit hervorragenden Stein, der — so schien es — mit Absicht so herausragend eingemauert war. Jetzt fiel ihm etwas blitzschnell ein, der Rettungsgedanke in der Todesnoth, denn er hätte nicht fünf Minuten länger vermocht, so außen an der Mauer mit Händen und Füßen angeklammert zu hängen, wie eine Rauchschwalbe; seine Kraft wäre erlahmt, und die Schwere seines Körpers hätte ihn in die Tiefe stürzen lassen.

Wie jener kühne Taucher in Schillers schönem Gedicht das Felsenriff erfaßte, das ihm Gott zeigte in der höchsten schrecklichsten Noth, so Waller mit übermenschlicher aber letzter Anstrengung diesen Stein, umklammerte ihn, und schwang sich zu ihm auf, so daß der Stein ihm nun zum Sitz diente.

„Und athmete lang — und athmete tief!“ —

Sein Haar troff von Schweiß, und der Hauch der Nacht kühlte ihm die brennenden Schläfe. — Er saß sicher. Hier hätte ihn auch ein selbst aus dem

Fenſter Spähender nicht erblickt. — Er orientirte ſich. Der hervorragende Stein war nichts weiter, als die unterſte Stufe einer kleinen, jetzt nur noch theilweiſe vorhandenen luftigen Freitreppe. Aus der dermaligen Heukammer hatte früher ein Pförtlein heraus zu dieſer Luftreppe, und darauf hinauf zur Thurmzinne geführt, bevor man dieſe mit dem jetzigen Dach verſehen. Dieſes Pförtlein hatte man ſpäter zuzumauern für gut befunden, und in der Vermauerung nur ein Luftloch gelaſſen, das blos den Durchmeſſer einer kleinen Stuckugel hatte.

Waller, als er ein wenig geruht, und ſich von der fürchterlichen Anſtrengung erholt hatte, lauſchte angſtvoll nach jeder Richtung, nach jeder Bewegung, jedem Geräuſch. So leiſe als möglich hob er ſich um einige Stufen höher, immer ſich feſt an das Gemäuer ſchmiegend, immer den Gedanken feſthaltend, daß dicht neben ihm — die Stufen waren nur etwa anderthalb Fuß breit — die leere Luft ſei, und unter ihm der tiefe Abgrund gähne. Er ſaß ſo hoch, daß er durch das Loch in der Mauerwand jedes Wort der drinnen ſprechenden Gensd'armen hörte — mehr und mehr faßte ihn entſetzliches Grauſen. Sogar ein Lichtſchimmer fiel von der Laterne durch die Oeffnung, wie der bleiche Schimmer eines Kometenſchweifs den Dunſt der Nacht durchleuchtend.

Waller ſah empor — und ſeufzte: „O Gott! O Gott!“

Es ſtrahlte kein Stern am Himmel — es war alles finſter und leer. Aber die Fledermäuſe, die jetzt aufgeſcheucht wurden, zogen um den Thurm im raſch huſchenden Flug unheimliche Kreiſe.

Wie Dolchſtiche durchfuhren die Stöße mit dem Pfahl an die Fallthüre Gaspars Herz, denn er dachte, wenn der Mann hinaufkommt, ſo kann er vielleicht von oben herabſehen und Dich gewahren.

Dennoch, als die komiſche Aufforderung an ihn durch das Luftloch drang, dachte Waller: Warte noch ein Wenig.

Und er hörte ihre ferneren Geſpräche, hörte den Deckel wieder zufallen, hörte, daß die Heukammer leer wurde. Er blickte dankend empor.

Ueber ihm ragte das Dachgeſimſe mit mächtigen Sparren, hohl, verwittert, vernachläſſigt. Wer hätte ſich um den Raum unterm Thurmdach bekümmern ſollen, der etwa ſechs Fuß ins Gevierte faßte?

Dieſer Raum war für Waller, was für den Geſtrandeten ein rettendes Eiland. Er mußte ihn gewinnen, oder Tod war ſein Loos, denn zurück konnte er nicht — abwärts konnte er nicht klimmen, das war unmöglich bei dieſer Höhe, und hier auf den Stufen ſitzen bleiben konnte er auch nicht — er wäre, ſo wie der

Schlummer ihn übermannte, hinabgeſtürzt. Er klomm die wenigen Stufen noch empor — eine wackelte — wenn ſie losbrach, war er verloren, er gewann den Raum, er kroch unterm Geſimms durch — durch alle den Unrath, er brachte ſogar das Gewehr mit hinauf, er fühlte feſten Boden unter ſich — er ſank aber auch ermattet in eine ohnmachtähnliche Betäubung, — die vielleicht in Schlummer übergegangen wäre, wenn dieß möglich geweſen wäre.

Die Fledermäuſe — die Fledermäuſe!

Gott hat manches Thier erſchaffen, das der Menſch abſcheulich nennt. Die Fledermaus iſt doch das Häßlichſte. In ihr zeigt die Schöpfung uns einen verjüngten Ueberreſt jener vorſündfluthlichen Ungeheuer, welche in mannichfachen Unformen den Erdball bevölkerten, belebte Häute ſo zu ſagen, die ſich zu Flügeln ſpannten; Geſchöpfe denen dieſe Flugmittel nöthig waren, weil die Erde noch größtentheils mit Waſſer bedeckt war, aus dem die Gebirge nur als zahlloſe Inſelketten emporgehoben ſchienen, und weil noch nicht das klare Aetherlicht der Sonne ſie umfloß, ſondern nur ein dämmerhafter Schimmer einer kometenähnlichen Lichtmaterie. Es war die Zeit der Drachen und fliegenden Eidechſen, der Rieſenwaſſerſchlangen und der Rieſenfledermäuſe. Da gab es noch keine Menſchen.

Als die Schöpfung ihren letzten großen Tag mit

Umwandlungen begann, welche die Himmel beben machten und die Grundfesten des Erdballs erzittern, da sanken die Ungeheuer in ewige Nacht, in den Schoos der Gebirge — sie versteinerten. Verjüngt hob sich das Land aus dem Wellenschoos, angestrahlt vom Lichte einer allbelebenden Sonne, und die Erde ergrünte und das Paradies erblühte. Schmetterlinge gaukelten, bunte Vögel erfüllten die Lüfte mit Gesang, und die silberschuppigen Fische warfen sich lustig über die Fluth empor. Da trat auch das erste Menschenpaar in vollendeter Schönheit hinein in die Pracht des Paradieses, und empfing aus des Schöpfers Hand die schöne Schöpfung als Morgengabe. Und an alle Neuerschaffnen erging das Segenswort: Seid fruchtbar und mehret euch!

Aber zur Erinnerung an die alte Erdennacht, in welcher dämonenhaft grausige Ungeheuer den Erdball bevölkert hatten, blieben einige Thiergeschlechter von fabelhaften Formen im kleineren Maasstab erhalten — die großen Seespinnen, Polypen genannt, die mit hundert Armen nach ihrem Fang haschen, die Seeigel, runde Stachelkugeln, die Armadillen, die Panzer-Schuppen- und Schnabelthiere, die fürchterlichen Krokodile — und die garstigen Fledermäuse.

Seid fruchtbar und mehret euch!

Die Fledermäuse unterm Dach des schwarzen

Schloſſes hatten dieß allgütige Schöpferwort nach Möglichkeit erfüllt.

Wohin Waller, als er ſich unter den Balken und Sparren des luftigen und durchlöcherten Thurmdaches zurecht zu finden ſuchte, immer griff und trat — er griff und trat auf Fledermäuſe. Sein Kopf, wohin er ſich bückte, war von Fledermäuſen umſchwirrt, die ſich an ihn vermöge ihrer ſcharfen und langen Daumennägel anhäkelten, ſeine Wangen traf der Schlag ihrer kalten fettigen Flughäute, und das abſcheuligſte Quiken betäubte ſein Ohr. Wo er eine dieſer Mäuſe erfaßte, entwand ſie ſich behend und mit ſcharfen Biſſen ſeinen Fingern.

Und welch ein Geruch, welch ein unausſtehlich widriger, den Athem beengender, den Ekel erregender Geruch, peſtialiſch und beſtialiſch zugleich. Es iſt bekannt, daß die Ausleerungen aller Mäuſe fürchterlich riechen, weniger bekannt vielleicht daß die gemeine Fledermaus überaus ſtark nach Biſam duftet — dieß möchte bei einer Fledermaus für ſolche Menſchennaſen, denen der Moſchusgeruch angenehm vorkommt — hingehen, aber der Biſamgeruch einiger Tauſend Fledermäuſe, und die Ausdünſtung der Excremente dazu — welche Vermählung — und unter einem geſchloſſenen Raum von ſechs Fuß ins Gevierte!

Es war eine Marterkammer, wie nie eine erſun-

den worden. Caſſanovas phantaſtiſch ausgemalte Bleidächer zu Venedig eine Kinderei dagegen.

Der unſelige Flüchtling konnte nicht ſitzen, nicht liegen, nicht ſtehen, immer lebendiger, immer wilder wurden die aufgeſcheuchten Thiere. Sie merkten wohl daß ein fremdartiges Weſen ſtörend in ihren Freiſtaat eingetreten ſei, ein Weſen, das ſie mit Vernichtung bedrohte, das ſie und ihre Brut tod trat, und der Schmerzensſchrei der Getretenen ſchreckte Alle und Alle auf, ja er fand in jeder Fledermausbruſt ein Echo, und immer heilloſer wurde das Schwirren, Schreien, das Flügelſchlagen, das betäubende Brauſen um ihn her.

Und der Flüchtling! Er mußte hier bleiben, er mußte ſuchen, wie er ſich wappne und wehre, wie er ſich noch gegen dieſe Feinde aufrecht erhalte, nachdem er ſo viele Bewegung des Gemüthes, und die augenſcheinliche Todesgefahr überſtanden.

Mit einer ſtarken Bewegung des Fuſſes fegte er einige Hände breit Raum am Boden von dem lebendigen Ungeziefer, und kauerte ſich dorthin. Er ſchlug den Kragen der Jacke in die Höhe, und ſchützte ſo ſeine Ohren und den Hals vor den Angriffen und Biſſen der wüthenden Mäuſe, er drückte die Mütze feſt auf die Stirne, er räumte die Jackentaſchen aus, in die ſchon mehrere dieſer Thiere geſchlüpft waren, und brachte deren Inhalt in den inneren Taſchen ſeiner Be-

kleidung an — allein er fand in dieser kauernden Stellung die gehoffte Ruhe nicht, fort und fort kribbelte und krabbelte es um ihn herum, und über und über war sein Leib mit Fledermäusen bedeckt, und jetzt dachte er mit Schaudern an die alte Sage, die er in früheren Jahren einst vernommen, an die Sage vom Bischof Hatto, den ob gottlosen Frevels an der Armuth in einem Thurm auf kleiner Rheininsel die Mäuse bei lebendigem Leibe fraßen. In einem Thurm! Er hatte damals über das Mährlein gelächelt, das ja auch die gelehrte Wissenschaft längst aus der Geschichte in das Reich der Fabel und Sage verwiesen hat — aber hier — hier war ein Thurm, hier waren Mäuse, die mit feinen schmerzlichen Bissen ihn wirklich anfielen.

Waller erhob sich — er war in einer Lage, die der schreckhafteste Fiebertraum nicht fürchterlicher vor die aufgeregte Phantasie zaubern konnte, er stand wehrlos den Angriffen zahlloser kleiner, aber nichts desto weniger abscheulicher Ungeheuer ausgesetzt.

Denkt euch Thiere von so ganz abnormer Häßlichkeit, daß die Ohren einer Art derselben fast so groß sind als ihr ganzer Leib, Thiere deren Gesichter zwischen Hund und Affe und Ratte die Mitte halten, Thiere deren Füße und Schwänze zu einer faltigen Haut vereinigt sind, die unter dem runden Leib einen

eigenthümlichen Sack bildet, Thiere deren ausländiſche Vettern den Schlafenden in der Nacht das Blut aus den Adern ſaugen, Thiere endlich, deren eine Art, die Hufeiſennaſe genannt, eine über alle Beſchreibung häßliche und abſtoßende Mißbildung ihrer Phyſionomie zeigt, wie die kühnſte Phantaſie ſelbſt dem Teufel noch nicht andichtete, denn die ſcheuslichſte Teufelsfratze iſt immer noch ſchön gegen das Geſicht der Hufeiſennaſe und nun denkt euch ein Paar Tauſend Hufeiſennaſen, gemeine und ungemeine nebſt dickwanſtigen Speckfledermäuſen beiſammen und aufgeſchreckt aus einer ſeit Jahrhunderten ungeſtört gebliebenen Behaglichkeit, in ihren durch verjährtes Beſitzthum wohlerworbenen Rechten gekränkt, wie ihr wilder Zorn ſich über den Eindringling ergießt, ergießt ſage ich — und wie ſie ihn mit der Wuth zu Leibe gehn, die dem Thiere ſein Naturrecht eingiebt, mit der die Biene ſticht, wie der Scorpion, mit der die Schlange beißt, wie die Tarantel!

Wie entkommen? Wie entkommen? Hier war kein Entkommen.

Ein Mittel blieb noch übrig, wenn es ſo fortging. Waller hatte das Gewehr noch, er konnte ſich hier oben erſchießen. Da war aller Quaal ein Ende gemacht. — Aber der Trieb zum Leben in einem noch jungen Herzen, —, aber Lucie, —, aber ſein Kind! —

Noch ein Mittel: den Kopf durch eine Oeffnung in der grauen dicht mit Moos überzogenen Bedachung in die Luft hinaus zu ſtecken, und den Körper wohl oder übel den Mäuſen zu überlaſſen — ſo wäre doch reine Luft gewonnen — aber Ruhe — aber Schlaf — deren der zum Tod Ermattete ſo bedürftig war — an dieſe war dabei nicht zu denken. Und was ſollte es werden, wenn der Morgen kam?

Waller fürchtete wahnſinnig zu werden. Was waren alle Mühſale zu Land und zur See, was waren alle Quaalen der Kerker und Gefängniſſe, was alle Leiden des Körpers und der Seele gegen dieſe martervolle Pein, die er erlitt? Und wann und wie ſollte ihr Ende ſein? Ohne einen Tropfen Waſſer, ohne ein Stück Brot — kaum daß noch ein geringer Reſt von Branntwein in ſeinem Fläſchchen war — ach, dieſer geringe Reſt wurde hier zum Lebens- und Wunderbalſam.

Wallers Gedanken, von ſo viel Widerwärtigkeit und Tücke des Schickſals verwirrt, begannen abenteuerlich zu werden. Es fiel ihm ein ganz eignes Mittel ein, ſich vielleicht der Quälgeiſter zu entledigen. Dieſes Mittel konnte ihn verrathen, allein er dachte im ſchlimmſten Fall ſein Leben theuer zu verkaufen. Zu dieſem unnahbaren Verſteck konnte nur ein Gen-

d'arme auf einmal gelangen — er konnte jeden, der zuerſt den Kopf heraufſteckte, niederſchießen — nur wenn das Heu unter ihm in Brand geſteckt wurde, mußte er untergehn, außerdem, wenn nicht Hülfe kam — verhungern.

Er ſchüttete eine Hand voll Pulver auf den Boden, er ſchlug Feuer und legte ein Stückchen glimmenden Schwamm darauf, dann ſteckte er den Kopf aus dem Dache — mit Herzklopfen lauſchend.

Zwei Minuten vergingen.....

Ein Blitz — ein dumpfer Laut, ein ſtärkeres Quiken und Flügelſchlagen — dann war es wieder dunkel und — o Wunder — ſtill, ganz ſtill.

Weiße Rauchwölkchen entringelten ſich dem Thurmdach. —

„Henner!*) ſprach ein Nachtwächter zum Andern. „Wann Du nur alle weil das Dengk geſehn hätt'ſt. Dort zom Haxenthorm es alleweil der leibhaftige Drach lichterluh h'nein gefohrn. Es that en garſtigen Blatzer. Henner! — on 'richſte neß? Es ſtenkt wie lauter Schwäbel! Gott ſei bei ons!"

Wenige Minuten ſpäter tuteten dieſelben Nachtwächter Feuerlärm. Es brannte im Hexenthurm, aus al-

---

*) Heinrich.

len Lucken leckten lohende Flammen — die Leute liefen zuſammen, das Städtlein kam in Aufruhr, aber — keine Sprütze ward herbeigefahren, kein Eimer Waſſer ward vergeutet, um hier zu löſchen — die Leute rührten keine Hand, ſie gafften müſſig und plauderten: „Mag das alte Neſt einmal ausbrennen — nicht Schade drum!“

„Es iſt gut, wenn der alte Schlauch einmal gefegt wird!“

„Hör' wie das kniſtert und knattert! — Schau — wie die Fledermäuſe es übel nehmen, daß ihre Reſidenz Beleuchtung erhält! Wie ſie um den Thurm fliegen — wild — wild!“

Schau — da poltert Adam die Treppe herunter — Amalie folgt ihm, und ſchleppt die Ziege mit Gewalt nach, die ſich ſtörriſch zeigt, und nicht folgen will. Lucie zuletzt mit ihrem Kinde — und einigen Betten beladen.

„Glück zu Adam! Aber räuchere Deine Schinken nicht zu ſtark!“ höhnt ein Spottvogel, der lange Andres, der wieder da iſt, und ſich mit Adam verfeindet hat.

„Da haben wir die Beſcheerung! Beim Teufel! Es hat mir ſo was geſchwant!“ rief der Gensd'arme, der beherzte Walzer, ſeinen Gefährten Märten und Niklas zu, indem ſie aus dem Wirthshaus herbei eil-

ten, wo ſie zu Dritt eine Herzſtärkung eingenommen hatten, um die Nachtwache im ſchwarzen Schloß mit um ſo größerer Herzhaftigkeit abzuhalten.

Dumpf und hell praſſelt und kracht das brennende Gebälk, die Heukammer ſteht in lichten Flammen, die Bretter ſtürzen brennend in Luciens Gemach — Funkengarben ſprühen rings um den von innen glühenden Bau. —

Alte Bekannte.

Von Jahr zu Jahr mehr entfaltete der Badeort Kiſſingen nach einer Seite hin groſsartiges Aufblühen, während die alte Stadt noch lange Zeit das blieb, was ein guter Theil derſelben noch heute iſt, ſchmutzig, winkelvoll, abſcheulich.

Einerlei, jeder Frühling und Sommer führte der Fremden mehr herbei, die Miethen wurden immer theurer, der Verbrauch aller Arten von Lebensmitteln und Waaren mehrte ſich, und mit der Maſſe dieſer Fremden, welche dem Bad ihr Geld zuführten, fanden ſich auch Maſſen ſolcher Fremden ein, die dieſes Gold in kleine Silber- ja in Kupfermünze verwandelt, zum Theil wieder von dannen zu tragen bemüht waren.

Wo es Geld giebt, iſt man fröhlich, läſst man auch wieder ſpringen, und da die Kleinkrämer und Händler mit Allerlei nicht minder verzehrten, wie

Jene, und ihren Verdienſt doch auch ungleich mehr von den Fremden, als von den Einheimiſchen hatten, ſo war der Verkehr ein reger und ungehemmter.

Es iſt Jahrmarkt, und regnet, was vom Himmel herunter will; in Kiſſingen pflegt es ſehr viel zu regnen. Das Gewühl iſt demnach groß, und der Schmutz ungeheuer.

Im Marktgewühl, das von Händlern und Käufern, von Juden und Judengenoſſen allerlei Art wimmelte, fanden ſich viele Bekannte. Theils grüßten ſie einander, derb oder fein, oft nur mit einem leiſen Zwinkern der Wimper, oder ſie grüßten einander gar nicht, thaten, als hätten ſie einander nie geſehen, und kannten einander doch gar zu wohl.

Der überlange, ſo hungrig und durſtig wie ein trockner Bade-Schwamm ausſehende Feuerſchwammhändler ſtreckte ſeine dürren Finger nach den Wangen einer überkorpulenten Magd aus, welche, wie es ſchien, Einkäufe für eine Herrſchaft machte, und neben ihm in dem Korbe einer Gärtnerin wühlte, welche Radieschen und Spargel feil bot.

Die Magd ſah ſich raſch und keck um, und ſchlug ein lautes Gelächter auf, als ſie ſah, Wer es war, der ihr eine Careſſe zu machen verſuchte.

„Andres!“ rief es aus ihrem merklich breiten Mund, — „Trine!“ aus ſeinem dünnen, und ſein

hohläugiger Blick überflog neidiſch Trine's pralle und pralle Formen. Wie gut ſchlägt dieſem Menſch die liebe Gottesgabe des Eſſens und Trinkens an! dachte er, indem er fragte:

„Nun Trine! Bei Wem? Scheinſt in gutem Futter?“

„Bei hoher Herrſchaft, Eure Länglichkeit!“ platzte Trine mit luſtiger Lache heraus. „Dieſelben werden ſich noch jener Dame erinnern von damals, von vor'm Jahr — dahinten — im Grabfeld — über der Fiſchgrube, die ſo gemein und niederträchtig*) mit uns that — bei dieſer Dame bin ich dermalen Jammer-Kumpfer!“

Trine wollte ſich ausſchütten vor Gelächter über ihren Stubenmädelwitz, während der lange Andres ihr ein ſchönes Stück Feuerſchwamm zum Kauf hinhielt, denſelben möglichſt vor der Näſſe zu ſchirmen ſuchend.

„Danke ſchön! Wir rauchen nicht!“ rief ſie mit neuem Lachſchall, und ſchritt von dannen, während ſich eine etwas breite Hand mit einiger Heftigkeit auf die Wange des langen Andres legte, und die Stimme der Schwamm-Pauls Ottilia, mit welcher ſich Andres verbunden, ihm gellend zuſchrie: „Warte! Du Lumpenkerl, wenn Du mit andern ſchlechten Menſchern ſcharmuziren willſt! Haſt Du nicht genug an mir?“ —

---

*) freundlich und herablaſſend.

Aus der geräumigen, aber etwas düſtern, von Qualm des ſchlechteſten Tabaks durchſtänkerten und vom Straßenkoth reichlich vollen Hausflur einer Taberne ſchallte der Geſang einer Mannsſtimme, von den Tönen einer Violine begleitet; drinnen ſaßen Bauern und Bäuerinnen Kopf an Kopf, froh ein Obdach vor dem Regen gefunden zu haben. Alle hatten derbe Steinkrüge mit Zinndeckeln voll bayriſchen Bieres vor ſich, alle Männer rauchten und alle weiblichen Weſen aßen Brot und Wurſt, Rettige und Radieschen, alle ſprachen, und zwar laut genug, dazwiſchen knurrte und murrte bisweilen ein und der andere große Hund jüdiſcher Metzger und Viehhändler, welche, die Peitſche über dem Rücken gehängt, meiſt in blauen Blouſen, wie Revolutionshelden, aber friedlicher Natur, in hohen Stulpſtiefeln und mit ſchwarzen, ſchmierigfetten kurzen Lederhoſen, die in ihrer Blüthezeit einmal gelb geweſen waren, das Publikum vermehrten.

Weder Dampf noch Lärm, weder menſchliche noch Thierestimmen irrten den Sänger, welcher das berühmte Gedicht vom Doctor Eiſenbart mit merkwürdigen Grimmaſſen rezitirte. Mehr noch als dies Lied und die Melodie weckte ſeine fuchsrothe Perücke das Gelächter, die der Sänger ab und auf ſtülpte, und mit welcher er allerlei ſeltſame Geſten ausführte.

Es war der Grimmaſſenſchneider Roſenzweig, auch

Dickenbub genannt, der mit seiner Genossin Lügenmargtle den Kissinger Jahrmarkt besuchte. Lügenmargtle hatte ein kleines Blechtellerchen in der Hand, und sammelte Geld für die Kunstleistungen ihres Galans ein, wobei sie öfters die Lippen spitzte, als wenn sie für jede Gabe mit einem Kuß danken wollte, und mit ihren kleinen schwarzen Augen umherfuhr, wie ein Blitz in einer nachtschwarzen Wetterwolke, und leise schmatzte, wenn sie eine Gabe empfing, die etwas mehr betrug, als einen halben oder ganzen Kreuzer.

Siehe da tauchte eine Gestalt auf im Hintergrunde, der sich auf den Hof des Hauses öffnete, ein alter abgenutzter kahler Bettler, welcher mit seiner Stentorbaßstimme zu brüllen begann:

„Kauft o liebe Christen! Kauft das Wunderbüchel: Die heiligen sieben Himmelsriegel, gedruckt zu Rom in diesem Jahr alles zur größern Ehre Gottes, das ist wahr! Höret an die heilige sieben Himmels-Riegel-Kraft! Ich mache euch offenbar ihre Eigenschaft. Wer die heiligen sieben Himmels-Riegel bei sich trägt, wird von keiner Furcht böser Geister, Teufel und Gespenster bewegt! Und wo die heiligen Himmels-Riegel gedruckt in einem Hause sein, da schlägt niemals ein Donner und Blitz hinein. Und wenn ein Weib" —

Da hatte plötzlich das Peroriren ein Ende, denn

ein Gensd'arme packte ſehr unſanft den Rhapſoden, welcher kein anderer war, als der uns ſchon wohlbekannte Vetbruder, an der Schulter, und fuhr ihn barſch an: „Halt's gleich Deine Goſch'n, alter Lärmtrompeter, oder ich will Dich hinbringen, wo Du hin g'hörſt!“ Dabei griff er conſtecirend nach einigen Exemplaren des Himmelsriegels.

Blitzſchnell fuhr mit einem ganzen Paket dieſes fliegenden Blattes, das der heiligen Einfalt Jahr aus Jahr ein zur Koſt geboten wird, die alte Roſine, die heute mit ihrem Töpferkram ſchlechte oder vielmehr gar keine Geſchäfte zu machen im Stande war, und ſich daher mit dem alten Linhardt zu einem andern gänzlich mühelosen Geſchäft verbunden hatte, nämlich dem Trödel mit den heiligen ſieben Himmelsriegeln*) —

*) Es iſt notoriſch, daß noch im Jahr 1848 ein Flugblatt von einem halben Bogen in Kiſſingen und der ganzen Umgegend der Bevölkerung feilgeboten wurde, welches allen oben angedeuteten frommen Unſinn und noch ein gut Theil mehr enthält. Um die jeſuitiſche Gotteslästerung voll zu machen, trägt der Himmels-Riegel auch noch einen Holzſchnitt, den Heiland darſtellend, zur Schau, am Ende aber die deutſamen Buchſtaben: A. j. g. G. G. (Alles zur größern Ehre Gottes). Das Blatt enthält unter Andern folgende Stelle: Die heiligen ſieben Himmels-Riegel ſind auch appretirt werden bei einer Mannsperſon, welche

unter ihre ſchmutzige Schürze und machte ſich aus dem — Staube? — nein — Staub gab es nicht in dieſer Flur voll Qualm, Herbergegeruch und Schmutz — ſondern nur aus dem Gedränge; ſie humpelte über den Hof, der noch mannichfach bevölkert war, und ſuchte ein Neſſ, das unter einem Scheunthor in Trockenheit gebracht war, weiter in der Tiefe der Scheuer zu bergen, denn dieſes Neſſ enthielt eine ganze fliegende Bibliothek — nicht nur von heiligen ſieben Himmelsriegeln, geiſtlichen Hausſegen zu Jeſus, Maria, Joſeph, und klaglichen Wallfahrer-Liedern — ſondern auch eine Menge kleinerer Volksbüchlein, Sibyllenweiſſagungen, Thal Joſaphat, Immerwährendes Elend, Ewiger Jude, und neben dieſen eine Menge Lieder zu zweien und

---

acht Jahre mit dreihundert böſen Geiſtern beſeſſen war. Da nahm ein Geiſtlicher aus der Geſellſchaft Jeſu die heiligen ſieben Himmels-Riegel, und thät ſie über die beſeſſene Perſon leſen, und legt ſie ihr auf das Haupt. Höret Wunder, da ſind die böſen Geiſter augenblicklich aus ihr herausgefahren." Volksverdummung! Alles zur größern Ehre Gottes! 1848!

Aber es giebt auch Volksverdummung in proteſtantiſchen Ländern. Die göttliche Lehre Chriſti, der reine Katholicismus ebenſo, wie die reine Lehre Luthers ſind unſchuldig an den Irrlehren der Prieſter des Baals und des Belial.

dreien, unter denen ſich ganz abſcheuliche und ruchloſe Gaſſenhauer befanden.

„Darf ein Herr Gensd'arme ſich an den heiligen ſieben Himmelsriegeln vergreifen?“ fragte ein kleiner hagerer Capuciner vom Strafklöſterlein auf dem Kreuzberg, der ein Büſchel Radieschen ohne Salz verzehrte, und ſein Seidel Bier vor ſich ſtehen hatte, mit ſcharfem Blick empor zum Vollſtrecker polizeilicher Gewalt.

Der Gensd'arme ſtrich ſich den Schnauzbart, fixirte den Capuziner, und beide ſtieß das Lachen an.

„Rückt's ein wenig zu, geiſtlicher Herr!“ antwortete der Gensd'arme, ſein Lachen verbeißend, ſo will ich Euch beſcheiden!“ und flugs war er an des Capuciners Seite, lachte nochmals mit hohlem Ton in den ſteinernen Bierkrug pubſtend, den der Vater ihm bot, und that einen guten Zug. Als er den Krug hingeſetzt hatte, flüſterte der Vater ihm zu: „Ach Dich, und mach' anderwärts Blinde! Der ganze Bede iſt voll Gſchockgänger und Kuttenſchieber, wenn ein hieſiger Valmputz Dich viert, die überall Verdruß machen, und ſpinnen, ſo kannſt Du Trittſchenſingen in der Beſſalüſſe beſehen, und harte Keile. *)“ —

---

*) Mache Dich fort und ſieh Dich nach andrer Gelegenheit um. Der ganze Jahrmarkt iſt voll Marktdiebe. Wenn Dich ein hieſiger Gensd'arme ſieht, die überall

„Vos Dich, Gogelfranz, Dank für den Zinken!“ antwortete im gleichen Gaunerrothwälſch der Gensd'arme, der eben ſo wenig ein ſolcher war, als der Capuciner ein Franziskaner vom heiligen Kreuzberg. „Ich will mich ſchon, auf meine Emune, kochum halten, übrigens iſt's hier coſcher. Heute Abend bei der Veronerin iſt kleine Harmonie-Caprusche. Es iſt ein wittiſcher Freier aufgeſtochen, da finde Dich ein, und ſprich den Segen. Ich will noch ein bischen in die doſlemoniſche Doſle, und im Dunkelwuſt durch die Kille holchern *).“

Peter Lenz, den wir als Reiſebegleiter der Dame Gieſe kennen lernten, und der ſich als Gensd'arme verkleidet im Zwielicht zu Kiſſingen herumtrieb, zu welcher Verkleidung ſeine ſtattliche Geſtalt und militairiſche Haltung ganz paſſend erſchien — verließ ſeinen Namensvetter, Peter Lorchheim, und die Taberne.

---

auflauern und lauſchen, ſo kannſt Du Beinſchellen im Gefängniß beſehen und derbe Schläge.

*) Schweig ſtill, Franziskanermönch! Dank für den Wink. Ich will mich, meiner Treu, ſchon klug halten, übrigens iſt's hier rein von Aufpaſſern. Bei der Kartenſchlägerin iſt heute Verſammlung. Es iſt ein Bauer gefunden, der geprellt werden ſoll. Ich will noch ein wenig in die katholiſche Kirche und dann im Nebel durch die Judenſtadt ſpaziren.

Peter Lorchheim hatte ſich eine Zeitlang als Brauknecht bei den Patres auf dem heiligen Kreuzberg verdungen gehabt, hatte die Manieren der frommen Väter ihnen abgelernt, welche ſehr leicht zu erlernen waren, da ihre Hauptbeſchäftigung in Beten, Betteln (mit dem Kunſtausdruck terminiren) und Biertrinken beſtand, und hatte ſich dann die nöthigen Requiſiten: Tonſur, Kutte, Kapuze, ein Scapulier, einen Roſenkranz, ein Brevier und ein Paar Sandalen zu verſchaffen gewußt.

Wir ſagten, daß auch der Hof der Taberne bevölkert war. In dieſem Hof befanden ſich neben der Scheuer und den Stallungen des Wirthes eine Anzahl Wohnungen eingebaut, welche Judenfamilien inne hatten, deren überzahlreicher Kinderſegen ſich darin trotz des ſchlechten Wetters luſtig umhertrieb. Da gab es ungemein viele Kindergeſichter von bräunlicher Farbe und mit pechſchwarzem Haar, und viele Mädchen hatten eine Fülle von Locken, und Knaben und Mädchen hatten den lebhafteſten blitzenden Blick, und aus allen Geſichtern ſah Schlauheit und Verſchlagenheit.

Aber auch Chriſtenkinder wühlten ſich durch die Flur nach dem Kinderaſyle des Hofes, denn es gab heute dort etwas zu ſehen, und mit Ungeduld harrten Alle der einbrechenden Dämmerung entgegen. Im Hintergrunde der offenen Scheuer zog ſich von einer Seite zur andern ein buntbemalter nicht hoher Vorhang

quer über die Tenne. Vor diesem Vorhang stand ein gewisser Schiebekarren mit einem Kasten, auf dem ein gewisses Trommelfell gespannt war, es lagen auch allda zwei türkische Becken, ein Triangel und eine verräucherte Zither friedlich und still beisammen, Instrumente, die sich nie entzweiten, außer wenn sie zum Tönen gezwungen wurden, da klangen sie meist sehr feindselig gegen und durcheinander.

Auch fremde Kinder, die nicht in die gute Stadt Kissingen gehörten, und in etwas auffällig phantastische Lumpen geputzt einhergingen, spielten und schäkerten mit unter dem Kinderschwarm. Es waren die beiden Mädchen und der jüngere Knabe des Marionettenspielers Graf, der sich mit seinen hölzernen Miemen hier eingemiethet hatte, und eben wieder seine schönen Zettel an die Thüre der Taberne und in die Flur heftete, welche diesesmal nicht den verlornen ungerathnen Sohn oder die Todten Schwann, und die Vorstellung Caspars, des lustigen Kesselflickers verkündeten, sondern wörtlich wie folgt:

Thirater-Anzeiche.

Heute werden wir Ihne vorstehlen

1) Pfalzgraf Sigfritt aus Brawantgenannt.

2) Die Pfalzgräffin oder Genofeva aus Brawantgenannt.

3) Die Geschichte bestehet in 7 Akten.

4) Hoffmeiſter Golo, wo er ſchon 7 Jahre lang einen falſchen Regenten gemacht hat.

5) Dieſe Geſchichte beſtehet vom Anfang bis zum Ende zu ihrer Begräbniß der Pfalzgräffin Genofeva.

6) Hierauf folgt: Markgraf Backenweil, der gefangen iſt wurden von die Türken, und war 7 Jahre lang ein geſchlaf*) in die Türkei.

7) in der Bedrübnißkeit ſeiner Egatin iſt wieder angekommen, zu ſeiner Hochzeit beſtehet in drei Akten.

Der Schauplatz iſt hier bekannt.

Dieſe Kinder waren abgerichtet, gewöhnlich vor Anfang des Spiels einige jener unglückſeligen Künſte unter Anleitung des zwanzigjährigen Bengels, ihres Bruders, zu machen, die in furchtbaren Verrenkungen der Glieder, halsbrechenden Sprüngen und höchſt unanſtändigen, alles ſittliche Gefühl beleidigenden Stellungen beſtanden, welche zum Ueberfluß oft noch mit nicht minder empörenden Zweigeſprächen begleitet werden, die meiſt die unſchuldige Jugend und den niedrigſten Pöbel zum Zuſchauerhaufen haben, bei denen die Taſchendiebe ihre beſte Aernte halten, und die auf Vo-

*) Sclave.

gelſchießen, Kirmſen und Sommermärkten von löblicher Polizei noch immer und faſt überall mit groſſer Huld und Menſchenfreundlichkeit geduldet werden, von löblicher Polizei, deren Begriffe von dem, was wirklich löblich, das iſt lobenswerth und Lobes würdig iſt, noch nicht allenthalben die erleuchtetſten ſind, ſonſt würde ſie Vagabundenkünſte nicht privilegiren und dulden, die das Eigenthum gefährden, die Sitte verhöhnen und die Gedanken der Jugend vergiften. Der zwanzigjährige Bruder machte ſogenannte Athletenkünſte, fraß Flachs zog dann farbige Bänder aus dem Munde, und ſpie Feuer. Er war von Hals bis zu den Füßen in eckelhaft ſchmutziges fleiſchfarbnes Tricot gekleidet, hatte einen rothen Swahl als Gürtel um die Lenden geſchlungen, hatte ein blau und rothes Käppchen mit einer ſchwarzen Trottel auf dem ſtruppigen blonden Haar, welche Trottel ehemals auch ihr goldnes Zeitalter gehabt, und hatte ſeine hagern eingefallenen, ſchon in dieſer frühen Jugend durch Laſter verwüſteten Wangen — geſchminkt. Jetzt mußte er die Reſte ſeiner ihm treulos allmählich entſchwindenden Lungenflügel in Bewegung ſetzen, um vor der Thüre der Taberne in eine Trompete zu ſtoßen, den ſofortigen Anfang der Schauſpiele zu verkünden und ein Publicum im Hofe zu verſammeln.

Seit einer Stunde hatte es aufgehört zu regnen,

ein Glück für die Kasse der Spieler. Publicum strömte herzu, würdig der Darsteller und der Darstellungen, und die Kinder begannen ihre weit mehr beweinens- als belachenswerthen traurigen Künste. An der Kasse saß die alte Rosine, und gab als Prämie jedem Eintretenden ein Exemplar der heiligen sieben Himmelsriegel, wie auch nach Belieben: dieses oder jenes, ein Exemplar des neuen schönen Liedes oder vielmehr Gassenhauers: „Ach Jungfer, ich vermeine" ꝛc.

An diesem Tage schritt ein junger blühender und gut, aber bäurisch gekleideter Mann von der Höhe des Kreuzbergs nieder, wo er im Hospitz übernachtet und sich an einem Biere gelabt hatte, dessen Güte die schlechten Brühen mancher städtischen Brauereien und ihrer stümperhaften Braukünstler unendlich beschämte, jener Braukünstler, die sich so gern Braumeister schelten lassen, und ihr lebenlang Braulehrlinge bleiben, und die allemal, wenn ihre Kunst sie recht eigentlich im Stich läßt, und das ganze Publicum für ihr Ungeschick nicht nur bitter, sondern auch sauer büßen muß, die Schuld auf das unschuldige Wasser der Orte schieben — während zugleich ihre würdigen Brodherren in der Wahl der Ingredienzien mit äußerster Sparsamkeit verfahren, und denken, wennn das Bier nur bitter ist, ob vom theuern Hopfen oder von der billigen Weidenrinde — das gilt gleich — es kostet deswegen doch das Bier dasselbe Geld, und wird auch getrunken. —

Gegen den in ziemlicher Menge während des Vormittags niederſtrömenden Regen, der am Gebirge ſich noch heftiger niederſchlug, als im Kiſſinger Thale, ſchützte den Wanderer ein tüchtiger neuer Regenſchirm, gegen den Schmutz der Wege ſchützten neue, gut mit Fett eingeriebene Stiefeln von Rindsleder, und gegen das Ausgleiten auf den ſchlüpfrigen Bergpfaden ſchützte ihn ein tüchtiger Knotenſtock mit ſpitzem Stachel.

Der junge Mann trug einen Ranzen, und der Ranzen war ſchwer. Die Laſt auf der einen Seite verurſachte ihm auf die Länge einige Unbequemlichkeit. Allerlei Gedanken gingen ihm dabei durch den Kopf. Bald Gedanken der Furcht, daß ein Räuber ihm begegnen, ihn anhalten, ihm abnehmen könnte, was er bei ſich trug, und ihn vielleicht auch todt ſchlagen; bald Gedanken der Zweifel, ob das, was ihm verheißen war, in Erfüllung gehen werde? Bald aber auch Gedanken der Hoffnung, daß dies geſchehe, Gedanken der Zuverſicht, daß er gewiß und ſicher ſein Ziel erreichen und ſeinen kleinen Schatz verzehnfacht nach Hauſe tragen werde, wobei ihn nur wieder eine Sorge quälte, nämlich die: ob die Laſt dann nicht ſo ſchwer ſein werde, daß er ſie allein nicht fortbringen könne?

„O da miethet man ſich ein Geſchirr, und fährt — wie ein Herr — in einer Kutſche! Warum ſoll unſer einer nicht auch einmal in einer Kutſche fahren?

Giebt es nicht reiche Bauern da und dort genug, die Kutschen haben, und Fortepiano's, und schöne Bücher, und fahren in die Stadt zum Concert und zur Comödie!"

„Ach — wenn nur heute auch Comödie gespielt würde in Kissingen! Die möcht' ich vor mein Leben gern sehen! Es muß ein schnakisch Ding sein, hab' immer davon erzählen gehört."

„Zweihundert Kronenthaler — zehnmal — macht zweitausend Kronenthaler." —

„Vierhundert Kronenthaler für vier tüchtige Pferde, ein hundert Kronenthaler vier Kühe und zwei Zugstiere, funfzig Kronenthaler sechs Schweine, zweihundertfunfzig Kronenthaler für die Aecker, die der Schulze verkaufen will, sind achthundert Kronenthaler — und zweihundert — die legt man wieder in Reserve, oder leiht sie auf Interessen. Ja, ja, die Sache macht sich!"

Dieß war ein Theil der Selbstgespräche des jungen Bauers auf den sehr einsamen Wegen, die vom mächtigen König des Rhöngebirges, dem Kreuzberg, in die Thalrinne der fränkischen Saale führen. Er baute, wie das Milchmädchen der Fabel, einen babylonischen Thurm voll lauter Glücksträume hoch in die Luft empor.

In dem schönen und stattlichen Wirthshaus zu Aschach kehrte er, ziemlich ermüdet, hungrig und durstig, ein. Das Gastzimmer war leer, wegen des Kir-

ſinger Markſtes und des ſchlechten Wetters; nur ein einziger Gaſt war darin, hatte ein ausgeleertes Schnapsglas vor ſich ſtehen, und lag mit Kopf und Armen breit über den Tiſch ſchlafend hingebeugt. Unſer Wanderer erwartete in dieſem Hauſe Jemand — einen Boten oder Geleitsmann. Sollte Dieſer es ſein?

Auf dem Tiſch lag ein fadenſcheiniges Sammt-Barett; von gleicher Beſchaffenheit war des Gaſtes ſchwarzer Tuchrock von altdeutſchem Schnitt, über deſſen Kragen ein ſchmutziger Hemdekragen in ſchlechter Ordnung ſich ſchlug. Eine Tabakpfeife mit Quaſten und Schnüren von Farben, die nur ahnen ließen, daß ſie einſt ſchwarz, roth, gold geweſen ſein mochten, lag ausgeraucht auf dem Tiſch. Aus der Taſche ſteckte ein Doppel-Flageolet wie neugierig ſeine zwei Mundſtücke.

Der Mann ſchlief unruhig, er bewegte ſich oft, als wolle er erwachen und erwachte doch nicht, während ſich unſer Wanderer ſeine Mahlzeit ſchmecken ließ.

Das Klappern von Meſſer und Gabel mochte den Schläfer endlich wecken. Er fuhr auf, zeigte ein breites rothes aber altes Geſicht, zuſammengeklemmten Mund, einen rothen übelgepflegten Bart, und an der Naſe eine große braune Warze.

„Ah! Sein Diener, mein Herr!“ redete er, ſich aufrichtend, ſich gerade ſtreckend und mühſam eine ſtu-

dentiſche, halb vornehme Haltung annehmend, den ſchmauſenden Wanderer an.

„Schönen Dank! Bin kein Herr, bin nur ein Bauer!“ gab dieſer zur Antwort.

„Bauer oder Herr — Herr oder Bauer — das gilt ganz gleich, mein lieber Herr, wenn nur ein freier deutſcher Mann! Der liebe Herr kommt vom Kreuzberg herab! Nicht? Iſt nach Kiſſingen beſtellt! Nicht? Erwartet hier Jemand! Nicht? — Ich bin der beſtellte Führer.“

„„Der — welcher zu mir ſagen ſoll..?““ antwortete Peter fragend und lauernd. — „Die Harmonie iſt.....“ hier hielt der Gaſt inne.

„„Unſere Schweſter!““ ergänzte Peter, denn dieſer war es, den eine abſonderliche Beſtellung und Verabredung veranlaßt hatte, ſeine erſparte Baarſchaft und auch alles baare Geld ſeines jungen Weibchens aufzupacken und über das Rhöngebirge zu tragen, um daſſelbe mittelſt gewiſſer unfehlbarer Zauberkünſte verzehnfachen zu laſſen, gegen eine ganz geringe und billige Abgabe an ein Gotteshaus und zum Beſten der Armen.

Vielleicht haben in dem Wartboten unſere Leſer den Mann in den fünfziger Jahren erkannt, den die Gauner über der Fiſchgrube damals mit dem Namen Student und Speculation als einen geachteten und ihrer würdigen Genoſſen freudig begrüßten. Sein eigent-

licher Name war Johann Georg Nähr und Schleſien ſeine Heimath; da er aber angeblich das Seminar in Prag beſucht hatte, und etwas böhmiſch ſprach, ſo gab er ſich gern für einen Böhmen, wie auch Abkömmling und Seitenverwandten von Johann Huß aus, und ſuchte Dummen einzubilden, er ſei ein Gelehrter, welches Kunſtſtück beiläufig geſagt, ſehr vielfach von Vielen verſucht wird, nur meiſtens mit ſchlechtem Glück, weil nicht ein Jeder ſo dumm iſt, wie er ausſieht.

Ränke und Schwänke.

Unſer Peter und ſein noch rüſtiger Gefährte wanderten, nachdem der Letztere ſich auf des Erſtern Rechnung noch im Wirthshaus zu Aſchach gehörig geſtärkt hatte, durch den grünen Grund der fränkiſchen Saale nach Kiſſingen zu, und kürzten ihren Weg durch Geſpräche, deren Inhalt für Peter ungemein viele Anziehungskraft zeigte.

Der angebliche Böhme wußte gut zu ſprechen, drückte ſich ſehr rein deutſch aus, zeigte ſich viel gewandert und welterfahren, und als Peter mit einigen ſchüchtern hingeworfenen Fragen das Gebiet des Wunderbaren und Außerordentlichen berührte, ſo öffnete er eine gar nicht verſiegende Ader der tröſtlichſten und verheißungreichſten Belehrungen.

„Es ſteht baumfeſt, mein lieber Herr“ — Speculation nannte ſeinen Gefährten nie anders als: mein lieber Herr — „daß in Wurzeln, Kräutern und Stei-

nen eine außerordentliche Kraft wohnt, man muß ſie nur kennen und üben. So zum Beiſpiel habe ich hier eine Johanneshand."

Peter horchte hoch auf bei dieſer Benennung, während Speculation eine bräunliche, wie eine fünffingrige Kralle durch Kunſt geſtaltete Farrenkrautwurzel, ſorgſam dreimal in Löſchpapier gewickelt, aus ſeiner Taſche brachte. „Dieſe Johanneshand iſt eine gebenedeite Wurz, mein lieber Herr, nur Wenige kennen ſie, und in den Büchern iſt nichts davon zu leſen, ja ſelbſt der weltberühmte Albertus Magnus — das war ein großer Zauberer und weiſer Biſchof, mein lieber Herr, — kannte ſie nur obenhin, wußte nicht alle ihre Eigenſchaften. Sie kommt auch ſelten nach Deutſchland, aber ein altes frommes Weiblein aus meiner Heimath Böheim — o das iſt weit, mein lieber Herr, — die alljährlich eine Wallfahrt thut zu Ehren des heiligen Kilian, ihres Schutzpatrons, die bringt dieſe Wurzeln mit, und verkauft ſie, um damit ihre Zehrung zu beſtreiten, aber ſie gräbt dieſe Wurzeln nicht etwa ſelbſt, mein lieber Herr! o behüte Gott und Sanct Nepomuk, da könnte man einen Sack v[illegible] Markte tragen und wären doch nichts nutz. Nein, ſie bekommt nie mehr als dreimaldrei Stück, und dieſe werden tief, tief im Böhmerwalde drin von einem hundertjährigen frommen Einſiedel gegraben, in heiligen Nächten, unter beſonderer

Stellung der Geſtirne — ja mein lieber Herr — und nur bei Mondfinſterniſſen. Und dann wird in einem ururalten Kirchlein ein kräftiger Segen über die Johannishände geſprochen — das Kirchlein iſt nämlich dem heiligen Sanct Johannes dem Täufer geweiht — und nun erſt hat ſie ihre volle Kraft. O wenn wir deren nur viele hätten — ſteinreich könnten wir werden, Tauſende könnten wir in Kiſſingen verkaufen und zumal in Bocklet, dort hinter uns, das iſt nämlich ein Frauenbad, mein lieber Herr, und die Johannishand, ja die bewirkt eben das, was viele Frauen vergebens wünſchen, Kinderſegen, lieber Herr. Sie wird an einem rothſeidnen Faden über das Ehebette gehängt, und da giebt die Johannishand den Segen wieder von ſich, mit dem ſie geſegnet worden."

Peter hörte voller Erſtaunen zu. Er war noch ohne Kind, ſein Riekchen noch ohne Mutterhoffnung. Speculation fuhr fort, indem er die etwas grauenhaft anzuſehende, wie ein dünner ſeltſamer Tannenzapfen geſtaltete bräunliche Wurzelhand, deren verſchrumpfte Finger in Mumienfarbe glänzten, nach allen Seiten drehte: „Das iſt aber noch nicht alle und jede Eigenſchaft der Johannishand, mein lieber Herr! Sie bringt auch Glück und Segen, ſtärkt den Leib, ſchafft Gedeihen im Hausweſen, behütet den Viehſtand, und ſchützt das Haus gegen das Einſchlagen des Gewitters; ja,

wer ſo glücklich iſt, zwei zu beſitzen und ſteckt eine unter einen Dornbuſch am Rain ſeines Feldes, da fällt nimmermehr ein Hagelſchlag und das liebe Getraide bleibt unverſehrt, wenn auch rings umher alles Land der Nachbarn in Grund und Boden geſchlagen wird. Bei uns daheim weiß das jeder Bauer, aber hier aufen ſind die Menſchen gottlos und ungläubig, da hilft ihnen auch kein lieber Gottes-Heiliger.“

„„Hm, die Leute hier herum ſind doch auch katholiſch!““ warf Peter ein. „Ich ſage, ſie ſind nicht gläubig!“ erwiederte Speculation mit Eifer. „Katholiſch,“ das iſt bald geſagt, das kann jeder ſein — aber gläubig, gläubig, da ſteckt der Kern. Fides vera montes transponet.“ — Speculation konnte auch lateiniſch — ein Wenig.

„Ich glaub's ſchon,“ verſetzte Peter, welchem bange wurde, ſein Gefährte möchte die Rede lateiniſch fortſetzen und ihm dadurch ein Bröcklein der mitgetheilten Weisheit entgehen, und fragte: „Was koſtet denn ſo eine Johanneshand?“

„„Ein Spottgeld, wenn man ihre Kraft bedenkt — o lieber Herr, wie viel könnte das Weiblein — Brigitta iſt es benamſet — daraus löſen? Aber ſie darf nicht mehr dafür heiſchen, auf ihre arme Seele iſt ihr das gebunden, als — ein armſeliges Kronenthälerchen.““

Peter ſchwieg, es ſchien ihm dieß Geld genug für ſo ein Ding als Wurzel betrachtet — freilich die Kraft — wenn die ſich bewährte!?

„Bald hätte ich noch was vergeſſen!“ fuhr Speculation fort: „Wer ſie bei ſich trägt hat auch Glück bei den Frauenzimmern, im Spiel, in der Handlung, bei Kauf und Tauſch, kurz in Allem; es iſt eine wahre Glückswurzel, ein leibhafter Schutzgeiſt, beſſer als Alraun und Heckemännchen, mein lieber Herr!“

„„Halt!““ rief Peter: „und gut daß wir darauf kommen. Giebt's Alraunen? Giebt's Heckemännchen?“

Der ſogenannte Student lächelte geheimnißvoll. „Ob? — Freilich giebt es — aber — oh — wunderſelten — und theuer — hu! Da hängt was Anderes dran, mein lieber Herr — nein, dazu wollt' ich Ihnen nicht rathen, auf ſolchen Wegen gehe ich nicht — nein — ich lobe mir ein ehrliches Leben und ein ſeliges Sterben. Apage Satana!“

Petern gruſelte. Er merkte wohl, daß es mit dem Alraun eine nicht geheure Bewandtniß haben möge, er glaubte noch feſt an den Teufel, wie er von Kindesbeinen an zu glauben gelehrt worden war — und hatte vor ihm die gehörige Furcht und Hochachtung. Er ließ daher den heimlichen Wunſch, Beſitzer eines geldheckenden Alraums zu ſein, gleich fallen.

Speculation lenkte ein. „Ich will mit der alten

Brigitta ſprechen; vielleicht begegnet ſie uns. Sie verrichtet immer ihr Gebet vor der Kloſterkirche zu Hauſen, das da vor uns liegt. Vielleicht" —

„„Will der Herr mir die Johanneshand ablaſſen für einen Kronenthaler?"" fragte der wundergläubige Peter, der das grauliche Ding ſchon im Geiſt über ſeinem Ehebette am rothſeidnen Faden baumeln ſah, wie es unſichtbaren Segen ſtreute.

Speculation beſann ſich ein wenig, dann ſprach er: „Was thut man nicht — einem Freund zu Liebe? Hoffentlich hat die alte Brigitte noch eine — ſonſt wär's gefehlt, wenn ich die weggäbe — trage ſie ſchon dreizehn Jahre mit mir herum."

Das Dorf Hauſen war jetzt erreicht — richtig, vor dem ſogenannten Oelberg außerhalb der Kirche kniete eine alte Bettlerin, die ihren Korb neben ſich geſtellt hatte, wie es ſchien, im tiefen Gebet.

Die Wanderer blieben ſtehen und harrten, bis die Alte gebetet hatte, was ziemlich lange dauerte. Endlich erhob ſie ſich. Es war Brigitta, die kleine Schleiferin genannt, den Kundigen wohl bekannt als eine gefährliche Betrügerin, Schatzgräberin und Wahrſagerin, mit äußerſt ſpitziger Naſe und nicht minder ſpitzigem Kinn, von ganz hexenhaftem Ausſehen. Sie war nichts weniger als aus Böhmen, ſie war auch nicht katholiſch, ſie betete auch nicht, ſie that nur ſo —

Alles was Speculation dem Peter von ihr erzählte, war Lüge; ſie war aus Mehlis oder Zella auf dem Thüringerwalde, welcher ihr auch in reichlichſter Fülle die Johanneshände, Salomonsſiegel, Knabenwurzeln, Allermannsharniſche, Teufelsabbiß und andere Wurzeln und Kräuter lieferte, mit denen der unaustilgbare Aberglaube des Landvolks ſich die Augen blenden, den Verſtand umnebeln und von abgefeimten Betrügern ſich das Geld aus dem Beutel locken läßt. Das kommt aber alles aus einer noch tiefern Wurzel. —

Der Mann der alten Brigitte, Johann, Vater ihrer würdigen Tochter Dorothea, Schleifers Duhrl genannt, Freundin des böhmiſchen Johann vulgo Hopfenſack — war im Zuchthauſe zu Maßfeld verſtorben.

Speculation grüßte die alte Brigitte, und redete ſie in der Gaunerſprache an: „Abbrachmene Dir an den dilwiſchen katiſchnemoniſchen Chammer von Kaſſer um en gohdel Ratt ze potern a Sanct Johannes Griffſlings-Schnettelwerk*).

„Sie verſteht nur böhmiſch, lieber Herr“ — erläuterte Speculation ſeinem Begleiter die Anrede: „Ich

*) Gieb Die Mühe, an den dummen evangeliſchen Eſel von Bauer für einen großen Thaler eine Deiner Johannesfingerwurzeln (eigentlich gefingerte Kurzwaare) los zu werden.

frage sie nur, ob sie vielleicht noch eine Sanct Johanneshand für mich hätte?"

„„O Chates! Dose Eilze is Mesume"*) antwortete die Alte, und begann in ihrem Korbe zu wühlen, wo sie mit vieler Behendigkeit den Vorrath zahlreicher Johanneshände nach unten und anderes Wurzelwerk nach oben brachte, daß Peter jenen Vorrath nicht gewahre.

„Sie sagt, daß sie nur noch eine einzige besitze!" sprach Speculation zu Peter, und dieser zog schnell einen Kronenthaler aus der Tasche, und kam mit Hast dem Studenten zuvor, als dieser that, als wolle er die Johanneshand von der Alten an sich bringen, indem er das Geldstück der Alten in die Schürze warf, die Wurzel erfaßte und ausrief: „Die ist auch mein, die setze ich in mein Feld — da mag es nun um und um hageln, so viel es will, das kümmert mich hernach gar nichts."

Speculation drehte sich auf dem Absatz herum und verbiß das Lachen, und die alte Hexe rief, mit Verbeugungen, als danke sie: „Dein Schapel Chates bei der Chaluka!" **)

---

*) O Windbeutel: Guter Rath ist baares Geld.

**) Deinen Antheil, Windbeutel, bei der Theilung.

„„Sie bedankt ſich, und will für Sie beim heiligen Lucas beten!““ verſicherte Speculation.

„Euer böhmiſch iſt eine närriſche Sprache, die verſtehe der Teufel!“ lachte Peter, freudig im Beſitz zweier Johanneshände.

„Der verſteht's auch perfekt, es ſind viele deutſche Wörter drinnen;“ antwortete Speculation, indem ſie weiter gingen.

Die Dämmerung ſank nieder, als Kiſſingen erreicht war, und den Wanderern that zunächſt ein Ort Noth, wo ſich abermals eine Erquickung fand. Sie ſtanden vor der ſchon erwähnten Taberne, als gerade Graſs großer Junge wieder in die Trompete ſtieß, während die erſte Vorſtellung bereits begonnen hatte, um zur zweiten einzuladen.

„Was iſt das? Was giebt's da?“

„„Puppentheater, Metamorphoſen und chineſiſches Feuerwerk!““ belehrte Speculation.

„Ach — das will ich ſehen, hab' viel davon gehört, niemals was geſehen!“ rief Peter, drängte alles zur Seite, warf der alten Roſine einen Vierundzwanziger für ſich und den Begleiter auf den Teller und ſtand ſtaunend vor der beſcheidnen Pracht der Graſſchen Marionettenbühne, in dem Augenblick als die grölzende Stimme Caſpars, des luſtigen Keſſelflickers, hinter der Scene ſingend hörbar wurde:

„Ihr Leute bringt zu flicken her,
Und wenns in tauſend Stücken wär,
Ich will es Euch ſchon flicken
Mit neuen Kupferſtücken!
Keſſelflick Vallera —
Pfannenflick Vallera —
Keſſelflick, Pfannenflick, Hafenbind —
Vallerallerallallallala.“ —

Theater, Maſchienerie, Scenerie, Garderobe, Sprache, Geſang, alles war bei dieſer Wanderbühne ſo ſchlecht, als nur immer möglich — für Peter war es ein Zauber- und Wunderwerk. Es war die Beleuchtung ſolcher Art, daß man die Fäden, an denen die Puppen hingen, nicht ſah, daher hielt Peter die Puppen für lebendig. Er hielt auch die Metamorphoſen für lebendig, und als auf einmal ein Bär kam, der ſich in ein ſchönes Mädchen verwandelte, da ſtand ihm der Verſtand ſtille. Er glaubte jetzt alles, und wenn Speculation ihm geſagt hätte, der Teufel iſt ein Eichhörnchen, ſo hätte darin nichts Zweifelerregendes für unſern Peter gelegen. —

Es giebt in der That Menſchen, die ſtatt geſcheider — dummer werden, ſelbſt noch in jungen Jahren. Das bischen Mutterwitz bei dem Einen, das bischen Phantaſie bei dem Andern, welches ihnen Mutter Natur mit auf den Weg gab, brennt früh zu Ende, wie

ein Lichtſtümpfchen und über ihren fernern Lebensweg lagert ſich die dunkle Wolke der Beſchränktheit, in der ſie forttappen bis an ihr Ziel. Werden doch oft ſelbſt rege und geiſtbelebte Naturen ſehr früh Philiſter, ſobald die häusliche Sorge ſie umſpinnt, und ſtatt daß ſonſt Lebensfrohmuth ihr Haupt mit einem Aetherlicht umflammte, tragen ſie ſchwer an einer unſichtbaren Perücke, einem unſichtbaren Zopf, ja ſie tragen den ſchweren Sack des Philiſterthums als Gewohnheitsbürde, und ſchlagen nur ſelten einmal bei recht gutem Futter und recht guter Laune vorn oder hinten aus, und wiehern dazu — was ſie gewöhnlich Singen zu nennen pflegen. —

Es war auch noch andres, ordentliches Theater in Kiſſingen, und wegen des ſchlechten Wetters und des Jahrmarkts war daſſelbe etwas mehr beſucht, als es gewöhnlich der Fall iſt. Ein großer Theil der fremden Kurgäſte iſt höhere und beſſere Theatergenüſſe gewohnt, als eine ambulante Sommertheatergeſellſchaft zu bieten vermag, und Vielen, ja den Meiſten, vergönnt die Eigenthümlichkeit ihrer Kur gar nicht die Zeit ruhigen Sitzens vor den Brettern, welche nun einmal die Welt bedeuten, wie unbedeutend ſie und die auf ihnen vor Augen geſtellten Actionen immer ſein mögen.

In einer Seitenloge ſaß einſam eine wohlgekleidete noch blühende Frau von recht nettem Ausſehen. Ihr

Blick war klug, aber dabei von einer besondern Sanftmuth. Sie folgte mit großer Aufmerksamkeit dem Spiel der jungen Heldin; man gab Hedwig, die Banditenbraut von Theodor Körner.

Das junge Mädchen war schön, und spielte wirklich gut, obschon sie noch Anfängerin war; sie hielt eigentlich nebst dem Souffleur (Ehre dem die Ehre gebührt) das Stück, denn ihre Mitspieler waren fast sammt und sonders Künstler allerletzten Ranges, und ganz würdig, vor einem Jahrmarktspublicum ihre schlecht memorirten Tiraden mit allen Windmühlenbewegungen der Arme und Hände und möglichstem Kraftaufwand der Stimme abzuhaspeln oder vorkommenden Falles dem Publicum vorzudonnern.

Ein Herr und eine Dame, die erst heute angekommen waren, traten, noch halb in Reisekleidern, in die Loge ein, darin die erwähnte Frau saß. Der Herr war ein schöner junger Mann, sein blühendes Gesicht zierte ein allerliebstes Schnurrbärtchen (man trug zu jener Zeit noch nicht die Nazarener-Barbarossa-Albrecht-Dürer oder demokratische Urwald-Bärte, mit denen später die jungen Löwen der Mode prunkten) und grüßte die Sitzende, die sich beim Oeffnen der Thüre nach dem Eintretenden wandte, mit Anstand. Die Dame schien auch noch jung, sie nahm, so schien es, vornehm keine Notiz von der Anwesenden, sondern stellte sich gleich auf die an-

rte Seite ihres Begleiters. Es ſah aus wie Stolz, aber es war blos Schüchternheit. Bühne wie Parterre waren ihr eine fremde Welt, faſt beängſtigend wirkte auf ſie der plötzliche Anblick ſo vieler Menſchen, und nur der Umſtand, daß wenige Blicke ſich nach ihr richteten, wirkte beruhigend für ſie. Sie legte keine ihrer Hüllen ab, ihr großer Hut verbarg faſt ganz ihr Geſicht. Dieß Geſicht war regelmäßig, war ſchön, ſchuldlos und rein, doch etwas blaß; blondes Haar ſtahl ſich in einigen verwegenen Locken aus den Feſſeln eines Spitzenhäubchens, das dieſes junge Mädchen oder dieſe junge Frau unter dem Hute trug, hervor.

Die ältere Frau in der Loge wandte von der Bühne, wo, als Hedwig mit den Worten: „Und Frieden ſuch ich bei den Friedenloſen“ abgegangen war, eine für ſie minder anziehende Scene begonnen hatte, ihren Blick der neuen Nachbarſchaft zu; neugierig ſuchte ſie die Phyſionomie der jungen Dame zu durchforſchen, allein dieſe hielt ſich ſo, daß jene wenig mehr von ihrem Geſicht zu ſehen bekam, als die Spitze des kleinen rundlichen Näschens. Nun ward im Stillen der Nachbar gemuſtert. Dieſer hatte mit ruhig prüfendem Blick den ganzen Zuſchauerraum durchflogen, mit hellem Auge in jedes Geſicht geſehen, und auch ſeine Nachbarin nicht unbeachtet gelaſſen.

Dieſe konnte, brennend vor Neugier, kaum erwar-

ten, bis ein Aufzug zu Ende war, um mit aller gemüthligen Zudringlichkeit deutſcher Kleinſtädterinnen der Mittelſtände Fragen an den Fremden zu richten.

„Der Herr ſind wohl auch ein Badegaſt?“ —

Keine Antwort — ganz kleine Pauſe.

„Oder belieben nur, hier durch zu reiſen?“ —

Keine Antwort; wieder ganz kleine Pauſe.

„Es iſt abſcheuliches Wetter zum Reiſen, und wenn wir einen ſolchen Sommer behalten, ſo werden nicht viele Kurgäſte hier bleiben oder nachkommen!“

Der Herr räuſperte ſich. Es war kein Entrinnen. Gern hätte er gethan, als verſtehe er kein Deutſch, wenn er nur etwas Anderes, als eben deutſch, verſtanden hätte. Die Dame gab den Verſuch, ihn zum Reden zu bringen, nicht auf, ſie ſprach weiter, mit vertraulichem Flüſtern ſich zu ihm neigend: „Sie kommen mir ſo bekannt vor, mein Herr! Gewiß hatte ich ſchon die Ehre, Ihnen irgendwo zu begegnen. Ich freue mich ſtets, frühere Bekannte wieder zu begrüßen.“

„„Es iſt möglich — Madame — daß Sie mich ſahen“ — erwiederte endlich zögernd und mit einiger Verlegenheit der fremde Herr, und fühlte, daß eine Röthe ihm auf den Wangen brannte. „Wen habe ich die Ehre zu ſprechen?“

„„Ja — ja — es iſt Ihre Stimme!““ ſprach die Frau lebhaft weiter. „Ei wie haben Sie ſich zu Ih-

rem Vortheil verändert! Sie haben meinen guten Rath befolgt, und haben einen höhern Pfad betreten, als jener war, den Sie damals wandelten. Das freut mich, freut mich herzlich! Aber thun Sie doch nicht länger, als sei ich Ihnen wildfremd!"

Der Herr konnte nicht verhindern, daß die neben ihm sitzende Frau bei diesen Worten seine Hand ergriff und sie mit Wärme drückte, indem sie ohne seine Gegenrede abzuwarten, weiter sprach:

„Sie entzogen sich meinem Kreise — ich habe Sie ungern scheiden sehen, vielleicht war es indeß gut für uns beide; meine Tochter, das unschuldige Kind, dieselbe, welche, wie Sie bemerken werden, heute die Hedwig mit rechter Bravour und Würde giebt, und mit gutem Gehalt engagirt ist — schien eine ernstliche Neigung zu Ihnen zu fassen, die doch hätte unerwiedert bleiben müssen, da Ihr Herz, wie ich vernommen, schon gewählt hatte. — Ist dieses liebe Kind, das Sie mitbrachten, der geliebte Gegenstand, oder ist's eine neue Flamme?"

Waller saß auf Kohlen bei diesem widerwärtigen Ausfragen. — Er schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: „Liebe Madame Giese" —

„„St! St! Nicht diesen Namen hier, herzallerliebster Freund!"" flüsterte die Frau erschrocken. „Ich bin Madame Gutmann, Schauspielerwittwe, und wohne

im ſchwarzen Roß. Wo ſind denn Sie abgeſtiegen Herr? — nun? darf ich um ihren werthen Namen bitten?"

„„Schmidt! Schmidt!"" ſprach Waller haſtig, und flüſterte ſeiner Begleiterin einige freundliche Worte zu.

„Sie müſſen mich beſuchen, heute Abend noch, theurer Freund!" drängte die Frau, die jetzt Gutmann genannt ſein wollte, und dieſelbe war, die einſt mit dem Ton des Wohlwollens, mit dem Zauber der Freundlichkeit Waller mächtig angezogen hatte. Feſſeln hatte ſie ihn nicht gekonnt, auch nicht ihre ſchöne Tochter, die nun nach dem Beginn des zweiten Actes in der vierten Scene wieder auftrat, und mit vieler Wärme des Gefühls ſpielte, zugleich aber den vom Dichter vorgeſchriebenen ſchmerzlichen Blick als Abſchied auf Julius über dieſen hinweg und nach der Loge gleiten ließ, darin ihr junges Falkenauge neben ihrer Mutter einen ſchmucken Herrn erblickte, der, wie es ſchien, mit großem Antheil auf ſie niederſah.

Die jüngere Dame ſah dem Schauſpiel mit eigenthümlichen Antheil zu. Sie war in eine ihr gänzlich neue Welt getreten, ein Zauberkreis umgab ſie. Vieles, was die Leute auf der Bühne redeten, war ihr zu hoch gegeben, aber das verſtand ſie, daß von Raub und Mord, Einbruch und Schloßbrand die Rede war, und ihre Seele erzitterte in den tiefſten Tiefen, denn ihre

Illuſion war ſo lebendig, daß ſie ſich ganz dem Glauben an die Wahrheit der Dichtung gefangen gab. Ihr Herz klopfte unruhvoll, und ſie athmete mit einem unwillkürlichen Seufzer auf, als abermals der Vorhang fiel.

Jetzt mußte — die Schicklichkeit gebot es, Lucie ſich gegen die Gutmann wenden. Sie that es nicht ohne Befangenheit, aber die Frau ſprach gleich mit ſo freundlich einſchmeichelnden Worten zu ihr, daß ſie ſich auf eine wohlthuende Weiſe ermuthigt fühlte, und in Ton und Ausdruck der Rede nicht hören ließ, daß ſie ein alle ſogenannte höhere Bildung entbehrendes Landmädchen noch vor nicht langer Zeit geweſen war.

Der dritte Act des Stücks brachte aber ihr Inneres in große Aufregung. Die Liedesworte in der zweiten Scene, welche von der Schauſpielerin recitirend vorgetragen wurden, kamen ihr vor, wie ein Lied aus dem eignen Innern, und ſie gedachte ihrer einfachen Lieder, die ſie ſo kindlich harmlos geſungen, in der glücklichen Zeit, als noch kein erborgter Schimmer vornehmer Tracht ſie umkleidete, ſondern ein reinliches Gewand von Linnen, in dem ſie noch unſchuldig war, und die Lüdlerche hieß.

Die gute Lüdlerche!

Sie hatte alles aufgegeben, nur ihr Kind nicht, nur ihre Liebe nicht, und war *ihm* gefolgt, ihm, dem ſie einzig angehörte, dem ſie ſich ganz zu eigen gegeben,

dem ſie zu folgen geſchworen, und ſollte er ſie führen bis an der Welt Ende.

Das Spiel endete mit ſeinem erſchütternden, gewaltſamen und man darf wohl ſagen, unſchönen Schluß. Denn unſchön iſt es, weil es unpoetiſch und gefühlverletzend iſt, daß ein Mädchen einen Mann mit der Flintenkolbe hinterrücks und meuchlings niederſchlägt, wie ein Metzger einen Schlachtſtier. So iſt es mindeſtens im Buche vorgeſchrieben. Gewöhnlich erſchießt Hedwig bei der Darſtellung den Räuber, und dieß wirkt mindeſtens knalleffectvoller.

Noch vor dem Schluß eilte Frau Gutmann aus der Loge, nicht ohne vorher nochmals die dringende Bitte zu wiederholen, ſie ja noch heute zu beſuchen; ſie eilte auf die Bühne, um nach dem Schluß ihrer Tochter in der Garderobe behülflich zu ſein, und ſie beim Nachhauſeweg unter die Flügel ihrer mütterlichen Obhut zu nehmen.

Waller wurde es leichter ums Herz, als ſie von dannen war. „Hier iſt nicht unſers Bleibens, da dieſe hier iſt. Ich will keine Gemeinſchaft haben mit ihr und ihrer Geſellſchaft. Dennoch muß ich ſie beſuchen, Du aber liebe Lucie bleibſt auf unſerm Zimmer, bei dem Kinde. Ich bleibe nicht lange.“

So ſprach er auf dem Nachhauſeweg zur Geliebten, und als er ſie ſicher in das Abſteigequartier ge-

bracht, und ſein hübſches Kind geküßt, ging er nach dem ſchwarzen Roß.

Lucien klangen tief im Herzen die Worte des Dichters wieder, die ſie vorhin gehört:

„Nur in Tönen kann ich's zeigen,
Nur dem Liede ſei's vertraut,
Was die Lippen Dir verſchweigen
Meine Thräne ſagt es laut.

Und ihre Thränen floſſen ſtill. — Sie liebte ihn ſo ſehr, daß ſie ſtets ihn zu verlieren fürchtete.

Zauberkünste.

Im ſchwarzen Roß, deſſen Schild der Fremde wohl jetzt vergebens in Kiſſingen ſuchen würde, war es ungemein lebendig; die untern Trinkſtuben waren voll Biergäſte; im obern Saal wurde nach der Karte geſpeiſt und nicht minder Bier dazu getrunken, und die Geſellſchaft, die ſich auch hier zuſammenfand, war außerordentlich gemiſcht; die meiſten mimiſchen Künſtler hatten hier ihre Reſtauration, einige derſelben wohnten ſogar im Hauſe; mancher Badegaſt der minder bemittelten Stände, dem es zu theuer in den vornehmen Gaſthäuſern war, oder der ſich dort nicht ſo recht in ſeiner Lieblingsſphäre, nämlich beim Bierkrug und im Tabaksqualm befand, zog ebenfalls die Küche im ſchwarzen Roß vor — ja es war nicht ſelten ſogar der Fall, daß auch deutſche Badegäſte hohen Ranges und Notabilitäten von europäiſchem Ruf ſich in aller Stille in

die behaglichen Räume des ſchwarzen Roſſes verſenkten, um von der ſteifen Förmlichkeit mancher höhern Zirkel unbelaſtet, bei einem Glaſe Bier oder Wein mit Freunden traulichen Zwieſprach zu pflegen, und dort nicht Miniſter, nicht Geſandter, nicht Diplomat, nicht Ariſtokrat, nicht Gelehrter, nicht Geldkönig, ſondern Menſch unter Menſchen zu ſein.

Im Hintergebäude des ungemein geräumigen Gaſthauſes zum ſchwarzen Roß hatte Dame Gutmann mehrere Zimmer und Kammern gemiethet, nebenbei auch eine kleine Küche, da ſie dieſelbe zu ihrer häuslichen Wirthſchaft unumgänglich nöthig hatte. Dieſe Küche wurde jedoch immer ſtreng verſchloſſen gehalten.

An dieſem Abend brannte auf dem Heerd ein Kohlenfeuer, als ob ein Gericht darauf zubereitet werden ſollte, gleichwohl deuteten die umherliegenden Geräthſchaften weder auf Suppe, noch auf Eierkuchen oder Rühreier hin; ein Gießlöffel, einige Pfunde Fenſterblei, einige Formen, das war in der That keine Zurüſtung für eine Abendmahlzeit, ſofern hier kein Feuerfreſſer ſpeiſen wollte.

Als die angebliche Frau Gutmann mit ihrer Tochter nach Hauſe kam, trat Speculation Beiden mit vertraulichem Gruß entgegen, und ſagte: „Der Wittiſche

iſt oben, der Herr Peter unterhält ihn — es kann losgehen — er hat viel Moos*) im Ranzen."

„„Gut!"" erwiederte Dame Gutmann: „bereitet alles vor, und haltet ihn noch hin, denn ich habe vorher noch einen Beſuch abzufertigen, der den Freier bei Leibe nicht ſehen darf, er wäre im Stande, mit uns theilen zu wollen, oder aus Landsmannſchaft gegen den Dummkopf uns das Spiel zu verderben. Er hat ſich emporgeſchwungen und wird als Hochſtappler reiſen. Bringe mir auf mein Zimmer, was Du an linken Flebben**) vorräthig haſt, da kann er ſich gleich einige ausſuchen."

Speculation war einer der durchtriebenſten Paßfabricanten; er verſtand jede Handſchrift und jedes Siegel der Paßbehörden täuſchend nachzuahmen, und da zu ſeiner Zeit lithographirte Formulare noch nicht üblich waren, ſondern die meiſten Päſſe entweder ganz geſchrieben wurden, oder das Formular gedruckt war, ſo war gerade keine ſo außerordentliche Kunſtleiſtung nöthig, Päſſe nachzuahmen, oder neue zu fertigen. Auf ein halbes Dutzend nachgemachte Viſa's kam es auch nicht an, um dem Fabricat einen Anſchein von Glaubwürdigkeit mehr zu geben. Dies Geſchäft war für Speculation einträglich, denn für einen falſchen

*) Moos oder Moes: Geld. **) falſchen Päſſen.

Paß wurde ungleich mehr bezahlt, als ein ächter zu kosten pflegte, aus einleuchtenden Gründen. Man rieb einen solchen nagelneu fabrizirten Paß etwas befeuchtet, mit Staub auf alten Möbeln, so erschien er als vielgebraucht und herumgetragen.

Die Tochter der Gutmann begab sich sogleich in ihre Kammer, wo sie ihren Anzug mit einem andern, ganz eigenthümlichen in möglichster Eile vertauschte, und ihr geflochtenes Haar auflösend, dasselbe in langen Ringellocken auf beide Schultern wallen ließ.

In einer abgesonderten Stube, aber auf demselben Gang, der zu dem Hintergebäude führte, darin sich die Zimmer der Gutmann und deren seltsame Küche befanden, saß der kleine hohläugige Peter Lorchheim noch in seiner Capuzinertracht und seine Rolle als solcher noch fortspielend mit Peter an einem Tisch. Sie ließen sichs wohl sein die Beiden bei einem reichlich aufgetragenen Gericht Schweineknöchelchen und Sauerkraut, neben vollen Bierkrügen — und plauderten.

Unser Peter that einen Zug aus seinem Glas, auf dessen Zinndeckel sich das Bild des Königs Gambrinus zeigte, und sagte: „Euer Bier auf dem Kreuzberg, Herr Pater, ist doch besser, als dieses."

„„Das glaub' ich, lieber Freund"" — antwortete der falsche Capuciner. „Das hat seinen guten Grund! Wir kennen die Natur besser, als diese dummen Brauer.

Die denken das wär' einerlei, wann das Wasser geschöpft, wann das Malz gedörrt, wann der Hopfen gepflückt wird. Oh, weit gefehlt! Alles hat seine heilsame Stunde, wie das Gestirn sie bestimmt. Jeder Stern hat sein besonderes Licht, jedes Licht hat seinen besonderen Einfluß — doch von so hohen Dingen kann ich mit Euch nicht sprechen — sie sind Euch zu hoch und zu wunderlich."

„„Sprecht immerhin, Herr Pater: ich höre so was für mein Leben gern, und nehme Lehr' an,"" versetzte Peter. „Es giebt also doch geheime Kräfte der Natur — warum wird's uns denn jetzt in den Schulen ausgeredet?"

„„Das thun blos die Neugescheidten, lieber Freund!"" belehrte Lorchheim. „„Wir halten fest am alten Glauben. Was einmal wahr gewesen, bleibt ewig wahr. Giebt es etwa keine Sympathie? Giebt es keine Zaubermittel? Vorm Jahr brannte hier herum ein großes schönes Dorf ab, bis auf eine einzige schlechte Hütte, die blieb stehen, mitten in den Flammen. Niemand konnte sich das Wunder erklären, und ein Wunder war's doch, dasmal hatte es aber kein lieber Gottesheiliger verrichtet. Man suchte und suchte in der Hütte, endlich fand man oben unterm Dach-Boden eine alte Hose hängen, die hatte eine Tasche, und in der Tasche stak ein Papier, und auf dem Papier? was stand auf

dem Papier? — Der Feuerſegen. Der hatte das Haus bewahrt."

Peter ſperrte den Mund weit auf. „Was koſtet ein Feuerſegen? Wo bekommt man ihn?" fragte er haſtig. Der kluge Peter ſah ſchon im Geiſt mit vieler chriſtlicher Nächſtenliebe ſein ganzes Dorf in lichterlohen Flammen ſtehen, er aber brauchte mit ſeiner Frau gar nicht einzupacken und auszuräumen, denn er wußte ja, daß ſein Haus unverſehrt blieb, wenn nur ein Feuerſegen darin aufbewahrt war.

„O da wäre viel davon zu reden, lieber Freund" — fuhr Lorchheim antwortend fort, doch mit leiſerer flüſternder Stimme. „Ein Feuerſegen — ich glaube ich werde noch einen bei mir haben — ſie gehen ſtark ab — und wir leſen jedesmal über ein Dutzend die heilige Meſſe — es koſtet einer nur einen Kronenthaler."

„Her damit!" ſprach Peter und ſtreckte gierig die Hand aus nach dem nichtsnutzigen Papier, das Lorchheim aus der Taſche ſeines Untergewandes zog, und auf welchem allerlei krähenfüßige Zeichen ſtanden, nebſt einem Zirkel durch den ein Kreuz gezogen war, in deſſen Winkeln mit rother Tinte — angeblich aber mit Blut — die vier Buchſtaben geſchrieben ſtanden: A. G. L. A., welche bedeuten ſollten: Allmächtiger Gott, Löſch Aus. — Unſinn! Aber treuherzig geglaubter Unſinn. —

Als für dieſes ſchlecht genug beſchmirte Blatt ein Kronenthaler in die Kralle des Betrügers gewandert war, den dieſer äußerſt ſchnell beſeitigte, fuhr er fort: „O mein lieber Freund — es giebt noch Dinge, die koſtbar, ja unbezahlbar ſind, wer ſie nur alle haben könnte. Denken Sie ſich den Gürtel Salomonis, die Wünſchelruthe, welche förmlich getauft werden muß, wenn ſie Wirkung thun ſoll, den Erdſpiegel — o wer den hat, der kann faſt alles Andere entbehren.“

„„Gürtel Salomonis! Das iſt mir was Nagelneues!““ rief Peter verwundert aus. „Vom Erdſpiegel und von der Wünſchelruthe hab' ich ſchon viel gehört — was thut man mit ſo einem Gürtel? Zu was iſt er nüh? Und was koſtet einer?“

„„Faſt jeder von uns trägt einen!““ flüſterte Peter Lorchheim ſeinem dummen, leichtgläubigen, blindgläubigen und abergläubiſchen Namensvetter zu: „Wer dieſen Gürtel um ſeinen Leib trägt, den haben Herren und Frauen lieb, der wird in Gnaden erhöhet vor Andern; trägſt Du ihn, ſo biſt Du ſtreitbar und ſieghaft wider alle Deine Feinde, Du biſt ſicher vor Schuß und Hieb und Stich, es geht Dir wohl an Leib und Seele, und haſt gute Nahrung.“

So dumm der Peter auch war, doch leuchtete ihm ein, daß es etwas ſehr Angenehmes ſein müſſe,

wenn einem insonderheit die Frauen lieb hätten, wenn man vor Andern erhöht, folglich im Dorfe bald Schulze würde, am Ende gar Landstand, und wenn Einer auch zumal recht gute Nahrung habe. Daher wiederholte er die Frage:: „Was kostet ein Salomons-Gürtel?“

„„Ich weiß nicht, ob ich nicht mein Glück weggebe,““ erwiederte Lorchheim zögernd, und forschte mit schlauem Blick in Peters Zügen. „Ich kann sobald keinen wieder machen, und unter drei Kronenthalern ist keiner zu haben. Ich will Ihnen aber vertrauen, lieber Freund, wie der Gürtel gemacht wird. Jeder kann ihn sich selbst machen.“

Peter horchte hoch auf. Selbst machen! Herrlich! Das sparte drei Kronenthaler.

„Sie nehmen an einem Sonntag, wenn der Mond im Zunehmen ist, vor Sonnenaufgang ein Stückchen Papier oder Streifen von Pergament — letzteres ist besser, und wenn es Jungfernpergament sein kann, ists am besten, weil dieses auch nur unter gewissen heiligen Ceremonien bereitet wird, schneiden dieß, so breit Ihnen gut dünkt, daß der Gürtel werden soll, etwa Handbreit, und sprechen dazu den neunten und dreizehnten Psalm. Dann ritzen Sie sich ein Aederchen auf, und schreiben mit Ihrem Blut und einer neugeschnittnen Feder, und zwar der dritten aus dem linken Flügel eines schwar-

zen Schwans die Worte: Aſiel, Hagiel, Ariel, Phuliel, Zephiel." —

„„Was?"" rief Peter entſetzt: „Halten Sie ein, Herr Pater, um Gottes Willen! Das ſollt' ich merken, Haaſiel und andres Viehel? Wer giebt mir denn Jungfernpergament und ſchwarze linke Schwanenfedern? Mir ſchwant, daß es damit nichts iſt. Geben Sie mir Ihren Gürtel, ich gebe Ihnen zwei Kronenthaler dafür, mehr kann ich Ihnen nicht geben."

„Topp! Es ſei, Ihnen zu Liebe!" ſprach Lorchheim einwilligend, und ſtreckte die eine Hand nach dem Gelde aus, während er mit der andern an ſeiner Bekleidung herumneſtelte, und in der That einen pergamentnen Gürtel zum Vorſchein brachte, welcher der Beſchreibung entſprach — dazu ſagte er: „Sie müſſen mich einmal auf den Kreuzberg aufſuchen, oder noch beſſer, ich komme einmal nach Dermbach, und warte dort auf Sie, oder in Weilar, und dann gehn wir mit einander auf den Baier*). Dort weiß ich eine geweihte Stätte, und dort graben wir Ihnen einen Erdſpiegel.

„Die Hand darauf!" rief Peter voll froheſter, zuverſichtlichſter Hoffnung. Wie reich war er heute geworden! Zwei höchſt nützliche Johanneshände ruhten

*) Ein hoher Baſaltberg jener Gegend.

in ſeinen Taſchen; zwei heilige Himmelsriegel bewahrte er heilig auf; ein koſtbarer Feuerſegen wird fürder ſein Haus beſchirmen, und er wird nicht mehr erſchrecken, wenn der Feuerruf durch das Dorf ſchaurig ertönt, und die Glocken wimmern. Und der köſtliche Gürtel! Herren und Frauen werden den Peter *lieben*! Wie prächtig! — Glücklicher Peter! —

Und die Hoffnung, dereinſt Erdſpiegelbeſitzer zu ſein — kaum kann es eine ſchönere geben.

Aberglaube, Du ſchrecklicher Dämon, *wann* wird Deine Macht enden!

Immer rühmt ſich höchſt eitel der Proteſtantismus, er habe den Aberglauben abgeſchafft — mit Nichten! Verehrung und Anrufung der Heiligen hat er beſeitigt da, wo er Boden gewann, ja — aber dies iſt ja *Glaube*, iſt kein Aberglaube. Was in einem frommen Gemüthe wurzelt, und in ſchöner Verbindung zu Gott geſetzt wird, kann wohl ein Irrthum ſein, Aberglaube nicht. — Und die modernen Aufklärer, wenn ſie von Berlin oder Paris aus, oder wo ſonſt völliger Unglaube und graſſe Frömmelei ſich in ſchneidenden Gegenſätzen berühren — in die Welt hineinſchreien: es iſt alles hell — es iſt alles Licht — das Volk iſt jetzt frei vom Aberglauben, Niemand will noch eine Sage hören, Niemand von einem Märchen wiſſen — und die Pfarrer auf den Kanzeln, die ſo redlich

das ihrige thun, das Volk aufzuklären und von denen auch Mancher ſich ſelbſt einredet, er habe den Aberglauben überwältigt — o wie weit ſchießen ſie vom Ziele!

Der Aberglaube iſt eine altheidniſche Volks-Gottheit, die nicht ſtirbt, die unaustilgbar fortlebt, und überall noch auf dem Lande ihre unſichtbaren Tempel und Weiheſtätten hat. Wer das Volk, das gemeine Landvolk in deutſchen Waldgegenden nicht kennt, wer überhaupt das Volk nicht kennt, wird ungläubig zu dem eben Geſagten lächeln, wer es aber kennt der wird uns beiſtimmen, und nicht um Beiſpiele und Belege zu den ausgeſprochenen Behauptungen verlegen ſein*).

---

*) Dazu, daß obige Aeußerungen nicht übertrieben ſind, nur ein Beiſpiel. Im Winter 1845 kam ein junger Handwerker, alſo nicht einmal ein Bauer, Bewohner, ja Bürger einer Reſidenz, die ſich der trefflichſten Schulanſtalten erfreut, zum Verfaſſer dieſes Buches mit der Bitte: ob Herr B. nicht ſo gut ſein wolle — er habe gehört, daß er einen Erdſpiegel beſitze — und ihn in denſelben ſehen laſſen? Es ſei ihm ein Mantel geſtohlen worden, und er möchte doch wiſſen, wer der Dieb ſei? Man ſuchte ihm mit nicht eben zärtlichen Worten begreiflich zu machen, daß er ein abergläubiſcher Eſel ſei, daß es ſolche Spiegel nicht gebe — er verließ aber in der Ueberzeugung, daß man ihn nur aus Ungefälligkeit nicht in den Spiegel wolle blicken

Viele eifern gegen Monarchien, wollen Freistaaten, wollen die Herrscher abschaffen. Den absoluten Despoten Aberglaube schaffen sie nicht ab, seine Eisenhand drückt fort und fort auf das niedre Volk, in seinen Fesseln bleibt es geschmiedet, und er wandelt in der dunkeln Wolke mitten durch die Blitze der Neuzeit, ihrer spottend, und flammt — ein glühender Moloch — durch die Nacht.

Zu den Sprechenden trat Speculation ins Zimmer. Sein Gesicht war so ernst, wie das eines Küsters, der eine Leiche ansagt. Es hatte einen feierlichen Ausdruck angenommen, neigte sich tief vor dem falschen Vater und sagte: „So es Eurer Referenz gefällig wäre — das heilige Werk soll beginnen, sobald das Orakel gesprochen hat."

Peter Lorchheim erhob sich, und unserm Peter begann das Herz zu klopfen.

Wallers Besuch bei der Dame Gutmann konnte heute nur kurz sein. Wenige Worte reichten hin, sich gegenseitig zu verständigen. Ihre Wege sollten, so ward verabredet, zwar auseinander gehen, doch ward gegenseitige Freundschaft zugesichert und für Fälle der Noth auch Schutz und Trutz. Speculation hatte ei-

---

lassen, den Verfasser. Sein Glaube an solchen Spiegel blieb unerschütterlich fest.

nige jener mächtigen und doch so friedlichen Waffen geliefert, die in gewissen Händen ungleich mehr die öffentliche Sicherheit gefährden und ihr trotz bieten, als Pistolen, Büchsen, Säbel und Dolche in Räuberhänden, Waffen, mit denen sich ein civilisirter Räuber ohnehin nicht mehr schleppt — aber jene stillen Waffen falsche Pässe genannt, falsche Legitimationen, falsche Wanderbücher, das waren die Doctor Faustmäntel und Fortunatus Wünschhütlein, die ihre Besitzer meist sicher, und ungefährdet von Lande zu Lande trugen, und Speculation führte seinen Beinamen mit der That, er konnte auf nichts Besseres speculiren, seine Waare fand reissenden Absatz.

Woher kamen die falschen Pässe? Aus der einseitigen Maasregel, überhaupt die Reisenden zu beschränken und zu bevormunden, als wenn nicht jedem Menschen freistehen müsse, sich zu begeben, wohin es ihm beliebt.

„Wann reisen Sie?“ fragte die Gutmann unsern Helden: „Gar zu gern spräch' ich Sie noch ein Viertelstündchen allein — ohne Zeugen — hier ist es zu lebhaft, wir sind nicht ungestört genug, um Wichtiges zu berathen.“

„Ich bin nicht sehr eilig“ — antwortete Waller: „und halte mich hier am wenigsten gefährdet.

Man verſchwindet leicht unter der Menge der Fremden, die an dieſem Ort zuſammenſtrömen."

„„Eine Morgenpromenade — nach dem Tempel — morgen früh, wenn es nicht regnet"" ſchlug Dame Gutmann zu einer Unterredung vor: — „oder noch beſſer: auf die Burgruine, die alte Votenlaube — dieſer Weg iſt früh ganz unbetreten. Erwarten Sie mich auf dem Wege oder bei den Trümmern, zwiſchen ſechs und ſieben Uhr, wenn die Brunnenpromenade begonnen hat. Ich habe Ihnen einige wichtige Mittheilungen zu machen."

Waller ſicherte ſein Kommen zu, und wünſchte gute Nacht.

Er ging noch nicht nach Hauſe. Im Kurhaus wurde noch geſpielt; Waller trat an die Pharobank, und ſpäter zur Roulette; aufmerkſam folgte ſein ſcharfer Blick dem Spiel der Bankhalter, keine Handbewegung, kein leiſeſter Wink, den ein Spieler dem andern gab, entging ihm. Auch die Spielenden faßte er ſcharf ins Auge, doch erſchien ihm dieß geduldige Harren, dieſer Wechſel von Verluſt und Gewinn langweilig, ermüdend — weil er das Spiel noch gar nicht kannte. Ganz anders wirkte die Roulette auf ihn ein. Hier rollte die Kugel der Glücksgöttin leibhaftig vor ſeinem Blick, hier flogen die gehäuften Thalerſtücke oft dem glücklichen Gewinner zu, während dieſer meiſt nur einzelne ſetzte.

Das iſt der blendende verderbliche Zauber dieſes Spiels, der am häufigſten die Unerfahrenen, zumal die Landleute in das Verderben lockt; der anſcheinend leichte, raſche Gewinn, der dem Einen jetzt zufällt, während er in der Bruſt der Andern alle ſchlummernden Dämonen aufweckt, Habſucht, Geldgier, Neid, Zorn — und deshalb wird das Spiel ein Laſter genannt, und deshalb wird es in der That zum Laſter, denn wenn dieß nicht wäre, könnte man es kein Laſter nennen, es geſetzlich nicht verbieten, da ein Spiel an ſich etwas ganz Unſchuldiges ſein, und zu ſpielen Niemand verwehrt werden kann. Spielen doch und probiren ihr Glück Aerzte mit Patienten, Autoren mit dem Publikum, Philoſophen mit Syſtemen, Regierungen mit Völkern, und Völker mit der ſogenannten Souverainität.

Waller ſtand eine halbe Stunde lang am Tiſch der Roulette. Er ſah fort und fort die Kugel rollen, ſah hier ſetzen und dort, ſah an Einen und den Andern Gewinn auszahlen, und das übrige Geld zuſammen harken, und hörte nur die einzelnen Worte, welche den Fall der Kugel bezeichneten.

Nach Verlauf der halben Stunde ſetzte Waller mit etwas zögernder Hand einen Thaler auf die beiden Nullen. Es fiel eine Zahl. Noch einen Thaler auf die Nullen — wieder eine Zahl. Noch ein Mal! — Die Doppelnull. Haſtig harkte der Spielhelfer alles

geſetzte Geld vom Tiſche, denn wenn eine der Nullen, die einfache oder die Doppelnull, ſchlägt, gehört alles der Bank, und nur der gewinnt mit, der auf eine dieſer Nullen oder auf beide zugleich ſetzte. Iſt eine beſtimmte beſetzt, ſo vervielfacht ſich der Satz um ſechs und dreißig mal. Waller hatte beide beſetzt — achtzehn Thaler wurden ihm vorgezählt.

Dieſe Nullen ſind uns immer vorgekommen wie Prediger in der Wüſte. Sie ſtehen da und rufen dem Spieler laut genug zu: Sehet uns an, Wir zeugen daß null und nichtig eure Hoffnungen ſind, null und nichtig eure Wünſche! Ihr hofft Gewinn und habt Verluſt! Ihr haltet euch für geſcheidt, und ſeid Narren! Ihr ſetzt und ſeid bald entſetzt, wenn eure goldnen oder ſilbernen Vögel davon fliegen. Wir kleine Nullen ſind der Schlund des großen Haifiſches Spielbank. Durch uns müſſen alle die Tauſende von Gold- und Silberfiſchen hinab. Wenn ihr auf Zahlen ſetzt, ſo habt ihr eure Sache auf nichts geſtellt, und wenn ihr auf die Nullen rechnet, ſo werdet ihr mit Verluſt bezahlt. Vielen iſt die Null zur Mündung eines Gewehrs geworden, aus dem ſie ſich eine Kugel durchs Hirn jagten die hirnloſen Spieler; Vielen die runde Schlinge, die ſich als Strick um ihren Hals legte, mocht's nun ein Galgenſtrick ſein oder der Satansſtrick des Selbſtmords.

Predigt nur, ihr Prediger in der Wüſte. Es iſt alles vergebens, auch euer Warnungswort iſt null und nichtig — es wird fortgeſündigt — es wird fortgeſpielt. —

Vor einem rothen Vorhang ſaß von einem blauen Sammt-Mantel, unter dem ſie ein feuerfarbnes Kleid mit goldnem Gürtel trug, Dame Gutmann in voller Beleuchtung zahlreicher Kerzen an einem Tiſch, auf welchem ein Todtenkopf ſtand, nebſt einer Sanduhr; auch lagen darauf ein Buch, um welches eine Kette geſchlungen war, ein Zauberſtäbchen, einige Spiele Karten, und außerdem war noch darauf befindlich ein mechaniſches Kunſtwerk; eine anſcheinend in einem Baſſin ſchwimmende Sirene von hübſcher Arbeit. Das Haupt der noch recht anmuthigen und vollgebauten Frau war mit einem Goldreif — wenn es auch beſcheidnes Meſſing war — geziert, und vom Kopfe wallte ein großer ſchwarzer Schleier über das Haar und das Geſicht auf ihren dunkeln Mantel nieder.

Wohlgeruch erfüllte das Zimmer, in deſſen Ecke ein zum Altar umgewandeltes Tiſchchen ſtand, darauf ein Kruzifix zwiſchen zwei brennenden Kerzen. Ein großes Buch lag darauf, und davor kniete der Mönch, Peter Lorchheim, wie es ſchien in tiefes Gebet verſunken. An den Wänden hingen mehrere Heiligenbilder.

Drei Schläge an die Thüre — Speculation thut

ſie, der mit Peter draußen ſteht, Peter hat ſeinen Ranzen noch immer nicht abgelegt — und ein tiefes „Herein!“ von dem Pater gerufen. Peter tritt ein und ſtaunt — der Lichtglanz blendet ihn und die Geſtalt des ſtattlichen Weibes — ſo phantaſtiſch — nach Peters Meinung fürſtlich angethan — Peter hält alles für Gold, was gleißt — macht auf ihn mächtigen Eindruck.

Die Dame neigt ihr Haupt zum leichten Gruß. Sie ſpricht mit weichem Tone: „Sei uns im Herrn willkommen, mein Sohn! Du kommſt zur guten Stunde! Günſtig ſtehen die Sterne und das fromme Werk empfängt den himmliſchen Segen. Biſt Du bereit, das kleine Opfer, welches von Dir gefordert worden, zum Beſten eines armen Kirchleins und des lieben Armuths dem Himmel darzubringen, auch für den Fall daß die große Kunſt, welche wir Dir dienſtbar zu machen wünſchen, uns ihre Hülfe verſagen ſollte?“

Peter zitterte, er verſtand alles nur halb — ſeine Sinne verwirrten ſich, er hatte ohnehin in dem ihm ungewohnten ſtarken Bier etwas zu viel gethan, und war auch durch den Marſch im Regen körperlich erſchöpft.

„So gieb uns Deinen Willen kund durch ein deutliches Ja!“ fuhr die Dame fort.

Peter ſtieß ein raſches „Ja!“ heraus.

„Laſſe Dich nieder!“ ſprach gütig die Dame, und deutete auf einen Seſſel, der vor dem Tiſche ſtand, an welchem ſie ſelbſt ſaß.

Peter gehorchte, wäre aber faſt vor Schreck wieder aufgeſprungen, als er den ihn angrinzenden Todtenkopf auf dem Tiſche gewahrte.

Der Dame entging Peters Erſchrecken nicht. Sie warf einen freundlichen Blick auf ihn, und ſprach, indem ſie das Zauberſtäbchen ergriff und mit deſſen einem Ende den Todtenſchädel berührte: „Wir müſſen lernen, dem Tode in das erloſchene Auge zu ſehen, wenn wir das wahre Leben gewinnen wollen.“ Und in dieſem Augenblick verſchwand vor Peters ſichtlichen Augen der Todtenkopf und die Stelle wo er lag, war leer, als ſei der Schädel ein bloſes Luftgebild geweſen. — Petern war als ob er träume.

„Bevor wir zum großen Werke ſchreiten, wollen wir im Buche des Schickſals leſen, ob auf einen glücklichen Erfolg zu hoffen,“ fuhr die Dame fort, und ergriff eins der Spiele Karten, die auf dem Tiſche lagen. Sie nahm abſichtlich eine deutſche Karte, und legte, nachdem ſie gemiſcht, die Blätter in beſondere Reihen. Das Schellentaus und das Herztaus lagen in der erſten Reihe beiſammen, neben beiden lag der Eichelober, diejenige Karte, welche die Perſon deſſen bedeutete, dem die Karte geſchlagen wurde, und die

Dame entwickelte nun eine beredte Prophezeihung, welche begann: „Geld und Glück vermählen ſich, den Herrn zu begünſtigen. Ueberall grünt die Hoffnung, und reicher Gewinn vermehrt das Hab und Gut. Viele Neider ſind rege, aber ſie müſſen verſtummen, und das Glück ſiegt, obſchon auch ein Verluſt dabei in das Spiel kommt.“

Peter lauſchte mit offenem Mund dem Kartenorakel. Als es vollendet war, erhob ſich der Pater und endete ſeine ſtumme Rolle. Er ſchellte mittelſt einer Tiſchglocke, die auf ſeinem Betpult ſtand.

Gleich darauf öffnete ſich eine Seitenthüre, die in die oben erwähnte und an dieſes Zimmer anſtoßende Küche führte, und Spekulation brachte ein tragbares eiſernes Kohlenbecken voll glühender Kohlen in das Zimmer. Sodann verließ er dieſes, und holte eine Gießkelle, einen großen Schmelztiegel, eine eiſerne Gießform und einige ſonſtige Geräthſchaften nebſt altem Blei und Zinn herein, worauf er Peter aufforderte, das mitgebrachte Geld auf den Tiſch zu zählen.

Peter packte fünf ſtarke Rollen aus, deren jede vierzig Kronenthaler enthielt.

„Erſt eine Probe, damit wir ſehen, ob das fromme Werk ſich bewähre!“ ſprach die Dame, und Spekulation wog mit ſichtlichem Wohlbehagen eine Kronenthalerrolle in der Hand, ſah das Papier ſich an, und

öffnete sie; nahm dann vor Peters Augen einen Kronenthaler heraus, warf diesen in die Schmelzkelle, und füllte sie mit Zinn und Blei, worauf der Pater sich an die Gluthpfanne stellte, und einen Segen sprach.

Dieser Segen lautete.

Exaudi nos, omnipotens Deus et consecra ac sanctifica stannum istum, qui vivis et regnas in saecula saeculorum, Amen! *) Eine förmliche Gotteslästerung! Aber der Geist des Betrugs, welcher dem Aberglauben und der Dummheit den Krieg erklärt hatte, scheute kein Mittel, und das Heiligste war ihm nicht heilig genug, um damit seinen Spott und Unfug zu treiben, wenn es ihm dienlich erschien.

An diese Formel reihte der falsche Pater noch eine ganze Litanei von Namen der Geister, um ihr noch mehr Gewicht zu geben: Oriphiel, Zachariel, Samael, Michael, Raphael, Anael, Gabriel, Huriel, Phuliel, Iriel, Aziel, Nathanael — und bei jedem Namen schlug er ein Kreuz über die Gießkelle, in der das Zinn bereits schmolz. Jetzt nahm Speculation die Gießkelle vom Feuer, legte den Kronenthaler in das schmelzende Zinn, und die Dame erhob sich mit könig-

*) Erhöre uns, allmächtiger Gott, und weihe und heilige dieses Zinn, der du lebest und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen!

licher Haltung, und ſtreute aus einem Gläschen ein rothes Pulver auf das Metall, und aus einem andern goß ſie eine Flüſſigkeit darauf. Alsbald brachte Speculation die Kelle wieder auf die Kohlen, und es ſchlug eine blaue Flamme züngelnd und mächtig empor, ſo daß Peter heftig erſchrak. Die Dame rührte mit ihrem Zauberſtäbchen in dem Metall, und Speculation nahm etwas mit den Formen vor. Jetzt war alles geſchmolzen; Speculation hielt die Kelle an die Form, als gieße er, goß auch wirklich, bis die Form gefüllt erſchien, und ſetzte die Kelle dann wieder auf die Kohlen.

Peter brannte vor Neugier — ſein Kronenthaler, das hatte er deutlich geſehen, oder bildete ſich doch ein, es geſehen zu haben, war in dem Zinn zerfloſſen (er wußte nichts davon, daß Silber in Zinn und Blei über gewöhnlichem Kohlenfeuer nicht zum Fluß kommt) wenn nun das Zaubermittel all' dieſes Zinn in Silber verwandelt hätte!

Jetzt gleich, ſobald die Form geöffnet wurde, mußte ſich's zeigen, ob die Kunſt probat war.

Und nun entſtand ein äußerſt feierlicher Augenblick.

Der Vater kniete an ſeinem Betpult und murmelte dunkle unverſtändliche Worte. Speculation neigte ſein Schelmenhaupt andächtiglich und ſank auf die

Kniee. Auch die Dame kniete langſam nieder, wie es ſchien, tief in ſich gekehrt.

Da ſtand Peter, erſtaunt, verſteinert. Er wußte nicht ſollte er auch knieen oder was ſollte er ſonſt thun? Es ward ihm immer beklommener um's Herz.

Tiefe Stille! —

Siehe, da theilt ſich der Vorhang, da ſchwebt über einem Silbergewölk eine überirdiſche Erſcheinung, eine holde Jungfrau, deren Wangen bis an die Augen im ſchönſten Roſenroth erglühen, deren Augenlieder züchtig geſenkt ſind. Sie iſt in Roſa mit Silberzindel gekleidet, in langen Ringellocken wallt ihr Haar über das Gewand, das ein Gürtel von der Farbe der Perlen unter dem züchtig verhüllten jugendlichen Buſen umſpannt. Die Aermel des Kleides ſind kurz, die vollen, runden Arme ſind vom zarteſten Weiß, vermählt mit jener ſanften Fleiſchröthe, die zum Küſſen reizt.

Und da ſinkt auch Peter auf die Kniee, eh er noch recht weiß, daß er's thut, und hebt die Hände gefalten empor.

Und die Geſtalt läßt einen Blick voll himmliſcher Güte auf ihm ruhen; ſie hebt ſanft die Hand, wie zum Segen, und lächelt mit zauberiſcher Anmuth auf Dich, verzückter Peter, herab — und da entzieht der neidiſche Vorhang, den eine unſichtbare Hand zu bewegen ſcheint, das Engelsbild ſchon wieder den Blicken,

und einige melodiſche Klänge ſäuſeln wie Aeolsharfenlaute durch das Gemach.

„Der Herr ſei geprieſen! Die Himmlichen ſind uns günſtig. Ein ſichtbares Gnadenzeichen iſt uns erſchienen!“ ſprach, ſich erhebend, die Dame. „Jetzt ehrwürdiger Herr Pater, vollenden Sie das Werk — nur in Ihrer Hand kann es gedeihlich ausgeführt werden.“

Der Pater nahm die Form, ſchlug drei Kreuze darüber und murmelte einige Worte voll Unſinns, dann öffnete er die Form, ein blanker nagelneuer Kronenthaler fiel heraus. Schnell ergriff Speculation das Geldſtück, entfernte mittelſt eines Inſtrumentes das angeſetzte Metallklümpchen vom Hals der Form und drückte den Kronenthaler in Peters Hand — er war noch ſehr heiß.

„Schau' ihn an, mein Sohn, und überzeuge Dich, ob die Verwandlung einer zehnfachen Menge Zinnes in Silber durch den einen Kronenthaler und unſere Kunſt glücklich gelungen!“ ſprach die Dame ſehr würdevoll, und Peter ſah, daß er allerdings einen neuen Kronenthaler in der Hand halte.

„Begieb Dich damit hinab zum Wirthe, und laß Dir das Geldſtück wechſeln, auf daß Du Dich völlig überzeugſt, daß hier keine Täuſchung obwaltet, die ferne von uns ſei.“

Peter enteilte, geleitet von Speculation. Ein Lächeln flog auf das Antlitz der Frau; der Vorhang theilte ſich wieder und lachend ſchaute ihre Tochter Wilhelmine noch in ihrem idealen Coſtüme heraus und fragte: „Hab' ichs recht gemacht, liebe Mutter?“

„Ganz wohl mein liebes Kind!“ flüſterte dieſe zärtlich, drückte einen Kuß auf des Mädchens Stirne und winkte ihr, ſich zurückzuziehen.

Indeſſen ſtellte Peter Lorchheim den großen Schmelztiegel in die Kohlen, die auf dem Küchenheerde flammten und vertauſchte mit äußerſter Schnelle eine der auf dem Tiſch liegenden Geldrollen mit einer andern ganz ähnlichen Rolle, die drei übrigen entleerte er theilweiſe und warf die Papiere an den Boden, in den Tiegel warf er vieles Zinn, und fachte mit Haſt die Kohlen zu ſtärkerer Glut an, indem er neue hinzulegte.

Die Dame verlöſchte die Lichter, nahm ihre Karten und das ſonſtige Geräth vom Tiſche weg, und verließ durch eine hinter dem rothen Vorhang befindliche Thüre das Zimmer.

Der Wirth zum ſchwarzen Roß hatte mit ſeinen Kellnerinnen noch viel zu thun; das Haus war oben und unten voll Gäſte, dennoch willfahrte er Peters Bitte, ihm den Kronenthaler zu wechſeln; er ſah ihn recht genau an, ſchmunzelte freundlich und ſagte: „Ei das iſt ja ein funkelnagelneuer! Wer doch die Ka-

meraden hätte!“ indem er Petern zwei Gulden und zwei und vierzig Kreuzer aufzählte.

Aetſch! ſprach Peter in Gedanken: Die Kameraden werde ich ſchon bekommen, die Sache macht ſich — ich hatte mir ſie ſchwerer vorgeſtellt.

Er trat wieder zu Speculation, der ihn ein wenig abſeits erwartete, und ihn wieder hinauf zur Silberküche leitete.

Da kam dem Peter ein Gedanke: Teufel, ich habe droben mein Geld liegen laſſen — und ein Schrecken durchfuhr ihn.

Sie traten in das Zimmer, es war leer, nur ein Licht brannte noch. Peter hin zum Tiſche. „Wo iſt mein Geld!“

„Hier, in den beſten Händen, Geſegneter des Herrn!“ rief der Vater, der in der Thüre ſtand, die aus der Stube in die Küche führte, und eine der Geldrollen in Händen hielt. „Das übrige fließt bereits im Tiegel! Dort liegen die Hüllen!“

Peter bückt ſich raſch, er hebt ein Papier auf — ja — da war's drin! Der Vater geht in die Küche, Peter hinter ihm drein. Der Vater nähert ſich dem Heerde, hoch und blau ſchlägt die Lohe empor, die Funken ſprühen, die Kohlen kniſtern — der Vater hält die letzte Rolle, die er geöffnet hat — über den Tiegel, Kronenthaler rollen hinein. „Haltet ein! Nicht

Alle!“ ſchreit Peter und will des Paters Arm faſſen — da hält ihn Speculation zurück und in dem Augenblick läßt der Pater die ganze Rolle ſammt dem Papier vollends in den Schmelztiegel fallen. Augenblicklich flammt das Papier und iſt verkohlt.

„Stille! beſter Herr! Hemmen Sie nicht das heilige Werk, ſonſt iſt alles hin und alles vergebens!“ warnt Speculation.

Alles hin! — Gedanke voll Vernichtung — Peter ſteht und ſtarrt in die Gluth, und Angſtſchweis tritt auf ſeine Stirne! Hier — hier ſchmolz ſein mühevoll erſpartes Geld, und ſeiner Frau, deren Mutter ohnlängſt verſtorben war, baares Erbe, zuſammen. Zweihundert Kronenthaler.

„Gießt! Gießt! Um's Himmelswillen! Gießt!“ ſtößt Peter hervor, der Gedanke war ihm marternd, daß das ſchöne wohlgeprägte Silber ſich hier in der Auflöſung befinde. Auflöſung! Schrecklicher Gedanke. Nicht wahr, wenn ein Menſch in der Auflöſung begriffen iſt, ſo iſt er eben auch hin? Hin iſt hin! — „Gießt! Gießt!“

„„St! das geht ja nicht ſo geſchwind, mein lieber Herr!““ belehrte Speculation flüſternd. „Sehen Sie, die zweihundert Kronenthälerchen müſſen erſt mit einer gleich ſchweren Maſſe Zinn einen neuen Vater bilden, dann vermählen wir die Hälfte dieſes Vaters

wieder mit einer zwei Drittheile ſchwerern Zinnmutter, und die andere Hälfte desgleichen, und auf dieſe Weiſe gewinnen wir ſo viel geſegnetes Silber, daß wir daraus zweitauſend Kindlein oder Kronenthälerchen mit der Hülfe des göttlichen Segens ausgießen können. Das iſt eine unvergleichliche Segensausgießung, mein lieber Herr! Aber Geduld gehört dazu und Ruhe."

„Und Andacht!" fügte mit Salbung der Pater hinzu, auf deſſen von der Flamme hochroth beleuchtetem Gaunergeſicht ſich eine teufliſche Freude und ein ruchloſer Hohn grell abzeichneten.

„Es wird aber doch heute Nacht noch alles fertig, daß ich's morgen mit nach Hauſe nehmen kann?" fragte Peter voll Haſt und innerer Angſt.

Stumm und als ſetze dieſe Frage die Verbundnen in höchſtes Erſtaunen, ſahen ſich dieſelben einander und dann den Peter an.

„Mein lieber Herr!" nahm Speculation ſanft das Wort: „Wo denken Sie hin? Da reichen nicht acht, ja vierzehn Tage kaum aus. Die Maſſe muß ſich erſt, bevor ſie eine neue Vermählung eingeht, dreimal vier und zwanzig Stunden verkühlen, und zwar unter der Erde, und die neue Maſſe desgleichen, dann wird ſie erſt wieder eingeſchmolzen und dann erfolgt der Ausguß, der doch auch Zeit hinwegnimmt."

„Vorhin ging's doch geſchwind!“ fuhr Peter verdrießlich heraus.

„Ja, beim Zuſatz war ſchon geweihte und fertige Maſſe, es war gerade das letzte bischen Vorrath,“ war auf dieſe Frage die Antwort.

„Ich muß ja aber morgen wieder nach Hauſe!“ ſeufzte Peter, dem jetzt das Weinen näher, wie das Lachen war.

„Das thut ja nichts, beſter Herr! Sie kommen in vierzehn Tagen wieder, oder wir bringen Ihnen Ihr Gut ungeſchmälert hinüber.“

Peter ſtand ſtumm — Aerger und Zorn kämpften in ihm. Wo blieb die Kutſche, in welcher er nach Hauſe fahren wollte? Wo blieb die frohe Ueberraſchung ſeines lieben Weibchens? — Wo blieb nun das Geld? Er hatte noch dazu faſt alle Baarſchaft ausgegeben — ein entſetzliches Mißtrauen packte plötzlich, wie eine Furienhand, ſein Inneres, regte Verzweiflung auf, und gab ihm plötzlich einen klugen Gedanken ein, den er unter Zähneklappern ausſprach, mehr keuchend, als redend: „Wißt ihr was? — Nehmt ihr den Segen! — Ich muß fort — ich kann ohne mein Geld nicht wieder heim — gebt mir meine zweihundert Kronenthaler zurück! — Um Gotteswillen!!“

„Unmöglich!“ war die Antwort. „Wir ſind arm! Sie müſſen ſich in Geduld faſſen!“

„Hat ſich was zu faſſen, wenn die Ungeduld mich faßt! Ich will mein Geld! Ihr Schelme! Ihr Spitzbuben! Ihr Hallunken!“

Der Bauer in Peter trat zu Tage, in glänzender Grobheit. Seine Fäuſte ballten ſich, ſeine Muskeln ſpannten ſich an, und wuthentbrannt, weder einer Ueberlegung fähig, noch ſeiner Sinne mehr mächtig, gab er Speculation einen Fauſtſchlag an den Kopf, daß dieſer alsbald in völliger Betäubung zu Boden taumelte. Die zweite Auflage dieſer kraftvollen Auseinanderſetzung bedrohte Peter Lorchheims Haupt, aber dieſer hielt dem Wüthenden einen raſch aus den Kohlen gezogenen glühenden Eiſenſtab entgegen, und fuhr ihm damit ſo nah an die Naſe, daß Peter um ein Haar nächſt der Gluth etwas von ſeinem eignen Fleiſche zu riechen bekommen hätte. Zugleich brüllte Lorchheim: „Hülfe! Hülfe! Gensd'armen!“

Und als wäre vor der Thüre nur auf dieſe Parole gewartet worden, ſo fuhr die Thüre auf, klirrte ein Gewehr, und herein trat in vollem Schmuck der Waffen ein Gensd'arme mit grimmigem Blick und mächtigem Schnauzbart, und rief: „Holla! Was giebt es hier?“

Peter erbebte, doch in gutem Recht ſich fühlend, hoffte er Hülfe: „Herr Gensd'arme!“ begann er —

„Maul halten!“ donnerte der Gensd'arme Peter an. „Antworten! Wer iſt Er, und Woher?“

Peter nannte Namen und Wohnort zitternd. Die bewaffnete Macht lähmte ſeinen Muth, ſeine Wuth.

„Zeig' Er mir ſeinen Vorweiß!“ fuhr jener fort. — Peter hatte keinen.

„Er hat keinen Vorweiß! Er iſt alſo ein nichtsnutziger Herumtreiber! Allons! Marſch mit ihm fort! Er Spectakelmacher und Händelſucher!“

„Aber Herr Gensd'arme — ich bin — ich habe — dieſe Herren kennen mich ja“ —

„Maul halten! Nicht mucksen, oder ich laſſe Ihn krumm und lahm ſchließen! Wo Er einen Laut von ſich giebt, iſt Er verloren und kommt vier Wochen bei Waſſer und Brod ins Hundeloch!“

Peter ſtand vernichtet. Speculation raffte ſich empor und warf wüthende Blicke auf ihn, Peter Lorchheim blieb ruhig und ernſt ſtehen, und überwachte das Feuer und den Schmelztiegel.

Der Gensd'arme öffnete die Thüre, wieß, gegen Peter gewendet, auf dieſelbe, und da Peter, völlig rathlos, zitternd, bebend, einer Ohnmacht nahe, zu gehen zögerte, legte jener Hand an ihn, und ſtieß ihn mit roher Gewalt hinaus, indem er ihm auf dem Fuße folgte. Peter mußte vor dem Gensd'armen her durch

das Haus gehen, Jeder wich Ihnen aus. Jeder trat zur Seite, Jeder sah in Peter einen Dieb.

In Peters Seele ging Gräßliches vor.

Der Gensd'arme trieb ihn vor sich her, aus dem Hause, aus der Stadt, auf den Weg nach der Heimath; er führte ihn bis in das Dorf Hausen, und an der Stelle in der Nähe der Kirche, wo Peter heute die zweite Glück bringende Johanneshand gekauft, schied er von ihm mit den Worten: „Nimm Dich in Acht, Vagabund, daß Du Dich in Kissingen nicht wieder erblicken und betreten läßt, sonst — setzt es Hiebe.“ — Peter heulte vor Schmerz und Jammer. Peter Lenz, der als Gensd'arme verkleidete Gauner und Helfershelfer jener Betrügerbande verließ das unglückliche Opfer des Aberglaubens mit einer teuflischen Hohnlache, und kehrte nach Kissingen durch Nacht und Nebel zurück, unbekümmert um den sich namenlos elend fühlenden, armen, dummen, und schändlich betrogenen Bauer.

Lieber Leser aus dem ehrenhaften Bauernstande, dieses alles ist wirklich so geschehen. —

Und dergleichen geschieht von Zeit zu Zeit noch immer, bald unter dieser, bald unter jener Form, denn Aberglaube, Betrügerei und Dummheit sind unsterblich!

Eröffnungen.

Ein reizender Frühlingshimmel hing über dem fränkiſchen Saalthal. Die Auen lachten im friſchen Grün, die Vögel ſangen in den nahen Hainen und in den Gärten; der Strahl der Sonne küßte die Berghöhen und vergoldete die Trümmer des alten Minneſingerſchloſſes Botenlauben lange ſchon, bevor er die Stadt der Bäder, Kiſſingen, erreichte, denn ein langgedehnter waldiger Bergabhang, der ſich bis zur Ruine längs des linken Saalufers hinzieht, hemmt dem Thale den belebenden Strahl der Frühe.

Es iſt ein wonniges Gefühl, an einem ſolchen Morgen in ſchöner Gegend zu luſtwandeln, den Odem der friſchen Morgenluft zu trinken, der belebender wirkt, als Pandur und Ragoczy; das Auge im ſonnigen Grün der Wieſen und Wälder zu baden, die Gedanken an Erinnerungen zu heften, oder mit Hoffnungen zu näh-

ren, ſich der reizenden Natur zu erfreuen, die Wunder der Schöpfung zu betrachten, in ihrer erhebenden Stille, in ihrem ſchönen Frieden.

Aber geſund mußt Du ſein, und ohne Sorgen mußt Du ſein, und reines Herzens mußt Du ſein, ſonſt iſt's gethan um die Naturfreude, denn die Natur iſt unſchuldig, und wer ihre ſüßen Freuden in ganzer Herrlichkeit und Fülle in ſich aufnehmen will, muß reinen Herzens ihrem Tempel nahen.

Den Schwerbeladenen, ſei es daß ſie mit Kummer und Sorgen, ſei es daß ſie mit Körperſchmerz und Siechthum, ſei es daß ſie mit unlautern Gedanken, Wünſchen, Plänen und Hoffnungen beladen durch die Fluren gehen, leuchtet die Sonne minder ſchön, obſchon der Vater im Himmel ſie aufgehen läßt für Gerechte und Ungerechte. — Solche grüßt minder herrlich ein ſonniger Frühlingsmorgen, fächelt minder ſüß und wohlthuend das leiſe Lüftchen, das wie Engelflügelwehen um Stirne und Wangen der Schuldloſen ſpielt.

Waller ſchritt den Fußpfad, der ſich jetzt ſanft gebahnt zur Burgruine emporzieht, und der damals noch ziemlich unwegſam war, langſam hinan. Es war noch nicht ſechs Uhr, er ging in ernſten, ſinnenden Gedanken; nicht die duftige Waldung der Nähe und Ferne, über die ſich ein ſanftbläulicher Schimmer in Folge des geſtrigen Regens verbreitete, nicht das

lachende Wieſenthal zu ſeinen Füßen, nicht die heiteren friſchgrünen Rebengelände, die den Burgberg heute noch gerade ſo umziehen und umgrünen, wie es der Fall war vor ſechshundert Jahren, als die Burg noch groß und ſtattlich den Thalgrund beherrſchte, alle dieſe ländliche romantiſche Schönheit nahm Waller wohl wahr, aber ſie erfüllte ihn nicht mit frohen Gefühlen, ſondern mit wehmüthigen und ſchmerzlichen.

Er konnte einmal, und das war ihm ſchon oft begegnet, das alte Lied nicht aus den Gedanken bringen, deſſen Beginn auf der Lade ſeiner Mutter geſchrieben war, das Lied: „Lieb' immer Treu und Redlichkeit!"

„Die dummen Gedanken!" ſprach Waller vor ſich hin. „Sie verfolgen einen doch manchmal wie Gensd'armen. O du fades, und doch ſo zermalmend wahres Gedicht:

„Dem Böſewicht wird alles ſchwer,
Er thue, was er thu' —
Das Laſter treibt ihn hin und her,
Und läßt ihm keine Ruh'.

„Ja — ſchwer — hier iſt die Laſt auf der Seele gemeint, nicht die That der Hände. Wer auch der äußern Feſſel entgeht, er muß die innere Kette tragen, und die iſt ſchwer — o ſchwer — nimmer ab-

zuſtreifen. Und da ſang es unwillkührlich weiter in Wallers Innern:

„Der ſchöne Frühling lacht ihm nicht,
Ihm lacht kein Aehrenfeld.
Er iſt auf Liſt und Trug erpicht
Und wünſcht ſich nichts als Geld.

„Ha! Dieß ewige Streben und Ringen nach dem verfluchten Metall! Wer es doch nicht nöthig hätte — wer es doch ehrlich erringen könnte — aber was ſoll der Ausgeſtoßene thun? Leben will ich, leben muß ich, und nicht ich allein — auch die Meinen! — Zeige mir, o Du, der Du die Lilien auf dem Felde kleideſt — der du den Vögeln ihre Speiſe giebſt und den jungen Raben ihr Futter — zeige mir die Stelle, das Land — den Hafen, wo ich Anker werfen kann und mich friedlich betten, und mit meiner Hände Arbeit mich ernähren!“

„Was ſind jene Spieler, die ich geſtern ſah, anders als ſchamloſe, aber privilegirte Räuber? Beuten ſie nicht die Dummheit der Aermſten am meiſten aus? Wäre ihnen ihr mit Liſt und Trug und durch kluge Benutzung aller Spielervortheile zuſammengeſcharrtes Geld zu entreißen, ſo ein großes Unrecht? Jagte nicht ſchon ein Habicht dem andern die ergriffene Taube ab?“ —

So flogen Wallers Gedanken, die kaum, Saat-

körnern gleich, auf ein gutes Land gefallen waren, vom Hauch des Bösen angeweht, in die Dornen, und da konnten sie keine Wurzeln schlagen.

Fern und tief unter ihm, der schon eine beträchtliche Höhe erstiegen, sah er beim Umblicken eine Frau desselben Weges heraufkommen. Es war die Erwartete, dieselbe Frau, die sich jetzt Madame Gutmann nannte, und deren listiger Sinn unaufhörlich Ränke sann und spann, die Menschen zu bethören, und um Hab' und Gut zu bringen, zu ihrem Vortheil. Deshalb warf sie auf Jeden ein Auge, der ihr geeignet schien, durch Anknüpfen einer Verbindung sie unterstützen zu können, und nahm sie an einem solchen Einzelnen irgend Eigenschaften wahr, die in ihre Pläne paßten, List oder Muth, Schlauheit oder Keckheit, Dreistigkeit oder Verwegenheit, so suchte sie ihm zu nahen, ihn zu durchschauen und sich zu gewinnen. Zwei Drittel der zu dieser Zeit im Grabfeld zahlreich verbreiteten Gauner zehnteten ihr von ihrem unredlichen Erwerb. Einen Theil derselben ließ sie geradezu für sich arbeiten und hielt sie wie Diener, förmlich in ihrem Solde; zu diesen gehörten Peter Lenz, Peter Lorchheim, Speculation, der Bettbruder, die alte Brigitte, — und die dicke Trine, der Lachkobold, diente ihr sogar als Aufwärterin und Magd.

Diese Frau verstand sich meisterhaft darauf, in

denen, welchen ſie nahe trat, irgend eine Leidenſchaft zu erregen und deren leichte Befriedigung in Ausſicht zu ſtellen. Der nackten Armuth half ſie mit Wohlthaten auf, und verpflichtete ſich die Bettler, die ihr dann gern dienten zu den Zwecken des Ausſpionierens, Aufpaſſens und Lauerns. Den Unglücklichen, welche ihr Unglück fühlten, zeigte ſie die edelſte Herzensgüte, das reinſte Wohlwollen, ſie ward ihnen Vertraute — ſo erfuhr ſie manch wichtiges Geheimniß, ſie erfuhr die innern Angelegenheiten zahlloſer Familien, und wußte dieß trefflich zu benutzen. Den Abergläubiſchen ſchlug ſie die Karten, wahrſagte ihnen, und ſpeiſte ſie mit der Trugkoſt der Hoffnung. Jene, welche die Natur mit etwas außergewöhnlichem Durſt begabt, lockte ſie an ſich mit guten Getränken, von denen ſie ſtets einen Vorrath beſaß. Eitle Dirnen umhing ſie mit Putz und Tand, und noch hatte jede hingeſchenkte Perlen- oder Korallenſchnur, jedes Paar Ohrringe, jedes Halstuch, ihr auf irgend eine Weiſe Früchte getragen, ſich gut verzinſt. Selbſt für die Sinnlichen hatte ſie Lockmittel in Bereitſchaft und indem ſie von dieſen für jeden deren Wünſchen geleiſteten Dienſt Gewinn zog, waren ihr auch jene gefallenen Engel der Freude vom Sold ihrer Sünden tributpflichtig.

Die beiden Luſtwandler in der Morgenfrühe begrüßten einander, und gingen vollends zur Ruine hin-

auf, wo eine Steinbank zu ruhig beſchaulichem Verweilen einlud. Dame Gutmann ſäumte nicht, ihren Gefährten auszuhohlen.

„Sagen Sie mir — wollen Sie uns wirklich bald wieder verlaſſen, lieber Freund!“ begann ſie mit dem Ausdruck des zärtlichſten Wohlwollens, den ſie ganz in ihrer Gewalt hatte, mit ſchmelzender Stimme und freundlichem Blick.

„Was ſoll ich hier?“ fragte Waller zurück. „Der Aufenthalt iſt für meine Verhältniſſe zu theuer, auch bin ich nicht allein, wie Sie wiſſen, Madame Sie.“ —

„Bitte, nennen Sie mich mit keinem Zunamen, nennen Sie mich mit meinem Taufnamen Johanna, den höre ich ſo gern — er klingt ſo ſchön, nicht wahr mein lieber Herr — Caspar — nicht? —

„Frau Johanna“ — erwiederte der junge Mann mit einem eigenthümlichen Lächeln: „was Ihren Taufnamen betrifft, ſo läßt ſich gegen deſſen Schönheit ſo wenig etwas einwenden, als gegen die ſeiner Trägerin — was aber mich betrifft und meinen Taufnamen, ſo findet bei mir gerade das Gegentheil ſtatt, mein Taufname iſt mir ganz verhaßt, und ich werde ihn lieber ganz ablegen, und mich Rudolph oder Auguſt nennen.“

„Oder Julius!“ fiel Johanna ein: „dieſer Name wäre mir faſt noch lieber. Aber wir kommen vom

Ziele ab. Hören Sie mich an. Sie flößen mir ein Vertrauen ein, wie noch kein Mann gethan."

„Auch nicht Herr Peter Lenz?" fragte Waller spöttelnd — und statt der Antwort legte sie dem Frager einen ihrer weichen Finger auf den Mund.

„Scherz bei Seite" fuhr sie fort. „Mein Vertrauen zu Ihnen soll Sie nicht zum entferntesten Gedanken an Untreue gegen Ihre Geliebte verleiten. Sie sind doch noch nicht getraut mit der Guten? Nicht wahr?"

„„Leider noch nicht!"" erwiederte Waller betreten.

„Was liegt daran?" warf sie gleichgültig hin. „Ob eine Formel mehr oder weniger gesprochen wird. Darüber sind wir, als Verständige, längst hinaus und einverstanden."

„„Nicht so ganz bin ich es mit Ihnen!"" widersprach Waller. „Ich habe darüber doch meine besondern Gedanken, und muß Ihnen widersprechen. Halten Sie mich deshalb nicht für einen Thoren, der sich willig gängeln läßt, oder der geschwinde glaubt, wenn Jemand sagt: Das mußt Du glauben, weil es so geschrieben steht!. Gott bewahre, in dieser Beziehung bin ich ein völliger Freigeist. Was aber die Ehe betrifft, so betrachte ich diese als ein Bündniß, das die Macht der Sitte gebietet und heiligt. Ich glaube nicht, daß eine Frau, die mit einem Manne in sogenannter wilder Ehe lebt, ihren Gatten und sich selbst achten

kann, und meine brave Lucie ſoll dieſer Achtung meiner und ihrer ſelbſt theilhaft werden, das iſt mein feſter Wille. Ich verachte die Formen, aber ich achte das ſittlichreligiöſe Gefühl; ich glaube an Gott, und erflehe für mich und die Meinen ſeinen Segen."

„„Mein Gott, wenn Sie dieß ſo lebhaft wünſchen, ſo kann ich Ihren Wünſchen ja auf das allerleichteſte entgegen kommen!"" lenkte Frau Johanna ein, da ſie ſah, daß Waller ſich über dieſen Gegenſtand, dem ihr Antheil fehlte, ereifern zu wollen ſchien. —

„Mir iſt mehr als ein proteſtantiſcher Pfarrer drüben im Grabfeld befreundet, ja verpflichtet — verbunden möchte ich ſagen, verbunden iſt das rechte Wort, und ſo ſollen auch Sie mit Ihrer Angebeteten verbunden werden, weil dieß Ihr Wunſch iſt. Ich habe keinen andern Wunſch, als meinen Nebenmenſchen zu dienen, ihnen gefällig zu ſein, und verlange niemals Dank. Niemand auf der Welt iſt ſo uneigennützig als ich. Ich trotze Niemand etwas ab, ich beraube Niemand; was mir gegeben wird, bringen mir die Menſchen freiwillig, und bitten mich, es anzunehmen. Und ſehen Sie — mein werther Herr Julius — laſſen Sie mich dieſen Namen für Sie beibehalten — das iſt's, was ich Ihnen eigentlich anvertrauen wollte, hören Sie mich an. Ich habe eine Verbindung begründet, welche weit verzweigt iſt. Hier in Franken umfaßt ſie das

ganze Grabfeld, von da ſtreckt ſie ihre Aeſte über Themar und das Werrathal nach Schleuſingen, Hildburghauſen, Eisfeld, Sonneberg, Gräfenthal, wie nach Rodach und Coburg. Auf der einen Seite geht ſie über den Thüringer Wald bis nach Saalfeld, Rudolſtadt und Kahla, auf der andern breitet ſie ſich von Coburg nach Lichtenfels, Ebern, Hof und Kronach, ſowie nach Bamberg über Erlangen bis Fürth aus. Dazu gehören Agenten, die keine Alltagsmenſchen ſein dürfen, dazu gehört ein männliches Oberhaupt, denn ich fühle, daß meine Kraft nicht ausreicht, und namentlich bedarf ich einer klugen und einſichtvollen Stütze jenſeit des Thüringer Waldes — beſonders aber im Saalthal — und da habe ich an Sie gedacht, mein lieber Julius."

Waller hörte ſtaunend zu. Es dünkte ihm fabelhaft, daß eine Frau, daß dieſe Johanne Gieſe einen ſolchen ſchier unermeßlichen Geſchäftskreis, ein unſichtbares Reich gleichſam beſitzen, und ſich zinspflichtig gemacht haben ſollte. Wie? Dieſelbe Frau, die hier im einfachen Morgenanzug an ſeiner Seite ſaß, hier in einer Burgruine über dem Thale der fränkiſchen Saale, dieſe Frau bot ihm, ihm einen Theil ihrer Herrſchaft und noch dazu den ungleich ſchönern, wenn auch vielleicht minder ergiebigen im Thale der thüringiſchen Saale an? — Welche Ausſicht — ſo ſchön,

ſo glänzend — aber, was werden ihre Bedingungen ſein? — Frau Johanna ſprach lächelnd weiter:

„Sie ſehen mich ſtaunend und fragend an, mein guter Freund! Sie kannten mich bisher nicht, Sie kennen mich auch jetzt noch nicht — verkennen mich vielleicht — das iſt mein Loos, mein trübes, ſchmerzliches Loos! O wenn ich Ihnen einſt meine Lebensſchickſale erzählen werde, ſo werden Sie mich mild und ſchonend beurtheilen. Heute würde uns das zu weit führen. Es fragt ſich nur, wollen Sie unſerer Verbindung angehören, wollen Sie ſich, von mir ermächtigt, drüben im Thüringerlande an die Spitze ſtellen, und mit und für uns wirken, ſo will ich Sie mit allem verſehen, was Sie brauchen um ohne Mühe ein ſchönes und angenehmes Leben zu führen. Lieber wäre es mir freilich, wenn Sie nicht bereits die Lebensgefährtin erwählt — ein junger Cavalier — dieſen ſollen und müſſen Sie drüben ſpielen, iſt einnehmender, wenn er noch ledig iſt. Sie müſſen ganz und gar der Sphäre jener gemeinen Gauner, dieſes elenden Geſindels, entrückt bleiben, wie Sie es damals über der Fiſchgrube trafen, wie es zum Theil auch geſtern drunten in Kiſſingen ſich zuſammen traf. Vor allem hüten Sie ſich vor dem Flüchner, dem Andreas Leonhard; ſeine Natur iſt durch und durch roh und ſchlecht. Ich werde Sorge tragen, daß man in Kurzem Auf-

hebens von ihm, und einigen andern ſtörrigen Köpfen macht, und dieſe Läſtigen mit feſtem Gehalt anſtellt in irgend einem ſicherm Hauſe. Sie, mein Theurer, werde ich mit Adreſſen verſehen an meine Freundin, die Lady Monterosa, an die Frau von Schwanitz, geborne von Münch, und zwar zu Kamburg im Saalthale geboren, an den Profeſſor Friedrich Wilhelm Theophilus Heidemann, eines der angenehmſten, gewandteſten Mitglieder unſrer Verbindung, und im Uebrigen wird es kaum irgendwo ſonderlicher Adreſſen und Empfehlungen bei Ihnen bedürfen, Ihre eigne Perſönlichkeit wird Sie überall empfehlen."

„Aber wie nennt ſich Ihre Verbindung, verehrteſte Frau? Und was kann ich thun, Ihren Wünſchen entgegenzukommen?" fragte Waller.

„Unter uns, den Eingeweihten und Einſichtvollen," belehrte Johanne: „hat ſie einen ſehr einfachen Namen: Der Klugenbund. Sehen Sie, das lautet faſt wie Tugendbund, und wer klug iſt, ehrt gewiß auch die Tugend. Für die Maſſe wäre mit dieſem Namen nichts geſagt, nichts gewonnen — da heißt die Verbindung — aber lachen Sie nicht — der Name klingt etwas ſonderbar — die Teufelhaftsharmonie!"

„Teufelhaftsharmonie!" wiederholte Wal-

ler und der Mund blieb ihm vor Erſtaunen über dieſe in der That höchſt ſeltſame Benennung offen ſtehen.

„Ahnen Sie nicht den geheimen Sinn des Worts?“ fragte Johanne lauernd: „Eine Harmonie, die den Teufel ſelbſt in Haft hält, die ihn bannt, die ihn zwingt Schätze heben zu helfen, Zinn und Blei in Silber, Silber in Gold zu verwandeln, Erdſpiegel und Heckpfennige zu verſchaffen.“ —

„Ach! Jetzt verſtehe ich, aber — finden Sie noch für ſolchen Unſinn Glauben in unſrer ſo aufgeklärten Zeit?“

Die Dame ſchlug ein helles Gelächter auf. „Wann und wo wäre noch irgend ein Unſinn aufgetaucht, der nicht Glauben gefunden hätte bei einem guten Theil der Menſchen? Sagen Sie: Die Juden ſtehlen und opfern Chriſtenkinder, es wird geglaubt! ſagen Sie, die Juden vergiften die Brunnen — es wird geglaubt und man ſtürmt die Judenhäuſer. Nennen Sie einen Hund toll, und der Hund wird erſchlagen. In Glaubensſachen, ſeien ſie religiös oder profan, wird die Menſchheit niemals mündig, der Wahn bleibt ihr Souverain. Jede Partei wähnt den rechten Glauben zu haben. Werden Sie ein ärztlicher Charlatan, verkaufen Sie eine Univerſalmedizin, ich will mich hängen laſſen, wenn Sie nicht Käufer finden, obgleich Univerſalmedizin ein Unſinn iſt. Schauen Sie auf die Po-

litik — ihre wilden Parteikämpfe — wie ſich da die Menſchen haſſen und befehden. Um was? Um Chimären — ſie müſſen zuletzt doch alle — einer früher, der andere ſpäter, ins Gras beißen und Erde kauen. — Alſo — das iſt meine Sorge! Sie ſollen keine Geiſter citiren, keinen Teufel bannen, keine Metalle verwandeln. Was Sie thun ſollen? Darüber werden Sie eine geheime Unterweiſung erhalten; es wird Ihnen nichts Schweres aufgebürdet. Eine That der Gewalt, gegen irgend Jemand verübt, würde Sie ſogleich unwürdig machen, ein Mitglied des Klugenbundes zu ſein. Nein, wir gehen leiſe, aber ſicher. Vorſicht und Schlauheit iſt unſere Parole. Auch unſer Zweck heiligt die Mittel, obſchon wir keine Jeſuiten ſind. Der Zweck iſt ein ſehr einfacher, Geld haben und bequem leben, und Andre karg lohnen, damit ſie für uns wirken. Der geheime Zweck jeder Induſtrie im Großen. Nur das müſſen wir mit den Jeſuiten gemein haben, daß ſelbſt das Heiligſte uns nicht heilig genug ſein darf, wenn es zu unſern Zwecken dient, ja es darf für uns gar nichts Heiliges geben!"

„„Fürwahr, eine eigne und ſchlimme Lehre!"" warf Waller ein, als die Sprecherin ſchwieg: „auch kein Band der Liebe, der Freundſchaft, der Zuneigung, der Zärtlichkeit, des Blutes? — ſoll uns das alles nicht mehr heilig ſein?"

„„Je nun — damit halten Sie es doch an Ihrem Theil ganz nach Gefallen!““ verſetzte Johanna: „Sie ſcheinen ſich noch mit Scrupeln zu plagen, Sie ſind noch unerfahren, kennen das Leben noch ſehr wenig, ich meine das Leben der großen Welt. Sie haben Ihre ſchöne Jugend nutzlos verträumt. Mit Ihren Jahren, Ihren glücklichen Gaben müßten Sie längſt eine ungleich höhere Stellung einnehmen.“

„„Ach ja!““ ſeufzte Waller: „Das waren meine Jugendgedanken! Ich träumte von Herrſchaft, von Größe — ich wollte ein freier Mann — ein Herr wollt' ich werden — aber ich habe Unglück gehabt“ —

„Und haben ſich in Dienſtbarkeit, in Knechtſchaft, in Mangel und Elend bewegt“ — fiel Frau Johanna ein. „Das iſt jedoch gerade die rechte Lebensſchule, mein junger Freund, und es iſt auch noch nichts verloren. Sie ſind noch jung und ſtrebſam genug, um ihren Weg, ihr Glück zu machen. Man muß das Glück ſuchen, ihm nachſtreben, ſelten kommt es uns entgegen, und umherfliegende gebratne Tauben giebt es nur im Märchen vom Schlaraffenland. Auch Sie hätten ſich, ich wiederhole es, und bitte um Verzeihung, daß ich's thue, nicht ſo frühzeitig und ſo feſt binden ſollen — das wird Ihrem Glück ſehr hemmend und hinderlich ſein. Sie muß eine große Gewalt haben, dieſe ländliche Schönheit, daß es ihr gelingt, Sie ſo zu feſſeln.“

„Unauflösbar, für dieſes Leben, ſo wahr ein Gott lebt!“ rief Waller feierlich und mit einer edlen Freudigkeit aus. „Wiſſen Sie, daß dieſes — Mädchen mir alles opferte, alles — und daß ſie mir das Leben in einer Stunde rettete, in einer Stunde, die mit ihrer Gräßlichkeit und Gefahr mir immerdar vor der Seele ſteht, die ich nie vergeſſe, von der ich träume, immer wieder aufs Neue, von der ich ſogar wachend träume. War Lucie nicht, ſo hätten jetzt die Fledermäuſe mich ſo ſchön ſcelettirt, daß ich ein Cabinetsſtück für ein anatomiſches Muſeum abgeben könnte.“

„„Die Fledermäuſe! Sind Sie bei Troſt!““ rief Dame Johanna halb verwundert, halb ſpöttiſch aus.

„Ja — die Fledermäuſe!“ erwiederte Waller betonend. „Denken Sie — fuhr er fort, mit immer ſteigender Lebhaftigkeit zu ſchildern: „In einem elenden Mauerthurm kriech' ich empor — hinter mir die Gens-d'armen — klettere in dunkler Nacht auswendig am Mauergeklüft aufwärts, in der entſetzlichſten Todesnoth, hängend am wankenden Geſtein zwiſchen Himmel und Erde, gewinne den engen niedern Raum unterm Thurmdach mit Gefahr meines Lebens — darin ſeit Jahrhunderten nie ein Menſch geathmet — da kribbelt und krabbelt, da quikt und pfeift es, da läuft und huſcht es um mich her, da klatſcht mir's ins Geſicht mit den kalten kralligen Flügeln, bedeckt meinen Leib,

tauſend Fledermäuſe — was ſag' ich! Dreitauſend! Zehntauſend! — und darf mich nicht rühren, um nicht verrathen zu werden — Höllenqual ſtand ich da aus — wie das roch, wie es mir den Odem benahm, wie ich nur durch eine Lücke im Dach friſche Luft zu ſchöpfen vermochte, wie eine Ohnmacht mich anwandelte nach der entſetzlichen Anſpannung aller meiner Nervenfaſern. Da gab mir die Verzweiflung einen Gedanken des Wahnwitzes ein, mir Ruhe zu ſchaffen; ich ſchüttete leiſe eine Handvoll Pulver hin, und entzündete das — erſtickender Qualm umgab mich — ich ſah nicht — konnte nicht ſehen, was um mich, was zu meinen Füßen vorging. Da pocht es ſtark unter meinen Füßen, da hebt ſich ein Falldeckel, und ich höre Luciens Stimme: Caspar lebſt Du noch! Um Gotteswillen! Schnell! Wir erſticken! Es iſt Luciens Stimme! Meiner Lucie!"

„Willenlos, halb bewußtlos — laſſe ich mich durch die Oeffnung ſinken, mitten im dichten Qualm, ich bin in der Heukammer, rings umher regnet es Feuerfunken, und glimmende Halme."

„Fort! Sie ſind nur einen Augenblick weggegangen!" ruft mir Lucie drängend zu — und furwahr, da war keine Zeit ſich zu beſinnen, Abſchied zu nehmen und Redensarten zu wechſeln. In Sprüngen ſetze ich die Treppe hinab — nur einen Augenblick vorſichtigen Lugens — Niemand zeigt ſich — in drei

Eben bin ich aus dem Thurme — aus dem Thore, auf freiem Felde, und laufe, was ich laufen kann. Als ich auf einer gewonnenen Höhe ſtehe, und Odem ſchöpfe, ſehe ich Flammen aus dem Thurme ſchlagen, höre Feuerruf und die Sturmglocke — ich bin gerettet — Lucie hat mich gerettet — ohne ſie wäre ich geräuchert, gebraten oder außerdem roh verſpeißt worden."

„„Menſch! Wie Sie ſchildern! Das iſt ja hautſchauderig!"" rief Dame Johanna lebhaft aus. „Sie ſollten zum Theater gehn, auf eine ſolche Rolle könnten Sie reiſen! — Ach — allen Reſpect vor Ihrer Lucie — dem guten, muthigen Kinde — nun, heute noch will ich Ihnen einen Brief ſchreiben an den Pfarrer, der Sie heimlich trauen ſoll und morgen — gehen unſre Bahnen aus einander. Sie ſollen mit mir und mit dem neuen Leben, das Sie beginnen, zufrieden ſein."

Frau Johanna erhob ſich, um den Rückweg anzutreten. „Begleiten Sie mich nicht hinab — folgen Sie mir ſpäter nach, ich habe meine Gründe zu dieſem Wunſche. Einſtweilen hier auf Abſchlag oder Vorſchuß, wie Sie es nehmen wollen, einiges Reiſegeld!" Dieß ſagend, griff Frau Gutmann in ihren Strickbeutel und drückte Waller eine ſchwere Geldrolle in die Hand. Er wußte gar nicht wie ihm geſchah — ſie grüßte ihn mit dem freundlichſten Abſchiedlächeln.

Er ſah ihr lange gedankenvoll nach — dann ſetzte er ſich wieder auf die Steinbank, wog die Rolle in ſeiner Hand — und öffnete ſie. Es waren Kronenthaler darin — er zählte ſie — einmal, zweimal, es waren vierzig Stück — es machte dieſes Zählen ihm eine eigenthümliche Freude — nun — was ſteht denn innen auf dem Papier, dahinein dieſe Kronenthaler gewickelt ſind? Federproben, wie es ſchien, von einer weiblichen Hand, und noch dazu keiner zierlichen — auch keiner orthographiſch ſchreibenden. — Heinrich Waller — Heinrich Waller — Heinrich Waller. —

„Was iſt das? Meines Bruders Name, dreimal hintereinander auf dieſem Papier?! Und da ſteht auch der Name des Heimathdorfes — und da ſteht auch Roſa und hier iſt ein Herz gemalt, von einem Pfeil durchſtochen! Träume ich denn, und was hat das zu bedeuten? Hier unten am Rand noch ein Verschen:

Der Pfeil iſt ſchon geſchliffen,
Der Mir das Herz durchſticht.
Die Ros hat mich ergriffen
Die Mir das Herze bricht.

„Was iſt das? Was iſt das? Woher dieſes Geld — in dieſen Händen, aus dieſen Händen? Meines Bruders Name, wie kommt er auf dieſes Blatt — und — Roſa? —

Waller konnte die Deutung dieſes ſeltſamen Räthſels nicht finden — der Zufall löſte es ihm aber ſogleich. Auf einem andern Blatt — das Geld war in mehrere und verſchiedene Papiere eingewickelt, ſtand deutlich und von derſelben Hand Friederike und der Zuname von — Peters Frau.

„Aus Riekchens Hand iſt dieſes Geld, und Riekchen liebt — ſo ſcheint es, meinen Bruder immer noch — arme Getreunte! Und ihr iſt ſicher dieſes Geld entfremdet worden! Iſt es ſo, ſo ſoll ſie bei Gott es wieder haben.“

Waller verließ jetzt den Ruinenhügel; er ging in die Stadt hinab zu ſeiner Lucie, die ihm freudig den Guten-Morgengruß entgegenbrachte, und ihm das Kind zum Küſſen emporhob. Und als er, der Mann ihrer Liebe, beide geküßt, tanzte ſie fröhlich mit dem Kinde in der Stube umher und ſang dazu aus einem alten Wiegenliede mit dem vollen Wohlklang ihrer ſüßen Stimme:

„Meine Freude, meine Wonne,
Mein Herzblatt, mein Kind!
Wenn ich Dich nicht hätte
So weint' ich mich blind.
O ſelige Freude,
O Liebesgewalt!
Das Heil kam vom Himmel
In Kindesgeſtalt!“ —

„Gute Lüdlerche!“ sprach Waller: „Packe ein, wir reisen in einer halben Stunde weiter.“ — Es war halb sieben Uhr.

„Wohin?“ fragte sie, und setzte das Kind an den Boden.

„Nach Gnadenheim, ans Ziel unserer Wünsche. Wir werden nun mit einander getraut werden.“

Sie fiel ihm mit Jubelruf in die Arme und weinte Freudenthränen.

Auf dem heiligen Kreuzberg.

Es ist doch etwas Hohes und Großes um das Band der Ehe, welches Priesterhand geschlungen und geweiht, das der Segen der Kirche, der Segen Gottes geheiligt! Die Ceremonie der Trauung ist ein Vermächtniß, ein ewiges Testament, und es darf nicht befremden, daß die altkatholische Kirche sie zum Sakrament erhoben.

Mag diese Ceremonie dem überbildeten Religionsverächter nichts sein und gelten, dem minder Gebildeten und dem Armen ist sie viel, ist sie alles.

Ihr seht da und dort sogenannte wilde Ehen. Glaubt ihr, daß diese Menschen — sei ihr Character wie er wolle, seien sie Leichtsinnige blos oder Tiefgefallene und Schwerbeladne — aus Trotz gegen Religion und Kirche sich nicht mit einander trauen lassen, nachdem Neigung sie zusammenführte, nachdem das

Geſetz der Natur ſie verbunden, nachdem Kinder ſie noch feſter gegenſeitig an einander knüpfen? Glaubt ihr, daß dieſe Verbundnen glücklich ſind in dem Gedanken, gleichſam Ausgeſchloſſene zu ſein?

Nein, ſie ſind ſehr unglücklich.

Sie lieben einander, ſie wollen einander geſetzlich und ſittlich angehören, ſie wollen für einander und für ihre Kinder da ſein, für einander arbeiten, für einander leben und ſterben — aber ſie ſind arm — und weil ſie arm ſind, können ſie einander nicht heirathen. Sie können nicht? — Sie ſollen nicht. Sie und ihre Kinder — dieß ſteht Staatsklugheit voraus — fallen den Gemeinden, fallen dem Staate zur Laſt.

Sie werden nicht miteinander getraut; das menſchlichſittliche chriſtlichheilige Bündniß der Ehe bleibt ihnen verſagt — da ſie ſich aber doch einmal lieben, da ſie einander doch einmal angehören, da die Bande der Natur ungleich mächtiger ſind, als die Staatsklugheit, ſo leben ſie nun wo möglich in wilden Ehen, lernen allmählich das Geſetz der Sitte verachten; ihre Kinder verwildern, werden vielleicht Bettler, Diebe, Vagabunden, Verbrecher, Zuchthauskandidaten, fallen ſie nun in ſolchen Eigenſchaften den Gemeinden, dem Staate nicht zur Laſt?

Und wie!

Aber die Angſt vor der Ueberbevölkerung, das

Ueberhandnehmen der Arbeiterüberzahl, des Pauperismus, (ſteigender Verarmung), der Auswanderungsſucht — dieß alles ſetzte ſchon viele tauſend Schriftſtellerfedern in Bewegung. Das Schreiben über alle dieſe Dinge nützte aber nur den Schriftſtellern und den Buchhändlern, dem Volke nützte und nützt es nichts, das Volk hat nichts von alle der ausgekramten Weisheit, dem zu Tage geförderten Schatz der Anſichten und Meinungen, Vorſchläge und Rathſchläge. Von allen dieſen kann es ſich nicht ſatt eſſen, ſich nicht kleiden, kann es keine Steuern bezahlen. Mindert ſo viel als möglich die Beſteuerung, ſtatt ſie zu ſteigern, hebt den freien Verkehr der deutſchen Völker und Länder mit deutſchen Nachbarvölkern und Nachbarländern, ſteuert dem ſchändlichen Geld- und Getraidewucher, verſucht nicht ferner und nicht wieder an alle und jede Anregung zu freier volksthümlicher Entwickelung den Hemmſchuh der Ueberwachung, den Corporaiſtock der befehlshaberiſchen Gewalt zu legen, beſchränkt eueren Uebermuth und den Dünkelglauben an euere Unfehlbarkeit, und ſeht nicht durch die graue Brille des Mißtrauens auf das Volk, ſo wird es zu Odem kommen können, und gern Gott geben was Gottes, dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt. Und dabei vergeßt nicht, Gott um Segen zu bitten aus der Höhe. Um Segen für das Volk durch fruchtbare Jahre und reichliche Aernten, um Segen für

euch dadurch, daß euch Milde, Weisheit und Gerechtigkeit erfülle. —

Waller reiste mit Lucie und seinem Kinde noch an demselben Morgen, an welchem er die Unterredung mit der Dame Gutmann gehabt, von Kissingen ab, und brachte seine Lieben über die Rhön herüber in ein sächsisches Dorf, das mit uraltem Kirchlein still und friedsam unter dem kahlen Bergzug, welcher vorzugsweise die hohe Rhön heißt, gelegen ist. In dem Rhönstädtchen Bischofsheim, das sie um ellf Uhr erreichten, wurde ein Einspänner gemiethet, in welchem Waller Lucien und das Kind nach jenem von dort nicht fernem Dorfe fuhr, während die Pferde des Geschirres, welches ihn und die Seinen nach Bischofsheim gebracht hatte, gefüttert wurden. Nach einer Stunde war das sächsische Dorf erreicht; das Wirthshaus bot ein leidliches und recht trauliches Unterkommen für die kleine Familie; dem Wirthe wurde gesagt, daß der Herr am andern Tage wieder kommen werde, und zugleich wurde ihm, damit er nicht in unnöthige Angst gerathe, eine Summe Geldes zur Aufbewahrung übergeben. Während das Pferd ein Bund Heu an der Tragekrippe vor dem Wirthshause verspeiste, ging Waller mit seinem Briefe von der Gutmann in den Pfarrhof.

Der Pfarrer war ein Mann von Geist und Herzen; auch ihn hatte, wie so manchen andern begabten

Amtsbruder das Schickſal in einen Winkel verſchlagen, in welchem ſein Licht faſt ganz unter dem Scheffel ſtehen und ungeſehen verglimmen mußte. Solchen Menſchen ſind Mittheilung, Ideenaustauſch, Geſelligkeit — Lebensbedürfniſſe, aber ſelten finden ſie in ihrer Umgebung dieſer Bedürfniſſe edle Befriedigung. Wen haben ſie? Den Schullehrer, den Schulzen, einen und den andern verſtändigen Bauer. Deren Begriffe gehen doch nicht weit; ein gelehrter Mann, ein Mann von Weltbildung bedarf mehr, bedarf höhere Anſprache. Nun iſt nur noch der Beichtvater im nächſten Dorfe, vielleicht ein Gutsherr, ein Edelmann, wenn das Glück gut, und der Edelmann nicht auch ein Bauer iſt, ein Bauer im gewöhnlichen Sinn, deſſen Ideen über Frucht und Vieh nicht hinaus gehen — und ſolcher giebt es übergenug.

Daher ſehen wir ſolche Landpfarrer häufig die Beſchwerden ſtundenweiter Gänge nicht ſcheuen, nur um in geſelligen Kreiſen ſich aufzufriſchen, ihre geiſtige Thätigkeit rege, und die Munterkeit ihrer Seele lebendig zu erhalten.

Solchen Umgang- und Anſprachebedürftigen muß dann oft eine Geſellſchaft, in der ſie ein volles Genügen noch lange nicht finden, dennoch genügen; ſie müſſen froh ſein, wenn ſie im Club oder Caſino des nächſten Städtchens eine leidliche Geſellſchaft, mäßig

ſtarkes Bier, vielen Tabaksqualm und ein erlaubtes Kartenſpiel finden, auch ein politiſches Geſpräch, wo die Tagesfragen der Welt meiſt dann erſt in dieſe Zirkel hereinklingen, wenn draußen die Antwort auf dieſelben, um die ſich hier noch die guten Philiſter die Köpfe zerbrechen, längſt erfolgt iſt, und andere Fragen draußen an der Reihe ſtehen.

Solche Männer, wie dieſer Landpfarrer im Dörflein vor der Rhön einer war, erſchienen der Dame Gutmann und ihren Verbündeten als wünſchenswertheſte Mittel zu ihren verwerflichen und verderblichen Zwecken. Ihnen nahte man ſich mit Hindeutungen auf Vereinigung zur ſchönen und heitern Geſelligkeit. Der Geiſt des Verbundenſeins (der Socialität) wurde als ein Princip der edleren Menſchlichkeit (Humanität) aufgeſtellt, und harmloſe Künſte, zum Beiſpiel die der Phyſik, ſo einflußreich auf Landwirthſchaft und Haushaltungskunſt, zu üben, wurde als etwas äußerſt Unterhaltendes angeprieſen. So war mancher Pfarrer für die Teufelhaftsharmonie gewonnen worden, ohne zu ahnen, welchen Zwecken dieſe Verbindung eigentlich diente, und ohne jemals dieſen abſurden Namen der Geſellſchaft ausſprechen zu hören.

Ein noch ungleich leichteres Spiel, wie bei den Dorfpfarrern, hatten die liſtigen Verbündeten bei den Landſchullehrern.

Die Seminarien, und seien sie noch so trefflich, können eine universelle Bildung nicht gewähren. Was verlangt und gefordert wird von dem künftigen Lehrer, nimmt die ganze Zeit des Lernenden in Anspruch. Sehr intelligente Köpfe schlagen insgemein andere, höhere Laufbahnen ein; ihnen öffnen sich von selbst die Aussichten auf schönere Lebensziele, wie hochverehrungswürdig auch der Stand eines Jugendlehrers auf dem Lande dem wahrhaft Gebildeten immer erscheinen wird. Aber leider giebt es unter keinem andern Stande eine so große Zahl sogenannter Halbwisser, die mit ihren geistigen Fühlfäden unaufhörlich dahin und dorthin tasten, dieses sich aneignen, jenes erfassen, dieses kennen lernen, jenes begreifen möchten, und die bei dem Goethischen: „Zwar weis ich viel, doch möcht' ich alles wissen," hauptsächlich mit einem gewissen eiteln Stolze an der ersten Hälfte dieses Satzes hängen und haften bleiben. Das Bewußtsein: ich weis viel, macht Viele unerträglich stolz und dünkelhaft, und jenes Alleswissenmögen führt so Viele, die sich für witzig halten, und doch blos aberwitzig und vorwitzig sind, auf tausend Abwege wie die neueste Zeit zur Genüge gelehrt hat.

Solchen ist nun vor Allem nichts gefährlicher, als der Reiz geheimer Wissenschaft. Berufen, dem Aberglauben zu steuern, fallen sie leicht selbst in seine Fes-

ſeln, freilich nicht in grobe, eiſerne, nein, in die feinen, aus Spinneweben und Mondesſtrahlen gewobenen.

Das einzige Wort Sympathie iſt ein Schlaggarn, darin der Vogel geſunder Menſchenverſtand ſchon unzähligemale gefangen worden iſt.

Und ſollte es ſo ſchwer ſein, einem Halbwiſſer einzureden, daß die Kunſt, aus Blei Silber und aus Silber Gold zu machen, ganz in das Reich der Phantaſtereien gehöre? Gewiß nicht — denn ſelbſt unterrichtete und einſichtvolle Männer glaubten an dieſe Möglichkeit.

Sprich mit Solchen von Träumen, Ahnungen und Vorbedeutungen, ſicher wirſt Du unter zehn neun Gläubige finden; und ſteigſt du höher auf der Leiter des Unbegreiflichen und Ueberſinnlichen mit ihnen, ſo wird mancher beſchränkte Kopf ſich weiſe genug dünken, mit guter Zuverſicht in die Geiſterwelt hinein zu ragen.

Der Brief der Dame Gutmann bereitete Waller bei jenem Pfarrer einen freundlichen Empfang, guten Willen und herzliches Entgegenkommen. Auch Speculation war thätig geweſen; er hatte auf Geheiß der Gutmann, die eine treffliche Gabe des Vorausſehens beſaß, die Nacht benutzt und etwa nöthige Taufſcheine, Geburts- und Leumundszeugniſſe, Heimathsſcheine und Reiſelegitimationen in Duplo für Waller und ſeine Genoſſin ſo angefertigt, daß nur die Namen eingeſchrie-

ben zu werden brauchten, und daß auch jenen Förmlichkeiten, welche das Geſetz gebot, auf eine Weiſe genügt war, die jede etwaige Bedenklichkeit aus dem Felde ſchlug.

Alles wurde in Richtigkeit gebracht; der morgende Tag ſollte dem Bunde derjenigen die kirchliche Weihe geben, welche Liebe für dieſes Erdenleben zuſammengeführt, und deren Herzen nicht ſo verdorben waren, daß ſie dieſe Weihe nicht erſehnt, ſie nicht mit allem lebendigen Gefühl herbeigewünſcht hätten.

Waller eilte froh in das Wirthshaus zurück, küßte Lucie und ſein Kind, brachte ihr die Freudenbotſchaft und fuhr dann mit ſeinem gemietheten Geſchirr wieder nach Biſchofsheim zurück, von wo er ohne weitern Aufenthalt mit dem Kiſſinger Kutſcher die Rückfahrt antrat.

Ein Weg von Biſchofsheim nach Kiſſingen führt an der öſtlichen Abſenkung des Kreuzbergs eine Strecke lang ziemlich ſteil empor, und zwar durch düſtere Waldung, die wie ein tiefgrüner Mantel um den Rieſenleib dieſes Gebirgskönigs gelegt iſt, deſſen großartigen Faltenwurf mannichfache Thalrinnen, Schluchten und Schründe bilden. Der bewegliche Reiſende wurde es bald müde ſich auf der ſteinigen, oft vom Wetter verwüſteten und übel gehaltenen Gebirgsſtraße hin und herſtoßen zu laſſen; er ſtieg aus, um bis

zum höchſten Höhenpunct, den der Weg erreichte, und von wo ein Fußpfad zum Klöſterlein empor leitete, zu Fuß zu gehen, und bezeichnete dem Kutſcher die Stelle, wo derſelbe ihn erwarten ſollte, falls er ſich ein wenig verſpäte.

In ſtillen Selbſtgeſprächen ſchritt Waller durch die tiefe Waldeinſamkeit berghinan. Ein Fußweg führte ſeitwärts durch eine recht ſchaurige Wildniß, bald verhallte das Geräuſch der Räder des langſam aufwärts gezogenen Wagens, und es umgab den einſamen Wanderer nun das erhabene Schweigen der Waldung. Nur knorrige Aeſte rieben ſich, vom Bergwind, der mächtig durch die Kronen der Föhren rauſchte, mit ſeufzerähnlichem Stöhnen aneinander; das Hacken des Schwarzſpechts erſcholl mit lautem Hall, und der prächtig gefiederte Holzheher ließ ſein nichts weniger als angenehmes Geſchrei unter tiefen Verbeugungen weithin durch den Forſt gellen.

„Hoho, Herr Eichelkehr! Siehſt du einen Fuchs, daß du ſo mörderiſch ſchreiſt?“ rief Waller ſpottend zum Vogel hinauf: „oder haſt du einen Schubut ausgewittert, der dich ärgert? Ach wer doch ſo ein glücklicher Vogel wäre, der frei in der Waldung lebt, und dem die Natur den Tiſch mit tauſend angenehmen Leckerbiſſen täglich deckt, ohne daß er andre Mühe hat, als die Flügel und den Schnabel zu bewegen! Du

ſpeiſeſt Baumſchröter und Holzwürmer, mein guter Markolphus, Kirſchen und Birnen, Nüſſe und Eicheln, und nimmſt die Neſter kleiner Vögel aus, wo du eins mit Eiern und Jungen findeſt. Auch ich gedenke ein Neſt mit hübſchen runden gelben Eiern auszunehmen, wie Du — und morgen — bin ich vielleicht vogelfrei — wie du." —

„Wo will ich hin?" ſetzte Waller ſeine wieder in ein Selbſtgeſpräch übergegangene Rede fort: „Wohin? Vorwärts! Zurück kann ich nicht mehr. Es gilt erringen, erliſten, — erraffen — damit es der Mühe lohnt — der Mühe, und deſſen, was ich daran ſetze an das gefährliche Werk. Freiheit und Leben, und die ganze Zukunft der Meinigen. Schon reut mich, daß ich gleichſam Handgeld genommen für den Dienſt jener — Gutmann, oder wie ſie ſonſt ſich zu nennen für gut findet, und daß ich meine Kräfte Andern, als mir ſelbſt zinsbar mache. Sollt' ich Kukukseier ausbrüten? Nun — wie es dort wird, welche Rolle dort zu ſpielen iſt — wird ſich finden — nur immer muthig, wie hier auf dem ſteilen und beſchwerlichen Weg — empor!"

Waller ſtand einen Augenblick aufathmend ſtill, und trocknete ſich die Stirne; der Fußpfad zog ſich in immer wilderes Dickicht, in Buſchholz, aus welchem mächtige Buchenſtämme aufragten; das Hexenkraut blühte

hier, und hochaufgeſchoſſene Himbeerſträucher hemmten faſt den Weiterſchritt.

Ein Geräuſch, ganz nah im Dickigt — vielleicht ein Wild — Waller lauſcht hin — noch einmal — und ein dumpfes Stönen — was kann das ſein?

Mit dem Muth eines Mannes ruft Waller ein lautes „Wer da?“ Das Stöhnen wiederholt ſich — faſt wie ein Geheul. Wallers rechte Hand umfaßt feſter den Griff ſeines derben Wanderſtabes, den er auch, wenn er fuhr, nie vergaß, und mit keckem Schritt bricht er ſich Bahn durch das dichtverwachſene Geſtripp.

Schrecklicher Anblick! Ein Mann liegt auf dem Rücken am Boden, ſtöhnend — ſein Geſicht blitzblau — convulſiviſch mit den Händen um ſich ſchlagend, mit den Beinen ſtrampfend — wie im letzten Kampf und Krampf.

Am niedern Aſt einer Buche über ihm flattert ein rother Zipfel Baumwollenzeug, das in einen Knoten daran geknüpfte Stück von einem abgeriſſenen Halbtuch. Dieß erklärt alles — die andre Hälfte iſt um den Hals des Unglücklichen geſchlungen und ſchnürt dieſen ein — er kann ſich nicht helfen.

Im Nu iſt Wallers Meſſer blank, im Nu iſt der Todesknoten zerſchnitten, Luft — Lebensluft ſtrömt wieder in die gepreßten Lungen ein — aber das Haupt ſinkt, die wilde Bewegung der Arme und Füße läßt

plötzlich nach, die weit hervorgequollenen Augen, die so ſtier und ſchrecklich rollten, ſcheinen zu brechen.

Der Mann, der ſich hier, wie es ſchien, mit eigner Hand hatte den Tod geben wollen, was nur durch Zerreißen ſeines dazu benutzten Halstuches und Wallers Dazukommen verhindert wurde, war ein kräftiger junger Bauer in der Tracht von Wallers Landsleuten. Waller war in äußerſter Verlegenheit; der Menſch ſchien den Tod erlitten zu haben, ſollte er ihn wieder zu beleben ſuchen, ſollte er durch Anzeige am nächſten Ort ſich in Verwehrungen und Aufenthalt verwickeln, die ihn von ſeinem Vorhaben abhielten, und die harrende Lucie zu Tode peinigen würden?

Aber die Pflicht — die Menſchenpflicht! Der Unglückliche war noch warm, Waller riß ihm die Kleider auf — er legte ſeine Hand auf deſſen Herzſtelle, er fühlte noch einen matten Pulsſchlag — er war noch zu retten — und Rettung eines Menſchenlebens — welch ein ſchöner göttlicher Gedanke, welch eine Sühne vielleicht für manche Miſſethat!

In Wallers Schule war unter Anderm auch gelehrt worden, wie Scheintodte und namentlich Erwürgte zu behandeln ſeien. Mit vieler Beredſamkeit und Beleſenheit hatte der gute Schullehrer den Dorfkindern auseinander geſetzt, daß bei einigen Lebenszeichen nichts wirkſamer ſei, als Beſprengen des Geſichts mit kaltem

Waſſer, ein lauwarmes Bad und etwas Meliſſenthee mit Citronenſaft oder in deſſen Ermangelung — Eſſig.

Das alles fiel Waller blitzſchnell ein, und er murrte im Aerger halb lakoniſch vor ſich hin: Da ſitzt Waſſer — kaltes und warmes, da ſitzt Meliſſenthee und Citronenſaft! Dummes Zeug! Bulle heraus. Wenn ein Schnaps nicht hilft, hilft gar nichts!“ —

Und ſo goß Waller dem Gewürgten einen guten Schluck Rum in den Hals, der alsbald eine Muskelbewegung veranlaßte, die zwar einen etwas ſchrecklichen Anblick bot, aber doch die Folge hatte, daß der Halbtodte ſchluckte, ſchlürfte und gurgelte, hörbar zu athmen begann und endlich wieder zu ſich kam. Er richtete ſich mit halbem Leib empor und Waller lehnte ihn an einen Baumſtamm, doch ſaß jener noch ſprachlos, und zitterte, öffnete die Augen zwinkernd, und ſchloß ſie wieder. Endlich ſeufzte er: „Bin ich denn nicht todt? Ach — ich bin nicht todt! — Und war mir doch einen Augenblick ſo wohl und ſchön!“ —

„Sprich nicht — erhole Dich! Da, ſchlucke noch einmal!“ rieth Waller wohlmeinend an, außerordentlich froh in ſeinem Innern, daß wieder Verhoffen ſchnell ſein Findling dem Leben ſich wieder zuwandte, und das Leben ſich ihm.

Als nun die unnatürliche Röthe von deſſen Wangen wich, als an ihre Stelle tiefe Bläſſe trat, und

Waller in ein zwar noch jugendliches, aber ſehr verſtörtes Geſicht blickte, tauchte mehr und mehr eine Erinnerung in ſeiner Seele auf — wär' es möglich? Könnte es ſein? Sollte es wirklich der Peter ſein?

Heute früh die Geldrolle — die Wallers Gedanken hinüber zur nicht allzufernen Heimath lenkte, die räthſelhaften Schriftworte, und Peter hier — in dieſem Zuſtand? Was ließe ſich davon denken? Waller ahnete Schlimmes, aber nicht das richtige, er glaubte, Riekchen habe ſich mit ſeinem Bruder Heinrich ſchwer gegen ihren Mann verſündigt, und dieſer ſei deshalb der Verzweiflung anheim gefallen, bald aber mußte er jenen Reinen in Gedanken Abbitte thun.

Kleinlaut und kleinmüthig bis aufs Aeußerſte redete Peter leiſe vor ſich hin: „Habt Ihr mich abgeſchnitten, Herr? Hättet Ihr es doch gefälligſt bleiben laſſen! — Ich kann doch nicht leben — kann nicht heim — o ich bin zu Grunde gerichtet — unſer bischen Geld — viel Geld, Herr! Zweihundert Kronenthaler — alles zerfloſſen im Tiegel, wie ein Butterweck — und ich — ſchändlich beſtohlen, fortgeſchleppt — mißhandelt. O Teufelsbande! O Erzſpitzbuben ihr! Zehnfach ſollte ſich das Geld vermehren, hat mir der verfluchte Lügenſack vorgeſchwatzt — ach, ach, ach, alles hin — alles hin — ich kann mich nimmermehr zu Hauſe ſehen laſſen — bin ein geſchlagener Mann,

ein todter Mann — bin verrückt worden, und weiß nicht wie ich hierher gekommen bin."

Jetzt wußte Waller, wie er mit Peter daran war, wußte auch, daß dieſer ihn auf keinen Fall wieder erkennen würde, und redete nun in jenem Deutſch mit ihm, das dem Peter verſtändlicher war, als jedes Andre, indem er ganz liebreich zu ihm ſprach: „Du biſt das dümmſte Schaaf, das noch jemals der Hirt aus Deinem Dorf Roſa hinaus auf die Weide getrieben. Ein größeres Kameel, wie Du, muß nicht leben! Geh heim dummer Peter — und falle Deiner braven Frau zu Füßen, und ſag' ich will's nicht mehr thun. Arbeite wie ein Vieh, bis Du den Schaden wieder erſetzt haſt, und laß Dir's eine Lehre ſein, nicht mehr an ſo gottverfluchte Narrenspoſſen und Dummheiten, wie Goldmachen, Schatzgraben und ſolches Faſelzeug zu glauben, Du Heupferd!"

Peter fuhr mit beiden Händen an den Kopf, und hielt ihn, denn es war ihm eben, als wolle ſein Kopf mit dem bischen neu erwachenden Verſtand darin auf und davon fliegen — und lispelte erſchrocken: „Herr! Ihr kennt mich. — Wie ſo kennt Ihr mich? Wie kommt Ihr hierher! Huh, Ihr ſeid doch nicht?" —

„„Der Teufel? Nicht wahr, Du Schaafzipfel?"" erwiederte Waller: „Und wenn ich Ja ſagte, und verſpräche Dir Dein Geld wieder, nicht wahr da wäreſt

Du im Stande Deine lumpige Seele mir dagegen zu verkaufen? Spaß und Dummheit bei Seite, Peter! Sei ein bischen Mensch und kein Ochse! Komm, und steh, ob Du stehen und gehen kannst! — So — es geht schon, wenn auch ein wenig zitterich! Komm, trink' noch einmal. — Jetzt gehst Du mit hinauf nach dem Kloster — droben bleibst Du, legst Dich ins Bett und stärkst Dich, morgen früh komme ich, und hole Dich ab, und bringe Dich ein Stück auf den Heimweg. Komme ich aber nicht — denn der Mensch denkt — Gott lenkt — so gehst Du allein — für Dein Quartier und Deine Pflege werde ich dem Laienbruder Braumeister schon ein Stück Geld spenden, denn die frommen Väter dürfen kein Geld anfassen — ach was die glücklich sind! Welcher Mensch kein Geld anzufassen braucht — o wie viele Sorgen und Kümmernisse hat ein Solcher hinter sich. Und Unsereiner muß sich mit Geldanfassen so schändlich plagen, und durchschmeißen! Ach wie glücklich wäre die Menschheit, wenn es kein Geld gäbe!" —

Von Waller gestützt, wankte Peter jetzt den Pfad aufwärts, und bald war das gastliche Hospiz erreicht. Waller empfahl seinen Begleiter als einen Kranken, sorgte für dessen Pflege, und eilte dann mit raschem Schritt seinem Wagen zu, dessen Führer seiner mit Ungeduld harrte. Der Zorn und die Ungeduld der bay-

riſchen Lohnkutſcher ſind nicht angenehm; der des Harrenden auf dem Kreuzberg glich einem Hochgewitter — als aber der ſchmucke Herr einen eigens für dieſen Roſſelenker mitgebrachten Krug Kloſterbier ſtatt aller Worte darbot, klärte ſich das Gewölk auf, und unterm hellſten Sonnenſchein der Fröhlichkeit auf ſeinem Verklärung ſtrahlenden Geſicht hielt der Kutſcher eine Rede, zwiſchen jedem Abſatz einen guten Zug aus dem Kruge thuend: „Na, dös heiß' ich einen gueten Herrn! Dös iſt ſchier ſehr brav von Ihna — daß Sie auch an den armen durſtigen Kutſcher denk'n! — Gott g'ſegns Ihna! — Ach — dös labt! — Ja, der Kloſterbräu' — dös is a Pracht! I ſog' Ihna — ſelbſt dös Münchner is lange nix ſo gut — nur dös Tölzer möcht'n enk beikomme. O mei gueter Herr! Ich bin a in der bayr'ſche Welt rumkomma. Na! nochmal! Gott g'ſegn's!"

Und nun ging es luſtiglich auf leidlichen Feldwegen hinab zum Saalthale, der Badeſtadt wieder zu. Der Kutſcher war fröhlich und geſprächig, und erſchöpfte ſich in Betheuerungen, wie gern er mit einem ſo „gueten Herrn" bis ans Ende der Welt reiſen wollte.

Auch aus einem ſo kleinen Zug iſt etwas zu lernen, nämlich, daß man freundlich ſein ſoll gegen ſolche Leute, deren man doch bedarf, und deren guter Wille auf Reiſen viel Geld werth iſt. Mit einem Labetrunk

oder einem zu guter Stunde angebrachten Trinkgeld, mit billiger Berückſichtigung ihres Bildungsſtandes, ihrer Bedürfniſſe, mit Eingehen in ihre Ideen, mit Anhören ihrer Erzählungen und Berichte, kann man ſie ſich ganz zu eigen machen, und ohne Verdruß und Hader mit ihnen reiſen.

Waller ließ ſich herbei, dem Kutſcher den langen Aufenthalt und die Verzögerung ſeiner Rückkehr zu erläutern, er ſagte, daß er unterwegs einen Bekannten angetroffen, den er nach dem Kloſter habe begleiten müſſen. Er ſagte ihm auch, daß er, ſobald er ſein Geſchäft in Kiſſingen abgemacht habe, ſofort auf dieſem Wege zurück müſſe.

„Soll ich Sie da nicht wieder fahren?“ fragte der Kutſcher.

„„Ich muß vielleicht ſchon des Nachts zurück!““

„Was thut dös? Hab'n wir doch ſchönen Mondſchein!“

„„Deine Pferde werden müde ſein?““

„Ich ſpann' ein Paar andre ein, dös kommt oft vor, dös iſt meinem Herrn ſchon recht. Wo logirt denn der Herr?“

„„Ich logire gar nicht, mein lieber Freund! Ich habe nur etwas in Kiſſingen vergeſſen, das ich holen will.““

„Und wann will der Herr fahren?“

Dieſe Frage zu beantworten, war nicht leicht, Waller ſann ein Weilchen nach, dann fragte er: „Und wenn ich nun in der Mitternacht fahren will, wird es Dein Herr leiden, daß Du auf ſolchen Wegen zu Nacht fährſt?“

„„Dös iſt All Eins!““ erwiederte der Knecht. „Mei Herr fragt mich gar nix darnach, dös is mei Sach'.“

„„Nun denn:““ erwiederte Waller: „Zwiſchen zwölf und eins. Du warteſt mit dem Geſchirr einen Büchſenſchuß vom Thore auf dem Weg nach der Saline. Ich gebe Dir einen Kronenthaler Draufgeld. Komme ich bis halb zwei Uhr nicht, ſo fährſt Du in die Stadt herein, und ſpannſt aus — dann habe ich Verhinderung. Nimm gute friſche Pferde, daß wir gegen Morgen wieder auf dem Kreuzberg ſind.“

„Ganz nach des Herrn ſeinem Befehl!“ verſetzte der Kutſcher, und trieb im frohen Vorgefühl guter Trinkgelder und guter Trünke die Pferde zu raſchem Laufe an.

In Kiſſingen war es wieder ſtiller geworden, das mancherlei Volk, welches der Jahrmarkt herbeigezogen, war nach allen vier Winden zerſtreut, und das Leben eines Landſtädtchens ging ſeinen gewohnten Gang. Das Leben eines Badeortes ging ruhig daneben hin, nur die Wirthshäuſer vermittelten die Verbindung.

Die Gäſte tranken ihren Brunnen, promenirten, badeten und langweilten ſich, die Schauſpieler agirten vor leeren Bänken, und nur *eine* Bank war voll beſetzt — die Spielbank. Dort häuften ſich die reichen Fremden, von denen ein guter Theil das Spiel eben auch nur als ein Mittel gegen die Langeweile des Badelebens betrachtete, als eine angenehm den Geiſt aufregende und beſchäftigende Unterhaltung. —

Während Waller in der ſpäten Abenddämmerung die Badeſtadt wieder erreichte, pflegte ſich Peter im Hospiz des heiligen Kreuzbergs nach allen Kräften, und ſann in einer einſamen, aber überaus reinlichen und wohleingerichteten Gaſtzelle über ſein wunderbares Schickſal nach.

Er war an jenem für ihn ſo verhängnißvollen und ſchrecklichen Abende noch, halb ſinnlos, bis nach Aſchach fortgewandert, weiter kam und konnte er nicht; er ging in das Gaſthaus und forderte ein Lager auf der Streu; da man in ihm den Mann erkannte, der am Morgen hier zugeſprochen, und eine gute Zeche gemacht hatte, ſo wurde ſeinem Wunſche ohne Weiteres willfahrt, ja man gab ihm etwas mehr als gewöhnlich an Bettdecken und Unterlagen.

Unruhvoll war Peters Schlaf, ſchreckhaft waren ſeine Träume — herzbeengend war ſein Erwachen. Seufzend hatte er ſich niedergelegt, und ſeufzend er-

wachte er. Niemand klagte er ſein Leid, denn er ſahe ein, daß Niemand ihm helfen konnte. Und ſo ſchied er am frühen Morgen, und wandelte des Weges fort, den er am vorigen Tage gekommen war, wie ein Träumender, wie ein Trunkener, in bangen Selbſtgeſprächen, im martervollen Sinnen, wie er vor ſeine Frau treten, wie und mit was er ſein thörigtes Handeln entſchuldigen ſolle.

So ſtieg er den hohen Kreuzberg empor, ſo erreichte er den Killianshof, und von da ging es wieder abwärts, ohne daß der Weg den Berggipfel berührte. Aber mächtige Kreuze ſtanden auf dieſem Gipfel, ſchwarz emporſtarrend in die Morgenluft, wie nackte Geſpenſter, die lange Arme ausſtreckten; bei ihrem Anblick ſchauerte Peter, er dachte nicht, daß ſie Zeichen des Opfertodes erbarmender Liebe ſeien, er dachte an die Schädelſtädte, an die Hochgerichtsſtätte, an die Schächer. Er war ein Schächer, ein Dieb am eignen Weib, am eignen Heerd. Immer wilder wirrten und brannten ſeine Gedanken ihm im Haupt.

Und da ward es ſo heiß, und der Fußpfad führte durch ſo tiefes Dickigt und war ſo ſtill, ſo heimlich im Walde, und ſo unheimlich zugleich.

Wer hier ſtarb — der lag wohl vergeſſen von der Welt, und wer hier auch gefunden wurde, nun,

den ſcharrte man ein, da man nicht wußte, wer er war, und der Tod — erlöſt je von allem Uebel. —

Des Verſuchers Stimme ward laut und immer lauter: — Du biſt ein ruinirter Mann — Du biſt ein armer Tropf — ein Geſpött — ein — und da fiel das loſe umgeknüpfte Halstuch dem Peter von ſelbſt in die Hand — und da machte der Peter wenig Umſtände. Es riß ihn hin — Verzweiflung riß ihn hin — und da hing er — bis das Tuch auch riß, und er, noch lebend, zu Boden ſtürzte, während die ungeſchickt geknüpfte Schlinge ihn nur würgte, nicht tödtete. —

Der dünne Schall des Kloſterglöckchens, das zur Morgenhora läutete, zitterte durch die lichte Luft der Frühe, die mit bräutlicher Friſche um den hochragenden Berggipfel hauchte, während die Nacht mit ſchweren Flügeln langſam aus den Tiefen zog, und Wolken und Nebelmaſſen ganze Länderſtrecken dicht verſchleierten. Da nahte dem Kilianshof von Süden herauf ſchon ein Gefährt's, eine leichte Halbchaiſe vom feſtem Bau, geeignet, den Steinſtößen und Holzknüppeldämmen der Gebirgswege ſicher zu widerſtehen, gezogen von zwei ſtarken, aber jetzt tüchtig dampfenden Pferden, denen nun eine Ruhe vergönnt wurde. Der muntre Kutſcher warf wollene Decken über ſie, holte eine auf dem Hof bereitſtehende Krippe, und ſchüttete ein tüch-

tiges Futter goldgelben mitgebrachten Hafers hinein, denn auf dem Hof ſchlief noch Alles, nur ein angeketteter Hund machte viel unnützen Lärmen und bellte was er bellen konnte.

Der Reiſende, der im Wagen ſaß, ſprang heraus; er trug eine leichte Jagdtaſche, und ſein ganzer Anzug war jägermäßig. Das Grün hat ſo etwas Anziehendes. Er ſchlug den Fußpfad vom Kilianshof hinauf zum Hospiz ein; das höchſte Kreuz, von dem der Berg den Namen trägt, das ſein Gipfel krönt, lag wenige Schritte von ſeinem Pfad ab. Er trat einige Augenblicke unter das Kreuz — er nahm ſeine Mütze ab. Ob er gebetet hat, iſt nicht zu ſagen. Sein Herz klopfte bang und freudig. Aber jenes Bibelwort kam ihm in die Gedanken, und er ſprach es leiſe vor ſich hin: „Gelobet ſei der Herr, der euch errettet hat von der Egypter und Pharao Hand;“ und eben ſo jene Stelle: „Wir haben geſündiget, mache es nur Du mit uns, wie es Dir gefällt, allein errette uns zu dieſer Zeit!“ —

Waller war es, Waller ging nach dem Kloſter, er mußte lange klingeln, ehe Jemand öffnete. Er trat in ein Zimmer, bat um Papier und ſchrieb einige Zeilen an Peter, der noch ruhte, Verhaltungsmaaßregeln, und eine Zeile an den Kutſcher, der Bezahlung und Trinkgeld bereits reichlich empfangen — eine lakoniſche Zeile. „Fahre heim — ich bleibe auf dem Kreuzberg.“

Dieſes ſollte jemand auf den Kilianshof tragen, doch eile es nicht.

Hierauf verſah ſich Waller mit einigen Erfriſchungen, und verließ das Hospiz, eben als die Sonne auch für die Thäler aufging, und die Nebelſtröme wie mit feuriger Lohe überglühte. Er ſchlug eigne, ihm wohlbekannte Richtwege ein; er durchſchritt den Fahrweg nach Biſchofsheim, ohne dieß Rhönſtädtchen zu berühren. Bei den Mühlen über Unterwieſenbrunn ging er über den Thalbach, ſchlug ſich querfeldein in die Flußrinne der Sonder, und ſchritt über Unter- und Oberwaldbehrungen ſeinem Ziele zu. Nach zwei Stunden angeſtrengten Marſches war der gute Fußgänger auf ſächſiſchem Boden und lag in den Armen der Seinen. Der heutige Tag wurde ſein, wurde Luciens glücklichſter Tag. —

Der Kutſcher harrte über eine Stunde auf dem Kilianshof, immer in der Hoffnung, daß der gute Herr, wiederum wie geſtern, mit einem Labetrunk kommen werde — armer Kutſcher, ſo früh nüchtern ſchon Bier zu trinken, iſt der Geſundheit nachtheilig. Endlich kam ein Vater, der aufs Terminiren ging. Er brachte Wallers Zettel. Der Kutſcher las und brummte; er fuhr ungern zurück. „Kannſt mich ein Stück mitnehmen! Gebe Dir meinen Segen.“ — „„Hätte den Teufel davon!““ murrte der Kutſcher in den Bart.

„Na ſo ſteigt's nur auf, geiſtlicher Herr ins — in Gottes Namen!“ ſagte er laut, indem er den Wagen wendete.

An dieſem Morgen gab es auf der Kurpromenade zu Kiſſingen eine Neuigkeit — das war was Seltenes. Die Spielbank war in voriger Nacht geſprengt worden. Ja — geſprengt — aber mit keinem va banque! eines kühnen und übermüthigen Spielers, ſondern mit einem Groß-Klamores, auch Rebbemooſche und Krummkopf genannt, ein eigenthümlich geformtes nicht allzugroßes Brecheiſen, dem wenige Schlöſſer widerſtehen — und alle die Gold- und Silberfedern, die der Fleiß der braven arbeitſamen Spielhalter mit Schweiß und Nachtwachen den dummen Faßanen, den bethörten Spielern ausgerupft, waren von dannen geflogen — fort — in die Lüfte — vielleicht in die Lüfte des heiligen Kreuzbergs. Gensd'armen reiten nach allen Seiten, auf allen Wegen. Sie fragen und ſpähen mit großem Fleiße. Sie reiten wohl auf, ſie reiten nieder — die Kaſſe bringt keiner wieder. —

Zug nach der Heimath.

So ein ſchmucker, freundlicher und freigebiger Herr, und eine ſo allerliebſte junge Frau, waren noch gar niemals eingekehrt in dem ſächſiſchen Grenzdorfe, wie das junge Paar war, welche den Herrn Pfarrer — beſucht hatte, und der Gaſtwirth ſchwur hoch und theuer, daß beide ihm lieber ſeien, wie der Edelmann und die Edelfrau des Nachbardorfes, die freilich noch niemals bei ihm eingekehrt waren. Er, dieſer Gaſtwirth, rechnete ſich's auch zum ganz beſondern Vergnügen, ſein Pferd in das Korbwägelein einzuſpannen, und dieſe wackern Gäſte, da ſie es einmal wünſchten und Eile zu haben ſchienen, wiewohl er ſie gern recht lange behalten hätte, nach Tiſche ſelbſt ihres Weges weiter zu fahren. Dieſer Weg ging ſchnurſtracks in gerader Richtung von Süden nach Norden, und zwar nach Nordheim, vor der Rhön zunächſt, von da nach

Kaltenſondheim, ja bis nach Kaltennordheim, (lauter nördliche Namen) wo der brave Wirth wieder umkehrte, nachdem er ſie dort in den Gaſthof eines nicht minder braven Vetters gebracht, dem auch ein Geſchirr zu Gebote ſtand, und dem er dieſe Herrſchaft beſtens empfahl. Die Lüdlerche hätte beinah hellauf gelacht, als ſie ſich jetzt zum erſtenmal eine Herrſchaft nennen hörte. Unter Herrſchaft hatte ſie ſich niemals Wen anders, als eine gnädige oder auch ungnädige Gutsherrſchaft gedacht, und aus weiter Ferne in Gedanken reſpektvoll die allergnädigſte Landesherrſchaft verehrt, auch in der Kirche für ſie mitgebetet, wie es redlichen Unterthanen ziemt. Nach einiger Raſt in Kaltennordheim ſetzte ſich die Reiſe fort; der Wirth gab ſein Geſchirr her und einen guten Kutſcher, und jetzt wurde es Waller doch ganz eigenthümlich um das Herz, als nach der Fahrt von einer Stunde die heimathlichen Berghöhen vor ſein Auge traten, als zunächſt und zuerſt jene bedeutſame, ſagenumklungene Baſaltkuppe wie ein ſtarrer felsgekrönter Rieſe ſenkrecht vor ihm ſtehend auftauchte, und ihre Bergnachbarn, zum Theil ſeltſam geformte kahle Höhen nach und nach ſichtbar wurden. Die Feldwege kreuzten ſich mannichfach in der Flur, und unverſehens hatte der Kutſcher, dem die Richtung nur im allgemeinen angegeben war, dieſe nach Wallers Heimathort eingeſchlagen. Als dieſer das gewahrte, erſchrak er. Sollte

er durch ſein Dorf fahren — ſollte er ſich ſehen laſſen? Sollte er es nicht? — Klugheit widerrieth es. War er auch durch Anzug und vornehmere Haltung umgewandelt, trug er auch den Bart anders, wie früher, den Blick ſeines Auges konnte er nicht ändern, die Färbung ſeiner Wange jetzt nicht übermalen, auch war es noch nicht ganz Abend, obſchon die Sonne bereits der Flur ihre letzten Strahlen ſandte.

Waller richtete Fragen an den Kutſcher, der gleichwohl in der Gegend ziemlich bewandert war, und aus einem ſeitwärts gelegenen Dorfe gebürtig, Fragen, die im Munde eines Reiſenden natürlich klingen; in welchem der nächſten Dörfer ein gutes Wirthshaus und für Herr und Frau, Knecht und Pferd das beſte Unterkommen ſei? Der Kutſcher nannte das Gaſthaus von Wallers Heimathorte ſchlecht, und bezeichnete ein andres; „drüben in Roſ', nur ein viertel Stündchen weiter," als das beſſere: „Es iſt ein neuer Wirth da, erſt vor ſechs Wochen angezogen, da iſt alles gut und ſauber und auch billig. Der Wirth iſt aus dem Heſſiſchen, von Kleinſchmalkalden oder dort herum her."

„Gut ſo kehren wir dort ein, und fahren hier blos durch. Aber ſchlage das Verdeck in die Höhe, es zieht hier — das Kind kann keinen Froſt vertragen!"

Das Verdeck des Wagens wurde in die Höhe geſchlagen, und der leberne Vorhang zugezogen, und ſo

fuhr man durch Wallers Mutterort — ohne von Jemand gesehen zu werden. Wallers Augen lugten durch die Ritzen, sein Herz klopfte, Luciens Herz klopfte noch banger als das Seine; sie hielt das Kind auf ihrem Schoos, und schmiegte sich an dasselbe an, und drückte es fester und inniger an sich, mit voller Zärtlichkeit.

Die Fahrt durch's Dorf ging langsam — wegen der vielen Steine, die von Zeit zu Zeit mächtige Fluthungen von den Basaltkuppen hineinwälzten, und welche wegzuschaffen, die Ortsnachbarn keinen Beruf in sich fühlten. Der Fahrweg und der Bach lebten auf ganze Strecken mit einander in der innigsten Vereinigung, eins verlor sich im andern, wie die Herzen zweier Liebenden. Es war lange Zeit hier und anderswo in Dörfern Thatsache, daß wenn die Wege außerhalb der Dörfer noch so schlecht waren, die Wege durch das Dorf noch dreimal schlechter, bodenloser, ja lebensgefährlicher befunden wurden, ein Zeichen jenes sorglosen und schönen Lebensgleichmuthes gegen äußere Uebel, den die Philosophie als preisens- und erringenswerth aufstellt, und den die Bauern besaßen, ohne jemals von Philosophie ein Sterbenswort vernommen zu haben. Hier ist die „aller Welt verborgne hohe Kraft der Wissenschaft dem geschenkt, der nicht denkt — Er hat sie ohne Sorgen." Die Bauern wußten, daß ihre Wege fürchterlich waren, auch ihr armes Vieh wußte

es, aber es kümmerte die Bauern nicht im mindeſten, ſie bewahrheiteten fort und fort das alte Sprüchwort vom Hand- und Fuß-Regen!

Es war Sonnabend, die Arbeit der Woche ruhte, die Weiber ſcheuerten und kehrten, fegten das Haus oder gingen mit Kuchenbacken um; viele Mägde waren an den Brunnen thätig, Waſſer zu holen oder das Holzgeſchirr zu ſcheuern.

Die Kinder trieben ihr Weſen auf den Straßen, die Männer und junge Burſche feierten, das heißt, ſie ſchlenderten in das Wirthshaus, oder rauchten, auf der niedern Mauer ſitzend, deren Kranz die Dorflinde umzog, ihre Pfeife Tabak, und ſchwatzten von des Tages Geſchäften, von neuen Patenten und Regierungsbefehlen, von Steuern und Gaben, auch von den lieben Nachbarn und desgleichen.

Auf dem Plan ohnweit der Kirche war es ſo heiter, ſo friedlich, Waller ungemein anheimelnd, und ein Gefühl, das immer in ihm lebte, erwachte jetzt mächtig in ſeiner Bruſt, das Gefühl der Heimathliebe. —

Er wußte aber jetzt dieſes Gefühl gewaltſam unterdrücken.

Er ſah Bekannte und durfte ſie nicht grüßen; er ſah jetzt junge Mädchen als Erwachſene, die er als Kinder gekannt, jetzt kannte er ſie nicht mehr, ſie wa-

ren ihm „aus den Augen gewachsen.“ Er sah die lieben Räume seiner Knabenspiele wieder — er durfte sie nicht betreten.

Dort huschte mit schlotterndem Schritt ein altes Weib in Lumpen aus einer armseligen Hütte; sie hatte einen Hader um einen Kehrbesen gewickelt, und tauchte diesen in eine Pfütze, um sich ein bequemes aber sehr unsaubres Reinigungsmittel zu verschaffen, worauf sie gebückten Ganges wieder bergan nach ihrem Häuslein kroch; die häßlichste Hexe des Blocksbergs wäre ein Ideal gegen die Häßlichkeit dieser Alten gewesen. Unter der verwitterten Mütze nur noch einzelne weiße Haare hervorwehend, Augen, roth wie Locomotivensignale, aber feucht, die Nase schrecklich spitz, der Mund zahnlos, halb offen und das Kinn vom unaufhörlichen plappernden Selbstgespräch in steter Bewegung, die dürren Glieder beständig zitternd und epileptisch zuckend, — ein gräulicher Anblick. Dumpf murmelt Waller: „Die alte Hormann lebt auch noch! Großer Gott!“ — Da kommt jener eine weibliche Gestalt entgegen, in Lumpen wie sie, aber lang, starkknochig, hager, kerzengerade, das Gesicht höchst unschön; verlebte wüste Züge eines rohen Mannweibes — sie spuckt vor der Alten aus, die ihr einen wüthenden Blick zuwirft, und die abgemagerte dürre Knochenfaust gegen sie aufwirft. —

Auch jene hat einen Besen und den gleichen Zweck der Hautreinigung.

„Ottilie!“ seufzt Waller aus tiefer Brust und wendet seinen Blick ab, das Wäglein rollt weiter.

„Gott, wie ist das Mädchen verfallen!“ sagte Waller leise zu seiner Lucie. „Wie war sie voll und prall, so stark und frisch, und nun — nur ein Gerippe! O Armuth! Armuth! — Deine Armuth wird dir kommen wie ein Wanderer!“

Lucie schwieg — das Herz war ihr eine Weile so schwer, sie athmete erst auf, als der Heimathort ihres Mannes ihr im Rücken lag.

Dämmerung hüllte die Flur ein, Waller saß in tiefen, brütenden Gedanken. Sein Fluch lag auf ihm, schwer und drückend, dennoch lächelte durch das Düster einer Seele die Hoffnung. Er ging ja einem bessern Loos entgegen, er wollte sich empor ringen — um jeden Preis. Er wollte das Errungene gut anwenden, haushälterisch nutzen, nicht vergeuten, nicht verschwenden — und wünschte nur, das Miethroß möchte Flügel haben, um ihn und die Seinen mit Adlerschnelle aus diesen Gefilden zu führen. —

Schwarz hob sich zur Linken die Kuppe mit der Kuh-Eller empor, mit der Kuh-Eller, auf der die Schwerbeladnen spukend wandern. —

Lucie wurde heiterer; sie tändelte mit ihrem Kinde,

ihre Seele war voll Glück, daß ſie nun Frau hieß; ſie ſetzte einen Stolz in dieſes Wort, dieſen Namen, und mit Recht. Doch weil es immer ſtiller wurde und düſtrer draußen auf der Flur, und ſelbſt ihr Mann ſo ſtill blieb, ſo wurde auch Lucie ſtille, auch ihre Gedanken wurden düſtrer, und faſt unbewußt flüchteten ſie nach dem beruhigenden und ſanft tröſtenden Aſyle, das ſie in ſich ſelbſt trug, zum Geſang. Sie ſummte leiſe eines ihrer Lieder, deſſen elegiſche Weiſe harmoniſch mit der Stimmung zuſammen klang, welche dieſe beiden Reiſenden jetzt erfüllte. Die Lüdlerche ſang:

„Es ſpielt' ein Graf mit ſeiner Dam'
Bis an den hellen Morgen.
Und als der helle Morgen kam
Da fing ſie an zu weinen."

„Weine nicht du ſchönes Mägdelein,
Dein' Ehr' will ich bezahlen!
Ich will dir geben den Reitknecht mein,
Dazu ſechshundert Ducaten."

„Den Reitknecht dein, den mag ich nicht!
Ich will zu meiner Mutter.
Mein Vater und Mutter, die grämen ſich,
Und beugen ſich nieder zur Erde."

„Der Herr zu ſeinem Reitknecht ſprach
Geh ſattle mir zwei Pferde,
Wir wollen reiten Nacht und Tag,
Bis wir Stadt Rudelberg ſehen."

„Und als der Graf zur Stadt hinkam
Hin vor die hohen Thore,
Sah er sein liebstes Mägdelein,
Das stand auf einer Bahre."

„Deckt auf, deckt auf das Leichentuch!
Ich will's seins Liebchen schauen.
Ich will's seins Liebchen noch einmal sehn
Mit seinen blauen Augen!"

„Da zog er aus sein blankes Schwert,
Durchbohrt das Herz, das seine —
Du hast erlitten bittern Tod
Im Tod bleib ich der Deine."

„Wie kommst Du auf dieses Lied?" fragte Waller seine Frau. „Hab' ich doch dieses Lied noch niemals singen hören, weder von Dir, noch von Jemand anders."

„Wir sangen es drüben, zu Haus, doch öfters," antwortete Lucie. „Gefällt Dir's nicht?"

„Es gefällt mir schon, aber es regt eigenthümliche Gedanken in mir an, es hat eine Beziehung zu meinem Lebensplan; als ob Deine Seele eine Ahnung davon habe, so hast Du einige Worte gesungen, die ich gerade gedacht." —

„„Ich verstehe Dich nicht!"" erwiderte Lucie.

„Später will ich Dir's erklären; wir sind jetzt am Ziele unserer heutigen Fahrt," versetzte Waller.

Das Nachbardorf war erreicht als die erſten Sterne zu blinken begannen.

Ein freundlicher Gaſthof und freundliche Wirthsleute nahmen die Reiſenden auf. Lucie bettete ihr müdes Kind ſorglich in die Schlafkammer, während Waller ſein weniges Gepäcke ſelbſt hinauftrug. Die Jagdtaſche ſchien ſchwer zu ſein, man konnte etwas eckiges, wie die Ecken eines Käſtchens, darin vermuthen. Als er ſich unbemerkt ſah, entnahm er die Laſt der Jagdtaſche und ſchob das Käſtchen unter einen hohen und gewaltig breiten Kleiderſchrank — ſich ſelbſt verſah er zuvor mit Geld — aß mit Lucien, und bat ſie dann, ſich nieder zu legen. Hierauf beſprach er mit dem Kutſcher recht frühe Weiterfahrt — vor Tagesanbruch. Dann kam er noch einmal herauf, und ſagte Lucien eine gute Nacht.

Lucie fragte nicht, wo ihr Gatte noch hinwolle, denn daß er weg wollte, ſah ſie wohl. Sie redete ihn auch nicht zu, zu bleiben — ſie wußte, daß er im Dorfe ein Geſchäft habe. Alle ſeine Gedanken wußte ſie doch nicht. —

„Was weinet die Dirn' und zergrämet ſich ſchier?“ heißt es in Schillers bekanntem Reiterlied. Was weinet die junge Bäuerin, die trauernde Roſe in Roſa, Peters Riekchen?

Sie ſitzt im einſamen Stübchen; noch in Trauer-

kleidern um ihre vor kurzem geſtorbene Mutter, die Lampe brennt trüb, vor ihr ſteht ein Spinnrad, der Faden iſt ihr abgeriſſen und auf die Spuhle gelaufen, ſie häkelt ihn nicht wieder aus, knüpft keinen neuen an — ſie weint, und wimmert leiſe: „Wo er nur bleibt! Wo er nur bleibt? — Der vierte Tag zu Ende, und wollte vorgeſtern oder ſpäteſtens geſtern zurück ſein. Ach du allbarmherziger Gott, er wird doch kein Unglück genommen haben! — Er wird doch nicht unter die Mörder gefallen ſein! Herr Gott, wenn er gar nicht wiederkäme! Was ſollt' ich armes junges Weib anfangen? So allein — ſo ganz verlaſſen!“ —

„Und was er nur eigentlich vorgehabt? Er that ſo geheimnißvoll, ſo wichtig, er ſchien vieles Geld einzuſtecken — er wird doch nicht auf und davon ſein ein Paar Monate nach der Hochzeit?“ —

„Dumme Gedanken, die ich mir mache! Er wollte ja nach Kiſſingen und Vieh kaufen, er hat mir's ja geſagt. Wenn er nur vorſichtig iſt, und nicht zu viel Geld auf einmal ausgiebt, denn — ach — der Klügſte iſt er nicht, ſo viel hab' ich leb.“

Plötzlich war's, als fahre Riekchen ein Stich durchs Herz. Eine Ahnung. — Sie dachte an das Geld, an ihr Geld. — „Ich will doch einmal nachſehn!“ — Die Lade in der Kammer war ſchnell geöffnet, in der das Geld lag. Das kleine Nebenfach

war leer — ganz leer — nicht ein einziger Kronenthaler mehr darin. Die junge Frau wurde ſtarr vor Schreck! Sie that einen lauten Schrei — die Angſt ſtach ſie ins Herz. Faſt wäre ſie in Ohnmacht gefallen, ſie hielt ſich an dem gedrehten Knopfe der Pfoſte ihres Ehebettes — ihr ſchwindelte.

Durch die Scheiben blickte ein Geſicht in die dunkle Stube, ſchon eine gute Weile, unbemerkt von ihr. Frau Peter war erſt blaß geworden, todtblaß, jetzt rötheten ſich ihre Wangen, gerechter Unwille, Zorn loderte auf.

„Das iſt niederträchtig! Das iſt himmelſchreiend!“ ſtieß ſie laut hervor. „Das hätte Heinrich nicht gethan, wär' der mein Mann geworden! Ach Gott! Ach Gott!“ —

Ein Strom von Thränen ergoß ſich aus den Augen der tief Erſchütterten, und wirkte beſänftigend. Sie trat, die Lampe in zitternder Hand, wieder in die Stube heraus; ſie ſetzte ſich auf ihren Stuhl, legte die Hände gefalten vor ſich auf die Schürze, und ſtarrte ſo vor ſich hin. Die Hausthüre ging auf. Es klopfte Jemand an die Stubenthüre. „Peter!“ ſchrie die junge Frau auf. „Herein!“ Ein feingekleideter Herr tritt ein, mit einem freundlichen bekannten Geſicht, aber Riekchen iſt ſo ergriffen, ſo verwirrt, — ſie weiß nicht, wo ſie dieſes Geſicht hinthun ſoll.

„Guten Abend! Entſchuldigen Sie meinen ſpäten Beſuch. Ich bringe Nachricht von Ihrem Mann!“ —

„„Nachricht? Herr Jeſus! Kommt er nicht ſelbſt? Wo iſt er?““ —

„Er wird morgen kommen, oder heute Nacht! Aber ſagen Sie mir, liebe junge Frau, weshalb iſt er fortgegangen? Und nahm er Geld mit?“

„„Alles hat er mit genommen,““ erwiederte Riekchen raſch, mit einer Miſchung von Unwillen, wie von Furcht — es kam ihr verdächtig vor, daß der Fremde nach Geld fragte — und ſie ſann und ſann, wer er wohl ſein möge? —

„Hatte er nicht eine Rolle mit Kronenthalern, eingewickelt in mehrfaches Papier?“

„„Ja, ja — mehr als eine, meine baare Mitgift und mein Erbtheil. Woher weiß der Herr?““ —

„Wer hat denn dreimal hinter einander Heinrich Waller auf ein Papier geſchrieben, und die Worte:

Der Pfeil iſt ſchon geſchliffen!“ —

„Ach Herr Jeſus!“ ſchrie Riekchen — und in dieſem Augenblick erkannte ſie Waller, — und alle Glieder ſchlugen ihr.

„Sei ruhig liebe Seele, erſchrick nicht vor mir! Ich bin kein böſer Feind!“ — tröſtete Waller ſanft, indem er die Kronenthalerrolle hervorzog, und ſie in die Hand der Frau drückte.

„Hier iſt Dein Geld wieder — hatte er noch mehr, ſo iſt's verthan. Betrüger in Kiſſingen, in deren Hände der abergläubiſche Narr fiel, Goldmacher und Teufelsbanner haben es ihm abgenommen, und ihm allerhand Dudeldei an Wurzeln dafür aufgehängt.“

„Dein Mann iſt fürchterlich dumm, und bildet ſich ein, wundergeſcheit zu ſein. Wiſſe — daß ich ihm das Leben rettete, das er ſich aus Verzweiflung nehmen wollte, weil er ganz ausgeplündert war, aber ſage ihm nicht, daß Du mich geſehen, ſage Niemand, bei Leib und Leben nicht, daß ich hier war.“

Riekchen war ſo betäubt und erregt, daß ſie keine Worte der Erwiederung fand.

„Du biſt dem Heinrich noch gut — ſage mir, wo iſt mein Heinrich?“

„„Ja, ich bin ihm noch gut, werd' ihm ewig gut ſein,““ antwortete die junge Frau treuherzig und ganz offen. Ihre Seele lag in dem ſtrahlenden Blick mit dem ſie das ſagte: „Aber glaube nicht, Caspar, daß ich mir was vorzuwerfen hätte, bei Gott — nein! Er iſt drüben im Dorfe, es geht ihm ſo lala — er arbeitet fleißig und hält ſich brav, auch Dein andrer Bruder.“

„„Das freut mich zu hören! Wenn ich die Jungen nur ſehen könnte! — Sag' mir, bei wem wohnen ſie?““

„J, ſie wohnen ja wieder in euerem Haus, und

treiben ihr Handwerk, und füttern die Ottilie, die immer noch eine Teufelsrange iſt, aber die Brüder halten ſie in der Zucht, ſie muß das Haus verſehen, und wenn ſie nicht gut thut, wird ſie mit ungebrannter Aſche gelaugt.“ —

„„Und meine andern Schweſtern?““ —

„„Die Gretlies hat geheirathet, ich glaube hinter Salzungen, auf ein Dorf, Leimbach oder Holleborn, und die Annebarb““ —

„Nun? Die Annebarb?“

„„Sie dient — dient bei““ —

Die Stubenthüre ging auf — ein recht munter ausſehendes Mädchen, rund und friſch, aber klein vom Wuchs, von ſtämmiger Haltung, trat herein. — Riekchen ſah Waller lächend und gutherzig an, und legte den Finger auf den Mund, indem ſie nach dem Mädchen hinblinzte.

Waller faßte die junge Magd ſcharf ins Auge — ſein Herz wallte vor Freude.

„Das iſt Jungfer Annebarb Waller!“ ſagte Riekchen. Der Bruder rieß die Schweſter ſtürmiſch an ſeine Bruſt, und küßte ſie mit Heftigkeit, wie ſehr ſie ſich ſträubte, ſie wußte gar nicht, wie ihr geſchah. Dann riß er ſich los, drückte die beiden Hände Riekchens an ſein Herz, und rief mit Rührung: „Das

vergelt Euch Gott, haltet ſie gut! Lebt wohl!“ — Fort war er.

„Was ſollte denn das heißen?“ fragte halb unwillig Annebarb. Wer war denn der Herr?“

„„Haſt ihn nicht gekannt? — Weiß auch nicht!““

„Er kam mir ſo kenntlich vor.“

„„Mir auch.““

„Ach Frau, Ihr wißt's gewiß!“

„„Sollſt noch erfahren, Wer er war, heut nicht. — Er brachte mir Nachricht von meinem Mann, der kommt noch heute Nacht.““

„Hat er Euch denn auch beim Kopf gekriegt und abgeſchmapt, wie mich, Frau?“

„„Ich dachte gar! Schweig dummes Ding!““

Annebarb ſchwieg, und machte ſich wunderliche Gedanken. —

Waller ging durch die ſtille Nacht ſeinem Heimathsorte zu, es zog ihn hin mit magiſchen Banden. In einer halben Stunde war ſein Ziel erreicht. Es war ziemlich ſtill im Unterdorfe. Die Alten ſuchten zeitig die Ruhe, um nach der Wochenarbeit ſich ihrer ſchon als Sonntagsvorſchmack zu freuen; das jüngere Geſchlecht war meiſt beſchäftigt, doch ein Theil luſtwandelte auch noch in den Gaſſen umher, manche ſangen, andre lachten und ſchäkerten.

Waller war ſchon mitten im Dorfe, als ihm erſt

beifiel, daß sein Hergang doch eigentlich höchst unklug und höchst gewagt sei. Ein dunkler Drang, ein Zug nach der Heimath hatte ihn mit Ungestüm hierher geführt — aber was sollte er nun da? War sein Haupt nicht verfehmt? Und wenn ihn Keiner erkannte, was sollte er vorstellen? Was konnte er als Fremder spät Abends im Dorfe wollen? — Doch er war nun einmal da — er mußte zu seinen Brüdern. Wie Waller durch den Ort ging, nahm er schon wahr, daß Begegnende stehen blieben und sich nach ihm umwandten. Seine städtische Tracht, die dem Anzug junger Forstleute sich annäherte, fiel auf. Er hörte hinter sich drein Witzworte, Gelächter — die liebe Dorfjugend, auch die Erwachsene, ist nicht immer fein, nicht immer artig — sie höhnt gern, übt an allem ihren Witz aus was ihr fremdartig auffällt. Auf dem Platz, in dessen Nähe das Wirthshaus stand, das belebt und voll Gäste war, drängte sich ein dichter Kreis zusammen, aus dessen Mitte eine bekannte Stimme an Wallers Ohr schlug. Da indeß sich der Himmel mit Regenwolken überzogen hatte, kein Mondschein war, und die wenigen Lichter in den Stuben keinen allzuhellen Schimmer verbreiteten, so war es so finster auf dem Platze, daß man wohl unbemerkt näher treten, und hören konnte, was es da gebe. Waller glaubte, die Stimmen seiner Brüder unter den Umstehenden auch zu vernehmen, und trat

seitwärts an eine Hauswand, dem Wirthshaus gegenüber, in geringer Entfernung von dem Sprecher und dessen Zuhörern. Er erkannte in diesem Sprecher den Peter — aber was vernahm er?

Mit einer von Schluchzen unterbrochnen, fast heulenden Stimme erzählte Peter eine schamlose Lüge, die er sich auf seinem Wege vom Kreuzberg herab zusammen gedrechselt hatte, um seine Dummheit zu beschönigen, und seinen Geldverlust eine glaubhafte Ursache unter zu schieben.

„Ausgeraubt, wie ich euch sage, ausgeraubt! Vollständig ausgeraubt!“ erzählte Peter. „Und beinahe mausetod! Es gab nämlich kein Vieh in Kissingen, wie ich's gebrauchte — schlepp' ich mich und mein Geld wieder heim, vom Kreuzberg herunter. Schwere Last! Denkt euch, kommt ein Kerl, mit geladener Doppelflinte, und mit einem Hund, groß wie ein Ochs, mir entgegen, und schreit Quivi! Das Geld oder das Leben! — Ich denk' ich fall in Ohnmacht. Er auf mich zu, packt mich rischen am Halstuch und schnürt mir die Kehle ein — daß mir der Odem gleich ausfährt und mit einem Ruck und Druck hat er mich am Boden, und gurgelt mich, visitirt mich — nimmt mir alles. Wie er alles hat, läßt er von mir ab, und spricht nur zu seinem Hund: Hab' Acht Mordax! — Morda heißen alle Spitzbubenhunde — und geht fort, wo

rend ich in Todesangst nach Luft ſchnappe. Kaum reg' ich mich, ſo brummt der Hund wie ein Löw, und fährt mir mit ſeiner naſſen Schnauze und ſeinem heißen Athem in's Geſicht, und ſetzt mir die zwei Vorderpfoten auf die Bruſt. Ach du liebſter Gott! Da lag ich armes Schaaf wie ein todtes Kalb, wohl eine Viertelſtunde lang — bis es weit unten im Wald einen hellen Pfiff that, da ſchrie der Löw auf mir Wauwau! und fuhr in die Büſche hinein wie der helle Teufel! Da war ich frei und los."

„„Wie ſah der Kerl denn aus?"" fragte jetzt die Stimme des im Ort ſtationirten Gensdarms, der auch einen Zuhörer abgab.

„Oh, hab' ihn gut gemerkt, hatte ein hubſches Ausſehen, Schnurrbärtchen und Stutzbärtchen, eine Jägermütze und einen graugrünen Jagdrock, gelblederne Hoſen glaub ich, Jagdſchuhe und Gamaſchen — ich hab' mich ſchon beſonnen hin und her — er kam mir ſo verteufelt bekannt vor — wenn ich ihn wiederſäh', wollt ich wetten, daß ich" —

In dem Augenblick wo Peter dieß ſprach, ſetzte Jemand zufällig im Wirthshaus ein hellbrennendes Licht in ein Fenſter, und ſo war die Gruppe der um Peter gedrängten Männer und Burſche plötzlich erhellt, und die weiſe Wand des gegenüberliegenden Hauſes warf den Lichtſchein verſtärkt zurück. Unwillkührlich

fielen die Blicke Mehrerer dort hinüber — auch Peters, und sogleich that dieser einen lauten Schrei, und machte eine Bewegung, sich angstvoll hinter die andern zu verkriechen — da stand, hell vom Lichtschein umflossen, ein junger Jägersmann von hübschem Aussehen, mit Schnurrbart und Stutzbärtchen, eine Jagdmütze auf dem Kopf, mit graugrünem Jagdrock, gelbledernen Beinkleidern, Jagdschuhen und Gamaschen bekleidet — wie eine Erscheinung stand er da, der Kreis öffnete sich, aber mit drei Schritten war der Jäger im Kreise, und gab mit den Worten: „Auf Lügen gehören Schellen!“ dem Peter zwei ungeheure Ohrfeigen — und in diesem Augenblick wurde das Licht drüben wieder hinweggenommen, und dichte Finsterniß hüllte die bestürzte Gruppe ein.

Peter stieß ein heulendes Wehgeschrei aus und rief: „Der war's! Der war der Hallunk! Und wer war's? Der Gaspar Waller war's! Jetzt ist mir's brühheiß eingefallen, da ich die rothe Brüh spühren thue.“

Peter blutete aus Mund und Nase. Eine tumultarische Bewegung entstand.

„Wo ist der Kerl? Licht h'raus! Licht h'raus! Diebe! Mordjo! Feuerjo!“ —

„Hundsfott! Was nennst Du meinen Bruder?“ schrie Heinrich Waller, der mit im Kreise gestanden,

und gab dem Peter noch eine Ohrfeige, und Hannjörg kriegte ihn zu packen und ſchrie ganz wüthend: „Packe Dich aus dem Dorfe Du Cujon, oder wir hauen Dich windelweich!“

Heinrich Waller und Hanngörg galten als brave und wackre alte Burſche, ſie hatten Freunde — auf Peter regneten vielſeitig Püffe, Stöße, Tritte — heulend lief er von dannen — aus dem Dorfe — nach ſeinem zu.

Indeſſen zeterten laute Rufe durch den Ort, von Gaſſe zu Gaſſe. Ein Laufender hatte einen Mann umgerannt und ihn auf den Bauch getreten.

Man ſchrie: „Haltet auf! Haltet auf!“ Da ſperrte gleich eine Reihe ſpatzierender Burſchen, die das hörten, die Straße. — Die Fenſter füllten ſich mit Lichtern, wie wenn Feuer geweſen wäre; die Leute, die den Nothruf hörten, glaubten in der That es brenne.

Der Umgerannte, auf den Bauch Getretne, war der ſchiefe Gerichtsſchreiber, der eben etwas ſchräg aus dem Wirthshaus gekommen war, und dem Amthauſe zu torkelte.

Der Laufende ſtürzte ſich auf die Burſche, welche ihm den Weg zu ſperren verſuchten, zwei flogen rechts und links auseinander, der Laufende durch — der Schwarm ihm nach — nach dem Schloß zu, nach dem

Schloßgarten zu — zwanzig — dreißig laut rufend ihm nach.

„Vertheilt euch! — Kreist ihn ein. Um den Teich! Rechts! Links!“ ſo ſchollen hinter dem Flüchtling die Stimmen, und die ſchweren eilenden Sprünge der Verfolger hörte man weit durch die Nacht. Da fällt ein Schuß — da ſauſte eine Kugel neben dem Flüchtigen, dicht am Haupt vorbei. Der Gensd'arme hatte geſchoſſen — lautes Halloh der Nachſetzenden folgt dem Knall des Gewehres. Aber andere Nachſetzende ſtutzen, ſie glauben der Flüchtige habe geſchoſſen, und ſie hemmen ihren Lauf einige Secunden lang, denn ſie möchten nicht gern geſchoſſen ſein. —

Wohin in der Finſterniß? Die Angſt, die Eile heben die Ortskenntniß auf — der Fliehende verwirrt ſich in den Gaſſen, die Verfolger ſind dicht hinter ihm, er kann ihr Keuchen hören — da hemmt eine lange Blanke den Weg — er kennt ſie, es iſt die Umzäunung des Schloßgartens; er klimmt daran empor, er ſchwingt ſich hinüber, halb ſpringt er, halb fällt er in ein wohlgepflegtes Blumenbeet, die Freude der Gutsherrſchaft, der Stolz des Gärtners.

Das wird morgen luſtig ausſehen! — Laternenſchein vom Schloß her, Knechte, Schäfer, Jäger, Gärtner, Bediente, alles ſtürzt heraus, das Garten-Thor wird in Haſt geöffnet. Bald iſt der Garten voller

Menſchen. „Nach dem Teich zu! Umzingelt den Garten von aufen und innen!“ rufen Stimmen. „Er iſt nach dem Einſiedlerhäuschen!“

Das iſt ein Rennen, ein Laufen, ein Hetzen und Jagen. Große Hunde ſchlagen an.

Es wird hell von Laternenlichtern im Garten!

„Dort! dort! — Habt ihr ihn geſehen? — dort hinter den Kaſtanienbäumen!“

Der Gensd'arm hat indeß wieder geladen, er ſchießt noch einmal.

Ein lauter, entſetzlicher Schrei — wie der Schrei eines zum Tode getroffenen Menſchen — und im Augenblick darauf ein ſtarker, gewaltiger Fall in das tiefe Waſſer — darauf alles ſtill. —

Sie kommen zur Stelle — noch wallt das Waſſer unruhig bewegt, ſie ſtehn wie gefeſſelt, ſie leuchten umher, ſie ſehen einander rathend und fragend an. — Manchem kopft das Herz ängſtlich und vorwurfsvoll — das wäre doch grauſam und ſchrecklich, wenn der Menſch hier gemordet worden wäre!

„Hätt't nicht zu ſchießen gebraucht, Herr Gensd'arm! Hätten ihn ſo auch gekriecht!“ ruft eine grobe Stimme. „War doch ein Menſch, mocht's der Caspar ſein oder ein Andrer!“ — „Hat nichts gethan, als dem dummen Peter ein Paar Maulſchellen gegeben!“ —

„Mag am Ende seine Gründe dazu gehabt haben!“ so wurden Viele laut.

Dem Gensd'arme schwoll der Kamm; er meinte seine Pflicht gethan zu haben.

„Ich verbitte mir alle groben und dummen Redensarten, Ihr Lümmel!“ rief er.

„Selbst Lümmel!“ schrie Einer und schlug mit einer eisernen Faust so heftig auf die Feldmütze des Gensd'armen, daß dieser wankte, doch behielt er so viel Fassung, den Säbel zu ziehen.

„Licht weg!“ schrie es, und im Nu klirrten alle Laternenscheiben entzwei, wurde es wieder ringsum tiefe Nacht.

Starke Hände packten die Arme des Gensd'armen, ehe noch der Säbel gezückt war. Es regnete Faustschläge auf den Mann, der Säbel wurde zertrümmert, das Gewehr krachte von einander. Tumultuarisch wurde der Lärm.

„Wir wollen Dir den Lümmel und das Schießen nach Menschen einmal eintränken!“ schrie es.

Halb tod geschlagen schleppte sich der Mann aus dem Garten. Das Getümmel, das sich in den gutsherrlichen Garten eindrängte, trat alles mit Füßen. Der gute herrliche Garten glich am andern Morgen einer Wüste. — Sechs Bursche wurden angezeigt und kamen sogleich in die Frohnfeste. —

Man hatte auch die Brüder Waller wieder arretirt. Sie bewieſen aber durch Zeugen, daß ſie mit dem Fremden kein Wort gewechſelt, daß ſie ihm auch nicht mit nachgelaufen, daß ſie an dem gegen den Gensd'armen verübten groben und ſtrafwürdigen Exceß keinen Theil gehabt, und ſo wurden ſie ſchnell wieder frei.

Ob der ſeltſame Jäger, der hier zum gejagten Wild wurde, ihr Bruder geweſen ſei oder nicht, konnten die Brüder Waller nicht erfahren. Aber ſie ahneten, daß er es geweſen, fürchteten es, und weinten um ihn — als um einen Todten. —

Auf neuen Bahnen.

Die gute Frau Peter hatte keinen geringen Schreck, als gegen Mitternacht ihr Mann endlich nach Hauſe kam. Sie hatte nach der Gemüthsbewegung am Abend kein Auge zugethan — ſie ſann und ſann über Wallers Reden nach, die ihre Neugier ſo wenig befriedigt hatten und ihrer Phantaſie ſo großen Spielraum ließen. Sie nahm ſich vor, ihrem Mann keine Vorwürfe zu machen, ihn liebreich zu empfangen, ſein Leiden mit ihm ſtill zu tragen, und ihn durch vernünftige Vorſtellungen zu bewegen zu ſuchen, künftig klüger zu handeln.

Da kam er, und ſein erſtes Wort war: „Frau! Ich bin ein geſchlagener Mann!“

Er kam ohne Hut und ohne Mütze; ſah bleich aus, hatte einige Beulen über den Augen, war ein wenig ſehr blutrünſtig auf dem einen Backen, hatte Blutſpuren auf den Kleidern.

Riekchen weinte. Sie ſchaffte ihm reine Wäſche, ſie tiſchte warme Suppe auf, Annbarb mußte Hollerthee an das Feuer ſetzen, das mit Abſicht erhalten worden war.

Lange war Peter ſehr wortkarg — allmählich thaute er auf, er erzählte, erzählte wieder ſein Lügenmärchen vom Raubanfall, und ſchwur hoch und theuer, daß der Caspar Waller, und kein Anderer ihm auf dem Kreuzweg angefallen und beraubt habe. Riekchen wußte gar nicht, was ſie davon denken ſollte; das Herz ſtockte ihr. Wem ſollte ſie glauben? Ganz anders hatte Waller ihr berichtet, und hätte er ihren Mann beraubt, wozu ihr denn das Geld wieder bringen? Sie dachte an die Wurzeln. „Haſt Du denn gar nichts mitgebracht? — hat der Spitzbub dir denn alles genommen?“ fragte ſie. —

„O nein! Er hat nur das Geld“ — erwiederte Peter mit einer pfiffigen und wichtigthuenden Miene. „Einen Schatz hab' ich noch! Greife nur in meine Rocktaſchen — den hat der Eſel nicht gemocht.“

Riekchen that, wie ihr geheißen, ſie brachte die zwei Johanneshände an das Licht, und warf ſie dann, als ſie dieſelben beim Licht beſah, mit einem Schrei auf den Tiſch; ſie dachte es wären Thiere, etwa ge-

trocknete Salamandermolche, — und ein tiefes Grauen durchzitterte ſie.

„Nu nu! Stelle dich doch nicht ſo gar albern!“ murrte Peter. „Das ſind heilige Johanneshände, die da Segen bringen in Haus und Feld! Ich habe noch etliche rare Dinge, die göttlichen Schutz verleihen, und das geraubte Gut uns reichlich erſetzen werden.“

„„Komm' mir nicht mit dieſem gräulichen Zeug, an dem man ſich ja verſehen könnte, Mann, das ſage ich Dir!“ rief Riekchen entſchieden. „Ich will nichts davon wiſſen! Wie viel haſt du denn für den Quark ausgegeben? Und weißt Du denn, daß ich weiß, daß Du mich mit Lügen berichteſt? — Von nichtsnutzigen Betrügern und ſchelmiſchen Gaunern, Goldmachern und Teufelsbannern in Kiſſingen haſt Du Dir Dein Geld — was ſage ich, mein Geld, das Du heimlich mit fort genommen, abhocken laſſen! Schäme Dich in das Herz hinein! Der Caspar Waller habe Dich angefallen und beſtohlen, ſagſt Du! Lüge! Schändliche Lüge! Das Leben hat er Dir gerettet, das Du Dir haſt nehmen wollen aus Verzweiflung über Deine grenzenloſe Dummheit, und das iſt Dein Dank, daß Du ihn ſo verläumdeſt! Sprich noch ein ſolches Wort, ſo geh' ich morgen ins Amt, und zeige Dich als Dieb, als meinen Dieb an, denn Du haſt mir mein Geld genommen und zu den Teufelsban-

nern getragen, und haſt es in Sünden verſchlampampt.“ — Peter ſaß mit offnem Munde, ſtarr und odemlos vor Entſetzen.

So lange er verheirathet war, hatte ſein gutes und ſanftes Weibchen ihm noch keine Strafpredigt gehalten, aber ein ſchlechter Mann kann die beſte Frau bös machen. Und woher konnte ſie das alles wiſſen? Das war das Wichtigſte.

Peter ſprach kein Wort der Vertheidigung. Er faltete erſchrocken die Hände vor ſeiner Frau, er blickte verſtört zu ihr empor, und ſtammelte: „Weib, Herzensweib! Um Gottes Willen ſage mir, woher weißt Du das?“

„„Ich hab' einen Erdſpiegel — darin hab' ich alles geſehen!““ war Riekchens raſche Antwort.

Einen Erdſpiegel — hatte ſie, ſie — ſie hatte das Ziel von Peters heißeſten Wünſchen? — Dieß Wort lenkte alle ſeine Gedanken auf einen Punkt — er zweifelte nicht im Mindeſten an der Wahrheit dieſer Ausſage, ſie überhob ihn aller fernern Fragen und allen Grübelns. „Ich will ihn ſehen!“

„„Den kann Niemand ſehen, als wer ihn hat, das ſollteſt Du doch wiſſen!““ antwortete Riekchen, mehr betrübt, als ſie es gewahren ließ — denn das Gefühl, einen ſo überaus albernen Mann zu haben, machte ihr tiefen Kummer — was hatte ſie von ihm noch für

Thorheiten zu gewärtigen, wenn er ſo abſcheulich dumm war, ihre im Scherze des Zorns geſprochene Erdichtung zu glauben? —

Peter beruhigte ſich mit dieſer, ihm einleuchtenden Antwort, vollkommen, und ſuchte die Ruhe — er fröſtelte, und fühlte das Nahen eines tüchtigen Fiebers, das auch nicht ausblieb, trotz der guten Wirkung des Hollunderthees. Die tollſten Phantaſien kamen über ihn. Wurzelmänner und Alraune, Säcke voll Kronenthaler, deren Laſt er trug, ihr erliegend, glühende Kohlen und geſchmolzene Metalle, uralte Capuziner, die ihm unaufhörlich die ſieben Himmelsriegel vorbeteten und vorplapperten, Erdſpiegel, in denen er gräuliche Dinge ſah, das alles und noch viel mehr quälte ihn bis gegen den hellen Morgen, wo er endlich in einen ruhigeren Schlummer fiel. —

Als er erwachte, war der Erdſpiegel doch wieder ſein liebſter, ſehnſüchtigſter Gedanke. —

Um dieſe Zeit fuhr eine leichte Halbchaiſe aus dem einförmigen und einſamen Waldweg, der vom Dorfe Helmers nach dem Dorfe Wernshauſen hinzieht, langſam heraus gegen das heitre und breite Werrathal. Hinter dieſer Halbchaiſe her kamen, ganz deſſelben Wegs, zwei berittene Gensd'armen, welche jetzt, da ſie die Chaiſe gewahrten und nun auf eine gute Weile im Auge behalten konnten, ihre Pferde in gemächlichem

Schritt gehen ließen, was diese bedurften, denn sie waren eine ziemliche Strecke der Spur des Wägeleins im scharfen Trabe gefolgt.

Jetzt kippte sich der eine Gensd'arm Feuer, und legte den angezündeten Schwamm in seinen vorsorglich gestopften Ulmer Pfeifenkopf, worauf er einige tüchtige Züge that, den Rauch behaglich in die Morgenluft hineinblies, und dann zu seinen Gefährten sagte: „Himmel-Element, Märten! Wenn wir Zwei selbigen verwegenen Kerl fangen thäten!“ —

„„Hat sich was zu fangen, Herr Kamerad!““ entgegnete der einsichtvolle Märten. „Den haben die Fische in der Kutte geangelt, und wir reiten in's Blaue hinein. Eine Dummheit, daß wir requirirt wurden. Was gehn uns die hierländischen Spitzbuben an? Was geht uns der Kissinger Spielbankier an?“ —

„„Man hat aber die Spur,““ entgegnete Balzer. „Von Kissingen ist er in einem Einsputz *) über das Gebirge Endelich echappirt, hat sich durch die Rhön geschlagen, ist in Bischofsheim durchgekommen, soll in Ostheim gesehen worden sein, hat in Kaltennordheim anderes Geschirr bekommen, und ist in hiesige Gegend gefahren. Hat die ganze Kissinger Badekasse bei sich. Dort fährt er — siehst Du, der dort muß es sein,

*) Ein Einspänner.

denn Wer Fremdes in aller Welt ſollte in hieſiger Gegend fahren, wenn's nicht einmal ein Ober-Amtmann, Centrichter oder Gerichtshalter thuen thut?" —

„„Na — der entgeht uns nicht, wenn er's nämlich ſein thut!"" ſprach Märten mit Zuverſicht. „Mir iſt aber doch geſagt worden, er ſei in die Gartenkutte hineingeplumt und folglich muß er maustod ſein. Darüber haben ja die miſerablen Kerls den drübigen Gensd'arm ſo fürchterlich maltraitirt. — Lange doch, ehe wir jenes Geſchirr anhalten, noch einmal das Signalement heraus, daß wir ſelbiges recht einſtudieren, falls Du ja Recht haben thun thäteſt."

Balzer folgte dieſem Wunſche, und las aus dem Steckbrief die genaue Perſonalbeſchreibung — Caspar Wallers.

„Dieſes frechen und gewaltſamen Einbruchs und Kaſſendiebſtahls iſt dringend verdächtig ein Menſch, welcher unter dem Namen Julius Schmidt ſich einige Zeit in hieſiger Gegend herumgetrieben, und kein anderer iſt, als der berüchtigte Dieb und Vagabund Caspar Waller aus . . .

Beſchreibung — ganz wie wir Waller zuletzt erblickt: Jägerkleidung, blinzendes Ausſehen, Schnurr- und Stutzbärtchen — alles genau — nur nichts von Lucie und ihrem Kinde. Das Verhältniß Wallers zu ihr war doch dem allwiſſenden Scharfblick der Polizei

entgangen. Als die beiden Gensd'armen ſich nochmals das Bild deſſen, auf den ſie fahnden ſollten, genau eingeprägt, ritten ſie wieder ein wenig ſchärfer, um den Wagen einzuholen, der jetzt eine Anhöhe hinan ganz langſam fuhr, und erreichten ihn binnen wenigen Minuten.

In dieſem Wagen ſaßen Caspar Waller, Lucie und ihr Kind. —

Ein halblauter Zuruf und ein Augenwink der Berittenen vermochten den Kutſcher anzuhalten.

In dem Wagen gewahrten die beiden Gensd'armen eine ſehr anſtändig gekleidete junge Dame mit einem blühenden Kinde, und neben ihr, in die Ecke zurückgebogen, einen Mann, welcher augenſcheinlich leidend war. Er ſchlief oder ſchien zu ſchlafen, hatte das Geſicht mit einem ſchwarzſeidnen Tuche verbunden, wie ein Zahnwehkranker, und in dieſem Geſicht eine unangenehmes nervöſes Zucken. Er war ohne Bart, und ſehr bleich.

Matt und trübe ſchlug der Reiſende die Augen auf, als der Gensd'arm Balzer ſein Pferd dicht neben den Wagen hinlenkte, ſeinen Kopf möglichſt den Paſſagieren zubog und ſprach: „Mit Verlaub zu fragen, woher des Wegs?“ —

Die junge Frau erſchrak — faſt hätte ſie einen Schrei ausgeſtoßen, das Kind entſetzte ſich vor dem ſtarken Bart Balzers und begann zu weinen.

„Wir kommen von Kiſſingen, mein guter Herr,“ antwortete der Mann, ſich ein wenig und wie es ſchien, nicht ohne Mühe, in die Höhe richtend, was ihm Schmerz zu verurſachen ſchien.

„Und woher des Landes, wenn es erlaubt iſt zu fragen?“ fuhr Balzer fort, mit ſpöttiſcher, ironiſirender Höflichkeit, denn ſein Mann war ihm gewiß. Es machte ihm Spaß, mit ihm zu ſpielen, wie die Katze mit der Maus.

„Ihnen iſt es jedenfalls erlaubt, ja ſogar befohlen!“ verſetzte der Mann mit einem leichten ſchmerzlichen Lächeln — während der Frau im Wagen das Herz auf das angſtvollſte klopfte.

„Wir ſind aus dem Voigtland, mein guter Herr, aus Saalburg, wenn Ihnen das bekannt iſt.“

„„Selbiges Ort iſt mir nicht bekannt!““ erwiederte Balzer kurz. „Jedenfalls iſt die Herrſchaft mit einem Paß verſehen?!“ —

„Wie könnte man jetziger Zeit ohne Paß paſſieren?“ erwiederte der Reiſende, wiederum mit einem Anflug leichter Ironie, zog ſein Taſchenbuch hervor und reichte dem Gensd'armen ſeinen Reiſepaß hin.

Dieſer Paß trug das fürſtliche Reußiſche Wappen an der Stirne. Balzer murmelte leſend: „Für den Glas- und Porcellanhändler Maurer, Bürger und Stadtverordneter hieſelbſt, welcher von hier mit Frau

und Kind nach Kissigen in das Bad krankheitshalber zu reisen gesonnen. — Obenbemerkter ist von hagrer Statur, länglichtem Gesicht, bedeckter Stirne, braunen Haaren, blaugrauen Augen, proportionirter Nase, willkührlicher Kleidung, besondre Kennzeichen keine — eigenhändige Unterschrift — passiren und repassiren zu lassen — nöthigenfalls Schutz angedeihen — Visa: — Königlich Bayerisches Land- und Stadtgericht Kissingen — Aufenthalt vier Wochen — gut zur Rückreise in seine Heimath, nach Saalburg im Voigtlande.

Balzer reichte den Paß zurück, und sagte: „Gut mein Herr, und Excüse! Wir haben Befehl, hier herum auf Einen zu vigiliren. A Propos, da Sie von Kissingen kommen — wie war denn das Ding mit dem Kassendiebstahl bei der Spielbank?"

„„Diebstahl?"" — fragte der Herr matt, indem er sich mit einem Aechzer wieder in seiner Ecke zurecht rückte. „Mir ist von keinem Diebstahl was bekannt. Das müßte kurz nach meiner Abreise oder am selbigen Tage geschehen sein. — Ach, mir ist das Bad sehr schlecht bekommen, ich bin kränker, da ich es verlasse, als ich war, da ich hinkam. Denken Sie nur — mein guter Herr — meine Hämorrhoiden" —

„„Guten Morgen! Glückliche Reise! Fahr' zu Kutscher!"" rief der Gens'darme und verschwand von der Seite des Wagens. Er fühlte durchaus weder

Beruf noch Luſt in ſich, eine Krankheits- und Kur-Geſchichte zu vernehmen, welche insgemein eben ſo lang als langweilig anzuhören ſind, die Krankheitsgeſchichte eines voigtländiſchen Glas- und Porcellanhändlers hier im Freien, und früh nüchtern. Walzer ſchauderte. Er zog ſeine Bulle und trank einmal, worauf er ſie Märten hinreichte und ſagte: „Der iſt's nicht — den haben Ragoczy und Pandur gehörig mürb gemacht, ein Krämer aus dem Reußiſchen. Wo nun hin, Märten?“ —

„„Nach Kachelofenheim, Herr Kamerad!““ lachte Märten und trank herzhaft.

„Ich ſehe gar nicht ein, weshalb wir uns außerhalb der Grenzen unſerer Herrſchaft herumplacken!! Fangen doch nichts. Die Diebe müßten ſehr dumm ſein, wenn ſie warten wollten, bis wir kommen.“

Beide ſchlugen den Weg ein, den ſie gekommen waren. —

„Das war ein Stückchen Fegefeuer, nicht wahr mein Schatz?“ fragte Waller ſeine Lucie mit dem freundlichſten Lächeln, indem er ſich kerzengerad ſetzte, und ihr einen Kuß gab.

„Höllenangſt hab' ich wenigſtens ausgeſtanden!“ erwiederte ſie. „Ach lieber Mann, was iſt das für ein Leben?“

„„Ein freies Leben führen wir!““ erwiederte Wal-

ler, halb ſingend, halb ſprechend. „Aber mit der Wonne iſt's eine poetiſche Uebertreibung, zumal wenn man immerfort beten muß: Mein Gott, hilf mir von allen meinen Verfolgern! O liebe Seele, als ich dieſe Pſalmſtellen auswendig lernen mußte, da war noch glückliche, da war noch goldne Zeit — da verfolgte mich noch Niemand. Nun Gott ſei abermals gelobt! Und ich hoffe, es ſoll unſer Leben nun ein ruhiges, friedliches, gemächliches und ſchönes werden. Aber an dieſen geſtrigen Abend und an die heutige Nacht will ich denken!"

„„Wie war es denn nur?"" fragte Lucie: „Du biſt noch gar nicht dazu gekommen, mir zu erzählen" —

„Pſt! machte Waller, und legte mit einem Blick nach dem Kutſcher den Finger auf den Mund — zugleich wandte er ſich um, und ſah durch das kleine runde Stück Glas in der Hinterwand des Wagens auf den Weg zurück. Die Gens'darmen waren ſchon weit dahinten.

„Die Sache war ſehr einfach," flüſterte Waller leiſe zu ſeiner Lucie. „Der Kukuk ritt mich, nachdem ich mein Geſchäft bei Peters Frau abgethan, nach dem Ding hinüber zu laufen, um wo möglich etwas von meinen Brüdern zu hören oder zu ſehen, und ihnen ein Paar Thaler Geld zu geben. Wie ich auf den Plan komme, hör' ich den Peter mitten im Kreis der

Männer und Bursche schwadroniren — lügt Dir der Kerl auf mich, daß mir die Haare zu Berge stehen, muß ich in meine Ohren hinein hören, wie er Stein und Bein schwört, daß ich, ich ihn ausgeplündert, ihm alles genommen. Ich gerad' auf ihn hin, und komme mit einer sanften Ermahnung seinem Gedächtniß zu Hülfe, will sagen, ich ziehe ihm ein Paar Ohrfeigen mitten ins Gesicht und auf sein Lügenmaul; da muß Herr Urian sein Spiel haben, daß Einer ein Licht in das Wirthshausfenster setzt, und der sonst so dumme Peter mich plötzlich erkennt, und hellauf schreit: der Caspar! Jetzt hatt' ich Eilgut, wie Du wohl denken kannst, und gebe Fersengeld, was giebst Du, was hast Du? Gleich alles hinter mir her, und wird ein Mordjolärm durch das ganze Dorf. Pechfinster war's, ich weiß nicht wohin ich renne — kenne mich gar nicht aus — ein Schuß kracht hinter mir — ich höre die Kugel pfeifen — Gott verdamme den Hund, der geschossen hat, ich springe über einen Zaun, gerad' in den Schloßgarten hinein, ich renne auf die Kutte zu, nach dem Dickigt — da duck' ich mich — aber bald kommen sie mir nach, nah, nah, immer näher — schon gab ich mich verloren; wußte nicht mehr wohin; stoße an einen Klotz — packe den, um dem Ersten, der heran kommen würde, damit nicht ganz sanft zu begegnen, da fällt noch ein Schuß, und von einer plötz-

lichen Eingebung ergriffen, thue ich einen lauten Schrei, wie ein zum Tod Getroffener, und werfe den Klotz mit Vehemenz in den Teich, worauf ich so leise als möglich mich ins Buschwerk nieder ducke."

„Die List war gut! Alle dachten ich sei getroffen. Als sie ans Wasser kamen, blieben sie stehen, und guckten hinein, wie die Männer zu Dittis als ihr Bote die Steuerstmpeln in den Rühlingsteich geworfen hatte. Schade, daß Keiner nachsprang. Bald kam es zum Wortwechsel. Dem Gensd'armen der geschossen hatte, wurden etliche Gröbungen angethan, und da er sie erwiederte, so fühlte er sich bald sehr hart getroffen. Als die Entzweiung so recht lebhaft wurde, entferne ich mich höchst behutsam mehr und mehr vom stockfinstern Kriegsschauplatz, und gelange glücklich an den hintern Zaun, über den ich ohne Säumen mich hob, worauf ich ohne den mindesten Verzug und auf kürzestem Weg nach Rosa zurück eile, rasche Abfahrt anordne, mich schön rasire, und nach eingenommenen Frühstück, mit dem grauenden Morgen mit Dir, mein Herz, die Weiterreise antrete, und zwar Dank sei es der Kunstfertigkeit des Studenten, als wohl oder übelconditionirter Kissinger Badegast und Spießbürger aus der Preußischen Märtine." —

Lucie seufzte leise. Ihr Herz erzitterte vor der Gefahr, die ihm gedroht hatte.

„Und wohin reiſen wir denn nun eigentlich?“ fragte ſie bewegt. „Wo iſt der Friedensort, an den ich werde ohne Angſt und Sorgenqual wohnen können mit Dir und dem Kinde?“

„„Ja, meine liebe Seele, meine ſüße Lucie — genau kann ich Dir dieſes noch nicht ſagen. Es gedenkt mir, natürlich ohne Vergleich, die Schriftſtelle: Die Füchſe haben Gruben, und die Vögel unter dem Himmel haben Neſter, aber des Menſchen Sohn hat nicht, da er ſein Haupt hinlege. Am Beſten, wir fahren noch einige gute Strecken, damit wir weit aus dieſer Gegend ziehen. Weit davon iſt gut vorm Schuß, Du kennſt doch dieſes weiſe Sprüchlein?““ —

„Faſſe nur Muth; Muth haben iſt Gut haben! Und darin bin ich zum Glück recht reich begütert.“ — „Wir laſſen jetzt das gemeinſame Gebiet unſerer Heimath hinter uns,“ fuhr Waller zu ſprechen fort, da Lucie ſchwieg, indem ſie aus dem Dorfe Wernshauſen abwärts fuhren, um das Thal der Werra zu durchſchneiden und die daſſelbe durchziehende Landſtraße zu gewinnen: „dieſes von Bergen rings eingefriedete Binnenländchen voll hübſcher Dörfer, winziger Städtlein, ſandiger Feldfluren, und armer Menſchen, die ſich meiſt kümmerlich nähren, und von denen viele Hunderte leben und ſterben, ohne weiter geblickt zu haben in Welt und Leben, als von irgend einem ihrem Wohnort

nahen ehemaligen Galgenberge auf die Kette der Rhön nach der einen, auf die des Thüringerwaldes nach der andern Seite hin. Wär' es mir doch fast nicht beſſer ergangen. Aber nun friſch hinaus, weiter und weiter! Und wie der Dichter ſagt: Hinaus in das feindliche Leben, zu wirken, zu ſtreben, zu pflanzen, zu ſchaffen, erliſten, erraffen, zu wetten, zu wagen, das Glück zu erjagen!"

Kühne Bilder künftigen Glückes, ſchönen Lebens zogen dem Innern des Hoffenden vorüber, während Luciens Herz in banger Ahnung erzitterte. Sie konnte an dieſes Glück, das ihr Gatte erhoffte, nicht glauben. —

Die kleine Familie ſetzte ihren Weg durch das Werrathal über Meiningen fort, ohne irgend länger anzuhalten, als dringend nöthig war, und langte gegen Abend in Schleuſingen an.

Waller brachte die Seinigen in das beſte Gaſthaus, und verließ ſie dann als die Dunkelheit anbrach, um noch, wie er ſagte, einige Geſchäfte abzumachen.

Das Althenneberger Land, deſſen Reſidenzſtadt Schleuſingen weiland war, ſtand vor Alters im üblen Geruch ob großer Hexerei, ſo übel, daß eine Herzogin, deren Gemahl ein Theil dieſes Landes erblich zufiel, geradezu verweigerte, in daſſelbe zu ziehen, und auch wirklich nicht hinzog.

Des Landes größter Theil iſt waldig, gebirgig; dieß löſ't das Räthſel. In die Thalſchluchten und Waldwinkel birgt der Aberglaube ſeine ſchaurigen Geheimniſſe; Greiſe, Köhler und Hirten, Jäger und Bergleute bewahrten und bewahren noch die uralten Kunden von dieſem und jenem, was das jüngere Geſchlecht zum Theil verlacht, was das Flachland nicht kennt — an Dinge, mit denen es ein Aber hat — man möchte faſt ſagen, Aberglaube ſei der Glaube an das Aber — an das unerſchließbare bedenkliche Geheimniß — trete es auf in welcher Geſtalt es wolle.

In Schleuſingen wußte Waller einen Mann, der bei dem Volke — bei dem abergläubiſchen Theil des Volkes, als ein Schwarzkünſtler, Hexenmeiſter und Teufelsbanner arg verſchrien, das heißt recht ſehr gefürchtet war. Derſelbe bewohnte ein Haus in der Kloſtergaſſe, das ſich durch ſeltſames Schnitzwerk, welches Phantaſie und Laune ſeines — längſt zur ewigen Ruhe gegangenen Erbauers an Thüren, Geſimſen, Tragebalken und Sparren reichlich, ja verſchwenderiſch angebracht hatte — vor andern Häuſern merklich auszeichnete.

Dieſer Mann ſtand in dem Rufe, von ſeinem Vater, der nicht minder oder wohl noch vielmehr ein Schwarzkünſtler geweſen, als der Sohn, eine ziemliche Anzahl jener Bücher ererbt zu haben, denen der Aber-

glaube des Volkes Gewalt und Macht über die Geister beimißt, und die Kraft Schätze heben zu helfen. Ja ohne ein solches Buch kann nie ein Schatz gehoben werden. Waller kannte diesen Mann. Er hatte früher schon mit ihm zu thun gehabt, er hoffte von ihm einiges zu erlangen.

Durch die Fenster des Unterstocks schimmerte mattes Licht. In der Flur herrschte rabenschwarzes Dunkel. Als Waller die Thüre aufgestoßen hatte und eintrat, stieß sein Fuß an die Stufen einer kurzen Treppe, die zur Zimmerthüre führte, welche sich jetzt aufthat, und eine Frauenstimme rief: „Wer ist da?“ — „Gut Freund!“ antwortete Waller: „Ist der Mann zu Hause? Ist's erlaubt?“ —

Die Frau trat mit der Oellampe vor die Stubenthüre, zog diese hinter sich zu, und fragte: „Was gibts? Was wollt Ihr?“

„Ist Muskilenski nicht daheim? Zu ihm will ich!“ erwiederte Caspar.

„Er ist sehr krank, er wird's nicht lange mehr machen,“ versetzte die Frau bekümmert, indem sie den Fremden mit mißtrauischen Blicken maß und musterte.

„Werde ihn doch noch einen Augenblick sehen und sprechen können. Ich hab' eine gute Nachricht für ihn.“

Eine gute Nachricht! Dieses Wörtlein wurde sogleich zum öffnenden Schlüssel. Ein schmerzliches

Lächeln zuckte im Geſicht der Frau — gute Nachrichten mochten hier ſelten ſein, daher ihre ſpäte Einkehr willkommen.

Der Mann lag matt und ſchwach im Bette. Frühe Strapatzen, frühe Vergeudung der Kraft in jeder Weiſe machen früh alt, ſie bleichen das Haar, ſie graben Furchen in die Wangen, ſie beugen den Nacken, wenn die Naturen nicht von beſonders kräftiger Organiſation ſind, oder gute Nachhülfe haben. Alles dieß hatte Muskilenski nicht gehabt.

„Grüß Euch Gott! Thut mir leid, Euch krank zu finden! Iſt doch nicht von Bedeutung, Muskilenski?“ — Mit dieſen Worten trat Waller an das Bette des Kranken, und faßte deſſen Hand, die feuch und kalt war.

Der Angeredete ſtarrte aus hohlen Augen, die er matt aufſchlug, den Sprecher an, blieb eine gute Weile die Antwort ſchuldig, und ſagte dann tonlos: „Nicht — von Bedeutung. Ob ſo ein armer Hund ſtirbt — das bedeutet nichts.“

„„Wird nicht mit Extrapoſt gehen! Muth Muskilenski! Hier — einen Schluck von dieſen Tropfen! — Lebensbalſam!““

„Lebens — Balſam! Oh! — Wer den hätte!“ lallte der Kranke: „Gieb — gieb — einen Tropfen von dieſem Balſam.

Und der Kranke streckte die abgezehrte Hand, die der eines mit Haut überkleideten Scelettes glich — nach dem Fläschchen aus — roch daran, und athmete mit tiefen Zügen den Wohlgeruch ein.

„Das ist Teichmeierscher!“ stieß er leise hervor, und netzte dann vorsichtig mit der dunkelpurpurrothen Flüssigkeit die trocknen, blassen Lippen. — Dann fragte er: „Wer seid Ihr? Seid Ihr ein Doctor?“

„„Wenn Du willst — Muskilenski, bin ich was Du willst““ — antwortete Waller. „Unsere Bekanntschaft schreibt sich wenigstens von der Doctorei her. Droben auf dem Walde, beim Doctor Alexander*) — weißt Du noch, wo ich mit einem Coburger war, der den Höllenzwang hatte, und wo Du aus hier einen Gymnasiasten mitbrachtest, der die Hebräischen Formeln lesen sollte — wie wir droben über der Schneidmühle den Schatz heben wollten, im Walde unter dem Schlüsselheinze-Stein, weißt Du's nicht mehr?“

„„Ja — ja, selbiges Mal, es fällt mir bei““ — hauchte der Kranke aus matter Brust und kaum hörbar. „Es war Sünde und Schande — es waren Narrenspossen — alles Märchen.“

„„Aber Du hast doch die Zauberbücher noch?““

---

*) ein in der Gegend bekannter Quacksalber und Wunderdoctor.

fuhr Waller fort. „Verkauft ſie mir — ich bezahle ſie gut. Euch nutzen ſie doch nichts — die Bücher, die Du von Deinem Vater geerbt haſt — der ſie aus Polen mitgebracht hatte, wo er unter den Kürasreitern gedient. Wenn Du den ſchwarzen Raben noch haſt, oder Fauſt's Meergeiſt, — ich gebe für jedes zwanzig Thaler baar und blank — auf der Stelle!“

„„O du ewige Güte!““ rief jetzt die Frau aus. Warum ſeid Ihr nicht drei Tage eher gekommen? O herzallerliebſter Gott! Wenn der Bettelmann nichts haben ſoll, ſo freſſen ihm die Mäuſe das Brod aus dem Sack!“

„„Hin iſt hin — werd' auch bald hin ſein““ — ſeufzte der Kranke.

„Wie ſo hin? Wer hat ſie denn?“ fragte Waller. „Schafft ſie wieder, ich gebe für ein jedes dreißig Thaler.“

„„O da möchte man gleich die Kränke kriegen!““ rief die Frau: „Nun hör' einmal, Mann! O wir dummen Schaafe!“

„„Habt Ihr die Bücher wirklich um einen Pappenſtiel vertrödelt und verpaſchkeit?““ fragte Waller ängſtlich und dringlich.

„Ihr werdet nicht — ſo befangen werdet ihr nicht geweſen ſein?“

„„Befangen?“ lispelte der Kranke: „„Sage dumm, ſtockdumm, erzdumm — aber ich nicht!““

„Ich epper?“ fragte die Frau ärgerlich und böſe. „Laſſen's Ihnen's erzählen. Er (der Mann nämlich) wollte vor ein Paar Tagen ſchon himmeln — konnt' aber nicht verſterben. Es war als ob ihm was auf dem Herzen läge, wie ein Alp. Und da fragt' ich ihn, was es denn wäre, er ſollt's nur ſagen. Und da ſagte er nach langem Zaudern: die ſchwarzen Bücher brennen mir auf der Seele.“ — „Was ſoll werden damit? fragte ich. Wenn ſie Dich brennen, brennen wir ſie wieder. Wohin ſollen ſie? Epper in Ofen? Und da hat er genickt!“ —

„„Weil ich zu ſchwach war, zu reden — ich hatt' aber nicht verſtanden — was die Trolle wollte,“ flüſterte der Kranke.

„Nun ja — er nickte, und ich nahm die Bücher, vor denen ich mich ſo immerfort gegrauelt hatte — faßte ſie mit der Feuerzange an, und warf ſie in den Ofen. Aber denkt Euch was geſchieht? Die Bücher ſpringen wieder aus dem Ofen heraus, und das, Notabene dreimal nach einander. Mir lief's den Rücken hinunter, als ſchütte mir jemand einen Stutz Waſſer in die Anken (Nacken).“

„Und da ſagte ich's meinem Alten — und da ſagte er: Nimm ſie wenn ſie nicht pariren wollen, und

wirf ſie rücklings über Dich ins Feuer, und ſprich dazu ins drei Teufels Namen. — Und da that ich's und da verbrannten die Bücher, und that auf einmal einen Platzer im Ofen, daß ich dachte, der ganze Ofen führe aus einander, und da war das Feuer gleich aus, und kam ein Qualm aus dem Ofenloch, der roch wie Schwefel und Miſtpfütze."

„„Ihr wollt mir was aufbinden, ihr"" — ſprach Waller im Tone des Vorwurfs. „Geht mir doch mit ſolchem abgeſchmackten Geſchwätz! — Gebt mir die Bücher, ich brauche ſie, ich muß ſie haben, ich zahle für jedes fünfzig Thaler!"

„„Zu ſpät — zu ſpät!"" ächzte der Kranke mit einem tiefen ſtöhnenden Wehlaut — und die Frau fuhr zornig gegen Waller heraus: „Ich meint' Ihr wär't der Büß (Böſe) jetzt hab' ich's ſatt, jetzt trefft's Loch, das der Zimmermann dort gelaſſen hat! Laßt meinen Alten in Frieden ſterben, und mich ungeſchoren! Ich hätte den Kukuk von Euerem Geldanbieten, wenn die Waare ſchon zum Kukuk iſt! Adjes! Gute Nacht!" —

Waller ſah, daß es Ernſt war, er ſah, daß noch ein zweiter ſehr ernſter Beſuch in das enge Stübchen getreten war — den er nicht ſtören wollte — er ging, und jener blieb. Jener ernſte Beſuch in Muskilenkis Krankenſtube war der Tod.

Ein Vogelschießen.

In der freundlichen Residenzstadt im heitern Stromthale war Vogelschießen, das beliebte thüringische Volksfest; noch dazu ein weit und breit berühmtes. Der raumvolle Platz, welcher die Gebäulichkeiten der Schützengesellschaft mit ihren Kegelbahnen, ein Sommertheaterhaus mit leidlicher Einrichtung, und eine zahllose Menge Bretterhütten, meist mit Tannenreisig überkleidet zu Bier- und andern Schenkwirthschaften eingerichtet, trug — war auch noch mit Punsch-Zelten, Conditoreibuden, Spielbuden, Würfelbuden, Kleinkrambuden und jenen noch ungleich umfangreicheren Kunst-Hallen der Seiltänzer, Menagerien, Wachsfigurenkabinette, Kunst- und Wunderwerke-Besitzer, Panoramen, des Feuerfressers, respektive Feuerkönigs und Athleten bedeckt, neben den wandelnden Bühnen des Polichinells und Caspertes, den kleinen Tischen der Guckkästner, Sirenen-Orakel, und sonstiger Vogelschieß-Herrlichkeiten.

Und dieſer Platz war wimmelvoll von Menſchen aller Klaſſen, aller Stände. — Es war Sonntag-Nachmittag; die Bevölkerung der Städte und Dörfer von zwei bis drei Meilen in die Runde wälzte ſich in Schaaren herbei; an vielen Stellen, beſonders um die Schaubuden und Caruſſels konnte im eigentlichſten Sinne des Wortes kein Apfel zur Erde kommen, falls einer aus der Luft gefallen wäre. Wer hier durch wollte, mußte langſam wühlen und bohren, und Geduld beweiſen über Püffe und Rippenſtöße, Fußtritte und mannichfache Unannehmlichkeit für Geſichts-, Gehör- und Geruchsſinne. In den Trinkbuden und vor den Trinkbuden und Zelten war weder Bank noch Stuhl frei — wer ſeinen Durſt löſchen wollte, mußte ſuchen, es ſtehenden Fußes zu thun, und froh ſein wenn er nur etwas bekam.

Und daß zu dieſem Tage die Schenkwirthe nicht das beſte Bier, die Punſchbudenhalter nicht das beſte Getränk zum Beſten gaben, war landkundig.

Im Schießhaus und vor den Platz war es nicht minder voll. Die Herren Schützen freuten ſich über den „Hauptag“ und ſtrahlten in ihren etwas altmodiſch und philiſterhaft kleidenden ſogenannten Uniformen, Mitteldinger zwiſchen Landſturm- und ehemaliger Unterförſterbekleidung — vor Glück und Glanz. Ach, das war eine Pracht! —

Gnädigste Landesherrschaft geruhte, höchstpersönlichen Antheil am Feste zu nehmen. Wo höchstdieselbe wandelte, wurde freilich Platz gemacht, oft nicht auf zarte Weise. Ein durch die Menge wühlender Hanswurst duckte sich und schrie, als ein Polizeidiener rechts und links voran fuchtelte: „Alle Hagel! da giebt es Platz und Plätzer zugleich! — Platz genug, aber keinen Kuchen!“ —

Auf hoher Stange prangte der alte gemüthliche schwarze Reichsadler, die schöne Zielscheibe geübter Schützenaugen mit goldnen Kleinodien und rothen Schnäbeln und Fängen. Da hing das Symbol des heiligen deutschen Reichs in der Luft; alljährlich einmal wurde es abgeschossen, in Stücken geschossen — in unbewußter und ahnungsloser Symbolik. Die Holzschnitzer machten jedes Jahr ein Neues.

Musik wogte und schwirrte betäubend rings und an allen Enden. Harmoniemusik auf dem Raum vor dem Schießhaus, den nur Schützen und Schützenangehörige nebst Abonnenten betreten durften, Musik vor den Menagerien, in dem Cirkus der Kunstreiter, und über der Bude des Feuerkönigs und Athleten, Musik aus dem Wachsfigurenkabinet, Drehorgeln, Leierkästen, Violinen, Harfen, Guitarren, Triangel und große Trommel — beiläufig, zwei schöne Instrumente — aus allen Trinkzelten und Trinkbuden, und hie und da ein Trom-

petenſtoß wie das Krähen eines Hahnes über brauſenden Fluthen.

Ein heißer Tag, ein ſchwüles Vergnügen, und doch von vielen Tauſenden froh genoſſen, jedem nach ſeiner Art mundrecht gemacht, für jeden Sinn geſorgt, für den des Gefühls durch Stöße vornehmlich, ſelbſt den ſechſten Sinn nicht ausgenommen.

Unter den vielen Hunderten von Fremden aus höhern Ständen war auch ein junger Herr und eine junge Dame zu bemerken, welche beide ein wirklich ſchönes Paar bildeten. Der Herr führte ſeine Dame am Arm, ſchirmte ſie mit zartem Sinne, und ſuchte ihr immer auf anſtändige Weiſe Weg zu bahnen, indem er zugleich die Vorſicht brauchte, ſich nicht mit ihr in das dichteſte Gewühl und Gedränge zu wagen.

Anfangs wich ſie oft ſcheu zurück, folgte nur zögernd ihrem Führer, ſchlug die Augen nieder, und ſchien befangen. Ihr Begleiter aber flüſterte ihr zu: „Muth, Muth, liebes Herz! Aufſchau'n! — Du mußt lernen, dich in großen Menſchenmengen frei zu bewegen, ruhige Haltung zu behaupten, wenn alles um dich her von Unruhe und Haſt umhergetrieben wird. Dieß aber lernt ſich eben nur aus der Praxis, nicht hinter dem einſamen Blumentopf am Fenſter oder am Stickrahmen. Für die ſtillen Künſte der Häuslichkeit hat Dein faſt ſechswochenlanges Stillleben in jenen freundlichen

Gebirgsſtädtchen, Schleuſingen und Ilmenau, während ich auswärts ſtrebte und wirkte, dich hinlänglich befähigt und geweiht, jetzt nun führe ich Dich, zwar nicht in die große Welt, aber doch in eine kleine Welt, die ſich einbildet, ſie ſei groß."

„Ich betrachte dieſes Treiben wie das einer Meſſe, etwa die Leipziger, wo ein Fremder von einer Sehenswürdigkeit zur Andern eilt, Vieles ſieht, das meiſte wieder vergißt — viel ausgiebt, ohne rechten Genuß davon zu haben, und Nachts ſchier überſättigt und todtmüde auf ſein Lager ſinkt, um im Traum manchen abenteuerlichen Spuck durchzuleben, den ſeine Phantaſie aus hundert bunten Bildern, wie im Schönguckglas, zuſammenwürfelt, wie es eben geht."

„„So ſehr abmüden wirſt Du mich nicht, mein Freund!"" erwiederte mit einem lächelnden Blick die Begleiterin. „Mir genügt an einer Ueberſicht des äußern Treibens auf dem Vogelſchießen; ich ſehne mich nicht hinein in die Hütten und Höhlen dieſer Schauluſtbarkeiten." —

„„Nur in einige wirſt Du mir folgen!" gegenredete der junge Mann. „Ich denke manchen Bekannten wieder zu ſehen, ohne von ihm erkannt zu werden.""

„Ich meinestheils ſehne mich durchaus nicht nach dem Erneuen früherer Bekanntſchaften," erwiederte die

junge ſchöne Frau mit einem Blick, der deutlich genug ſagte, daß ſie dieſe Bekanntſchaften ſcheue, ja fürchte.

„Mir iſt es anziehend," redete der Begleiter weiter, indem ein um einen Tiſch dichtgedrängter Haufe von Landleuten den Wandelnden faſt den Weg ſperrte: „dieß tauſendlebige Leben zu betrachten, und die Zähigkeit im Fortbeſtehen einer Menſchenklaſſe, die immer nur und lebenslänglich am Armſeligen haften bleibt." —

„Sieh, Liebe, in dieſem Knäuel, der ſich hier uns entgegenballt, ſitzt als unſaubrer Mittelpunkt ein altes Weib, Brigitte genannt, auch die kleine Schleiferin; ſie hat eine magnetiſche Sirene, welche in einem Behälter ſchwimmt, um den rundum kleine Orakelzettelchen geſteckt ſind, welche den Leuten, die ſo einfältig ſind, dieſes Orakel zu fragen, mit Bezug auf das Zeichen ihrer Geburt allerlei Glück und einiges Unglück verkünden, auch oft ſehr ſchmeichelhafte Perſonen- und Charakterſchilderungen geben, ſo recht auf die Leichtgläubigkeit und Eitelkeit des gemeinen Volkes berechnet. Willſt Du die Sirene nicht auch Dir wahrſagen laſſen?" —

„„Nein, nein!"" wehrte die junge Frau mit Lebhaftigkeit dieſen Gedanken ab. „Mir graut vor ſolchen Dingen!"

Sie gingen der Sirene vorüber, da hielt ihnen

ein junges Weibsbild ein kleines Messingtellerchen entgegen, eine Gabe heischend.

„Wofür? Was habt Ihr?“ fragte der Fremde, indem er nach kleiner Münze in die Tasche griff.

„Schöne Kunststücke meine gnädigen Herrschaften! Schöne Kunststücke!“ erwiederte sie mit großer Zungengeläufigkeit, immer die Hand mit dem Teller hinstreckend: „Platz für die Herrschaften, Platz da“ — und mit diesen Worten bohrte sie mit ihren spitzen Ellenbogen in einen Haufen Bauernburschе, durch deren Raumgeben sich ein freier Platz öffnete, der wirklich 8 Fuß in die Länge maß — auf denen ein abscheulich aussehender Teppich lag, und ein fast ganz in Tricot gekleideter Bursche mit zwei Kindern noch abscheulicher aussehende Verrenkungskünste ausübte. Der Fremde gab — und eilte, mit seiner Begleiterin schnell aus dem Bereich dieses Schauplatzes hinwegzukommen — indem er mehr dachte als vor sich hinmurmelte: „Ist denn all das verruchte Gesindel auch hier beisammen? Ist es denn überall? Das war doch die Schleifersdurl und jener Bengel ist der abgenutzte Range des Marionettenspielers Graf mit seinen jüngern Geschwistern. Da wird die alte Brut auch nicht weit sein.“ —

Und siehe, nur wenige langsame Schritte vorwärts in dem dichten betäubenden Gewühl, so ragte der leichte

luſtige Bau des Caſperletheaters mit ſeiner Umkleidung von geblümten Kattun über die Köpfe empor, eine Drehorgel ertönte, und wieder begegnete ein altes Weib mit einem Sammelteller, der es wirklich ſchwer fiel, ſich durch die dichten Haufen von Kindern und Erwachſenen zu wühlen, die jene heitre Bühne des echten Volkshumors, des derben ſchlagenden Volkswitzes umdrängten.

„Beim Himmel! Wieder die alte Roſine! Grafs Mutter!“ flüſterte der junge Herr, und gab der Alten — mit abgewandtem Geſicht.

Die Drehorgel, von einem jungen Mädchen geſpielt, das ſich durch auffallend dunklen Teint auszeichnete, der ihre Abſtammung von Zigeunern kund that, und das auch kein andres war, als die Zigeuner-Röſel — ſchwieg im Augenblick, als ſich das vornehme Paar nahe vor die ambulante Bühne gedrängt und wie feſt gekeilt ſah. Der Vorhang von roſenrothem Kattun rollte auf, und es erſchien eine Puppenfigur, die Niemand Anders vorſtellen ſollte, als den berühmten Erzzauberer Doctor Fauſt, und im tiefen Baß alſo zu ſprechen anhob:

Habe nun alle Schulen durchſtudiert. Habe aber immer noch nicht gefunden, was ich ſuche. Nämlich das Buch der Schwarzkunſt. Das Buch der Schwarzkunſt liegt zu Leipzig an einer Kette!

Halt — ich beſinne mich — wie ich dieſes Buch erlangen kann.

Eine andre Geſtalt tritt auf, ſie hält ein Buch, um welches eine Kette geſchlungen iſt.

Fauſt: Wer ſeid Ihr?

Geſtalt: Ich bin der große weltberühmte Doctor Theophraſtus.

Fauſt: Woher kommt Ihr?

Theophraſtus: Ich komme von Leipzig, von wo ich das Buch der Schwarzkunſt mitgebracht.

Fauſt: Dieſes dünket mir nicht möglich.

Theophraſt. Da ſehet, es iſt in meinen Händen.

Fauſt: Dieſes Buch wünſchte ich mir ſchon lange. Welchen Preis fordert Ihr dafür? Ich zahle was Ihr verlangt.

Theophraſt. Nicht um ein Königreich gebe ich es Euch zu kaufen, denn wer dieſes Buch beſitzt, dem müſſen alle Geiſter gehorchen.

Fauſt: (für ſich) Das Buch muß mein werden und ſollte ich ihn ermorden!

Theophraſt. (für ſich) Schon ſinnet er auf eine Todſünde, um das Buch zu erlangen.

Fauſt: Ich bitte Euch, überlaßt mir das Buch! Ich muß es haben und ſollte ich's mit meinem Blute erkaufen.

Theophraſt. (für ſich) So will es Lucifer! (laut)

Wohlan, wenn Ihr das Buch der Schwarzkunst mit Eurem Blute erkaufen wollt, so sollt Ihr es haben.

Faust: Ich bin dazu bereit, folget mir, damit wir den Pakt schließen.

Beide ab, kurze Musik der Dreborgel.

Casperle, der Lustigmacher tritt auf und ruft mit grölzender Stimme: Potz Gift! Schlapperment! Ich laufe von Petersburg nach Berlin! — Halt's Maul Herr Musik! — und hab' in Leipzig beim Nachtwächter zu Nacht gespeißt, ein halb Schock Schuhzwecken, und einen polnischen Holländer, und ein'n halben Eimer dünnen Bindfaden dazu trunken. Jetzt will ich hier Bedienter bei einem Doctor werden, die haben immer viel Spiritur. Heisassa! Lustig! Juche! Vallerallerallerah!

Faust tritt auf. Wen suchst Du?

Casperle: Seid Ihr ein Doctor, he? (für sich) der Kerl schaut gerad' aus wie a Menschenfresser — der muß e Doctor sein!

Faust: Ich bin ein Doctor. Bist du krank?

Casperle: (sich kurz verneigend) mit der Nas' im Brodschrank!

Faust: Willst du mir dienen?

Casperle: (ebenso) Ihnen zu dienen!

Faust: Du bekommst monatlich fünf Thaler Lohn und drei Thaler Biergeld.

Casperle: Das ist viel zu wenig.

Faust: Wie viel verlangst du denn?

Casperle: Zwölf Kreuzer Lohn und vierundzwanzig Kreuzer Biergeld, und alle Tag ein'n Schnaps oder e Paar Schnäpserle.

Faust: Du bist ein trolliger Kauz! Was hattest du denn bei deinem vorigen Herrn?

Casperle: Bei dem hatt' ich's dicksatt.

Faust: Wie so? Warum bist du dann nicht bei ihm geblieben?

Casperle: Es gab Nachmittags keinen Kaffee, und früh morgens kein vier Uhr Brod, und die ganze Woche Kartoffeln, Schnaps gab's auch nicht, und daher hatt' ich's dicksatt!"

Faust: Nun topp! Du bist mein Diener. Weißt du denn auch, Wem du dienst, mein lustiger Diener?

Casperle: Schlapperment, nä, döhs wäß ih a nit! (lachend und sich mit den Händen am Kopfe schüttelnd) Ho haho!

Faust: Ich bin der berühmte Doctor Johann Faust. (ab).

Casperle: Meinetwegen! Fäustling oder Däum-

ling! Nur brav Baßen und brav Bindfaden! Ho haho! (ab).

Gern wären die beiden den höhern Ständen, wie es ſchien, angehörenden Zuſchauer nach dem Anblick und der Anhör dieſer Scenen eines rein improviſirten Puppenfauſtdrama's weiter gegangen, aber dieß war nicht möglich. Kopf an Kopf, Leib an Leib drängte ſich dicht um das luſtige linnenüberkleidete Geſtell, und wich und wankte nicht.

Von den zahlloſen, oft ſehr abgeſchmackten, oft aber auch witzigen und lebenvollen Puppenſpielen wirkt kaum eins ſo feſſelnd, wie das vom Doctor Fauſt. Die Sage iſt dem Volk als eine ächte Nationalſage tief in das Herz gewachſen; ſo feſt, wie ſich eine Baumwurzel in Felſen einzwängt, die nimmer Einer herauszuziehen vermag. Das kleine Drama iſt hundertfach verändert, ſelbſt die Sage mannichfach entſtellt worden, oft faſt bis zur Unkennbarkeit, dennoch findet ſie immer aufs neue willige Hörer und wenn nicht Bewunderer — doch antheilnehmende Freunde und Gönner in der großen Welt, nämlich was die Zahl betrifft in der Welt der Kinder und des Landvolks. Gedruckt nehmen ſich Scenen dieſer Spiele freilich gerade aus, wie der Schatten einer ſchönen ſonnebeſtrahlten Wolke — ſie erſchienen nackt, dürftig, fad — nur das Leben giebt ihnen Leben. Man muß Fauſts Gra-

vität ſehen, Caſperles trockne, kurzhervorgeſtoßene Lache hören, und die Prügel wahrnehmen, die er austheilt.

Heinrich Graf, der Chef und Dirigent dieſer Bühne war zwar einer der gefährlichſten Gauner und übel genug angeſchrieben in der Caſa ſanta heiligen Regiſtern, denen der Sicherheitsbehörden nämlich, aber er war ein perfekter Seiltänzer geweſen, und war jetzt ein perfekter Marionettenſpieler, trotz dem großen Vorbild aller dieſer Künſtler: Geiſſelbrecht.

Wer den Namen Geiſſelbrecht nennen hört oder ihn lieſt, und es kommt ihm nicht eine eigenthümlich wehmuthvolle Erinnerung an Kinderluſt und Jugendfrohſinn — an ein ſchönes, harmloſes, unſchuldvolles Einſt — der hat nie gutes Marionettenſpiel geſehen.

Unſer Mann hatte nun zwar jetzt eigentlich nicht Marionetten, dieß iſt ein Spiel für die rauhere Jahreszeit, in Sälen, und ſein Theater war gut aufgehoben — es ſtand Gevatter bei einem Wucherer in Gotha, der auf Verwendung der Madame Gieſe, vulgo Gutmann, Geld darauf geliehen — für welches das ungleich leichtere und im Freien bequem zu handhabende Polichinelltheater eingerichtet worden war.

Wieder ſchweigt die antimelodiſche Stimme der Drehorgel, wieder erſcheint nach kurzer Pauſe Doctor Fauſt.

Faust: Hier habe ich nun das Buch der Schwarzkunst, welches ich dem Doctor Theophrastus mit meinem Blut abgekauft habe, und nun beschwör' ich euch, höllische Furien, daß ihr mir erscheinet! Conjuro vos Furias infernales per Decum tactum!*) Venite Diaboli cito citissime! Superlantipo genere doctoris — Abra cadabra.

Eine Furie erscheint: (Mit hohler Stimme:) Fauste! Was ist dein Begehr?

Faust: Du sollst mir dienen! Wie groß ist deine Geschwindigkeit?

Furie: Wie die der Kugel aus dem Laufe des Gewehres.

Faust: Langsamer Geist! Von dannen. (Furie ab mit Huuih!)

Nun erscheinen mehrere Furien nach einander, die ihre Geschwindigkeit als die einer Schnecke, als die des Blitzes, und die letzte als die des menschlichen Gedankens ausgeben. Diese letzte wählt Faust und contrahirt mit derselben über drei Punkte: Geld, soviel als immer beliebt: die Macht, sich schnell an jeden beliebigen Ort versetzen zu können, und endlich: aller verborgenen Kunst und Wissenschaft theilhaft zu sein.

*) Sollte wahrscheinlich per Deum sanctum heißen.

Dieß wird zugeſtanden, aber nun hat der Geiſt auch drei Punkte: Abſchwören von Gott und der ewigen Seligkeit, eheloſes Leben, und nach einem vierundzwanzigjährigem Wohlleben in die Hölle, allwo bekanntlich Heulen und Zähneklappen.

Fauſt geht nach einigen geäußerten Bedenklichkeiten den Vertrag ein, und fährt mit der Furie ab.

Drehorgelmuſik. Casperle tritt wieder auf, puhſtend und ſich ſchüttelnd: Potz Giſt und Schlappperment! Das Doctorleben gefallt mir nicht. Ueberall Meerkatzen und Schnurien! Halt — Was liegt dort? — (Fährt in die Wand, und kommt gleich darauf mit Fauſts Zauberbuch zum Vorſchein, ſteckt ſeine große Naſe tief zwiſchen die Blätter und buchſtabirt): „P — e — r — per — l — i — li — perli — k — o — ko — Perliko!“

„Rrrrr!“ — erſcheint eine Furie — Casperle fährt mit einem ſchaudernden Huahahaha — an die Wand. — Na, wie ſchauſt denn du aus? Wer biſt du? Wozuher kommſt du?

Furie: Ich komme aus der Hölle!

Casperle: (ihren Ton nachahmend) Biſt äpper dort Schlotfegersgeſelle?

Furie: Ich bin Furio der Menſchenfreſſer!

Casperle: Friß du Schweinebraten, dös iſt dir beſſer!

Volksgelächter und Applaus von den Händen, die geregt werden konnten.

Furie: Du mußt jetzt sterben!

Casperle: Das werd' ich schön bleiben lassen!

Furie: Oder dich mir mit deinem Blute verschreiben.

Casperle: Hohaho! Fikferment! Mit meinem Blute soll ich mich dir verschreiben?

Furie: Ja, mit deinem Blute!

Casperle: Hohaho! Ich habe ja keins!

Furie: Dein Leib besteht doch aus Fleisch und Blut!

Casperle: Wird nix draus: mein Leib besteht aus Holz und Tuchlappen! Weißt's? — Und jetzt mach', daß du fort kommst!

Furie: Wie kann ich fort? Du hast mich noch nicht losgesprochen.

Casperle: Womit?

Furie: Mit dem Zauberwort!

Casperle: Perliko?

Furie bleibt. Casperle: Oder Perloko? — Furie verschwindet mit Huuih.

Casperle: Dös ist gut, daß ich das weiß! Jetzt will ich den Schlotfegergesellen schön kuranzen. Und abwechselnd Perliko und Perloko rufend, bringt Casperle die Furie zum schnellen Kommen und Verschwinden, bis diese jenen endlich

packt und mit ihm abfährt unter Casperles mörderlichem Schreien.

Drehorgelmuſik verkündet den Eintritt des vierten Aktes, die Bühne bleibt offen, wie es bei franzöſiſchen Theatern Brauch iſt, und bald erſcheinen Fauſt und der Geiſt. Fauſt verlangt nach Amuſement, nach Luſtigkeit, und verabredet mit dem Geiſt eine Luftfahrt nach Conſtantinopel, welche ſogleich angetreten wird.

Casperle tritt ſingend auf und erzählt: „Mein Herr iſt fort, nach Conſtantipoppel, und hat ſeinen Stiefelknecht vergeſſen, muß ich halt nachreiten. Perliko!

Furie erſcheint mit heulender Stimme: Was befiehlſt Du?

Casperle: Gleich hockſt mich a auf, auf deinen ſchwarzen Buckel, und trogſt mi a nach Konſtantipoppel, denn wo der Herr iſt, da g'hört der Diener a hin.

Dieſes erfolgt nach einigen Widerreden, und wieder orgelt Zigeunerröſel neben der Bühne, während die alte Roſine zu wiederholten Malen ihren Geldſammelrundgang macht und manche Grobheit ſtatt baarer Münze empfängt von ſolchen, die ſchon gegeben, oder ſoviel Muth hatten, zu behaupten, daß ſie bereits gegeben, und die Orgelvirtuoſin läßt nebenbei dahin und dort-

hin ihre feurigen, herausfordernden Blicke fliegen, wie Brandraketen.

Fauſt befindet ſich auf einer Promenade in Konſtantinopel. Der Sultan — wie es ſcheint, auch ein eifriger Spaziergänger, begegnet ihm, und fragt: Seid Ihr nicht ein Zauberer und Hexenmeiſter? Seid Ihr nicht gekommen mein Land zu zerſtören und zu verheeren, und Teufeleien darin anzuzetteln? — Fauſt verneint das alles, und erklärt dem Sultan, er wolle gar nichts von ihm haben, außer die ſchöne Helena.

Sultan im Beſitz der ſchönen Helena, verweigert dieſe, und geht ab. Fauſt droht ſie ihm mit Gewalt zu entreißen, und geht ebenfalls ab.

Caſperle tritt auf — es gefällt ihm nicht in Konſtantinopel. Der Sultan kommt wieder, und hat ein langes Geſpräch mit Caſperle, das dieſer mit der Frage eröffnet: Wer biſt du? — Ich bin der Sultan.

Caſperle: Pfui Teixel! So heißen bei mir daheim die Metzgerhund'. Schlag auf Schlag des Volkswitzes folgt dieſem erſten. Der Dialog dieſer beiden verſteigt ſich dabei in die unnahbarſten Regionen, es wird die Frage verhandelt, was das beſte ſei zu ſein: Chriſt oder Heide, Türk oder Jude? Caſperle erklärt für die beſte Religion: einen guten Magen zu beſitzen. Zum Glück iſt kein Cenſor unter den Zuhörern, er würde gewiß ſein höchſt vortreffliches Amt üben, und

den Puppen das Maul verbieten, und das von Rechtswegen, denn wozu dergleichen sophistische Ansichten vor einer unverständigen Menge zu Markte tragen? — Aber blieb es auch von dieser Seite ruhig, ein unheilvoller Moment machte plötzlich der Casperle-Comödie ein Ende, und brachte Bewegung in den Menschenknäul, der das Theater eng umdrängt hielt.

Auf einem andern Theile des geräumigen Schießrasens hatten der Pyrotechniker und seine Gefährten, welche Abends das Feuerwerk geben wollten, einen großen Luftballon steigen lassen. Besagter Ballon von Makulaturpapier gefertigt, und mit Deckfarben übermalt, gehörte zu den eigensinnigen und widerhaarigen seines Geschlechts. Erstlich füllte er sich keineswegs rasch, sondern nahm sich äußerst bescheiden, gleichsam als schäme er sich, es manchen Menschen nachzuthun, die von Geburt aus aufgeblasen sind, und doch niemals sich zum Aether aufschwingen. —

Endlich füllte er sich und stieg mit schwankender Beugung bald rechts bald links, wie ein Trunkener, in die Luft empor, unter dem Hurrahrufen und Beifallklatschen der um ihn geschaarten Menge.

Aber dieser Applaus kam zu früh, wie die Unsterblichkeitsposaunentöne mancher Kritiker, wenn sie ein ihnen befreundetes Talent, dem sie ihr gnadenvolles protectorisches Wohlwollen schenken, damit zum Him-

mel erheben wollen, und dieſes in trunkner Wolluſt ſelbſt glaubt, ſein ſchwankender Aufflug ſei Schwung des Genius.

Der Odem der jene Poſaunen durchfährt, reicht nicht aus und das Bischen Strohfeuer reicht auch nicht aus, und die ganze Makulatur-Geſchichte nimmt ein Ende, wie eben jener Luftballon, der ſich plötzlich äußerſt bedrohlich der Region über den Köpfen jenes Zuſchauerpublikum näherte, welches das Caſperletheater umſtand.

Kaum erblickte die Menge über ſich das ſchwebende Ungeheuer, deſſen eben erloſchenes Strohfeuer in den letzten glimmenden Funken auf ihre Köpfe niederregnete, als ſie ſchreiend ſich löſte, und aus einander fuhr, wozu auch die höchſte Zeit war, denn der Ballon ſchnurrte jetzt jählings nieder, und der heimtückiſche Zufall wollte es, daß er gerade mit ſeiner weiten Oeffnung das Polichinelltheater faßte, und ſich ſo ſenkte, daß dieſes wie der gute Biſſen eines Haifiſches, in ſeinem ungeheuern Bauche verſchwand.

Raum war gegeben, während zugleich ein ungeheurer tumultuariſcher Lärm auf dem Schießplatz entſtand, welcher der Polizei und Gensd'armerie einigen Schrecken einjagte, obſchon er höchſt unſchädlich, und keineswegs demagogiſch war, wiewohl er vom Demos, vom Volk ausging. Ein Glück, daß der Ballon nicht

brannte, ſonſt Adieu, Caſparliche und Doctor Fauſtliche Herrlichkeit!

Der Deus in Machina, der Puppenſpieler Graf, merkte nicht ſobald aus dem Schreien und Rufen ſeines Publikums, daß Gefahr im Anzug, obgleich er noch nicht wußte, welche? — als er ſogleich den Vorhang ſeiner kleinen Bühne niederrollen ließ, die Puppen in einen innerhalb des Leinwandgehäuſes angebrachten Kaſten warf, und mit den Händen nach den Handhaben deſſelben griff, die es möglich machten, das luſtige Geſtell mit größter Bequemlichkeit von einer Stelle zur andern zu tragen.

In dieſem Augenblick aber wurde ſothanes Geſtell von dem ſenkrecht fallenden Ballon gleichſam überſtülpt, wie wenn ein Taſchenſpieler einen ſeiner Becher über den andern ſtürzt, und wie ſich nun Graf, der davon nichts wahrnehmen konnte, in Bewegung ſetzen wollte, war das Werk auf einmal ſchwer geworden, und nur mühſam von der Stelle zu bringen.

Aber dieſes Wandeln des Ballons über dem Caſperletheater gewährte ein ſo hochkomiſches Bild, daß das Volk vor Lachen ganz außer ſich gerieth, und in dichten Schwarm der Richtung folgte, welche der Deus in Machina nahm, dem aber bei dem Lärm, der ihn von außen umtobte, und bei der Unmöglichkeit zu ſehen,

wohin er die Schritte lenkte, nichts weniger als wohl zu Muthe war. —

„Gott sei Dank! Ich hätt' es nicht fünf Minuten länger ausgehalten!“ rief, tief Odem schöpfend, die junge Dame am Arm ihres Gefährten, und steuerte nach dem Raum hin, der am mindesten menschenvoll erschien.

Da stürzte ihr und ihrem Begleiter der Pyrotechniker entgegen, gefolgt von seinem Gehülfen — schier odemlos beide — es galt, das Dasein ihres Luftballons zu retten. So müssen oft die besten Aerzte rennen, und sich außer Odem laufen, oder ihr Liebstes verlassen, oft um nicht mehr und nicht weniger, als um das Leben eines aufgeblasenen Bovists zu fristen, den soeben die letzte Feuerluft, die ihn füllte, sich in stinkendes Stickstoffgas verwandelt, — und jene hatten so viel hastige Eile, daß sie nicht wahrnehmen konnten, wie der junge Mann, den sie mit seiner Begleiterin fast streiften, sie fest in das Auge faßte.

Der dermalige Pyrotechniker trug immer noch, wie er anderwärts zu tragen gewohnt war, einen freilich äußerst abgeschabten altdeutschen Rock, immer noch das altergraue Sammtbarett, hatte noch immer einen fuchsrothen Kinnbart, der ihm so außerordentlich schön zu Gesicht stand, wie alle fuchsrothen Bärte zu Gesicht zu stehen pflegen, hatte noch nächst seiner Nase die große

braune Warze, aus welcher junger Wuchs wie Borſten oder wie Blüthenſtiele des Haarmooſes hervorſtarrte, und hatte noch immer ſtatt ſeiner alten längſt eingebüßten, keine jungen Zähne bekommen.

„Der Student, meiner Treue, wie er leibt und lebt!“ flüſterte der Begleiter der jungen Dame: — „aber dießmal ſcheint ſein Name ſich ſchlecht zu bewähren, ſeine Speculation wird luftſchiffbrüchig. Sein Kumpan und Spießgeſell iſt ja Peter Lorchheim, der Proteus, der vielgeſtaltige.“

Es gewährte ein ungemein komiſches Schauſpiel, das noch dazu den abſonderlichen Vortheil bot, nichts zu koſten, wie nun die Ballonbeſitzer dieſen Ballon von dem Caſperletheater, mit dem dieſer eine ſehr innige Verbindung geſchloſſen, nachjagten, wie ſie dieſe wandelnde Maſchine feſtzuhalten und loszumachen ſuchten, während die bewegende innere Kraft ſich mühte, vorwärts und aus dem Bereiche des Getöſes zu gelangen. Es ging da, wie es immer geht, wenn Einer Hott und Wiehſt ruft, und der Andre Hüf! — in Staaten, Kirchen, Schulen und im gemeinen Leben — es ſtockt allenden, bis die Sache einen tüchtigen Riß bekommt, leider unheilbarer, wie der eines Luftballons. —

Der Puppenſpieler hatte die Rolle, die er jetzt ſpielte, nach gerade ſatt, ſtand ſtill, ſchlüpfte aus ſeiner Leinwand hervor, und trat alsbald kerzengerade, wie

er war, in Hemdärmeln, erhitzt und ſchweiſstriefend mitten durch die Papierwand des Ballons, die mit mächtigem Riß von oben bis unten aus einander borſt, heraus an das freundliche Licht des Tages.

Den Pyrotechniker, der ſeinen Ballon ſchon gerettet glaubte, rührte faſt der Schlag vor Schreck.

„Hallunke!“ ſchrie der Student, und fuhr auf Graf ein, ohne ſich die Mühe zu geben, zuvor deſſen markirte Phyſionomie zu ſtudieren.

„Wo iſt ein Hallunke?“ fragte Graf, indem er ſich ironiſch nach allen Seiten umſah, und zugleich ſeine nervigen Fäuſte zum Zuſchlagen geballt, emporhob. „Biſt Du's etwa Student? Iſt die Seifenblaſe Dein? Haſt Du mir dieſes Werk als Nebelkappe auf mein Theater herunter fliegen heißen? Sei gut — morgen will ich Dir Deinen Quark wieder zu kleiſtern.“ Speculation verſchluckte jedes harte Wort, das Gift und Groll auf ſeine Zunge legten — er durfte hier kein Gezänk anheben, das unter der Kameradſchaft übliche Herkommen verbot dieß — Polizei — die überall wachſame, war in der Nähe — ein Wortwechſel — der vorausſichtlich und ohnfehlbar mit Prügeln geendigt hätte — und beide wurden verhaftet — büßten den Erlös vom Reſt des Tages und vom Abend ein.

Man zankte ſich nicht, man ſchlug ſich nicht, man verglich ſich. — Gleiche Brüder, gleiche Kappen.

Der schöne Herr mit der schönen jungen Dame verließ den Schützenplatz, sie ließen hinter sich das Gewimmel, Getümmel und Getrümmel, den Staub und den Rauch, die erhitzten drängenden Volksmassen, die gemeine Welt wie die vornehme. Sie schlugen einen jetzt einsamen Promenadeweg ein, der sich durch Wiesen längs des Stromes von Erlen und Ulmen beschattet, hinzog, und wandelten auf ihm dahin voll Ruhe, voll Eintracht, voll Liebe.

Fern hinter ihnen verschwamm der schwirrende Lärm, [illegible] der Schall der großen Trommeln drang noch einförmig weithin durch das schöne Stromthal, und ein Dampf von zahllosen Bratwurstfeuern zog bläulich an den Bergen hin, sie einschleiernd, wie Höhenrauch.